

Im Dispositiv. Macht, Medium, Wissen

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie
am Fachbereich 2: Philologie/Kulturwissenschaften der
Universität Koblenz-Landau

vorgelegt im Promotionsfach Kulturwissenschaft
am 17.11.2015
von Tanja Gnosa, M.A.
geb. am 26.06.1978 in Bad Kreuznach

Erstgutachter: Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Meyer

Vorwort und Danksagung

Wenn die Foucault-Lektüre einen etwas lehrt, dann ist es wohl die Einsicht, dass Diskursbeiträge nur von genau markierten Positionen aus entstehen können, die geprägt sind durch eine Reihe von Aspekten, auf die man als (vermeintliche) ‚Autorin‘ keinerlei Einfluss hat. Für eine Qualifikationsarbeit wie die hier vorliegende gilt dies sicher in besonderem Maße: Sie konstituiert sich in einer Institution, die, weil in ihr Kräfteverhältnisse sedimentiert sind und auf einem relativ stabilen Niveau bestehen, eine bestimmte Infrastruktur vorgibt, eine Hierarchie impliziert und genau bezeichnete Räume eröffnet, innerhalb derer gehandelt werden kann usw. Dieser Text ist in einem *Machtraum* entstanden. Er hat sich aber auch innerhalb einer diskursiven Ordnung entfaltet, sofern er sich in eine wissenschaftliche Disziplin einfügt, die einen bestimmten Willen zur Wahrheit formuliert, der vorgibt, was überhaupt gesagt werden kann, welche (intertextuellen) Bezugnahmen erlaubt, welche ausgeschlossen sind etc. Dieser Text hat sich in einem *Wissensraum* konstituiert. Zudem hält der Leser ein Buch in Händen, ein mediales Produkt, das präterminiert, dass darin ein Text enthalten ist, der paratextuell gerahmt ist, dessen Materialität die Existenz von Argumentationsstrukturen erlaubt und erfordert usf. Dieser Text – als Text – erscheint in einem *Vermittlungsraum*. Kurz gesagt: Diese Dissertation, die Dispositive zum Thema hat, ist selbst Effekt und Element eines *Dispositivs*, das Wissen, Macht und Medialität vereint. Selbiges gilt, in aller Radikalität, auch für die Subjektivität der Person, deren Namen sie trägt.

Dennoch ist sie nicht nur aus der Agentivität der *monumentalen* Dispositivelemente *Universität*, *Kulturwissenschaft* und *Buch* entstanden, sondern als Resultat performativer Akte, die ‚ich‘ als ihre Verfasserin vollzogen habe. Nun sind diese kaum von den Praktiken anderer Subjekte zu trennen, die das Dispositiv mitkonstituieren und transformieren und die daher auch zur Entstehung dieser Dissertation konstitutiv beigetragen haben. Ihnen allen gilt mein tiefempfundener Dank. Zunächst den Gutachtern, Wolf-Andreas Liebert, der mich mit konstruktiver Kritik, dem nötigen Quentchen Druck und großem Vertrauen von Anfang an begleitet hat, sowie Michael Meyer, der sich ohne zu zögern bereit erklärt hat, sich der Begutachtung der Arbeit zu widmen. Weiterhin danke ich dem Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau am Campus Koblenz, dessen Infrastruktur ich auch da noch nutzen durfte, wo sie mir eigentlich nicht mehr zur Verfügung gestanden hätte, und innerhalb dessen darüber hinaus strukturelle Entscheidungen getroffen und getragen wurden, die mir eine wichtige Perspektive für ‚die Zeit danach‘ eröffnen. Stephanie Justrie und Ikram Beneich aus dem Ada-Lovelace-Projekt haben mir mit tatkräftiger Unterstützung und damit verbundener Arbeitsentlastung zu den entscheidenden Zeiten den Druck ein Stück genommen. Die Kolleginnen und Kollegen ‚vom dritten Stock‘ haben für Ablenkung und Zuspruch gesorgt, die mich über weite Strecken getragen haben. Ohne die Kaffee-

stunden mit Werner Moskopp hätte sich mir Foucaults Philosophie nicht in dieser Tiefe erschlossen; unsere konstruktiv-freundschaftlichen Diskussionen haben mir viel Freude bereitet. Thomas Metten war mir von Beginn an ein Sparringspartner in medientheoretischen Fragen und verdient meinen Dank für seine Bereitschaft, mir seinen Schreibtisch abzutreten. Die Zusammenarbeit mit den Mitgliedern der Gesellschaft für Dialogforschung hat mir besonders eindrückliche – praktische wie theoretische – Erfahrungen ermöglicht, die sicher in die Zwischenräume dieses Textes eingesickert sind. Nicolai Glasenapp gebührt mein Dank für genaues Lesen und hilfreiche Anmerkungen. Melanie Lange danke ich für die teils diffizile Beschäftigung mit Textverarbeitungsprogrammen und die geduldige Formatierung der Arbeit, die mir eine Sorge weniger bereitet hat. Die Schicksalsgenossenschaft mit Susanne Poppe hat meine Arbeitstage buchstäblich versüßt und mir eine neue Freundin beschert. Meinen Eltern danke ich für ihre Geduld und ihr unerschütterliches Vertrauen in meine Fähigkeiten. Mein Bruder hat mich mit seinem Interesse an meiner Arbeit, einer ganz anderen disziplinären ‚Brille‘ und seinem allzeit offenen Ohr – wie immer – unterstützt, dafür bin ich ihm sehr dankbar.

Vor allen anderen gilt mein Dank aber Alexander Tibo, ohne dessen Liebe, Zuwendung, praktische Entlastung, Interesse, Sachverstand und Kritik diese Arbeit nicht vorliegen würde.

Koblenz, 17.11.2015

Tanja Gnosa

Inhalt

1. Einleitendes: Diskurs, Dispositiv, Medium.....	9
2. Diskurs, Wissen, Wahrheit (Archäologie).....	17
2.1 Identität des Diskurses – Identität der Aussage.....	19
2.1.1 Diskurs.....	20
2.1.2 Archäologie.....	22
2.1.3 Aussage.....	24
2.2 Gegenstände des Diskurses und Referentiale der Aussagen.....	28
2.3 Subjekte des Diskurses und ihre Position(en) in der Aussage.....	33
2.4 Begriffe des Diskurses und Aussagekoexistenz.....	36
2.5 Theoretische Wahl und Materialität der Aussage.....	39
2.6 Felder des Wissens.....	42
2.6.1 Diskursive Formation, Diskurs, Aussage.....	42
2.6.2 Episteme, Archiv und historische(s) Apriori(s).....	52
3. Von der Archäologie zur Genealogie.....	67
4. Institution, Macht, Strategie (Genealogie).....	79
4.1 Machtanalytische Schriften.....	81
4.1.1 Überwachen und Strafen.....	82
4.1.2 Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen.....	92
4.2 Materialität von Macht (Körper und Diskurs).....	97
4.2.1 Manifestationen der Macht (Effekte und Instrumente)	98
4.2.2 Techniken der Macht (Überwachung, Sanktion und Prüfung/Geständnis).....	104
4.3 Produktivität von Macht (Wissen und Subjekt).....	111
4.3.1 Die Produktion von Wissen.....	113
4.3.2 Die Produktion von Subjekten.....	120
4.4 Strategien der Macht.....	128
4.4.1 Widerstand und Subjekt.....	128
4.4.2 Strategie und Taktiken.....	134
4.5 Felder der Macht.....	142
4.5.1 Institution.....	143
4.5.2 Diagramm.....	147
4.5.3 Strategische(s) Apriori(s).....	150
4.5.4 Arsenal.....	153
4.5.5 Strategeme.....	155

5. Dispositiv I: Wissen und Macht.....	159
5.1 Identität der Dispositive.....	160
5.2 Im Dispositiv: Institutionen und Diskurse.....	171
6. (Medien-)Dispositivkonzepte: Anschlüsse an Foucault?	183
6.1 Giorgio Agamben: Was ist ein Dispositiv?.....	184
6.2 Jean-François Lyotard: Libidodispositive.....	187
6.3 Jean-Louis Baudry: Dispositiv und Basisapparat.....	196
6.4 Mediendispositiv(e).....	211
6.4.1 Dispositive des Filmischen.....	212
6.4.1.1 Apparatusdebatte in Frankreich.....	212
6.4.1.2 Erste deutsche Anschlüsse.....	215
6.4.1.3 Apparatusdebatte in England/USA.....	217
6.4.1.4 Der Status des Medialen in der Apparatusdebatte.....	219
6.4.2 Dispositive des Kinos, des Fernsehens, der DVD.....	221
6.4.2.1 Übergang vom Kino zum Heimkino.....	221
6.4.2.2 Das Fernseh-Dispositiv.....	224
6.4.2.3 Das (ästhetische) DVD-Dispositiv.....	229
6.5 Medien als Dispositive?.....	236
7. Medium, Medien, Medialität.....	243
7.1 Medienkonzeptionen.....	244
7.1.1 Medien als Werkzeuge oder Kanäle: Medienmarginalismus.....	245
7.1.2 Medien als Techniken: Mediengenerativismus.....	248
7.1.2.1 Marshall McLuhan: Medien als Ausweitungen des Menschen.....	248
7.1.2.2 Friedrich Kittler: Medienapriori als Technikapriori.....	257
7.1.2.3 Kurzschlüsse bei McLuhan und Kittler.....	264
7.1.3 Medialität: Verfahren der Medien	266
7.1.3.1 Ludwig Jäger: Transkriptivität oder Wann sind Medien?.....	266
7.1.3.2 Sybille Krämer: Medien als Spuren und Boten.....	274
7.2 Felder des Medialen.....	282
7.2.1 Medium.....	283
7.2.2 Mediale(s) Apriori(s).....	289
7.2.3 Mediale Formation.....	293
7.2.4 Depot.....	295
7.2.5 Medieme.....	297

8. Dispositiv II: Diskurs, Institution, Medium.....	301
8.1 Foucaults blinder Fleck: Mediales im Dispositiv.....	301
8.1.1 Medien als Modelle.....	303
8.1.2 Aussagen über Medien.....	307
8.1.3 Überkreuzungen von Wissen, Macht und Medien.....	314
8.1.4 Foucault und die Medien(wissenschaft).....	318
8.2 Im Dispositiv: Medien, Institutionen und Diskurse.....	320
9. Fazit.....	331
10. Literaturverzeichnis.....	351
Abkürzungen.....	351
Quellen.....	352

1. Einleitendes: Diskurs, Dispositiv, Medium¹

Michel Foucault ist einer der meistzitierten Autoren der Gegenwart. Insbesondere Begriffe wie *Diskurs*, *Archäologie*, *Gouvernementalität* und *Dispositiv* aus Foucaults sprichwörtlich gewordener „Werkzeugkiste“² weisen eine ebenso reiche wie heterogene Rezeptionsgeschichte auf, die sich über so unterschiedliche Disziplinen wie die Geschichtswissenschaft, die Soziologie, die Medienwissenschaft, die Pädagogik, die Politikwissenschaft, die Literaturwissenschaft, die Philosophie, die Linguistik und viele andere mehr erstreckt. Foucaults Werk könnte daher schon allein aufgrund seiner Anschlussfähigkeit als *kulturwissenschaftliches Œuvre par excellence* gelten; es bietet die notwendige (disziplinäre) Offenheit und stellt integrative Konzepte für die Kulturwissenschaft bereit. Bei näherem Hinsehen lässt sich allerdings feststellen, dass vor allem eine durch Disziplinengrenzen und -logiken bestimmte Inblicknahme seiner Konzepte vorzuherrschen scheint, deren Ausdifferenziertheit und Unübersichtlichkeit von der Existenz innerdisziplinärer Paradigmenunterschiede noch verschärft wird. Die Chance, das kulturwissenschaftliche Potenzial von Diskursanalyse und Machtanalytik Foucaultscher Provenienz auszuschöpfen, wird von derartigen Vereinnahmungen daher in der Regel vertan, grundlegende Überzeugungen Foucaults nicht selten deformiert. Hinzu kommt eine Schwierigkeit, die die Abgrenzung der oben genannten ‚Großbegriffe‘ betrifft: Sie wurden und werden nicht bloß von Foucault verwendet. So darf wohl Jürgen Habermas’ Diskurskonzept zumindest für den deutschsprachigen Raum als ebenso prominent gelten wie Foucaults, und auch im alltagssprachlichen Gebrauch findet sich der Begriff im Sinne von ‚Abhandlung‘, ‚Diskussion‘ oder ‚Erörterung‘. Beide haben indes wenig mit dem Gegenstand der *Archäologie des Wissens* zu tun, dem Buch, in dem Foucault seine Diskursauffassung offenzulegen versuchte. Ähnliches gilt für den Dispositivbegriff. Er findet sich bei Gilles Deleuze – inhaltlich noch am nächsten an Foucaults Auffassung –, aber auch bei Jean-François Lyotard, Giorgio Agamben, Jean-Louis Baudry und anderen, und im Französischen handelt es sich bei *dispositif* um einen gebräuchlichen Terminus, der soviel wie ‚Einrichtung‘, ‚Vorrichtung‘, ‚Instrument‘ oder auch ‚Mittel‘ bedeutet. Es finden sich daher – trotz expliziter oder impliziter Bezugnahmen auf Foucaults Werk – häufig Amalgamierungen dieser Semantiken, die dann wiederum oft wenig mit dessen grundlegenden Intuitionen zu tun haben. Meist krankten die Ansätze ‚nach Foucault‘ vor allem an einer unzureichenden Lektüre von dessen Texten, welche bloß ausschnittshaft kaum in ihrer Geltung erfasst werden können. Insbesondere die seinem Werk häufig konstatierten ‚Wenden‘ – etwa methodologisch von der Archäologie zur Genealogie zur Ethik oder gegenständlich vom Diskurs zum Dispositiv zum Subjekt – erschweren nämlich

1 In der Folge nutze ich die neue deutsche Rechtschreibung und habe auch ältere Zitate hinsichtlich der ß-Schreibung angepasst. Auf eine gendergerechte Schreibweise wird zugunsten besserer Lesbarkeit verzichtet; die jeweils weibliche Form ist aber ausdrücklich mitgemeint.

2 So etwa in DeE III, 550.

eine einheitliche Lesart. Dies gilt insbesondere für den Begriff des Dispositivs, der in den vergangenen Jahren die Geltung des noch prominenteren Diskursbegriffs einzuholen scheint.

Der *Dispositiv*-Begriff ist für die vorliegende Arbeit zentral, weil er, so die leitende Intuition, ein *integratives* Potenzial hinsichtlich *kulturkonstitutiver Prozesse von Wissen und Macht* aufweist. Nun findet sich in der Foucault-Forschungslandschaft aber keine in dieser Hinsicht befriedigende Konzeptualisierung: Die Interpreten von Foucaults Dispositivbegriff berufen sich nämlich meist³ nur auf ein kurzes Interview aus der ‚machanalytischen Phase‘, in dem sich eine der insgesamt eher seltenen Definitionen Foucaults findet, beziehen dann aber entweder die stärker ausformulierte Diskurstheorie nicht oder nur rudimentär in ihre Überlegungen mit ein oder marginalisieren im Gegenteil die in der Machtanalytik beleuchteten außerdiskursiven Elemente zu bloßen Diskurskontexten. Demgegenüber ist einerseits zu konstatieren, dass gerade das Diskursdenken nicht bloß einen Ausgangspunkt, sondern eine *Konstante* in Foucaults Schaffen darstellt und sich die später eingeführten Konzepte ohne dessen Kenntnis kaum sinnvoll rezipieren lassen. Andererseits sind Diskurse, soviel sei vorweggenommen, ohne den Einbezug ihnen äußerlicher Determinanten eigentlich nicht denkbar. Das führt insbesondere dazu, dass die grundlegende *Interdependenz* und *Reziprozität* verschiedener kultureller Phänomene nur unzureichend in den Blick gerät.⁴ „Im extremsten Fall wird Dispositiv sogar nur noch als Synonym für ‚Phänomenzusammenhang‘ oder ‚Zusammenhang von Faktoren‘ gebraucht, und zwar nahezu beliebiger Faktoren.“⁵ Die folgenden Überlegungen bewegen sich aus diesen Gründen nah am Text Foucaults, aber auch an denen der anderen behandelten Autoren, die teils – möglicherweise ungewohnt – auch in längeren Passagen selbst zur Sprache kommen.

Über Wissen und Macht hinaus, so die hier vertretene Überzeugung, müssen aber auch Prozesse des Medialen in ein Dispositivdenken mit einbezogen werden. Gerade in der Medienwissenschaft existieren bereits seit Mitte der 1970er Jahre Konzepte, die sich den Foucaultschen Dispositivbegriff nutzbar zu machen versuchen – allerdings vornehmlich, indem sie Medien *als* Dispositive zu verstehen vorschlagen, d.h. als Verbindungen diskursiver Elemente mit Machtphänomenen. Der Aspekt des Medialen, die *Eigenlogik von Medien*, wird meist einseitig auf diese Zusammenhänge zurückgeführt; Ansätze, die sie ihrerseits als Bedingungsfaktoren für Macht- und Wissensprozesse modellieren, kommen nahezu gar nicht vor. Der folgende Text ist insofern als Versuch zu verstehen, 1) den Dispositivbegriff ausgehend von Foucaults Diskursdenken so zu rekonstruieren, dass er als Konfiguration von Wissens- und Machtelementen begreiflich wird, in-

3 Eine bemerkenswerte Ausnahme bilden Bührmann/Schneider 2008.

4 Zum Stand der Forschung vgl. die jeweiligen Kapiteleinführungen.

5 Parr/Thiele 2007, 92.

dem 2) die seinen machtanalytischen Schriften innewohnende strukturelle Analogie offengelegt und begrifflich gefasst wird, um dann 3) den Anteil des Medialen am Dispositiv unter Rückgriff auf die Mediendispositiv-Debatte, moderne Medienkonzeptionen sowie Foucaults eigene Äußerungen zu Medien zu bestimmen.

Die Ausführungen beginnen in diesem Sinne im Kapitel *Diskurs, Wissen, Wahrheit (Archäologie)* mit einer gründlichen Lektüre der diskurstheoretischen Fundierungen Foucaults. Ausgehend von der *Archäologie des Wissens* und unter Bezugnahme auf andere (eher) diskurstheoretische Schriften werden Konzepte wie *Aussage, Diskurs* und *Diskursformation* als *positive*, d.h. in ihrer Materialität beobachtbare Phänomene in den Blick genommen, die zusammen das bilden, was in einer ‚Epoche‘ als das *Wissen* einer Kultur verhandelt, transformiert und (unbewusst) *gewusst* wird. Dabei zeigt sich, dass Wissen nicht referenztheoretisch modelliert werden darf, sondern dass man es dabei mit Effekten von Konfigurationen von Aussagen zu tun hat, die – einigermaßen kontingent – kulturelle Geltung erlangen. Die Geltung von Aussagen wird von einer historisch *iterativ* tradierten, d.h. zwar sedimentierten, aber immer wieder performativ infrage gestellten ‚Ordnung‘ prädestiniert, die ihrerseits von den konkreten Aussagenkonfigurationen, die aus dem *Archiv* heraus sich konstituieren und als ‚kristallisierte‘ *Aussagenpraktiken* und *Aussagenmonumente* in es eingehen, transformiert wird. Der Begriff des *historischen Aprioris* steht für diesen Traditionszusammenhang gewissermaßen ‚Pate‘ und verweist auf die Abgrenzungsbewegung Foucaults gegenüber Transzendentalienvorstellungen. Die Ausführungen werden dafür plädieren, nicht von einem einzigen solchen Zusammenhang auszugehen, sondern *mehrere* zeitgleiche historische Aprioris anzunehmen, die zusammen den Existenzraum der Formulierung von Wissen, die *Episteme*, bilden. „[W]enn sich Foucault erklärtermaßen einer ‚*Ontologie* unserer selbst‘ verschreibt und also ein ‚Sein‘ trifft, dessen Ordnung er rekonstruiert“⁶, wie Mersch konstatiert, stellt sich hinter jenen Fragen zudem stets und vor allem die Frage nach dem Status des Subjekts. Es nimmt daher in allen Reflexionen einen zentralen Platz ein.

Die Mehrheit der Forschenden ist sich einig, dass einer der angedeuteten ‚Brüche‘ in Foucaults Werk methodologischer Natur ist und sich zwischen der Präferenzierung der *Archäologie* und der *Genealogie* findet. In *Von der Archäologie zur Genealogie* wird genau dieser Übergang thematisiert, der kaum als echter Bruch oder als Wende zu verstehen ist, sondern wohl eher als Verschiebung, die sich aus einigen offenen Problemen ergibt, die im Ausgang der *Archäologie des Wissens* zu konstatieren sind.

Das Kapitel führt hin zur Beschäftigung mit *Institution, Macht, Strategie (Genealogie)*, der Pha-

6 Mersch 1999, 171.

se Foucaults also, aus der der hier fokussierte Dispositivbegriff stammt. Die von Foucault als *Analytik* – und nicht als *Theorie* – bezeichnete Reihe von Untersuchungen, die mit *Überwachen und Strafen* beginnt, wird sich als eine Auseinandersetzung mit Kräfteverhältnissen erweisen, die zwar eine Reihe von allgemeinen Aussagen über Macht enthält, sich aber – man ist geneigt zu vermuten, wegen der ‚schlechten Erfahrungen‘ mit der *Archäologie des Wissens* – definitorischer Wendungen weitgehend enthält. Die Zurückhaltung Foucaults wird indes nicht reproduziert; im Vordergrund der Beschäftigung steht vielmehr, die zentralen Faktoren des Spiels um Kräfteverhältnisse herauszupräparieren, die in seinen Studien eher implizit zutage treten. Es sind dies die grundlegende *Materialität* und *Produktivität* von Macht sowie die *Strategien*, die ihr innewohnen. Die Beschäftigung damit führt zur Einsicht, dass Foucaults *Macht*denken eine Reihe struktureller Analogien zu seinem *Diskurs*denken aufweist, die sich über Foucault hinaus, aber durchaus analog zu den für die Diskurstheorie zu konstatierenden *Feldern des Wissens* als *Felder der Macht* in Begriffen von *Institution*, *Diagramm*, *Arsenal*, *strategischen Aprioris* und *Strategeme* modellieren lassen. Sie sind fundiert in (positiven) Machtpraktiken und -monumenten, die – ebenso wie Aussagenpraktiken und -monumente – Subjektivierungseffekte aufweisen.

Erst auf Basis dieser begrifflichen Neuordnung ist es dann sinnvoll, den *Dispositiv-* als *Integrationsbegriff* in den Blick zu nehmen: Das Kapitel *Dispositiv I: Wissen und Macht* geht zunächst von einer Analyse der Begriffsverwendungen aus, die sich in Foucaults Œuvre finden lassen, und bezieht dabei auch die einzige *Definition* des Begriffs, die eine breite Rezeption gefunden hat, in die Reflexion mit ein. Dabei erweist sich Foucaults häufig indifferenter Gebrauch, der wohl vornehmlich für die teils sehr unterschiedliche, meist aber (unzulässig) globale Konzeptualisierung im Anschluss an seine Auffassung verantwortlich ist, einerseits als Teil seiner Argumentationsstrategie, andererseits als Folge seiner Ablehnung einer theoretischen Fundierung der Machtanalytik. Mit Hilfe der im vorhergehenden Kapitel formulierten Feldern der Macht und unter Einbezug der in der Diskurstheorie formulierten Felder des Wissens lässt sich aber in einem zweiten Schritt in präzisierender Wendung Foucaults das Dispositiv als *chronotopischer Existenzraum* beschreiben, innerhalb dessen die Konfiguration diskursiver und institutioneller Praktiken und Monumente zu Diskursen bzw. zu Institutionen als *reziproker Prozess* erkennbar wird, d.h. als *unabschließbare Iteration* archivierter bzw. arsenalisierter ‚Inhalte‘, die sich nach Maßgabe einer gesellschaftlich-kulturellen *urgence* zu relativ stabilen, gleichwohl in ständiger Transformation befindlichen Konstellationen formieren. Die *urgence* oder ‚Anforderung‘, die Foucault zufolge der Bildung von Dispositiven in der Regel vorausgeht, ist stets auf die *Subjektivierung* von Individuen ausgerichtet, die – hineingestellt in institutionelle Macht- und diskursive Wissensmonu-

mente, Macht- bzw. Wissenspraktiken vollziehend oder erfahrend – verschiedene Status *verkörpern*, insofern sie kulturelle Teilhabe begehren bzw. jener *qua* Zwang unterworfen werden.

Im Kapitel *(Medien-)Dispositivkonzepte: Anschlüsse an Foucault?* wird das so entwickelte Dispositiv-Verständnis dann ins Verhältnis zu anderen Konzeptionen gestellt. Einschlägig erweisen sich hier zunächst sowohl Jean-François Lyotards *Libidodispositive* als auch Giorgio Agambens jüngere Dispositivkonzeption. Beide beschreiben – mehr oder weniger ausführlich – *mediale* Dispositive, wobei allerdings keine spezifisch medientheoretische Perspektive eingenommen wird, sondern eher ästhetisch-künstlerische ‚Schaltpläne‘ in den Blick geraten (Lyotard) bzw. für das digitale (Medien-)Zeitalter ein ‚Wuchern‘ der Dispositive konstatiert wird (Agamben). Ihre Ansätze verweisen (jedoch eher implizit) auf die grundlegende Verknüpfung medialer Logiken mit diskursiven und institutionellen Phänomenen, darauf also, dass die kulturstiftende Rolle von Dispositiven ausschließlich anhand von Institutionen und Diskursen bzw. Macht und Wissen ohne einen grundlegenden Einfluss *medialer Vermittlungsprozesse* kaum ausreichend zu begründen ist. Allerdings fokussieren Mediendispositiv-Theoretiker wie Jean-Louis Baudry, auf dessen Dispositivbegriff sich nahezu alle zeitgenössischen Beiträge beziehen, weniger die medialen Anteile des Dispositivs, sondern versuchen vielmehr unter Rückgriff auf medienkritische und psychoanalytische Ansätze zunächst das Kino, in der Nachfolge dann potenziell alle (technischen) Medien *als* Dispositive beschreibbar zu machen. Daraus entspinnt sich in den 1970er und 80er Jahren in Frankreich, England und den USA ein als *Apparatusdebatte* bezeichneter Diskurszusammenhang, dessen Ausläufer erst in den 1990er Jahren nach Deutschland gelangen, und der hierzulande wohl am prominentesten von Knut Hickethier weiterentwickelt wurde. Zentrale Stränge der Debatte sowie Hickethiers Übertragung auf das Medium Fernsehen werden ebenso reflektiert wie Jan Distelmeyers eher ästhetisch orientierter Vorschlag, ein DVD-/Blu-ray-Dispositiv anzunehmen. Während die Apparatus-theoretiker sich vornehmlich (wenn auch teils nur implizit) auf Baudrys Überlegungen stützen und deren Leerstellen zu füllen versuchen, berufen sich die deutschen Mediendispositiv-Vertreter explizit – inklusive der oben angedeuteten Schwierigkeiten – auf Foucaults Konzeption. Beim ‚Eintritt‘ der Medien in die Dispositivdebatte entstehen daher eine Reihe von Problemen: Zunächst weisen einige Autoren eine Lesart des Dispositivs aus, die die Komplexität und Variabilität von Dispositiven, die von Foucault stets betont wurden und die auch zentral für das hier entwickelte Dispositiv-Verständnis sind, nicht angemessen berücksichtigt. Zudem sprechen die meisten Theoretiker von Medien-Dispositiven, ohne ihrerseits den zugrunde gelegten Medienbegriff explizit zu reflektieren. Das führt dazu, dass vor allem „[z]wei Aspekte der medienwissenschaftlichen Rezeption des Dispositivbegriffs kritisch zu hinterfragen

[bleiben]“⁷: Erstens stellt sich die Frage, so Rolf Parr und Matthias Thiele, ob der Dispositivbegriff nur eingeführt wird, um sich nicht mit dem Diskursbegriff auseinandersetzen zu müssen, und zweitens bleibt ungeklärt

„ob wirklich immer nur die Einzelmedien in toto (einschließlich ihrer ‚Einbettungen‘) mit einigem Recht der Berufung auf den foucaultschen Begriff als mediale Dispositive anzusehen sind, oder ob der Blick nicht verstärkt auch auf die spezifisch medialen Aspekte solcher Dispositive zu lenken ist, die auch schon bei Foucault thematisiert wurden, gerade für aktuelle Mediengesellschaften aber von besonderer Bedeutung sind“⁸.

Eine kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit einem an Foucault angelehnten Dispositivbegriff und dessen Verknüpfung mit medientheoretischen Fragestellungen muss, so die leitende Intuition, diesem Vorschlag von Parr/Thiele folgen, um die aus dem Zusammenwirken von Diskursen, Institutionen und Medien emergierenden kultur- und subjektstiftenden Funktionen von Dispositiven adäquat in den Blick zu nehmen.

Foucaults eigene Überlegungen zu Medien bewegen sich allerdings auf eher fragmentarischem Niveau. Insofern scheint es sinnvoll, in Kapitel *Medium, Medien, Medialität* zunächst einen Überblick über verschiedene Medienkonzeptualisierungen derart zu geben, dass die Ansätze einzelner Vertreter bestimmter Theorietraditionen exemplarisch vorgeführt und auf ihre Anschlussfähigkeit an Foucault sowie ihre Kompatibilität mit dem im ersten Teil erarbeiteten Dispositivverständnis geprüft werden, so dass im zweiten Teil des Kapitels ein eigener Medienbegriff vorgeschlagen werden kann. Daher wird die Bandbreite modernerer Medienbegriffe im Ausgang kommunikations-/informationstheoretischer Ansätze, die insbesondere auf Kommunikationsmodelle Shannonscher Provenienz zurückgehen und Medien als (mehr oder weniger) *neutrale Kanäle* zu verstehen vorschlagen, über mediengenerativistische Ansätze, die Medien als *anthropomorphe Erweiterungen des Menschen* (Marshall McLuhan) ansehen oder als *Techniken*, die in letzter Konsequenz den Menschen buchstäblich aus dem Mediengeschehen ‚wegkürzen‘ (Friedrich Kittler), bis hin zu Medialitätstheorien, die die Entstehung und Fortschreibung *kultureller Semantik als Transkriptionspraxis* modellieren (Ludwig Jäger) bzw. vorschlagen, die *Materialität* des Medialen mit dem *Spurbegriff* zu verstehen, dabei aber die grundlegende Funktion von Medienpraktiken, das *Übertragen*, das sich in der Figur des *Boten* fassen lässt, ebenfalls in den Blick zu nehmen (Sybille Krämer), vorgeführt. Während die informationstheoretischen Ansätze mit ihrer Marginalisierung des kultur- und subjektkonstitutiven Potenzials für eine Modellierung eines Dispositivs, das Medien als konstitutive Faktoren einschließt, ausscheiden, können für die im zweiten Teil des Kapitels erfolgende Formulierung eines *Feldes des Medialen* Teile der ande-

7 Parr/Thiele 2007, 95.

8 Ebd.

ren Konzeptionen fruchtbar gemacht werden. Dabei erweist sich etwa die Einsicht, dass Medien stets mit *Praktiken* verbunden sein müssen, weil sie nur in ihrer Performanz als Medien existieren, als erste Analogie zu den Feldern von Wissen und Macht. Mediale ‚Erzeugnisse‘ wie Filme, Texte, aber auch Symphonieaufführungen oder Performances u.a. können als *Monumente* im Foucaultschen Sinne angesehen werden. Es wird sich daher erweisen, dass auch *Medien* als *Konfigurationen von Praktiken und Monumenten*, die einem ‚Speicher‘ ähnlich dem Archiv oder dem Arsenal, dem *Depot*, entstammen, begriffen und mehrere solcher Konstellationen zu *medialen Formationen* zusammengefasst werden können, die wiederum einerseits einem *medialen Apriori* folgen, andererseits solche Aprioris allererst konstituieren, und die in Gänze die *Medieme* einer Kultur bilden.

Basierend auf dieser (Re-)Formulierung eines Medienbegriffs, der sich an Foucaults Überlegungen anlehnt, werden im Kapitel *Dispositiv II: Diskurs, Institution, Medium* Foucaults Äußerungen zu und über Medien und mediale Phänomene genauer in den Blick genommen. Die wenigen Anthologien, die Texte Foucaults zu(r) Medien(theorie) enthalten, versammeln nämlich auch Schriften, die von Gegenständen handeln, die Foucault selbst kaum als Medien bezeichnet oder verstanden hätte. Ihre Auswahl verweist daher viel deutlicher auf das Medienverständnis ihrer Editoren, als Aufschluss über dasjenige Foucaults zu geben. Daher werden für die an dieser Stelle angestellten Überlegungen einerseits der in zuvor entwickelte Medienbegriff, andererseits auch Texte Foucaults zugrunde gelegt, die nicht Bestandteil der o.a. Sammelbände sind. Dabei wird sich zeigen, dass Foucault durchaus eine gewisse Sensibilität für und Kenntnis von medien-theoretischen Fragestellungen besitzt, die beispielsweise in seinen Betrachtungen zum Spiegel zutage treten. Indes kann von einer elaborierten Medientheorie bei Foucault keine Rede sein. Vielmehr werden Medien meist – ähnlich wie in informationstheoretischen Ansätzen – als mehr oder weniger neutrale Kanäle zur Diskursproduktion und -distribution marginalisiert bzw. in ihrer Einbindung in Machtverhältnisse auf ihre institutionellen Funktionen reduziert. Im zweiten Teil dieses Kapitels wird im Gegensatz dazu vorgeschlagen, *Medien als gleichberechtigte Elemente von Dispositiven* zu verstehen und das Dispositiv-Verständnis, wie es an früherer Stelle entwickelt wurde, dahingehend zu reformulieren, dass Dispositive als Bedingungsgeflechte von Institutionen, Diskursen und Medien begreiflich werden, die historisch kontingente Konkretionen der sozio- bzw. kulturell-anthropologischen Universalien *Wissen*, *Macht* und *Medialität* darstellen. Dabei wird einerseits auf Foucaults eigene Dispositivbeschreibungen zurückgegriffen, deren mediale Anteile sich als konstitutive Elemente erweisen, andererseits lassen sich auch einige der versammelten Mediendispositiv-Konzeptionen in diesem Sinne umdeuten. Am Ende

des Abschnitts steht die Einsicht, dass gerade die Zwischenräume des Dispositivs, der Verknüpfung medialer, institutioneller und diskursiver Elemente für die Widerständigkeit der Subjekte bürgen, deren Praktiken dispositiv-kulturellen Wandel ermöglichen.

2. Diskurs, Wissen, Wahrheit (Archäologie)

Wohl kein anderer Begriff aus Foucaults Denken hat eine so reiche Rezeptionsgeschichte erfahren wie der des Diskurses: Ob historische, sozialwissenschaftliche, linguistische oder literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung – er ist zum Ausgangspunkt für eine Reihe von Diskussionen, Definitionsversuchen und auch Analysen – oder *Analysemethoden* – geworden, die sich an Foucaults Konzepte anlehnen.¹ Sie sind in ihrer Fülle kaum zu erfassen und ringen häufig um Vereinbarkeit mit jeweils unterschiedlichen disziplinären Gegenstandsbereichen, die die im Rahmen des vorliegenden Textes verfolgten Überlegungen meist nicht berühren und Foucaults eigene Überlegungen zugunsten einer disziplinären Vereinnahmung zudem teils deutlich verzerren. Sie werden daher nur insofern in die folgenden Darstellungen mit eingebunden, als sie vermögen, die eigene Rezeption des Foucaultschen Komplexes um Diskurs, Wissen und Wahrheit zu erhellen.

Wie sich nun dem Diskurs nähern? Foucault operiert schließlich durchgängig mit diesem Begriff, und jede Beschäftigung damit muss eine Entscheidung treffen, welche Teile seines Werks für den eigenen Zugang relevant scheinen. Im Folgenden werden zunächst vor allem drei größere Texte zurate gezogen, in denen der Diskurs mehr oder weniger ausschließlich im Vordergrund von Foucaults Reflexion steht.² Als (chronologisch) erste Bearbeitung, die hier thematisiert werden

1 Einen guten Überblick über unterschiedliche disziplinäre Rezeptionsrichtungen und Bearbeitungen bieten etwa Angermüller/Nonhoff/Reisigl/Ziem 2014, aber auch die Beiträge des Sammelbandes *Foucault in den Kulturwissenschaften* (Kammler/Parr 2007) oder auch die entsprechenden Abschnitte im Foucault-Handbuch (Kammler/Parr/Schneider 2008). Erste Ansätze finden sich auch in den eher skizzenhaft anmutenden Beiträgen in Dane/Eßbach/Karpenstein-Eßbach/Makropoulos 1985. Darüber hinaus sind besonders prominente diskursanalytische Anschlüsse im deutschsprachigen Raum v.a. aus der Linguistik zu verzeichnen (etwa bei Warnke 2007a; ders./ Spitzmüller 2008; dies. 2011; Busse/Teubert 2013; S. Jäger 2001 [1993]). Selbstverständlich mangelt es daher auch nicht an begriffsgeschichtlichen Herleitungen des Begriffs. Nachzulesen ist eine solche bspw. bei Warnke 2007b, hier: 3-7 (hier findet sich auch eine Darstellung der Aneignung des Begriffs durch verschiedene Geisteswissenschaften) oder auch in der klarsichtigen (philosophisch-phänomenologischen) Auseinandersetzung bei/in Waldenfels 1991a, hier: 283-284. Waldenfels verweist auch auf die frühe linguistische Verwendung des Begriffs bspw. durch die Sprachphilosophie Humboldts und die Semiotik Morris'). Gemein ist ihnen die Betonung der Vielgestaltigkeit des Begriffs, der ebenso im Französischen wie im Englischen ein aus der Alltagssprache entlehnter Terminus technicus und daher mit einer Reihe von Nebenbedeutungen versehen ist, die insbesondere zur Herstellung eines ‚Dialogischen‘, im Sinne eines wechselseitigen Aushandlungsprozesses tendieren (vgl. ebd.). Diese Bedeutung nimmt auch Habermas in seiner ‚Diskursethik‘ in Auseinandersetzung mit Foucault auf (Habermas 2001 [1981]). Da die Grundannahmen von Habermas und Foucault deutlich divergieren und in weiten Teilen unvereinbar scheinen, soll der Hinweis auf ersteren hier genügen.

2 Zum Problem der Phasierung von Foucaults Werk vgl. bspw. Dreyfus/Rabinow 1987, *passim* oder auch Davidson 2003, 192 sowie Gehring 2004a, 10f. Gehring bezweifelt eine Phasierung, die immer auch bestimmte ‚Brüche‘, in Foucaults Werk konstatiert oder impliziert (in der Regel von der Diskurs- über die Macht- hin zur Subjektanalyse, die dann wiederum mit den (methodologischen) Begriffen Archäologie, Genealogie und Ethik verknüpft werden): „Was in Foucaults Werk jeweils als neu erscheint, hat primär mit der Verlagerung der Gegenstandsfelder zu tun – denn Foucault wechselt mehrfach die Art seiner Gegenstände und entwickelt im Feld neue Begriffe; so erweitert jede neue Diagnose das begriffliche Repertoire“ (ebd., 11). Wenn dem auch zuzustimmen ist, muss mit Foucaults Fülle doch praktisch umgegangen werden: Im vorliegenden Text soll daher versucht werden, mehr oder weniger ‚kumulativ‘, die zentralen Konzepte chronologisch zu fassen, wobei Umakzentuierungen, die von Foucault vorgenommen werden, im Zusammenhang mit dem jeweils aktuellen ‚Gegenstandsfeld‘ vermerkt werden. Dabei soll jedoch weitgehend vermieden werden, den ‚Versuch einer methodologischen Harmonisierung seiner theoretischen Arbeit‘ zu unternehmen, dem „sich Foucault immer wieder zu entziehen“

soll, erscheint 1966 *Die Ordnung der Dinge*. Darin ist angelegt, was in den späteren Publikationen, namentlich der *Archäologie des Wissens* und der Antrittsvorlesung *Die Ordnung des Diskurses*, weiterverfolgt werden sollte: Die Auseinandersetzung mit Diskursen auf Basis der archäologischen Methode. Wie im Untertitel nachzulesen ist, beschäftigt Foucault in der *Ordnung der Dinge* insbesondere eine „Archäologie der Humanwissenschaften“³. Deren erklärtes Ziel ist es, „erkenntnistheoretische Gebilde“ zu identifizieren, die in bestimmten Zeiten und Regionen wirk(t)en, und zwischen denen ein „Netz von Analogien“ herrscht, das man als den „spezifischen epistemologischen Raum einer bestimmten Epoche“⁴ zusammenfassen kann: Ein spezifisches Wissen, dessen Möglichkeit und seine Manifestationen stehen im Zentrum des Interesses dieser Phase. Dieses soll – oder kann – aber nicht so sehr die Form einer kontinuierlichen Wissens- oder Ideengeschichte, nicht jene „eine[r] allgemeinere[n] Rationalität“⁵, die allen Wissenschaften – oder richtiger, allem (möglichen) Wissen – historisch zugrunde läge, annehmen. Vielmehr möchte Foucault einer Art „positive[m] Unbewusste[n] des Wissens“⁶ auf die Spur kommen, das, fundamentaler noch als die (vermeintlich) ‚natürliche‘ Ordnung der (möglichen) Wissensgegenstände selbst, die Bildung eines Wissens über sie – und damit auch ihre Ordnung – ermöglicht. Es geht dabei nicht darum, die transzendentalen, also universalen und ahistorischen Erkenntnismöglichkeiten des Subjekts zu bestimmen; jenes ‚Unbewusste‘ ist zwar kollektiv wirksam, aber historisch und regional begrenzt, es unterliegt einer Transformation, die weder einfach chronologisch noch einfach kausal (i.S. der Suche nach Gründen oder Ursachen, auf die Veränderungen zurückzuführen wären) beschrieben werden kann. Die Untersuchung der ‚archäologischen Ebene des Wissens‘⁷ stellt vielmehr die Frage,

„ob die Individuen, die verantwortlich für den wissenschaftlichen Diskurs sind, nicht in ihrer Situation, ihrer Funktion, ihren perzeptiven Fähigkeiten und in ihren praktischen Möglichkeiten von Bedingungen bestimmt werden, von denen sie beherrscht und überwältigt werden“⁸.

Insofern beschäftigen Foucault hier auch Aspekte, die wenigstens für die Subjektivität jener Individuen, die an einem ‚wissenschaftlichen Diskurs‘ beteiligt sind, konstitutiv sind: Nichts weniger als die jeweils historischen Voraussetzungen für ein Wissen, ein synthetisierendes Wahrnehmen, ein Können und ein Handeln sucht er zu ergründen, wenn er in der *Ordnung der Dinge*

suchte (Kammler 1986, 14). Bezogen auf den Diskurs als Gegenstand schließt sich der Text zunächst Deleuze an, dessen Einschätzung, die vorgängigen Monographien *Die Geburt der Klinik* (GK) und *Wahnsinn und Gesellschaft* (WG) als, was ihren Erkenntnisgegenstand und die zugrundeliegende Methode betrifft, noch heterogene Herangehensweisen zu begreifen, schlüssig erscheint (vgl. Deleuze 2013 [1986], 71ff.).

3 So der Untertitel der *Ordnung der Dinge* (OD); zur archäologischen Methode vgl. unten.

4 Ebd., 11 [Vorwort zur deutschen Ausgabe].

5 OD, 203.

6 Ebd., 11; Hervorhebung i.O.

7 Ebd., 14.

8 Ebd., 15.

mit Hilfe der archäologischen Methode, der, so Foucault, eine „Theorie der diskursiven Praxis“⁹ hinterliegt, „das epistemologische Feld, die *episteme*“¹⁰ für die Renaissance, die Klassik und das moderne Denken zu bestimmen sucht. Diese Episteme beinhaltet, soviel soll als Vorgriff genügen, ein „*historische[s]* Apriori“¹¹, das als Grundlage für mögliche Transformationen zu klären vermag, warum sich bestimmte Dinge aussagen, denken oder wissen lassen – oder eben nicht.

„Dieses Apriori ist das, was in einer bestimmten Epoche in der Erfahrung ein mögliches Wissensfeld abtrennt, die Seinsweise der Gegenstände, die darin erscheinen, definiert, den alltäglichen Blick mit theoretischen Kräften ausstattet und die Bedingungen definiert, in denen man eine Rede über Dinge halten kann, die als wahr anerkannt wird.“¹²

Hier deutet sich bereits eine Unterscheidung an, die für die weiteren Analysen Foucaults immer wichtiger wird: Nicht die Frage nach dem *einen* Wissen, der *einen* Wahrheit stehen in deren Fokus, auch nicht die Bedingungen der Möglichkeit, *Wahres zu sagen*, sondern vielmehr die Bedingungen, die dafür sorgen, dass bestimmte Aussagen *tatsächlich* (als wahre) getroffen werden und andere nicht. Dies hängt, und das ist ein Kern der Rede vom historischen Apriori, von *Wissenssystemen* ab, die nur synchron detektierbar sind. Woraus besteht nun die Episteme einer Kultur zu einer bestimmten Zeit, was sind jene Systeme, von denen hier die Rede ist? Foucault lässt diese Frage mit der eher vagen Rede von ‚Bedingungen‘ in der *Ordnung der Dinge* noch eigenartig offen. Zieht man den kürzeren Text *Antwort auf eine Frage* zurate, eröffnet sich jedoch im Rückblick, was eigentlich untersucht wird, wenn die Wissensfelder der Renaissance, der Klassik und der Moderne beleuchtet werden sollen: Die „Episteme einer Epoche“ wird konstituiert durch „die Abstände, die Distanzen, die Oppositionen, die Differenzen, die Beziehungen ihrer vielfältigen wissenschaftlichen *Diskurse*“¹³. Diskurse und ihre spezifischen Relationen zueinander, ihr Austausch, ihre Opposition, ihre Parallelität und Inkompatibilität machen somit ein Feld des Wissens aus, eine Art Existenzgrund für (zunächst nur) wissenschaftliches Denken, Sagen und Handeln.

2.1 Identität des Diskurses – Identität der Aussage

Foucaults Monographien eignet in weiten Teilen ein weniger streng ‚wissenschaftlicher‘ als häufig allegorischer Aufbau und assoziativer Zugang, eine Oszillation zwischen ‚Präzision und Sug-

9 Ebd., 14.

10 Ebd., 24; Hervorhebung i.O.

11 Ebd., 24; eigene Hervorhebung. Vgl. auch ebd., 204, 261, 298, 453 etc. und in der *Archäologie des Wissens* (AW, 184f.). Der Begriff ist wohl von Husserl übernommen, vgl. beispielsweise Gehring 2004a, 39 oder auch die Anmerkung in Günzel 2006, 110.

12 Ebd., 204.

13 DeE I, 862; eigene Hervorhebung. Was sich hinter dieser eher vagen Rede von ‚Oppositionen‘, ‚Abständen‘ etc. verbirgt, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.

gestion“¹⁴, wie Wolfgang Welsch in seinem gleichnamigen Aufsatz konstatiert, die sich u.a. darin niederschlägt, dass seine empirischen Analysen in weiten Teilen zwar überaus präzise sind, „die Generalthese aber suggeriert wird“¹⁵. Dieser Eindruck entsteht bei der Lektüre von Foucaults Œuvre weniger als beim Versuch, es paraphrasierend oder gar präzisierend zu fassen. Welschs Diagnose gilt auch und vielleicht im besonderen Maße für die diskursanalytischen Schriften, die über weite (Text-)Strecken zwar mit Termini technici wie ‚Diskurs‘ und ‚Aussage‘ umgehen, sie aber (zunächst) nicht definieren. Begriffe bloß *en passant* einzuführen, ist zwar – gerade bei der Beschäftigung mit Foucault – verlockend, weil bequem, aber wenig zielführend, insbesondere, wenn man dem Vorwurf der Offenheit, Vagheit oder gar Indifferenz, die ihm oft – aber nicht immer mit Recht – entgegengebracht wird, entgegenmöchte. Die Darlegungen dieses Kapitels werden daher durch einige einleitende Begriffsklärungen, die sich zunächst bloß auf deren Verwendung in den oben als diskurstheoretisch ausgemachten Schriften beziehen, begonnen.

2.1.1 Diskurs

Wissen und die Möglichkeit, Wahres zu sagen, sind für Foucault an Diskurse gebunden. Wie jedoch ist es formiert, anders formuliert: Was ist nun unter Diskursen zu verstehen, wie sind sie vorzustellen? Sowohl in der *Ordnung der Dinge* als auch im oben zitierten Artikel beschreibt Foucault mit diesem Terminus vorerst wissenschaftliche Disziplinen: So stellt er sich beispielsweise die Frage, wie das Problem der „*Individualisierung der Diskurse*“, also die Beantwortung der Frage, wovon wir sprechen, „wenn wir von *der* Psychiatrie sprechen oder von *der* Medizin, von *der* Grammatik, von *der* Biologie, von *der* Ökonomie“¹⁶, zu lösen sei. Schon hier stellt sich also die Frage nach der Identifikation – oder gar Distinktion – des Phänomens ‚Diskurs‘; eine

14 Welsch 1991.

15 Ebd., 140.

16 DeE I, 860. Folgt man dem Gang der Untersuchung in der *Ordnung der Dinge*, deren deutscher Titel insofern irreführt, als er eine Fokussierung auf die Dinge impliziert, die weder im Text noch im französischen Originaltitel angelegt ist (dieser lautet *Les mots et les choses* – ‚Die Wörter und die Dinge‘), weiter, zeigt sich, dass Foucault insbesondere folgende Frage in den Blick nimmt: Wie sind die Dinge der Welt mit der Sprache verbunden? Die Bestimmung dieses Verhältnisses schafft, so die leitende These des Buches, eine bestimmte historische Disposition des Wissens. Dies spiegelt sich interessanterweise auch auf der Strukturebene des Textes: Jene ‚epistemologischen Programme‘, gehen der Analyse voraus, um im zweiten Teil nachzuweisen, dass sie sich auf der Ebene von (wissenschaftlichen) Theorien zu Sprache, Lebewesen und Arbeit von insgesamt drei ‚Epochen‘, (Renaissance, Klassik, Moderne) wiederfinden lassen. Es scheint demnach eine Metaebene zu existieren, die erkenntnisleitend ist, ohne dass die Selektion der diese Metaebene begründenden Wissensformationen eigens begründet würde. Auch die Zuschreibung von ‚Epochen‘ scheint dem Postulat Foucaults selbst zu widersprechen, bestehende Ordnungen nicht als natürlich gegebene hinzunehmen, sondern ihre Möglichkeitsbedingungen zu hinterfragen. Problematisch wird diese Vorselektion für das archäologische Verfahren dann, wenn sich insbesondere die Wissenschaften, die sich mit der Arbeit befassen, nicht mehr vollständig dem in Anspruch genommenen Zeitraster unterordnen lassen. Foucault begründet ihre „Viskosität“ (OD, 228), d.h. ihren Widerstand gegen Veränderung, dann – mit Vorgriff auf die Idee des Dispositivs – mit ihrer Verknüpfung mit ‚Institutionen‘: „Wahrscheinlich hat sich die Analyse der Reichtümer nicht auf den gleichen Umwegen und nicht im gleichen Rhythmus herausgebildet wie die allgemeine Grammatik oder die Naturgeschichte. Das Nachdenken über das Geld, den Handel und den Warentausch ist mit einer Praxis und mit Institutionen verbunden“ (ebd., 213).

wenigstens praktikable Definition des Begriffs ist damit selbstverständlich noch nicht erfolgt. Erste Anhaltspunkte dafür finden sich jedoch in der *Ordnung der Dinge*. Beschränkt man sich zunächst auf die bereits oben zitierte Textstelle¹⁷, scheinen Diskurse in der Verantwortung von Individuen zu liegen, und sie scheinen mit der Formulierung eines (wissenschaftlichen) Wissens verbunden zu sein. Zudem ist fraglich, ob neben den Individuen auch andere Einflüsse auf den Diskurs bzw. die ihn generierenden Individuen einwirken.

Folgt man dem Argumentationsgang in der *Ordnung der Dinge* weiter, lässt sich nachlesen, dass in der Auffassung der Renaissance auch die Welt der Dinge über einen eigenen Diskurs zu verfügen schien: „Die Welt“, schreibt Foucault, „ist von Zeichen bedeckt“¹⁸, die es zu interpretieren gilt. Dies findet in der Form eines „Kommentar[s]“ statt, der „als zweite[r] Diskurs“¹⁹ jenen ersten der markierten Dinge überlagert. Wie auch immer diese Idee aus heutiger Sicht zu bewerten ist: Diskurse scheinen, dies legt die Verwendung des Begriffs nahe, in einem wie auch immer gearteten Verhältnis zu Zeichen zu stehen; die Rede vom ‚Kommentar‘ legt zudem nahe, dass man es mit *sprachlichen* Formulierungen zu tun hat. Dieser Verdacht erhärtet sich, liest man weiter: „[M]an verlangt nicht von jedem dieser Diskurse, die man interpretiert, das Recht, eine Wahrheit auszusagen, man verlangt von ihm nur die Möglichkeit, über ihn zu *sprechen*.“²⁰ Noch deutlicher zeigt sich dies, wenn Foucault im Zusammenhang mit der Untersuchung des Übergangs von der Renaissance zur Klassik formuliert: „Der Diskurs wird zwar die Aufgabe haben zu sagen, was ist, aber er wird nichts anderes mehr sein, als was er sagt.“²¹ Die impliziten Verwendungen des Diskursbegriffs in der *Ordnung der Dinge* ließen sich noch an vielen weiteren Beispielen demonstrieren, doch vorerst soll genügen, was sich aus dem Gezeigten ableiten lässt: Diskurse sind offenbar (größere) Einheiten von Gesagtem, aber keine Gespräche oder Texte; sie gehen zurück auf Individuen, lassen sich aber nicht als Werk identifizieren; sie stehen in einem spezifischen Verhältnis zu Zeichen, sind aber kein Zeichensystem; sie verweisen auf ein Feld, das außerhalb ihrer eigenen Ordnung liegt, ihre Gegenstände sind ihnen aber nicht präexistent; sie sind mit einem Wissen verbunden, ohne dass dieses als einfache Voraussetzung für sie zu gelten hat. Wie lassen sich Diskurse also eindeutig voneinander – und von anderen Einheiten – abgrenzen? An genau diesen Punkten setzt Foucault an, wenn er an den Anfang seines wohl ‚definitivsten‘ Werks, der *Archäologie des Wissens*, den Versuch stellt, Diskurse zu identifizieren.

17 Die Frage, „ob die Individuen, die verantwortlich für den wissenschaftlichen Diskurs sind, nicht in ihrer Situation, ihrer Funktion, ihren perzeptiven Fähigkeiten und in ihren praktischen Möglichkeiten von Bedingungen bestimmt werden, von denen sie beherrscht und überwältigt werden“ (ebd., 15).

18 Ebd., 63.

19 Ebd., 72.

20 Ebd., 73; eigene Hervorhebung.

21 Ebd., 75.

2.1.2 Archäologie

Zunächst steht indes die Frage nach der Archäologie im Fokus: Foucaults Untersuchungen liegen – denn es sind stets diachrone, historische Untersuchungen – nämlich bestimmte theoretische Grundannahmen zugrunde, die er mit dem Begriff der „Archäologie“²² umreißt, und die sich, knapp formuliert, insbesondere gegen eine Historik richten, die Geschichte als Folge linearer, einfach kausaler und sukzessive sich entwickelnder Inhalte begreift, sie also mit Konzepten wie „Tradition“, „Einfluss“, „Entwicklung und Evolution“²³ in *kontinuierlichen* Begriffen beschreibt. Im Rahmen und als Folge dieser ‚Kontinuitätsprämisse‘ wurden Brüche, geschichtliche Zäsuren, plötzlich auftretende Ereignisse und auch Zufälle „durch die Analyse umgangen, reduziert und ausgelöscht [...], damit die Kontinuität der Ereignisse erscheinen konnte“²⁴ – mit der Konsequenz, dass die umwälzenden Veränderungen von Wissensordnungen, die Foucault beispielsweise in der *Ordnung der Dinge* im Zusammenhang mit der Entstehung der Humanwissenschaften beschreibt und infolge derer der Mensch zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses werden konnte, nicht erfasst werden können.²⁵ Soll der Wandel nicht mit einer linearen Entwicklung, sondern einem schöpferischen Subjekt erklärt werden, dann, so Foucault, bekommt das Problem

22 Foucault selbst thematisiert ihn in einer Reihe seiner Werke; seine Fassung scheint im Verlauf seines Werks einem Wandel zu unterliegen. An diesem Punkt der Untersuchung sollen folgende Ansätze, die den im Zusammenhang mit dem Diskursbegriff relevanten Werken entnommen sind, genügen: So ist in der *Ordnung der Dinge* zu lesen, dass die „Archäologie [...] Systeme der Gleichzeitigkeit“ definiert und damit „Konfigurationen“ im „Raum der Gelehrsamkeit“, „die den verschiedenen Formen der empirischen Erkenntnis Raum gegeben haben“ untersucht (ebd., 25). Im Text *Antwort auf eine Frage*, der wohl als Spezifikation der eher impliziten Bestimmungen der Ordnung der Dinge zu verstehen ist, liest man den eher polemischen Kommentar: „Eine *Archäologie* jedoch bedeutet, wie der Name nur allzu offensichtlich besagt, die Beschreibung des *Archivs*“ (DeE I, 869; Hervorhebung i.O.). Ähnliches in der *Archäologie des Wissens*: „Die Archäologie beschreibt die Diskurse als spezifizierte Praktiken im Element des Archivs“ (AW, 190. Der Begriff des Archivs wird im Rahmen dieser Rekonstruktion noch thematisch, vgl. dazu Kapitel 2.6.2). Vgl. dazu weiterhin neben den einschlägigen Texten Foucaults, als deren (ausdrücklicher) Anfangspunkt wohl *Die Geburt der Klinik* zu gelten hat, die die Archäologie im Untertitel trägt (GK) und zu denen zudem OD und AW sowie einige kleinere Aufsätze und Interviews zu zählen sind (*Vorwort (zu Wahnsinn und Gesellschaft)* (DeE I, 223-237), *Die Prosa der Welt* (DeE I, 622-644), *Die Ordnung der Dinge* (DeE I, 644-652), *Über verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben* (DeE I, 750-769), *Wer sind Sie, Professor Foucault?* (DeE I, 770-793), *Antwort auf eine Frage* (DeE I, 859-886), *Über die Archäologie der Wissenschaften* (DeE I, 887-931), *Michel Foucault erklärt sein jüngstes Buch* (DeE I, 980-991), *Die Geburt einer Welt* (DeE I, 999-1003). Zudem: *Vorwort zur englischen Ausgabe (der Ordnung der Dinge)* (DeE II, 9-16), *Die Situation Cuviers in der Geschichte der Biologie (Vortrag)* (DeE II, 37-82), *Gespräch mit Michel Foucault* (DeE II, 191-211). Diese Auswahl beschränkt sich auf die Texte Foucaults, die sich a) inhaltlich mit der Methode der Archäologie auseinandersetzen und die b) m.E. keine größeren Revisionen im Verhältnis zu den in den genannten Monographien geäußerten Auffassungen darstellen. Sie stammen daher naturgemäß aus der Zeit, in der Foucault die o.g. Schriften publizierte. Auch in den späteren Phasen finden sich selbstverständlich Aussagen Foucaults zu dieser Methode der Geschichtsschreibung, auch (in chronologischer Reihenfolge): Zimmerli 1985; Deleuze 2013 [1986]; Kammler 1986; Dreyfus/Rabinow 1987; Davidson 2003; Gehring 2004a sowie die Einträge zum Lemma „Archäologie“ in Ruoff 2009, 67-70 und Ebeling 2008.

23 AW, 33f.

24 Ebd., 15.

25 Foucault beschreibt diese Veränderungen folgendermaßen: „Vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts existierte der Mensch nicht.“ Das soll natürlich nicht heißen, dass das Wesen, das wir heute als ‚Mensch‘, der wissenschaftlichen Untersuchung zuführen, substanzial nicht existierte, sondern vielmehr, dass es „kein erkenntnistheoretisches Bewusstsein vom Menschen als solchem“ gab (OD, 373).

der Kontinuitätsprämisse nur ein neues Gewand: Jenes des ursprünglichen Subjekts, das in kantianischer Tradition als Ausgangspunkt jedweder Erkenntnis gedacht werden muss. Die moderne Geschichtswissenschaft (und andere) operiert dabei mit Begriffen wie „Mentalität und Geist“²⁶. Foucault schließt: „Aus der historischen Analyse den Diskurs des Kontinuierlichen machen und aus dem menschlichen Bewusstsein das ursprüngliche Subjekt allen Werdens und jeder Anwendung zu machen, das sind die beiden Gesichter ein und desselben Denksystems.“²⁷

Was Foucault in der *Archäologie des Wissens* also versucht, was bereits in seinen früheren Texten angelegt war, ist eine „Entfaltung der Prinzipien und Konsequenzen einer autochthonen Transformation, die sich gerade auf dem Gebiet des historischen Wissens vollzieht“²⁸, und zwar unter „Infragestellung der Teleologien und Totalisierungen“, d.h. unter Zuhilfenahme einer „Methode der Analyse [...], die von jedem Anthropologismus frei ist. Der Boden, auf dem sie ruht, ist der von ihr entdeckte.“²⁹ Seiner Untersuchung soll somit nicht eine auf (inter)subjektiven Transzendentalien oder gar Universalien beruhende Suche nach einem Ursprünglichen zugrunde liegen, auf das realiter Geäußertes als einfache Folge immer zurückzuführen sei.³⁰ Foucault plädiert vielmehr dafür, die Quellen nicht länger als (hermeneutisch) zu interpretierende „Dokumente“ zu verstehen, denen ihre ‚Wahrheit‘ immer schon inskribiert ist, sondern betrachtet sie als „Monumente“³¹, deren Struktur entziffert werden muss, um zu rekonstruieren, was es an Wiederkehrendem und Gemeinsamem gibt, wie dieses in Beziehung zu anderen Einheiten zu setzen ist etc., um schließlich „Tableaus“³² von (verschiedenen) Serien zu erstellen. Er versucht so, die einfach kontinuierlichen, linear verlaufenden Entwicklungskonzepte durch eine Betrachtung von „Diskontinuität“³³ zu ersetzen (aus der dann potenziell Kontinuität allererst erwachsen kann). Dazu sollen im Zuge der archäologischen Methode zunächst (inhaltliche, thematische, kontinuierliche o.ä.) Untersuchungsgebiete angenommen werden. Wie aber solche Gebiete begrenzen? Anhand welcher Kriterien sie individualisieren? Oder, anders formuliert: Welche Monumente sollen wie zu Diskursen gruppiert werden? Foucault konstatiert, dass sich der archäologischen Analyse die inneren Gesetze der gesuchten Felder im Laufe ihrer Untersuchung schon erschlie-

26 AW, 34.

27 Ebd., 23.

28 Ebd., 27.

29 Ebd., 28.

30 Vgl. ebd., 39f.

31 Ebd., 15; Hervorhebung i.O. Vgl. dazu auch Wolfgang Detels Deutung, der konstatiert, dass die „Archäologie des Wissens [...] die historischen Zeugnisse vielmehr als *stumme Zeugen* [versteht] – als archäologische Monumente, die sich gerade dadurch von den Dokumenten unterscheiden, dass ihre Urheber unbekannt und für ihr Verständnis irrelevant sind“ (Detel 2003, 181). Dass dies keine Marginalisierung des Subjekts als solchem darstellt, betont Foucault an einigen Stellen. Vgl. dazu auch die folgenden Ausführungen, insbesondere Kapitel 2.3.

32 AW, 16; Hervorhebung i.O.

33 Ebd., 17.

ßen werden. Im Zuge der Analyse wird nämlich ein Gebiet sichtbar, das „durch die Gesamtheit aller Aussagen (énonces) (ob sie gesprochen oder geschrieben worden sind, spielt dabei keine Rolle) in ihrer Dispersion von Ereignissen und in der Eindringlichkeit, die jedem eignet, konstituiert“³⁴ wird. Die Archäologie orientiert sich also (nahezu positivistisch) an jenem, was als konkrete Aussage *erscheint*, und versucht diese Aussagen als „Ereignisse“ zu fassen, die in einer gewissen Weise „verstreut“³⁵ sind, d.h. eher *diskontinuierliche* als *kontinuierliche* Einheiten³⁶ darstellen. Der Fokus des Foucaultschen Diskurskonzeptes ist damit umrissen: Diskurse sind als Gesamtheiten verstreuter Emanationen von Aussagen zu verstehen. Die Ausgangsfrage bleibt indes offen: Welchen Kriterien sollte deren Zusammenfassung zu einer ‚Gesamtheit‘ nun folgen? Foucault nennt, wiederum in Abgrenzung zu traditionell(er)en Konzepten³⁷, vier mögliche Ansatzpunkte, auf deren Ebenen sich die ‚Formationsregeln‘ eines Diskurses bestimmen lassen: Gegenstände, Subjektpositionen, Begriffe und strategische Wahlen, die innerhalb des Diskurses getroffen werden. Mit jenen Formationsregeln korrelieren die – von Foucault zwar getrennt beschriebenen, im Folgenden jedoch an die Darstellung der Analyse der diskursiven Formation angeschlossenen – ‚Existenzfunktion[en]‘³⁸ von Aussagen. Bevor sie allerdings in den vorliegenden Ausführungen thematisch werden, stellt sich die Frage nach der ‚Aussage‘.

2.1.3 Aussage

Was ist unter einer Aussage zu verstehen? In Abgrenzung zu anderen – ähnlichen – Konzepten

34 Ebd., 41.

35 Ebd., 34.

36 In der *Ordnung der Dinge* hat Foucault genau jene diskontinuierlichen Ereignisse zum Ansatz seiner Untersuchung gemacht: Wie kommt es dazu, dass *plötzlich* nicht mehr das Konzept einer Ähnlichkeit („Die Ähnlichkeit ist nicht mehr die Form des Wissens, sondern eher die Gelegenheit des Irrtums, die Gefahr, der man sich aussetzt, wenn man den schlecht beleuchteten Ort der Konfusionen nicht prüft“ (OD, 83)) als Voraussetzung von Sprachbetrachtung, Untersuchung der Lebewesen und der Reichtümer gilt, sondern vom Modell der Repräsentation verdrängt wird? Welche Bedingungen mussten herrschen, damit letzteres von einer „Metaphysik des Objekts“ und dem (wie er zeigt) komplementären Kritischen Idealismus nach Kant zumindest teilweise ersetzt werden konnte (ebd., 301)? Welche Auswirkungen hatte dies auf die Genese von Wissenschaften wie Linguistik, Biologie und Ökonomie in der Moderne? Hier ist angelegt, was sich auch in der Archäologie des Wissens als erkenntnisleitend erweist: Zu Beginn des Reflektierens über Diskurse werden diese nahezu gleichgestellt mit etablierten wissenschaftlichen Disziplinen. Dass Foucault damit genau von den Einheiten ausgeht, deren voraussetzungslose Identität er doch gerade in Frage stellt, ist ein in dieser Phase ungelöstes (und von Foucault nicht reflektiertes) Problem.

37 Dreyfus/Rabinow fassen die Abwendung von strukturalistischen, phänomenologischen und auch hermeneutischen Annahmen und Methoden folgendermaßen zusammen: „Er [Foucault, T.G.] suchte zu vermeiden - die strukturalistische Analyse, die alle Begriffe der Bedeutung samt und sonders eliminiert und durch ein formales Modell menschlichen Verhaltens als regelgeleitete Transformationen bedeutungsloser Elemente substituiert;
- ebenso das phänomenologische Vorhaben, jede Bedeutung auf die bedeutungstiftende Tätigkeit eines autonomen, transzendentalen Subjekts zurückzuführen;
- schließlich sowohl das Bestreben des Kommentars, die implizite Bedeutung gesellschaftlicher Praktiken abzulesen, als auch das hermeneutische Graben nach einer anderen und tieferen Bedeutung, derer sich die gesellschaftlichen Akteure nur schwach bewusst sind“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 20).

38 AW, 126.

sind Aussagen zunächst einmal als *sprachliche Phänomene* zu begreifen. Daher liegt der Fehlschluss nahe, sie seien in Termini wie „Propositionen“³⁹, „Sätze“⁴⁰ oder „Sprechakte“⁴¹ zu erfassen – sie müssen aber, so Foucault, vielmehr als *tatsächlich Ausgesagtes* verstanden werden, das zwar durchaus Propositionen aufweisen, mit der Einheit des Satzes zusammenfallen oder einen Sprechakt beinhalten *kann*, ohne dass es jedoch mit einer dieser Einheiten in eins fallen *muss*: „Man findet Aussagen ohne legitime propositionelle Struktur; man findet Aussagen dort, wo man keinen Satz erkennen kann; man findet mehr Aussagen, als man Sprechakte isolieren kann.“⁴² Das Spezifikum von Aussagen bewegt sich also auf einer anderen Ebene als jener einer logischen Wahrheitswertfähigkeit, der grammatischen Einheit oder der Intentionalität eines Sprechers, auch wenn Aussagen durchaus sprachlich verfasst sind: „Die Aussageanalyse kann niemals sich auf etwas anderes beziehen als auf gesagte Dinge, auf Sätze, die wirklich ausgesprochen oder geschrieben worden sind, auf Bedeutungselemente, die geschrieben oder artikuliert worden sind.“⁴³

Allerdings finden sich von dieser – auch Foucault selbst vorzuwerfenden – ‚Sprachbesessenheit‘ einige Ausnahmen: So beschreibt er schon in der *Ordnung der Dinge*, dass auch Tabellen oder Matrizen – also die simultan-visuelle Anordnung verschiedener Formulierungen, die damit in räumliche Relationen gesetzt werden – in der Naturgeschichte der ‚Klassik‘ zu den (wissenschaftlichen) Aussagen gehörten.⁴⁴ Diese auf die Idee des ‚Tableaus‘⁴⁵ zurückgehende Ordnung, die sich einerseits der ‚*mathesis*‘⁴⁶, die es erlaubt, die Elemente nach ihren Differenzen und Ähnlichkeiten horizontal zu gruppieren, und andererseits der ‚*taxinomia*‘⁴⁷, die eine vertikale Hierarchie unter den Elementen einrichtet, verdankt, wird von Foucault auch als eben das verstanden: als Ordnung *sprachlicher* Formulierungen. Eigentlich hat man es hier aber mit einem Prinzip zu tun, dass – audiovisuell – Linearität und Simultaneität *verschränkt*. Wie auch immer das Phänomen jedoch modelliert wird, Foucault führt es jedenfalls auf die Einwirkung diskursiver Formationen zurück und, wichtiger noch, beschreibt, dass deren Resultate selbst zu Diskursbestandteilen werden können. Ähnlich ließe sich auch die legendäre Bildbeschreibung der *Las Meninas* lesen, die Foucault an den Anfang der *Ordnung der Dinge* stellt.⁴⁸ Ihre Pointe ist bekanntlich,

39 Ebd., 118.

40 Ebd.

41 Ebd., 119.

42 Ebd., 122.

43 Ebd., 159.

44 Vgl. etwa OD, 194.

45 Ebd., 227.

46 Ebd., 178; Hervorhebung i.O.

47 Ebd., 198; Hervorhebung i.O.

48 Vgl. ebd., 31-45.

dass mit Velázquez' Werk eine präzise Analyse der Auffassung von der Repräsentation vorliegt⁴⁹: Können (und müssen!) dann – insbesondere, wenn man in Rechnung stellt, dass, wie Foucault selbst bemerkt,

„Sprache und Malerei [...] sich zueinander irreduzibel [verhalten]: vergeblich spricht man das aus, was man sieht: das, was man sieht, liegt nie in dem, was man sagt; und vergeblich zeigt man durch Bilder, Metaphern, Vergleiche das, was man zu sagen im Begriff ist. Der Ort, an dem sie erglänzen, ist nicht der, den die Augen freilegen, sondern der, den die syntaktische Abfolge definiert“⁵⁰

– nicht etwa auch Bilder (oder, genauer: Gemälde), die hier deutlich als Eigenwertiges markiert werden, Bestandteile einer diskursiven Formation sein? Foucault bleibt hier unbestimmt – am Ende der *Archäologie des Wissens* spricht er im Zusammenhang mit der Frage, ob es „[a]ndere Archäologien“⁵¹ geben könne, sogar von der Möglichkeit, eine (gesonderte) archäologische Untersuchung des Bildes durchzuführen. Dabei wäre das Ziel zu „untersuchen, ob der Raum, die Entfernung, die Tiefe, die Farbe, das Licht, die Proportionen, die Inhalte, die Umriss in der betrachteten Epoche nicht in einer diskursiven Praxis benannt, geäußert und in Begriffe gefasst worden sind“⁵², ob also eine Übersetzung in sprachlich verfasste Einheiten möglich sei. Auch wenn diese Fassung weiterhin für eine Marginalisierung aller nicht-sprachlichen Medien spricht: Für Foucault steht außer Frage, dass auch die Malerei „von der Positivität eines Wissens völlig durchlaufen“⁵³ wird und damit dem diskursiven Spiel unterliegt. Indes scheint es einen Wandel in Foucaults Auffassung zu geben. So findet sich in einem frühen Text zwar die Annahme, dass „Diskurs und Form[...] sich im Verhältnis zueinander [bewegen]. Aber sie sind keineswegs unabhängig voneinander.“ Genauer hieße das: „Einmal ziehen die Elemente des Diskurses sich als Themen durch die Texte [...]; aber sie gewinnen Gestalt in den plastischen Motiven“⁵⁴. Und doch konstatiert Foucault:

„Der Diskurs ist also nicht die gemeinsame Interpretationsgrundlage aller Erscheinungen einer Kultur. Eine Form erscheinen zu lassen ist keine indirektere (subtilere oder auch naivere) Art, etwas zu sagen. [...] Diskurs und Figur haben jeweils ihre eigene Seinsweise; aber sie unterhalten komplexe, verschachtelte Beziehungen. Ihr wechselseitiges Funktionieren gilt es zu beschreiben.“⁵⁵

Gehring votiert indes sehr deutlich dafür, auch ‚Nicht-Gesagtes‘ als potenziell aussagenartig zu verstehen:

„Es gibt andere Monumente als geschriebene Zeichen im engeren Sinn, und sie lassen sich wahrscheinlich

49 Vgl. etwa Dreyfus/Rabinow 1987, 46-51.

50 Ebd., 38.

51 AW, 274.

52 Ebd., 276.

53 Ebd., 277.

54 Foucault 2013b [1967], 30; Hervorhebung i.O.

55 Ebd., 31; Hervorhebung i.O.

kaum ohne Bezug auf Aussagen, aber doch im Feld der Aussagen gruppieren. Foucault hat Gebäudepläne, Bilder, Fesselungstechniken, Vorkehrungen gegen Kälte und Wärme, Lichtverhältnisse, Registrierungstechnologien ebenso studiert wie die physische Wirkung eines Arrangements von Gemälden im Museum.⁵⁶

Und dennoch bleibt der „blinde Fleck der Beobachtungen des Bibliomanen Foucault“ bestehen: „die mediale Verfasstheit von Kulturtechniken“⁵⁷ wird bei Foucault nicht thematisch; seine Schriftfixierung prägt indes das Denken des Ortes der Aussagen: das Archiv.

Einschränkend lässt sich zudem vermerken, dass die Aussagen, die Foucault in der Reflexion der Diskurse fokussiert, zwar sprachlich (oder vielmehr *schriftlich*) verfasst sind, aber nicht (nur) der Sprachlogik folgen. Auch die Bestimmung als einfache Realisationen von Zeichen, die auf der Ebene der *parole* untersucht werden können, scheidet für Foucault nämlich aus – so zeigt sein prominent gewordenes Beispiel der französischen (Schreibmaschinen-)Tastatur, dass die alleinige Existenz von Zeichen nicht genügt, um eine Aussage möglich zu machen: Erst wenn die Buchstabenfolge „A, Z, E, R, T [...] in einem Lehrbuch für das Schreibmaschineschreiben aufgezählt“⁵⁸ wird, wird sie zu einer Aussage; die Buchstabenanordnung an sich ist – trotz vollwertigem Zeichenstatus – noch keine. Nicht die Beziehung zu anderen Zeichen, nicht ihre Wahrheitswertfähigkeit, grammatische Struktur oder die darin verborgene (durchaus konventionalisierte) Intentionalität eines Sprechers, sondern die Einbindung von Formulierungen in systematische Beziehungen⁵⁹ zu anderen Aussagen (und weiteren Elementen) macht dies möglich. So wird die Aussage zur „Existenzbedingung[]“⁶⁰ für Propositionen, Sprechakte und Syntagmen und nicht umgekehrt:

„Die Aussage ist also nicht eine Struktur [...]; sie ist eine *Existenzfunktion*, die den Zeichen eigen ist und von der ausgehend man dann durch die Analyse oder die Anschauung entscheiden kann, ob sie einen ‚Sinn ergeben‘ oder nicht [vgl. Proposition, T.G.], gemäß welcher Regel sie aufeinanderfolgen und nebeneinanderstehen [vgl. Syntagma, T.G.], wovon sie ein Zeichen sind und welche Art von Akt sich durch ihre (mündliche oder schriftliche) Formulierung bewirkt findet [vgl. Illokution, T.G.]“⁶¹

Aussagen (*énoncés*) sind daher streng zu trennen von Äußerungen oder Formulierungen (*enonciations*): Erstere beschreiben eine „Existenzmodalität“ von Zeichen, letztere stellen eine „lingu-

56 Gehring 2004a, 79.

57 Ernst 2004, 243.

58 AW, 125.

59 Vgl. etwa ebd., 129: „Eine Folge von Zeichen wird zur Aussage unter der Bedingung, dass sie zu ‚etwas anderem‘ [...] eine spezifische Beziehung hat, die sie selbst betrifft, – und nicht ihre Ursache, nicht ihre Elemente.“

60 Ebd., 58.

61 Ebd., 126; eigene Hervorhebung. Gehring vermerkt hierzu explizierend: „Nicht der innere Sinn oder die Bedeutung einer Aussage ist also von Interesse, sondern die Tatsache, dass sie (und wo und wie sie) existiert. Und dass an der bestimmten Stelle, an der man sie vorfand, ausgerechnet *sie* auftauchte und keine andere“ (Gehring 2004a, 57; Hervorhebung i.O.). Vgl. dazu auch Lemke 2005, 323: „Im Gegensatz zu einer strukturalen Analyse untersucht sie [die Archäologie; T.G.] jedoch nicht die allgemeinen und formalen Konstruktionsgesetze von Diskursen, sondern deren historische Existenzbedingungen“.

istische Performanz“ dar – erstere bewegen sich auf der Ebene des Diskurses und folgen seiner Logik, letztere finden sich auf der Ebene der Sprache: Sie „können stets durch die Elemente, die darin vorkommen, und durch die Konstruktionsregeln, die sie verbinden, charakterisiert“ und „stets auf einen Autor bezogen werden“⁶²; ihr Erscheinen, ihre Existenz also, wird erst durch den Modus der Aussage ermöglicht. Äußerungen erhalten daher bloß dann Aussagenstatus, so ließe sich an dieser Stelle als Vorgriff formulieren, wenn sie *kulturelle Relevanz* erhalten.

2.2 Gegenstände des Diskurses und Referentiale der Aussagen

Was zeigt sich also, nimmt man zunächst ein Gebiet von Aussagen an und untersucht es dann auf seine inneren Gesetze? Anders formuliert: Was sind Anhaltspunkte für die Identität diskursiver Konfigurationen? Foucault nennt zunächst die *Gegenstände*, die (weltlichen) Objekte, die von einem Diskurs thematisiert werden können. Diese Bezugnahme ist selbstverständlich nicht als Referenzbeziehung (etwa im Sinne einer ‚Abbildung‘) zu verstehen, Foucault ist kein schlichter Realist. Die im Diskurs thematisierten Gegenstände enthalten auch insofern keinen Hinweis auf die nicht-diskursiven Objekte, auf die sie gleichwohl Bezug nehmen, als sie letztere als etwas (anderes) allererst konstituieren – Foucault zeigt diesen Zusammenhang an vielen Beispielen; prominent sind insbesondere die Untersuchungen der Genese und Transformation von Wahnsinn und Sexualität⁶³. Ebenso wenig enthalten nicht-diskursive Objekte einen Hinweis darauf, wie auf sie Bezug genommen werden kann: Die Welt ist kein offenes Buch, das nur noch gelesen und in Sprache übersetzt zu werden brauchte. So ist der Zusammenhang von Gegenständen und Diskurs höchst eigentümlich: Einerseits können Diskurse zwar als „Praktiken“ gelten, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“⁶⁴, andererseits, so betont Foucault, sind die Gegenstände dem Diskurs – wenn auch nicht sich selbst als referenzierbare Objekte – durchaus prä-existent. Sie hängen nämlich auch von anderen als nur diskursiven Beziehungen ab, sind also neben ihrer Einbettung in ein System von Aussagen auch davon determiniert, wie sie in Beziehungen „zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen“⁶⁵ eingespannt sind. Auf diese „*primären oder wirklichen Beziehungen*“⁶⁶, in welche die Gegenstände hineingestellt sind, lässt sich wiederum *nicht* aus den dann im Diskurs erscheinenden Gegenständen zurückschließen: Der Diskurs um die Evolution enthält beispielsweise keine Hinweise auf die Ausstattung der Laboratorien, die beteiligten Assistenten, die Herkunft und Verwaltung von Forschungs-

62 AW, 155.

63 Vgl. WG, den ersten Teil von *Sexualität und Wahrheit: Der Wille zum Wissen* (WW) etc.

64 AW, 74.

65 Ebd., 69. Zum Begriff der Institution vgl. etwa DeE III, 396.

66 AW, 69; Hervorhebung i.O.

geldern etc. Dennoch bestimmen die primären Beziehungen zunächst das Auftreten von Gegenständen *in* Diskursen.⁶⁷ Der Umgang mit diesen Gegenständen kann von den Subjekten wiederum als eigene Praxis reflektiert werden („*sekundäre[] oder reflexive[] Beziehungen*“⁶⁸). Wichtiger aber noch, darauf weisen insbesondere Dreyfus/Rabinow mit Blick auf Foucaults Darstellung hin, sind die Beziehungen, die über die Gegenstände *zwischen* den Diskursen etabliert werden („Beziehungen, die man eigentlich *diskursiv* nennen kann“⁶⁹). Sie schaffen diskursive Formationen, größere Einheiten, die über Einzeldiskurse hinausgehen, und bestimmen so in Form einer „Praxis“, welche und wie die Gegenstände be- bzw. verhandelbar sind, sie verweisen auf „die Art und Weise, in der diese primären und sekundären Beziehungen durch diskursive Praxis organisiert werden“⁷⁰. Das deutet eine Priorisierung der diskursiven Beziehungen an, die für die diskurstheoretische Phase Foucaults sicherlich auch zu gelten hat; mit Blick auf die Machtanalytik, die sich hier bereits andeutet, lässt sich allerdings konstatieren: Der Prozess ist ein reziproker. Es zeigt sich nämlich, dass Diskurse mitnichten unabhängig von Institutionen (also, in erster, vorsichtiger Annäherung, von primären und sekundären Beziehungen – und möglicherweise noch weiteren Elementen) sind: Das Auftreten von diskursiven Gegenständen und die möglichen Bezugnahmen auf diese Gegenstände (intra- oder interdiskursiv) werden nämlich von Beziehungsbündeln ermöglicht, die außerhalb des Diskurses stehen, andererseits ermöglichen diskursive Beziehungen erst die Auseinandersetzung mit Gegenständen innerhalb ‚wirklicher Beziehungen‘. Auch Deleuze betont gerade diesen Punkt, wenn er konstatiert, dass die Archäologie vor allem

„*diskursive Beziehungen mit nicht-diskursiven Milieus*, die der Gruppe der Aussagen weder innerlich noch äußerlich sind, sondern die Grenze dessen bilden, wovon wir momentan sprechen, den bestimmten Horizont, ohne den weder die Aussagegegenstände erscheinen könnten noch ein solcher Platz im Inneren der Aussage selbst bezeichnet werden könnte“⁷¹,

offenlegt. Konkreter formuliert: Die von Foucault in der *Ordnung der Dinge* beschriebene Wen-

67 Die ‚wirklichen Beziehungen‘ werden somit als eine der (wichtigsten) Existenzbedingungen von Diskursgegenständen gedacht (und genannt). Der Diagnose von Dreyfus/Rabinow (1987, 41), die *Archäologie des Wissens* stelle einen „Versuch zur weitestgehenden Loslösung des Diskurses von seinem gesellschaftlichen Umfeld und zur Entdeckung der Regeln seiner Selbstregulierung“ dar, kann also nur in Teilen zugestimmt werden. Insofern stellt es auch eine Verkürzung dar, wenn Bührmann/Schneider geltend machen: „Nicht die Gegenstände, nicht die Objekte des Denkens (gedacht als das ‚tatsächlich Gegebene‘, als Phänomene ‚an sich‘) initiieren und formieren die darüber geführten Diskurse, sondern umgekehrt: Diskurse produzieren und formen ihre Gegenstände, Objekte, indem sie entlang ‚machtvoller Regeln‘ über sie sprechen, und indem die jeweiligen diskursiven Praktiken bestimmen, was in welchem Diskurs gesprochen, was verschwiegen, was als wahr anerkannt und als falsch verworfen wird“ (Bührmann/Schneider 2013, 27). Wie die hier vorgetragene Argumentationslinie erweisen wird, sind die Gegenstände, die in Diskursen verhandelt werden können, von der Relevanz abhängig, die ihnen innerhalb von Dispositiven zukommt. Vgl. dazu v.a. Kapitel 5.2.

68 AW, 69; Hervorhebung i.O.

69 Ebd.

70 Dreyfus/Rabinow 1987, 88.

71 Deleuze 2013 [1986], 20f.

dung innerhalb der Naturgeschichte der Klassik beispielsweise, die Lebewesen (ihre Gegenstände) nicht mehr wie in der Renaissance anhand der *Ähnlichkeit* ihrer äußeren Merkmale zu beschreiben (und zu kategorisieren), war nicht allein dem Aufkommen des Strukturgedanken zu schulden, sondern stand in einem engen Zusammenhang mit ihrer Anordnung in neuartigen Beobachtungszusammenhängen: „Herbarien, Naturalienkabinette, Gärten“⁷². In der *Ordnung der Dinge* wird der Zusammenhang zwischen diesen neuen Formen der Anordnung der Gegenstände, die außerhalb der Diskurse liegen, und den Diskursen, die diese Anordnung ermöglichen, noch unidirektional gedacht: Die neue Episteme, hier verstanden als Gesamtheit von Diskursen⁷³, ist die Möglichkeitsbedingung für die Entstehung der o.g. „klare[n] Räume“⁷⁴; dass jene Räume selbst zu ‚Existenzbedingungen‘ für diskursive Gegenstände werden, indem sie beispielsweise den Gang der pflanzlichen Fortpflanzung in einem abgrenzbaren Territorium überhaupt erst beobachtbar machen und so neue Gegenstände in die Diskurse einführen können, blendet Foucault in der *Ordnung der Dinge* noch aus. Dies scheint sich in der *Archäologie des Wissens* zu wandeln: An späterer Stelle wird sich zeigen, dass Foucault davon ausgeht, dass Aussagen (und mit ihnen Diskurse, die als Verknüpfungen von Aussagen gelten können) als *Dinge* aufzufassen sind, sich also durch eine eigene, durchaus materielle Existenz auszeichnen. Insofern könnte man die in der Klassik entstandenen ‚klaren Räume‘ auch als Manifestationen der Ordnungskraft des Diskurses – oder eben einfach selbst als *Aussagen* – verstehen.⁷⁵ Aussagen machen Dinge zumindest in anderer, diskursiv determinierter Weise ‚sichtbar‘: So zeigt Foucault für die Naturgeschichte, dass der Strukturgedanke – das Aufgliedern der „natürlichen Wesen“ in „ein[en] Umfang, der vier Variablen unterliegt [...]“: der Form der Elemente; der Quantität dieser Elemente; der Weise, auf die sie im Raum eines in Beziehung zu den anderen verteilt sind; der relativen Größe eines jeden“⁷⁶ – jede Beobachtung von ‚natürlichen Wesen‘ auf diese Variablen reduziert: „Die Struktur gestattet dem Sichtbaren, indem sie es begrenzt und filtrierte, sich in Sprache zu transkribieren. Durch sie geht die Sichtbarkeit des Tiers oder der Pflanze völlig in den Diskurs über, der sie

72 OD, 172.

73 Vgl. zum Begriff der Episteme die Ausführungen in Kapitel 2.6.2. Zunächst soll genügen, Episteme als (epochale) Wissensordnungen zu definieren.

74 Ebd.

75 Deleuze diagnostiziert der *Archäologie des Wissens*, „der Aussage einen radikalen Primat zuzusprechen. Die Zonen der Sichtbarkeit sind nur negativ bezeichnet als ‚nicht-diskursive Formationen‘, die in einem Raum situiert sind, der lediglich das Komplement zu einem Aussagenfeld darstellt. Foucault erklärt, dass es diskursive Beziehungen zwischen der diskursiven Aussage und dem Nichtdiskursiven gebe. Er behauptet jedoch niemals, dass das Nichtdiskursive auf eine Aussage reduzierbar sei, und sei es auch ein Residuum oder eine Illusion. Die Frage des Primats ist wesentlich: die Aussage besitzt den Primat [...]. Niemals jedoch bedeutet der Primat eine Reduktion“ (Deleuze 2013 [1986], 71). Das Primat der Aussage ist indes nicht auf die frühen diskurstheoretischen Schriften beschränkt, sondern zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk Foucaults und wird auch in den meisten Anschlüssen an Foucault tradiert.

76 OD, 176.

aufnimmt.⁷⁷ So zeigt sich das Primat, das der Aussage zukommt, das allerdings wiederum durch den interdependenten Zusammenhang, in dem Aussagen mit (ihren) Objekten stehen, relativiert wird. So lässt sich mit Deleuze zusammenfassen: „[N]ur die Aussagen sind bestimmend und machen sichtbar, obgleich sie etwas anderes sichtbar machen als das, was sie sagen.“⁷⁸

Auf der Ebene der Aussage zeigt sich die Beziehung zu den Gegenständen damit in aller Offenheit. Foucault macht jedoch deutlich, dass man es bei der Relation von Aussagen und Dingen nicht mit einer Art Signifikanten-Signifikat-Beziehung zu tun habe, denn Aussagen können 1) nicht als mit sich selbst identische wiederholt werden (wie dies bei (strukturalistisch gedachten) Zeichen möglich ist) – sie sind *singuläre Ereignisse*, deren materielles Wiedererscheinen nicht genügt, um sie als dieselbe Aussage zu definieren, denn das hängt von spezifischen Beziehungsgefügen ab, in denen die Aussage steht; sie können damit 2) auch nicht als „Anwendungsregeln“⁷⁹ für die Kombination von Zeichen angesehen werden. Auch die Beziehung zwischen Proposition und Referent scheidet zur Identifikation der eigentümlichen Beziehung der Aussage zu ihrem Ausgesagten aus: So beinhaltet der auf Noam Chomsky zurückgehende Satz ‚Farblose grüne Ideen schlafen wütend‘ zwar logisch keine verifizierbare Proposition, weil ihm kein Referent zugeordnet werden kann. Er ist dennoch eine (sinnvolle) Aussage, denn er bewegt sich innerhalb einer „Aussagerelation“⁸⁰, die ihm ein bestimmtes „Korrelat“ verleiht. Dieses Korrelat umfasst – und auch hier deutet sich prospektiv das Machtkonzept schon im Diskursdenken an – die Einbettung einer Aussage in „eine Menge von Gebieten, wo solche Objekte erscheinen können und wo solche Relationen bestimmt werden können“⁸¹. Aussagen also beziehen ihren Sinn nicht aus einer Referenz- oder einer Signifikantenfunktion, sondern aus der Tatsache, dass sie ein „Referential“⁸² *konstituieren*, das Gebiete von „materiellen“ oder „fiktiven Gegenständen“, Gebiete „räumlicher und geographischer Lokalisierungen“⁸³, „symbolischer Zugehörigkeiten und geheimer Verwandtschaften“⁸⁴ ebenso umfasst wie ein „Gebiet von Gegenständen, das einer ganz

77 Ebd., 177.

78 Deleuze 2013 [1986], 96. Dieser Zusammenhang scheint Dreyfus/Rabinow nicht einzuleuchten, denn sie folgern daraus, Foucault behaupte, „der Diskurs vereine das gesamte System der Praktiken, und nur im Rahmen dieser diskursiven Einheit kämen die verschiedenen gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, technologischen und pädagogischen Faktoren zusammen und funktionierten in kohärenter Weise. Diese Behauptung ist verblüffend, weil man hätte glauben können, dass die institutionellen Faktoren bereits kohärent und einheitlich sein müssten, damit sich einheitliche diskursive Praktiken entwickeln könnten, oder zumindest, dass es einiger gemeinsamer kultureller Praktiken bedürfe, die den institutionellen und den diskursiven Praktiken zugrundelägen, damit sich diese beiden Ensembles von Praktiken miteinander verknüpfen“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 91). Die Betrachtungen zur Machtanalytik werden verdeutlichen, dass Foucault durchaus von einem ‚Außerhalb‘ des Diskurses ausgeht (vgl. dazu Kapitel 4).

79 AW, 130. Damit bestreitet Foucault auch ihre Analogie zu grammatischen Regeln.

80 Ebd., 131.

81 Ebd., 132. Vgl. auch den Abschnitt oben zu primären oder wirklichen Beziehungen.

82 Ebd., 133.

83 Ebd., 132.

84 Ebd., 132f.

anderen Gegenwart angehört⁸⁵. Diese Gebiete werden von der Aussage *geschaffen*, sie geht also nicht aus ihnen hervor. Das Korrelat einer Aussage ist vielmehr als eine Art ‚Anordnungsraum‘ zu verstehen, innerhalb dessen sie als Satz oder als Proposition *erscheinen* kann:

„Das Referential der Aussage bildet den Ort, die Bedingung, das Feld des Auftauchens, die Differenzierungsinstanz der Individuen oder der Gegenstände, der Zustände der Dinge und der Relationen, die durch die Aussage selbst ins Spiel gebracht werden; es definiert die Möglichkeiten des Auftauchens und der Abgrenzung dessen, was dem Satz seinen Sinn, der Proposition ihren Wahrheitswert gibt. Diese Gesamtheit charakterisiert das *Aussageniveau* der Formulierung⁸⁶.

Aussagen schaffen Gesamtheiten – und konstituieren damit neben den Objekten, über die gesprochen werden kann, auch Beziehungen zu anderen Aussagen, die ebenfalls über diese Gegenstände sprechen. Gegenstände können daher als Gruppierungsprinzip von Aussagenbündeln, mit hin als Formationsprinzip von Diskursen gelten. Und dennoch liegt eine eigentümliche Schwierigkeit im Versuch, den Diskurs (allein) über die *Gegenstände* oder Themen, die er behandelt, zu identifizieren: Er kann sich zwar auf (ihm prä)existente Gegenstände beziehen, relativiert diese Gegenstände aber eigenständig, schafft ihnen so ‚Gültigkeitsfelder‘ und macht sie damit letztlich erst verhandelbar. Pointierter formuliert Deleuze: Die Aussage „besitzt ein ‚diskursives Objekt‘, das keineswegs in einem intendierten Sachverhalt besteht, sondern sich im Gegenteil von der Aussage selbst herleitet. Es ist ein abgeleitetes Objekt [...]“⁸⁷. Die erste Existenzfunktion der Aussage liegt damit in der Konstitution von ihr eigentümlichen Gebieten, auf denen die Gegenstände als Gegenstände erscheinen und in eine Beziehung zueinander treten können. Anders formuliert: Aussagen *ordnen* die Gegenstände, schaffen so Referentiale, auf die sie sich beziehen können, und gruppieren sich dadurch selbst innerhalb dieser Referentiale als einer ihrer Teile.⁸⁸ Hier zeigt sich erneut die Widersinnigkeit von Foucaults Beschränkung auf die sprachliche Verfasstheit von Aussagen: Es ist nicht einsichtig, warum ein solches Potenzial nicht auch photographischen, filmischen, musikalischen o.a. formierten Aussagen zukommen sollte. So konstituieren etwa die modernen bildgebenden Verfahren in der Medizin auf eine völlig neue Weise die zu behandelnden Gegenstände (etwa Hirntumoren).

85 Ebd., 133.

86 Ebd.; Hervorhebung i.O.

87 Deleuze 2013 [1986], 18.

88 Wie Deleuze betont, sind diese Objekte nicht mit jenen (dennoch wohl nicht unabhängigen?) Gegenständen der ‚Welt‘ zu verwechseln: „[W]enn die Aussage ein Objekt besitzt, dann ist es ein diskursives Objekt, das ihr eigen ist, das nicht dem sichtbaren Objekt isomorph ist“ (ebd., 88). Allerdings hat es einen „*Wirklichkeitswert*“: „Es gibt Aussagen über Erdbeben, Marienerscheinungen, ein Kältegefühl, einen zuckenden Froschschenkel. Alle diese im weitesten Sinne Gegenstände werden ausgesagt“ (Gehring 2004a, 57). Die Aussagenreferentiale (oder Gegenstände der Diskurse) sind aber vor allem im Hinblick auf die Ordnungen des Wahrnehmens und des Wissens konstitutiv; vgl. dazu unten Kapitel 2.6.

2.3 Subjekte des Diskurses und ihre Position(en) in der Aussage

Wie eingangs erwähnt, wendet sich die Archäologie ausdrücklich gegen das Kriterium des transzendentalen Subjekts, dessen Erkenntnisvermögen, Intentionalität oder Kreativität als Grundlage der Identifikation diskursiver Einheiten gelten könnte. So betont Foucault beispielsweise, nicht das ‚Werk‘ eines Autors könne zur Identifikation von Diskursen dienen, denn die Bestimmung eines Werks unterliegt selbst bestimmten Ausschlusskriterien und ist damit nicht als ‚positive‘ diskursive Einheit zu verwenden: Für dessen Identifikation werden auf der Basis dieser Kriterien nämlich etwa Nachlässe wie Einkaufszettel, Geburtstagskarten o.ä. aus dem Werk eines Autors ausgeschlossen.⁸⁹ Diese Abwendung drückt sich auch dann aus, wenn Foucault als zweites Klassifikationskriterium von Diskursen nicht die sprechenden Subjekte (die ‚Autoren‘⁹⁰), sondern die „Äußerungsmodalitäten“⁹¹ in den Blick nimmt.

Diskurse lassen sich also deswegen nicht ausgehend von Subjekten identifizieren, weil Subjekte nicht als Urheber von Diskursen verstanden werden dürfen. Sie sind vielmehr nur „eine/r von vielen die Aussage typischerweise umgebenden *Umständen*“⁹² und geraten so als diskursiv Konstituierte, den Diskurs aber auch ihrerseits Determinierende in den Blick. Andere – nicht näher bezeichnete – Umstände determinieren die Individuen, die bestimmte Aussagen treffen dürfen – wer darf beispielsweise in einem medizinischen Diskurs das Wort ergreifen, wer ist berechtigt, Aussagen zu äußern? Die Legitimation zur Äußerung wahrer Diskurse hängt, so Foucault, nicht von subjektinhärenten Merkmalen ab, sondern ist durch den jeweiligen diskursspezifischen *Status* der sprechenden Subjekte gegeben⁹³; der Diskurs hält gewissermaßen *Positionen* bereit, die Individuen – wenn sie bestimmte Voraussetzungen erfüllen – einnehmen können, um Aussagen zu formulieren. Ebenso verhält es sich mit den „institutionellen *Plätze[n]*“⁹⁴, von denen aus gesprochen wird: So werden beispielsweise Aussagen eines Arztes, der auf einer Dinnerparty über Gesundheit spricht, eine andere (oder gar keine) Geltung im Diskursgefüge haben als jene, die er innerhalb der institutionell vorgesehenen Räume (wie Krankenhaus, Praxis oder Labor) trifft. Auch die im „dokumentarische[n] Feld“⁹⁵, letztlich in (der Form von) *Texten* aufbewahrten Aus-

89 Vgl. AW, 37f.

90 Vgl. zu Foucaults Absage an die Idee des kreativen Autors etwa *Was ist ein Autor?* (Foucault 1999b [1969]).

91 AW, 75; eigene Hervorhebung. Dreyfus/Rabinow analysieren die Abwendung von phänomenologischen, existenzialistischen, psychoanalytischen u.a. Anthropologien im Hinblick auf die drei von Foucault in der *Ordnung der Dinge* konstatierten Doppel „transzendental/empirisch, Cogito/Ungedachtes und Rückzug/Rückkehr des Ursprungs“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 56) und kennzeichnen die „archäologische Methode“ (ebd.) als einen Versuch, diese Doppel zu umgehen. Ob Foucaults Ansinnen nun als gescheitert erklärt werden muss oder nicht: Mit der Diskurstheorie liegt jedenfalls ein Versuch vor, ein neues „Wissen vom Menschen“ (ebd., 68) zu konstituieren. Insofern steht die Analyse der Äußerungsmodalitäten im Zentrum der Archäologie.

92 Gehring 2004a, 57; eigene Hervorhebung.

93 Vgl. AW, 75f.

94 Ebd., 77.

95 Ebd. Darunter sind bspw. (Fach-)Bibliotheken, Archive o.ä. zu verstehen.

sagen besitzen diesen diskursiven Stellenwert und können zur Identifikation von (Einzel-)Diskursen beitragen. Schließlich entscheidet zudem die *Situation* über das „Statut“⁹⁶, die möglichen „Positionen“⁹⁷, die das Subjekt in einem Diskurs einnehmen kann, also die Umstände, innerhalb derer etwas ausgesagt wird: In welchen Beziehungen zu anderen Gruppen und Gegenständen zu einem gegebenen Zeitpunkt an einem gegebenen Ort steht das Subjekt des Diskurses?

Die Variablen von Status, institutionellen Plätzen, dokumentarischem Feld und Situation verweisen auf extradiskursive Umstände, die Foucault in der *Archäologie des Wissens* nicht näher spezifiziert. Es handelt sich dabei wohl um das ‚Ungesagte‘ oder besser ‚Unsagbare‘. Wie genau es und seine Beziehung zum Diskursiven gedacht werden muss, bleibt in der *Archäologie* konsequent unterdeterminiert.⁹⁸ Eins jedoch scheint sicher: Auch Individuen oder Subjekte lassen sich nicht als Urheber von Diskursen – und damit als hinreichendes Kriterium zu ihrer Selektion oder Identifikation – denken. Das bedeutet aber nicht ihre Marginalisierung: „[I]ch habe das Problem des Subjekts nicht ausschließen wollen, sondern die Positionen und Funktionen definieren wollen, die das Subjekt in der Verschiedenheit der Diskurse einnehmen konnte“⁹⁹. Die Abkehr vom stiftenden Subjekt, die bereits in der *Ordnung der Dinge* aufgeworfene Frage nach der Überwältigung der Subjekte durch die Diskurse¹⁰⁰, spitzt sich in der *Archäologie des Wissens* zu und wendet sich in eine Gewissheit, die für Foucaults Subjektdenken nicht folgenlos bleibt: Bei der Untersuchung der Diskurse eröffnet sich nämlich ein „Feld von Regelmäßigkeit für verschiedene Positionen der Subjektivität“, eine „Gesamtheit, worin die Verstreuung des Subjekts und seine Diskontinuität mit sich selbst sich bestimmen können“¹⁰¹. Das Subjekt ist daher mitnichten marginalisiert, es ist nur seiner (in seinen transzendentalen Vermögen begründeten) „Stifterfunktion“¹⁰² beraubt. Mehr noch, es erscheint in der archäologischen Analyse selbst als Gestiftetes, genauer als *diskontinuierlich* Gestiftetes, dessen Subjektivität, dessen Rolle und Funktion von seiner Verteilung im (sich ständig, auch hinsichtlich der Äußerungsmodalitäten, wandelnden) diskursiven Feld abhängt: Man kann also zeigen,

„dass die diskurrierenden Subjekte Teil eines diskursiven Feldes sind – hier finden sie ihren Platz (und ihre Möglichkeiten der Deplatzierung), ihre Funktion (und ihre Möglichkeiten funktioneller Wandlung). Der Dis-

96 Ebd., 75.

97 Ebd., 78.

98 Das ändert sich mit dem Erscheinen von *Überwachen und Strafen* (ÜS) grundlegend: Darin stehen insbesondere die Institutionen und ihre Beziehungen zu Diskursen im Fokus; vgl. dazu Kapitel 4. Die konsequente Ausblendung des Nicht-Diskursiven in der *Archäologie des Wissens*, die dann so plötzlich im Mittelpunkt des Interesses stand, ist sicher verantwortlich für den von der Rezeption gebetsmühlenartig konstatierten ‚Bruch‘ in Foucaults Œuvre.

99 AW, 285.

100 Vgl. OD, 15.

101 AW, 82.

102 Ebd., 23. Vgl. dazu auch Deleuze 2013b [1986], 78ff.

kurs ist nicht der Ort eines Einbruchs purer Subjektivität; er ist für die Subjekte ein Raum differenzierter Positionen und Funktionen¹⁰³.

Auf der Aussageebene zeigt sich wiederum, *wie* solche Subjektpositionen im Detail gestaltet sein können. Wie dargelegt, spielen nicht die Subjekte eine Rolle, um eine diskursive Formation als solche zu bestimmen; Diskurse schaffen vielmehr Subjektpositionen. Selbiges gilt für Aussagen: Nicht alle Aussagen dürfen von allen Subjekten unter allen Umständen getroffen werden, wenn auch höchst unterschiedliche Individuen potenziell dieselbe Subjektposition einnehmen können bzw. ein und dasselbe Individuum potenziell viele verschiedene Subjektpositionen einnehmen kann.¹⁰⁴ Foucault präzisiert das allgemeine Problem des Autorsubjekts am Beispiel des Romans, das erhellen kann, inwiefern die „Dissoziation zwischen dem Sender von Zeichen und dem Subjekt einer Aussage“¹⁰⁵ statthat. So

„haben die Aussagen des Romans nicht dasselbe Subjekt, je nachdem, ob sie wie von außen die historischen und räumlichen Bezugspunkte der erzählten Geschichte abgeben, ob sie die Dinge beschreiben, wie sie vielleicht ein anonymes, unsichtbares und auf magische Weise neutrales Individuum, das unter die Gestalten der Fiktion gemischt ist, sähe, oder ob sie wie durch eine innere und unmittelbare Entzifferung die sprachliche Version dessen geben, was eine Gestalt schweigend verspürt“¹⁰⁶.

In jedem dieser Fälle erhält die getroffene Aussage eine jeweils andere Einbindung in die diskursiven Felder und eröffnet ebenso viele Subjektpositionen. Die Beschränkungen, die innerhalb einer diskursiven Formation mit Blick auf den ‚Autor‘ herrschen, beginnen daher schon auf der Ebene der Aussage: Sie bestehen darin, welchen Bezug die Aussage auf andere Aussagen nimmt, die gleichzeitig existieren; davon, welche Aussagen bereits vorausgesetzt werden können; sie ist zeitlich determiniert; sie setzt eine Reihe von Operationen voraus, auf die zurückgegriffen werden kann.

„Eine Formulierung als Aussage zu beschreiben besteht nicht darin, die Beziehungen zwischen dem Autor und dem, was er gesagt hat [...] zu analysieren; sondern darin, zu bestimmen, welche Position jedes Individuum einnehmen kann und muss, um ihr Subjekt zu sein.“¹⁰⁷

103 DeE I, 867. Wolfgang Ernst pointiert: „Das Subjekt des Autors ist nur bedingt konstitutiv für das, was es schreibt; es ist selbst eine repressive Bündelung von Texten, ein Interferenzphänomen über dem Rauschen der Redeweisen. Bücher sind keine Erfindung des Autors, sondern die Schnittstelle einer gegenwärtigen Epoche und ihrer epistemischen Konfigurationen zur Masse gegebener Texte, in deren Totalität sich zwar ein Subjekt artikuliert, aber nur in Gestalt eines anonymen ‚man‘“ (Ernst 2002, 62). Ernsts hier zum Ausdruck kommende Position einer ‚Medienarchäologie‘ wird in Kapitel 8 kritisiert. Seinen Bemerkungen zum Autor lässt sich daher nur eingeschränkt – unter Absehung von ihren informationstheoretischen Implikationen – zustimmen.

104 Vgl. AW, 136.

105 Ebd., 135.

106 Ebd.

107 Ebd., 139. Die Subjektposition ist daher eine „determinierte“ und „leere Funktion“, so Foucault (ebd., 136), und auch hier ist offenkundig, dass dies auch für andere mediale Formate zutreffen kann: Nicht jeder ist in der Lage, eine malerische o.a. Aussage zu formulieren (man denke nur an die sprichwörtlich ‚brotlose Kunst‘, – die Malerei scheint eine Domäne zu sein, die ihre Subjektpositionen besonders harsch begrenzt).

Anders als auf der (Meso-)Ebene des Diskurses versucht Foucault also auf der (Mikro-)Ebene der Aussage eine rein *innerdiskursive* Begründung der Subjektpositionen, die immer schon von spezifischen Aussagerelationen abhängen (sollen). Die Beziehung zum ‚Ungesagten‘ gerät hier aus dem Blick. Zudem wird pointiert, dass nicht allein die Beziehungen der Aussagen zu anderen Aussagen im Mittelpunkt des Interesses stehen – denn dann wäre man wieder bei einem (subjektlosen) strukturalistischen Ansatz –, sondern dass Diskurse (und Aussagen als ihr positiv Erscheinendes) als (relevanteste¹⁰⁸) Existenzfunktion die Schaffung von Subjekt(position)en in Relation zu anderen Aussagen und deren Subjekt(position)en beinhalten.¹⁰⁹ Die Identität des *Individuums* gerät so aus der Perspektive von Diskurs und Aussage zwar in die Peripherie: Im Zentrum stehen die Status, die institutionellen Plätze und die Situationen, die den Individuen zugeschrieben werden bzw. in die sie sich einfügen müssen, um überhaupt Aussagen treffen zu können. Diskurse und Aussagen leisten so aber in gewisser Hinsicht *Subjektivierung*, stiften über diesen Zwang zur Positionierung erst Identität und Ich, indem sie (vergleichbare) Anforderungen an Individuen formulieren, die in je spezifischer Weise an spezifischen Diskursen teilhaben möchten.

2.4 Begriffe des Diskurses und Aussagekoexistenz

Neben Gegenständen und Subjektpositionen gelten Foucault auch *Begriffe* als Gruppierungsprinzip von Diskursen. Diese „rekurrenten Elemente“¹¹⁰ bilden auf der Ebene der Aussagen dasjenige, was in seiner Verwendung Analogien, Oppositionen und Transformationen innerhalb eines oder auch zwischen mehreren Diskursen anzeigen kann. So lässt sich beispielsweise die Chronologie von Diskursen bestimmen, indem man in ihnen das Auftreten von Begriffen detektiert – allerdings ohne dass sie zwangsläufig stets in derselben Weise verwendet werden müssen, denn die Einheit des Diskurses liegt „nicht in der Kohärenz der Begriffe, sondern in ihrem gleichzeitigen oder sukzessiven Auftauchen, in ihrem Abstand, in der sie trennenden Distanz und eventuell in ihrer Inkompatibilität“¹¹¹. Relevant wird auf dieser Betrachtungsebene daher, ob Begriffe in Diskursen ein- oder ausgeschlossen werden, logisch aufeinander verweisen oder sich gegenseitig ausschließen. Damit lassen sich Diskurse mit Foucault als Systeme von *Regeln* bestimmt, die die Abfolge und Kumulation von Begriffen determinieren. Diese Regeln sind den Diskursen indes weder äußerlich noch präexistent: „[D]ie diskursiven Regelsysteme sind den Diskursen imma-

108 Diese Relevanz zeigt sich u.a. auch dann, wenn die zu beobachtenden Selektionsmechanismen, die das Auftreten von Aussagen betreffen, sich insbesondere auf die möglichen Subjekte des Diskurses richten, vgl. dazu auch Kapitel 2.6.

109 Deleuze beschreibt Foucaults Konzeption der Äußerungsmodalitäten treffend als eine an Maurice Blanchot angeschlossene Bewegung, die „die Plätze des Subjekts in der Dichte eines anonymen Gemurmels situiert“ (Deleuze 2013 [1986], 17).

110 AW, 85.

111 Ebd., 54.

nent, sie konstituieren ihnen gegenüber keine Metaebene¹¹². Von einer Art ‚Oberflächen- und Tiefenstruktur‘, einer *Metaphysik der Diskurse* kann also keine Rede sein; sie figurieren die Regeln, nach denen sie formiert werden, selbst. Begriffe ermöglichen darüber hinaus festzustellen, in welchen Beziehungen bestimmte Diskurse zu anderen Diskursen stehen: So lassen sich ‚Formen der Koexistenz‘¹¹³ zweier oder mehrerer Diskurse bestimmen. Diese umfassen ebenso ein ‚Feld der Präsenz‘ (andere Diskurse, auf die (begrifflich) Bezug genommen wird, die also wiederaufgenommen, kritisiert, kommentiert usf. werden) wie ein ‚Feld der Begleitumstände‘¹¹⁴ (andere Diskurse, die inhaltlich völlig verschieden sind, die aber als Modell, als Evidenz o.ä. herangezogen werden) oder ein ‚Erinnerungsfeld‘¹¹⁵ (Diskurse, die dem betrachteten vorausgehen, die aber in Formen der Ableitung, Genese, Transformation u.a. in Beziehung zu ihm stehen). Diskurse, dies zeigt sich auf dem Niveau der Begriffe deutlich, werden so stets durch ihre Einbettung in (begriffliche) *Zusammenhänge* mit anderen Diskursen bestimmt.

Die Aussage ist damit immer schon eingeschrieben in jene ‚Existenz eines assoziierten Gebiets‘¹¹⁶, das vorausgehende Formulierungen enthält, die von derselben Art sind wie die neue Aussage, und in deren Feld sie sich einschreibt, solche, auf die von der Aussage Bezug genommen wird – ‚es gibt keine Aussage, die auf die eine oder andere Weise nicht erneut andere aktualisiert‘¹¹⁷ –, solche, die auf die (neue) Aussage folgen können, die also deren Anschlussmöglichkeit betreffen, sowie solche, ‚deren Status die infragestehende Aussage teilt‘¹¹⁸ (seien es Gesetztexte, Literatur o.ä.). Aussagen, und mit ihnen Diskurse, wie Foucault schon in der *Ordnung der Dinge* zeigen konnte, existieren, formieren und verändern sich also nicht voraussetzungslos (ohne dass allerdings von einem schlichten Folgeverhältnis, einer ‚Evolution‘ o.ä. von Begriffen, Aussagen und Diskursen ausgegangen werden darf): So lässt sich etwa die Soziologie durchaus auch auf der Ebene der Begriffe in ein Feld der Koexistenz mit der Ökonomie stellen, denn sie bedient sich genau wie jene der Begriffe ‚von Regeln und Konflikten‘¹¹⁹. Deleuze betont diese Polyvalenz von Aussagen mit dem Begriff der ‚Mannigfaltigkeit‘¹²⁰: Er meint, dass die Aussage selbst ‚eine Mannigfaltigkeit und nicht eine Struktur oder ein System‘¹²¹ ist. D.h. Aussagen sind nicht nur keine voraussetzungslosen Entitäten, die in irgendeiner Form regelhaft gebildet werden und/oder aus regelhaft gebildeten anderen Elementen bestehen, ihre Regularität ist vielmehr 1)

112 Plumpe/Kammler 1980, 205.

113 Ebd.; Hervorhebung i.O.

114 AW, 85.

115 Ebd., 86.

116 Ebd., 139.

117 Ebd., 143.

118 Ebd., 144.

119 OD, 429.

120 Deleuze 2013 [1986], 15.

121 Ebd.

historisch fundiert, sie besteht in der Integration anderer (früherer) Aussagen, und sie ist 2) durch die Integration anderer, auf einem assoziierten Feld sich bewegender *synchroner* Aussagen begründet.¹²² Deleuze' den Ereignischarakter der Aussage hervorhebende Einschätzung, die Aussage sei „weder lateral noch vertikal, sie ist transversal“¹²³, müsste daher präziser lauten: Die Aussage ist *sowohl* lateral *als auch* vertikal, *und* sie ist transversal.

Außerdem zeigt sich ein Diskurs als System, dass die „*Prozeduren der Intervention*“¹²⁴ zwischen diesen Feldern der Koexistenz reguliert: Welche Aussagen lassen sich wie gruppieren, welche Methoden der Neuverteilung gibt es, wie können Aussagen auf Gegenstandsbereiche bezogen werden etc.? Bei der Untersuchung von Diskursen gilt somit, dass nicht ihre Begriffe als (alleinige) Identitätsgaranten dienen können, sondern dass vielmehr beschrieben werden muss, wie sich in einer gegebenen Gruppe von Aussagen Beziehungen herstellen können, die das Auftreten der ‚rekurrenten Elemente‘ steuern. Zugrunde liegt dieser Herangehensweise die Überzeugung, dass Begriffe und Diskurse in einem reziproken Verhältnis stehen, dass Begriffe also ausschließlich in Aussagen existieren, die in bestimmte „Konfiguration[en]“¹²⁵ oder in eine bestimmte „Formati-on“¹²⁶ eingebunden sind, diese aber zugleich auch zueinander in Beziehung treten lassen. Ersteres zeigte sich bereits auf der Ebene der Gegenstände der Diskurse oder ihrem spezifischen *Aussageniveau*. Auf der Ebene der koexistenten Aussagegebiete allerdings steht nicht die Konstitution von Diskurs- oder Aussagegegenständen, die behandelt werden, im Mittelpunkt, sondern die Frage danach, *wie* selbige behandelt werden. Dabei zeigt sich: „Es gibt keine Aussage, die keine anderen voraussetzt; es gibt nicht eine einzige, die um sich herum kein Feld von Koexistenzen, von Serien- und Folgewirkungen, keine Distribution von Funktionen und Rollen hätte.“¹²⁷ Als dritte Existenzfunktion von Aussagen lässt sich somit die *Generierung* eines spezifischen Felds von Koexistenzen fassen. Auch diese Funktion wird sicherlich ebenso sehr von nicht-sprachlichen (oder nicht-schriftlichen) Aussagen erfüllt. Hier scheint aber ein Problem auf, das Foucault möglicherweise dazu geführt hat, im Zusammenhang mit der Malerei von einer ‚anderen Archäologie‘ zu sprechen: Schließlich lassen sich etwa in bildlichen oder musikalischen Diskursteilen schwerlich klar differenzierbare Elemente finden, die denen der Begriffe ähneln, und über die Verbindungen zwischen solchen Aussagen materiell nachgewiesen werden können. Was sollte das sein? Eine Gemeinsamkeit der Motive? Wiederkehrende Gestalten? Oder Topoi, wie es etwa

122 Insofern ist verständlich, dass die Entstehung von Aussagen immer schon auf die Existenz des Archivs angewiesen ist. Vgl. dazu auch Kapitel 2.6.2.

123 Deleuze 2013 [1986], 14.

124 AW, 86.

125 Ebd., 85.

126 Ebd., 88.

127 Ebd., 145. Vgl. zu den möglichen „unterschiedliche[n] Transformationstypen“ (DeE I, 864) auch ebd., 864ff.

Christian Pundt in Anschluss an und Abgrenzung von Dietrich Busse vorschlägt?¹²⁸ Es ließen sich einige weitere Vorschläge machen, die indes nicht völlig befriedigend sind, weil sie eine strukturalistische Sprachauffassung inhärieren, die von distinkten Elementen ausgeht – ein Denken, das auf andere Medien nicht übertragen werden kann, ohne deren Eigenlogik zu verschleiern.¹²⁹ Dies spricht indes nicht gegen die Annahme nicht-sprachlicher Aussagen, sondern kann vielmehr als Indiz für Foucaults Sprachapriorismus gewertet werden.

2.5 Theoretische Wahl und Materialität der Aussage

Auch die Individualisierung eines Diskurses anhand der *Themen*, die er behandelt, wird von Foucault grundsätzlich negiert. Dies ist in einer recht trivialen Tatsache begründet: Dasselbe Thema wird nämlich häufig in völlig unterschiedlichen Diskursen mit unterschiedlichen Wirkungsbereichen, unterschiedlichen Begriffen und mit unterschiedlichen Methoden behandelt. Auch das lässt sich an der Analyse der Humanwissenschaften plausibilisieren: Sowohl Psychologie als auch Biologie behandeln den Menschen, haben also dasselbe ‚Thema‘, sie verwenden dabei auch ähnliche Modelle (wie beispielsweise „Funktion[]“¹³⁰), aber beziehen sie – wenn sie auch in einem Feld der Koexistenz stehen – auf augenscheinlich recht unterschiedliche Gegenstandsbereiche.¹³¹ Auch die Themen gehen daher der Genese und Transformation eines Diskurses nicht voraus, sind nicht seine Möglichkeitsbedingung, sondern ergeben sich aus einer „theoretischen Wahl“¹³², unterliegen einer bzw. stellen vielmehr selbst eine „Strategie[]“¹³³ dar, die innerhalb eines diskursiven Feldes wirkt. Diese wiederum ist induktiv zu untersuchen, indem zunächst die „Bruchpunkte des Diskurses“¹³⁴ bestimmt werden: Wie verteilen sich die Gegenstände, die Äußerungsmodalitäten oder die Begriffe innerhalb einer Aussagenformation? Gibt es Inhomogenitäten? Finden sich Gegenstände, Äußerungsmodalitäten oder Begriffe, die nach denselben Schemata gebildet werden, so dass sich daraus eine Regel ableiten lässt? Existieren schließlich Punkte, an denen die Bildung neuer Begriffe, Objekte oder Äußerungspositionen kristallisiert? Dabei wird sich erweisen, dass innerhalb eines Diskurses nicht alle möglichen Subjektpositionen zur Verfügung stehen, nicht alle denkbaren Begriffe gebildet, nicht alle potenziellen Gegenstände betrachtet werden. Es muss daher „Entscheidungsinstanzen“ geben, die deren Selektion steuern, und die sich

128 Vgl. dazu Pundt 2008, 124ff. Vgl. dazu auch die Auseinandersetzung mit Foucaults ‚Medienbegriff‘ in Kapitel 8.1.

129 Aus diesem Grunde sind auch die Versuche, eine „Bildgrammatik“ zu formulieren, zum Scheitern verurteilt (Sachs-Hombach/Rehkämper 1999; vgl. auch Diekmannshenke/Klemm/Stöckl 2011 u.a.).

130 OD, 428.

131 Vgl. dazu ebd., 428f.

132 AW, 96; Hervorhebung i.O.

133 Ebd., 94; eigene Hervorhebung. Die Nähe zur Machtanalytik, in der sich gerade *Strategien* als zentral für Genese und Transformation von Institutionen erweisen, liegt auf der Hand. Vgl. dazu auch Kapitel 4.4.

134 AW, 96; Hervorhebung i.O.

wiederum in einer „*Ökonomie der diskursiven Konstellation*“¹³⁵ niederschlagen: Dabei stehen nicht intra-, sondern *inter*diskursive Beziehungen in Frage. Man könnte daher sagen, die theoretische Wahl von bestimmten Begriffen, Äußerungsmodalitäten und Gegenständen innerhalb eines Diskurses hänge davon ab, welche möglichen Beziehungen der Diskurs zu anderen Diskursen einnimmt: Welches formale System liegt ihm zugrunde und welches konkrete Modell wurde ausgewählt, die wiederum übertragbar auf andere Diskurse sind oder zur Abgrenzung von ihnen dienen? Auf der Ebene der Strategien lässt sich so die „wesentlich lückenhaft[e]“¹³⁶ Einheit des Diskurses, die „Distribution“¹³⁷ seiner Elemente bestimmen. Die tatsächliche Wahl, die hierbei getroffen wird, zeigt sich in der und bestimmt zugleich zunächst die „*Funktion* [...]“, die der untersuchte Diskurs *in einem Feld nicht-diskursiver Praktiken* ausüben muss¹³⁸ – wie beispielsweise die des ökonomischen Diskurses, der (immer aktueller) Einfluss auf die politische Praxis nimmt, dort zu einem Entscheidungskriterium, einer Art *Norm* geriert. Damit verbunden zeigen sich, so Foucault, auch die Subjektpositionen für Individuen – wer ist im „Besitz des Diskurses – gleichzeitig als Recht zu sprechen, Kompetenz des Verstehens, erlaubter und unmittelbarer Zugang der bereits formulierten Aussagen, schließlich als Fähigkeit, diesen Diskurs in Entscheidungen, Institutionen oder Praktiken einzusetzen, verstanden“¹³⁹?

Nun zeigt sich, dass der Diskurs im Bezug auf das Subjekt nicht nur eine determinierende Funktion einnimmt. Foucault betont vielmehr deutlich die Prozesse der „Aneignung“¹⁴⁰, die von den Individuen selbst *aktiv* vollzogen werden müssen, indem sie sich beispielsweise als Experten innerhalb einer Disziplin ausweisen und so legitimiert sind, Aussagen innerhalb des Diskurses zu treffen. Wenn dem so ist, dann steht der Diskurs auch in einem Verhältnis zum „*Verlangen*“¹⁴¹ der Individuen: Wer hat das Bedürfnis, innerhalb eines diskursiven Raums zu sprechen, welche Interessen sind damit verbunden? Letztere sind für die Genese einer diskursiven Formation durchaus relevant, ohne dass sie sich als deren Fundament oder gar als „Keime von Diskursen“¹⁴² erweisen würden – Wahlmöglichkeiten existieren vielmehr als positive Tatsachen erst auf der Ebene des Diskurses, werden also von letzterem allererst konstituiert. Aber sie unterliegen der

135 Ebd., 97; Hervorhebung i.O.

136 Ebd., 99.

137 Ebd., 97.

138 Ebd., 99; Hervorhebung i.O.

139 Ebd., 100. Sowohl in der *Ordnung der Dinge* als auch in der *Archäologie des Wissens* scheint Foucault eigentlich *Disziplinen* zu untersuchen, wissenschaftliche Diskursformationen also. Die Individuen, die auf bestimmte Äußerungsmodalitäten zugreifen können, sind in diesem Verständnis damit vor allem *Experten*. Vgl. etwa AW, 274. Damit ist auch angedeutet, dass das Innehaben einer Diskursposition stets mit einer spezifischen *Macht* in Verbindung steht. Vgl. zu Foucaults Machtkonzeption Kapitel 4.

140 AW, 99.

141 Ebd., 100; Hervorhebung i.O.

142 Ebd., 102.

„strategischen Wahl“ von Subjekten, sind eingebunden in funktionale Zusammenhänge, eine extradiskursive Umwelt. Auch hier findet sich daher ein reziprokes Verhältnis zwischen innerdiskursiven Optionen und tatsächlicher Wahl, die wiederum andere Wahlmöglichkeiten eröffnet und damit die diskursiven Formationen konkretisiert, ihre Funktion bestimmt und sie schließlich (diskontinuierlich) fortschreibt: Diskurse neigen zur Institutionalisierung, sie tendieren dazu, in ein „*Feld der Stabilisierung*“¹⁴³ zu münden.

Diesem Feld – beispielsweise bestimmten Institutionen wie dem Gericht oder Disziplinen wie der Rechtswissenschaft – korrespondiert die „materielle Existenz“¹⁴⁴ von Aussagen. Mit Materialität ist indes nicht allein das schlichte Prinzip der Substantialität von Signifikanten gemeint: Zwar bedarf eine Aussage „einer Substanz“, also „eines Trägers“, aber sie bedarf darüber hinaus auch „eines Orts und eines Datums. Und wenn diese Erfordernisse sich modifizieren, wechselt sie selbst die Identität.“¹⁴⁵ Allerdings kann es beispielsweise vorkommen, dass sich die Substanz/der Träger einer Aussage verändert, sie aber dennoch mit sich selbst identisch bleibt: Foucault zeigt dies am Beispiel von Neuauflagen von Büchern (die Typographie, die Seitengröße, auf der sie erscheint, der Einband etc. verändern sich, die fundamentale Aussage aber nicht) und von Übersetzungen (Texte haben dieselbe Aussage, auch wenn die Sprache variiert wird, innerhalb derer sie formuliert werden). Andererseits kann ein und derselbe Satz, zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen diskursiven Zusammenhängen geäußert, durchaus unterschiedliche Aussagen darstellen.¹⁴⁶ Es zeigt sich also, dass die Materialität von Aussagen, und damit ihre Identität, definiert ist „eher durch ein Statut als Sache oder als Objekt“¹⁴⁷ als durch eine raumzeitliche Verortung oder „stoffliche[] Fragment[e]“¹⁴⁸. Die Existenzbedingungen von Aussagen sind insofern eng an *Praktiken* geknüpft:

„Das System der Materialität, dem die Aussagen notwendig gehorchen, gehört also mehr der Institution zu als der räumlich-zeitlichen Lokalisierung; es definiert *Möglichkeiten der Re-Insription und der Transkription* (aber auch der Schwellen und Grenzen) mehr als begrenzte und vergängliche Individualitäten.“¹⁴⁹

Das Anwendungsfeld, das durch die tatsächliche Selektion (eine Praxis) bestimmter in der dis-

143 Ebd., 151.

144 Ebd., 145.

145 Ebd., 147.

146 Vgl. ebd., 148ff. So besitzt z.B. die Aussage „Die Erde ist rund“ sehr unterschiedliche Status, je nachdem, wann sie geäußert wird.

147 Ebd., 148.

148 Ebd., 150. Daraus ist im Anschluss an Foucault vor allem im Zusammenhang mit Friedrich Kittlers Lesart die missverständliche Schlussfolgerung gezogen worden, wenn Foucault von Aussagen spreche, meine er eigentlich den medialen Anteil von Formulierungen. Dem ist, wie der Hinweis auf die stabile Identität von Aussagen trotz Einzelsprachwechsel belegt, nicht so. Zur Auseinandersetzung mit Kittlers Medientheorie vgl. Kapitel 7.1.1.2, zur Kritik daran 7.1.1.3.

149 AW, 150.

kursiven Formation existierender Optionen (auf der Ebene der Gegenstände, der Subjektpositionen und der Begriffe) definiert ist, ermöglicht somit Genese, Modifikation oder Transformation von Aussagen. Damit lässt sich für die Aussage folgendes festhalten:

„Statt etwas ein für allemal Gesagtes [...] zu sein, erscheint die Aussage gleichzeitig, wie sie in ihrer Materialität auftaucht, mit einem Statut, tritt in ein Raster ein, stellt sich in Anwendungsfelder, bietet sich Übertragungen und möglichen Modifikationen an, integriert sich in Operationen und Strategien, in denen ihre Identität aufrechterhalten bleibt oder erlischt.“¹⁵⁰

Aussagen, und mit ihnen Diskurse, gruppieren sich und streben so – vermittelt durch die strategischen Wahlen der (kollektiven) Subjekte – hin zu einem Feld der Stabilisierung, das eng mit institutionellen Praktiken verbunden ist. Es lässt sich nicht ausschließlich diskursiv bestimmen, sondern erfordert die Untersuchung der Einbettung von Aussagenkonfigurationen in extradiskursive Zusammenhänge.¹⁵¹

2.6 Felder des Wissens

Die Untersuchung dieser ‚extradiskursiven Zusammenhänge‘ ist indes nicht Sache der Archäologie. Foucault beschreibt in seinen archäologischen Schriften die Genese und Existenz von Aussagen und Diskursen (Konfigurationen von Aussagen) zwar mit Hinweisen auf die sie umgebenden institutionellen Faktoren, untersucht sie allerdings nicht systematisch. So nimmt es nicht wunder, dass auch die von Diskursen und Aussagen gebildete Sphäre, ihre Regelmäßigkeiten und die ‚Netze‘, die sie bilden, recht unabhängig vom Nicht-Diskursiven beschrieben werden können. Gleichwohl zeigt sich in dieser Beschreibung die kulturelle Rolle, die Aussagen und Diskursen zukommt: Sie bilden einen Raum des (nicht bloß wissenschaftlichen) *Wissens*.

2.6.1 Diskursive Formation, Diskurs, Aussage

Die Identifikation dessen, was Foucault Diskurse nennt, ist nicht zweifelsfrei möglich: Untersucht man die thematisierten Gegenstände, so lassen sie sich nicht allein auf einen Diskurs beschränken, sondern werden von mehreren Diskursen verwendet und von ihnen ebenso sehr gebildet wie wiederaufgenommen. Allein über die Betrachtung der Gegenstände lässt sich ein Diskurs also nicht isolieren. Komplexer wird das Problem, bezieht man das Individuum mit ein: Einerseits ist es seiner Stifterfunktion beraubt, wenn seine Rolle darauf beschränkt ist, bestimmte Positionen innerhalb eines Diskurses einzunehmen, von bestimmten Punkten aus zu sprechen und in unterschiedlichen Verhältnissen zu anderen Subjekten und Situationen zu stehen. Die

¹⁵⁰ Ebd., 153. Diese Formulierungen erinnern nicht von ungefähr an das, was rezent Ludwig Jäger in seiner ‚Transkriptivitätstheorie‘ formuliert, vgl. dazu Kapitel 7.1.3.1.

¹⁵¹ Eine (theoretisch) systematische Untersuchung dieser Zusammenhänge bleibt Foucault bis hin zur *Ordnung des Diskurses* (ODis) allerdings schuldig, und so bleibt die Archäologie eigentümlich unbestimmt.

Identifikation der sprechenden Individuen kann daher ebenso wenig als hinreichender Aspekt der Identifikation von Diskursen dienen wie die Identifikation der behandelten Gegenstände. Dem Individuum wird vielmehr eine bestimmte Position innerhalb eines Diskurses zugewiesen, die es allererst zum Produzenten von Äußerungen werden lässt. Man hat es dabei mit einem Prozess der *Subjektivierung* zu tun, der nicht bloß von den intradiskursiven Gegebenheiten, sondern auch von den inter- und extradiskursiven Gefügen abhängt. Andererseits bestreitet Foucault eine einseitige Determination des Subjekts durch Diskurse und Nicht-Diskursives und betont die durchaus aktive Rolle, die es innehat, weil es die Gegenstände, Äußerungsmodalitäten und Begriffe auswählt, die einen Diskurs konstituieren. Die ‚Aneignung‘ der Diskurse durch die Subjekte ist eng mit Ein- und Ausschließungsprozeduren verknüpft.¹⁵² Schließlich lassen sich auch über Begriffe keine einheitlichen Gesamtheiten rekonstruieren: Sie oszillieren zwischen den Diskursen und bilden keine kohärente Einheit, sondern vielmehr ein diskontinuierliches Feld von Analogien und Inkompatibilitäten, werden transformiert und transferiert, neugeschrieben und übersetzt. So kommt auch Foucault zu dem Schluss: „[W]enn es eine Einheit gibt, liegt sie nicht in der sichtbaren und horizontalen Kohärenz der gebildeten Elemente; sie liegt durchaus diesseits in dem System, das ihre Bildung möglich macht und beherrscht“¹⁵³.

Nicht eine Untersuchung also der Elemente, die von Diskursen gebildet werden und die stets auf außerhalb des Diskurses Liegendes verweisen, kann ihre Einheit garantieren, sondern das *System*, das die Bildungsregeln für die Teile des Diskurses umfasst, muss detektiert werden: Dieses System ist es, was Foucault als ‚diskursive Formation‘ bezeichnet. Es wird im Wirken, auf der Oberfläche des Diskurses sichtbar, ist aber nicht in ihm verortet, sondern steht „an seiner Grenze, an jener Grenze, an der die spezifischen Regeln definiert werden, die ihn als solchen existieren lassen“¹⁵⁴ und die bestimmen, welche Subjektpositionen, welche „Typen der Koexistenz“¹⁵⁵, welche strategische Wahl in einem Diskurs möglich werden. Letztere, getroffen durch die (diskursiven) Subjekte, bestimmt die eigentliche Systematizität von Diskursen, die, so Foucault, durchaus hierarchisch organisiert ist: Man findet darin eine vertikale Organisation, die von den Subjekten über die Begriffe und Gegenstände zu den aus strategischen Wahlen resultierenden Institutionen – und umgekehrt – verläuft. Diskursive Formationen hängen daher von der „Regelmäßigkeit einer Praxis“¹⁵⁶ zu einem gegebenen *Zeitpunkt* ab, und auch in dieser Beschreibung wird die Reziprozität von Subjekt-Kreation und Subjekt-Kreativität deutlich. Abhängig von (sich

152 Vgl. AW, 106f. Diese Ambivalenz zwischen Verfügung und Verfügtsein des Subjekts zieht sich durch Foucaults gesamte Theoriebildung. Vgl. etwa weiter unten Kapitel 4.4.

153 AW, 105.

154 Ebd., 108.

155 Ebd., 106.

156 Ebd., 108.

transformierenden) Praktiken sind Diskurse also keine ahistorischen Einheiten, sondern unterliegen historischem Wandel, der auch *innerhalb* eines Feldes von bestimmten Regeln möglich wird, wenn sich die strategische Wahl im Hinblick auf die Realisierung anderer Optionen – die stets existieren – verändert. Dann nämlich können andere Gegenstände, andere Begriffe und durchaus auch andere Subjektpositionen erscheinen. Diskurse sind daher – auch außerhalb epochaler Umbrüche (= diskontinuierlicher Ereignisse) – durchaus variabel. Stellt sich die Frage nach den existenzermöglichenden Regelsystemen, geht es daher nicht um die Analyse des „Präsystematischen“ und auch nicht um die des „Prädiskursiven“, sondern um die Analyse „präterminale[r] Regelmäßigkeiten“¹⁵⁷. Dabei erschließt sich „eine immense Mächtigkeit von Systematizitäten, eine gedrängte Menge multipler Beziehungen“¹⁵⁸, die sich auf der Ebene des Diskurses zeigt, der „einmal [als] allgemeines Gebiet aller Aussagen, dann [als] individualisierbare Gruppe von Aussagen, schließlich [als] regulierte Praxis, die von einer bestimmten Zahl von Aussagen berichtet“¹⁵⁹, zu verstehen ist. Den Diskurs auf der Ebene der Gruppierung von Aussagen in ihrer Gleichzeitigkeit untersuchen, seine Beziehung zu anderen Diskursen und/oder Aussagen, das ist der Ansatz der Archäologie.¹⁶⁰ Folgt man dem, zeigt sich indes der blinde Fleck der Methode: Ist die Rede von ‚Systematizitäten‘, von einer ‚Grenze‘, auf der sich die diskursiven Formationen bewegen, dann ist damit zwar nichts ‚Prädiskursives‘ gemeint, aber durchaus ein Gefüge, das zwar Effekte zeitigt, die sich auf der Ebene der diskursiven Formation zeigen, selbst aber nicht zwingend diskursiver Natur sein muss. Die Archäologie untersucht aber nur die Aussagensysteme; sie ist nicht in der Lage, jene anderen Bestandteile der (Existenz-)Bedingungsgefüge systematisch in den Blick zu nehmen.

Nun haben die vorangegangenen Ausführungen suggeriert, dass der Begriff des ‚Diskurses‘ nahezu synonym zum Begriff der ‚diskursiven Formationen‘ zu verstehen und dass Aussagen die kleinsten Elemente eines Diskurses seien. Dieser Schluss wird vor allem durch die Ähnlichkeiten in der Untersuchung von diskursiven Formationen und Aussagen kolportiert:

„Die vier Richtungen, in denen man sie [die diskursiven Formationen, T.G.] analysiert (Formation der Ge-

157 Ebd., 111.

158 Ebd., 111f. Interessanterweise verwendet Foucault hier den Ausdruck ‚Systematizität‘ im Plural, nicht im Singular, wie es eigentlich zu erwarten wäre (so jedenfalls für die Axiomatik der Propositionen oder die (Tiefen-) Struktur von Sprache). Deleuze verweist darauf, dass man es daher bei der Bedingung der Aussage mitnichten mit *einem* System, das ihr Auftreten reguliert, zu tun hat, sondern dass es mehrere, einander überlappende Regelsysteme sind, die sie bestimmen: Die Aussage „ist nicht ablösbar von einer inhärenten Variation, aufgrund deren wir uns niemals innerhalb eines Systems bewegen, sondern unaufhörlich von einem System ins andere übergehen (sogar innerhalb ein und derselben Sprache)“ (Deleuze 2013 [1986], 14). Die folgenden Ausführungen, insbesondere Kapitel 4.3.1, werden zeigen, dass dieser recht frühe Hinweis auf ‚Systematizitäten‘ auf das (vermeintlich) spätere Machtdenken Foucaults vorgreift.

159 AW, 116.

160 Vgl. dazu etwa ebd., 205ff.

genstände, Formation der subjektiven Positionen, Formationen der Begriffe, Formation der strategischen Wahl) korrespondieren mit den vier Gebieten, in denen sich die Aussagefunktion auswirkt.“¹⁶¹

Diese Parallele ist darin begründet, dass Aussagen zwar nicht eigentlich die Atome des Diskurses sind – ein Diskurs ‚besteht‘ nicht aus Aussagen, sondern stellt vielmehr eine Art ‚Zwischenfigur‘, ein *Feld*, das von diesen Aussagen gebildet wird, dar –, aber durch die bzw. innerhalb der von der diskursiven Formation aufgestellten Regeln *verteilt* werden. So lässt sich folgendes festhalten: Aussagen werden innerhalb diskursiver Formationen, die nur insofern als Regelsysteme verstanden werden können, als sich in ihnen das „Gesetz der Koexistenz“¹⁶² dieser Aussagen manifestiert, distribuiert. Damit lagern sich Aussagen aneinander an und bilden Bündel, die eine bestimmte „Existenzmodalität“¹⁶³ teilen, also in ähnlichen Beziehungen zu intra-, inter- und extradiskursiven Elementen stehen. Diese Aussagebündel bezeichnet Foucault als Diskurse. Verschiedene Diskurse nun sind auf der Ebene der Aussagen miteinander zu diskursiven Formationen verbunden. Die Aussagen stehen deshalb im Fokus der Analyse, weil sie die Analysierbarkeit von diskursiven Formationen ermöglichen: Sie als einzige ‚existieren‘ in einem physikalischen Sinne, sie erscheinen als ‚wirkliche‘, d.h. positive „sprachliche Performanzen“¹⁶⁴ mit Existenzfunktionen (= kultureller Geltung), die als Analysandum zur Verfügung stehen.¹⁶⁵ Sie können erscheinen, weil auf der Ebene der diskursiven Formation bestimmte Positionen für Gegenstände, Begriffe und Subjekte geschaffen werden, die, einmal selektiert, damit zur Existenzbedingung für Sprache werden: „Die Sprache in der Instanz ihrer Erscheinung und ihrer Seinsweise ist die Aussage“¹⁶⁶. Damit wird plausibel, dass eine Untersuchung der diskursiven Formationen (Makroebene) nur auf der Ebene der Untersuchung der Aussagen (Mikroebene) und deren Gruppierung zu Diskursen (Mesoebene) gelingen kann. Sie ist keine Suche nach den zugrundeliegenden humanen (epistemologischen) Vermögen, und sie interessiert sich nicht für den (tieferen) *Sinn* von Aussagen, Diskursen oder gar diskursiven Formationen: Was eine archäologische Untersuchung hingegen ans Licht bringt, indem sie „versucht, die Aufteilungs-, Ausschließungs- und Knappheitsprinzipien des Diskurses aufzufinden und zu erfassen“¹⁶⁷, sind die „Lücken, Leeren, Absenzen, Schnitte[]“¹⁶⁸. Nicht die Aussagen also, die an den Stellen hätten erscheinen können, die die

161 Ebd., 169.

162 Ebd., 170.

163 Ebd.

164 Ebd.

165 Vgl. auch ebd., 182; Hervorhebung i.O.: Foucault möchte nämlich Aussagen als „eine lückenhafte und zerstückelte Figur“, „gemäß der Streuung einer Äußerlichkeit“, insgesamt also „die spezifischen Formen einer Häufung“ untersuchen, um „die Feststellung dessen, was [er] gerne als eine *Positivität* bezeichnen würde“, zu erreichen. Zur Frage, „wo Foucault auf diesen Terminus [Positivität, T.G.] gestoßen sein könnte“ (Agamben 2008, 11), vgl. ebd., 11ff.

166 AW, 165.

167 ODis, 43

168 AW, 173.

tatsächlich getätigten Aussagen offen gelassen haben, die aber tatsächlich nicht erschienen sind, sind Gegenstände der Archäologie, auch nicht die Überfülle an Äußerungen oder Formulierungen¹⁶⁹, sondern die *Seltenheit* der positiv erscheinenden Aussagen, die Prozeduren, die ihr Auftreten beschränken, und die so *Dinge* produzieren,

„Dinge, die sich überliefern und bewahren, die einen Wert haben und die man sich anzueignen sucht, die man wiederholt, die man reproduziert und die man transformiert, denen man im vorhinein erstellte Kreisläufe zuweist und denen man ein Statut in der Institution gibt. Dinge, die man nicht nur durch die Kopie oder durch die Übersetzung, sondern auch durch die Exegese, den Kommentar oder die innere Vermehrung des Sinns spaltet“¹⁷⁰.

Aussagen – insbesondere solche, die für wahr gehalten werden – sind daher ein seltenes Gut, um das herum sich Strategien und Praktiken entwickeln, die ihre Produktion und (Trans-)Formation wiederum auf Diskursebene regulieren. Hier finden sich zunächst *intradiskursive* „Prozeduren, mit denen die Diskurse ihre eigene Kontrolle selbst ausüben; Prozeduren, die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken“¹⁷¹, und die den Zufall und das Ereignis – unberechenbare Mutationen von Diskursen – im Zaum halten sollen. Sie *simulieren*, was Foucault als Identitätsgaranten von Diskursen eigentlich ausgeschlossen hatte¹⁷²: Zunächst die Suche nach dem *Ursprung*. Die Auffassung, dass es sehr wohl einen tieferen Sinn, eine ursprüngliche Aussage geben könne, der/die den Aussagen inhäriert und ständig wiederholt werden kann, wird durch den „Kommentar“¹⁷³, eine *diskursinterne* Prozedur, konstituiert. Mit ihm soll das diskontinuierliche Hereinbrechen des Neuen, das die Einheit des Diskurses und seine Ordnung bedroht, im Schach gehalten werden: „Das Neue ist nicht in dem, was gesagt wird, sondern im Ereignis seiner Wiederkehr.“¹⁷⁴ Er ermöglicht so „das Spiel der *Identität* in der Form der *Wiederholung* und des *Selben*“¹⁷⁵. Wie festgestellt werden konnte, ist aber die Wiederholung einer Aussage daran geknüpft, dass sie ähnliche Existenzfunktionen erfüllt und in ähnlichen Beziehungen zu den nicht-diskursiven Determinanten steht wie ihr ‚Original‘ – letzteres ist eine Bedingung, die nahezu unmöglich zu erfüllen ist, weswegen die Wiederholung einer Aussage stets eine transformie-

169 Die an sich noch keine Aussagen darstellen, dafür müssen sie erst von einer diskursiven Formation in ein Feld der Koexistenz gestellt werden; vgl. dazu ebd., 155ff.

170 Ebd., 174. Die Rede von den Dingen impliziert, was Foucault an vielen Stellen (so auch in diesem Zusammenhang) „die Analyse der Aussagen [...] in der systematischen Form der Äußerlichkeit“ (ebd., 175) nennt: Aussagen sollen behandelt werden wie alle anderen möglichen Gegenstände der Erkenntnis: als positive, in ihrer Materialität, in den ihnen zugrundeliegenden Formationsregeln usf. *gegebene Objekte*.

171 ODis, 15.

172 Dieses Ausgeschlossene wird im weiteren Verlauf von Foucaults Antrittsvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* polemisch als „Antworten der Philosophie“ (ebd., 30) auf die den Diskursen eigentlich *inhärenten* Mechanismen markiert.

173 Ebd., 18.

174 Ebd., 20.

175 Ebd., 22; Hervorhebung i.O.

rende Iteration darstellt. Auch die *Disziplinen* entlarvt Foucault in der *Ordnung des Diskurses* als nur vermeintliche Instanzen – denen er allerdings zu Anfang, wie die *Ordnung der Dinge* zeigt, die sich ausschließlich mit Diskursen auf der Ebene wissenschaftlicher Disziplinen beschäftigt, deren Einheiten stillschweigend zum Ausgangspunkt der Untersuchung macht, selbst aufgesessen ist –, die die Überfülle der möglichen Aussagen beschränken: Sie spielen das „Spiel einer *Identität*, welche die Form einer *permanenten Reaktualisierung der Regeln* hat“¹⁷⁶, indem sie vorgeben, anhand welcher Methoden und mit welchen Begriffen über welche Gegenstände gesprochen werden kann. Dabei entstehen durchaus nicht bloß wahre Aussagen; Irrtümer dienen innerhalb der Disziplinen vielmehr als Produktionsprinzip von Anschlussaussagen – allerdings nur innerhalb der Grenzen ihrer selbst.¹⁷⁷ Disziplinen lassen sich aber als Produkte von Institutionen verstehen – die ebenso sehr Resultate sich formierender diskursiver Formationen sind, wie sie diese ‚verursachen‘.¹⁷⁸ Auch die zur Identifikation des Diskurses verworfenen Einheiten von *Autor* und *Werk* sind eigentlich diskursinterne ‚Erfindungen‘, um „die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen“¹⁷⁹. Foucault geht davon aus, dass nicht die Individuen die Diskurse beherrschen, sondern dass vielmehr innerhalb bestimmter diskursiver Formationen bestimmte Subjektpositionen bereitgehalten werden, die die Individuen selektieren, die zu bestimmten Anlässen bestimmte Aussagen treffen dürfen. Das Subjekt (als im Diskurs äußerndes) ist also eigentlich aus einer der *Existenzfunktionen der Aussage* hervorgegangen, ist ihr somit nachträglich. Die Fiktion des Autors (und seines Werks) ist damit wiederum nur ein „Spiel der *Identität*“; diesmal besteht es in der „Form der *Individualität* und des *Ich*“¹⁸⁰. Damit ergibt sich für das Denken des Subjekts eine ernste Konsequenz: Individuen – präsozial, d.h. prädiskursiv oder auch prädispositiv – bleiben aus der Perspektive des Diskurses eine reine Gedankenfigur. Wenn also in diesem Zusammenhang von einer aktiven Aneignung die Rede ist, kann es sich nur um eine Aneignung handeln, die sich bereits auf der Ebene einer spezifischen Diskursposition abspielt (s.u.). Dies führte Foucault sicherlich zu seiner prominenten Formulierung:

„Die so verstandene Diagnose erreicht nicht die Feststellung unserer Identität durch das Spiel der Unterscheidungen. Sie stellt fest, dass wir Unterschiede sind, dass unsere Vernunft der Unterschied der Diskurse, unsere Geschichte der Unterschied der Zeiten, unser Ich der Unterschied der Masken ist. Dass der Unterschied, weit davon entfernt, vergessener und wiedererlangter Ursprung zu sein, jene Verstreuung ist, die wir sind und die wir vornehmen.“¹⁸¹

176 Ebd., 25; Hervorhebung i.O.

177 Vgl. ebd., 22f.

178 Vgl. dazu insbesondere Kapitel 5.2.

179 ODis, 11.

180 Ebd., 22; Hervorhebung i.O.

181 AW, 190.

An die oben skizzierten ‚Verteilungsprinzipien‘ lassen sich die Prozeduren anschließen, die auf die „*Verknappung* diesmal der sprechenden Subjekte“¹⁸² zielen: Wie kommt es, dass bestimmte Subjektpositionen in Diskursen nur von wenigen ausgewählten Individuen eingenommen werden können, andere aber nahezu allen Individuen offen stehen? Welche Rolle spielen die Subjekte in der Generierung und Transformation der Diskurse? „Der Austausch und die Kommunikation sind positive Figuren innerhalb komplexer Systeme der Einschränkung; und sie können nicht unabhängig von diesen funktionieren.“¹⁸³ Was Foucault hier sehr deutlich markiert, ist zweierlei: Zunächst die Abhängigkeit der Individuen von den Einschränkungsprozeduren der Diskurse, die klar definierte Positionen bereitstellen, die nur von bestimmten (mal wenigen wie im Fall von (disziplinären) Expertendiskursen, mal vielen wie im Falle von Alltagskommunikation) Individuen eingenommen werden können. Individuen müssen also gewisse *Bedingungen* erfüllen, um von einem diskursiven Ort aus zu sprechen, d.h. Äußerungen, die manchmal Aussagen enthalten, zu treffen. Andererseits deutet sich hier an, was Foucault später mit dem Begriff der *Macht* explizieren sollte: Die Einschränkungen sind nicht einfach repressiv, vielmehr *ermöglichen* diese Subjektpositionen erst, dass überhaupt jemand Bezug auf bereits Gesagtes nehmen kann. Sobald Individuen bestimmte Positionen innerhalb eines Diskurses einnehmen, spielen auch sie wiederum eine *konstitutive* Rolle bei der Genese, der Existenz und der Fortschreibung (Transformation) von Diskursen. Es zeigt sich (erneut), dass der Diskurs *mitnichten subjektlos* gedacht ist, wie von vielen Kritikern missverstanden, dass er vielmehr davon abhängt, dass seine ‚Spiele‘ von realen Individuen gespielt werden, dass also Subjekte die *Vermittlungsstellen* innerhalb von Diskursen und zwischen Diskursen und nicht-diskursiven Determinanten der diskursiven Formation einnehmen. Bezogen auf das Subjekt lässt sich daher konstatieren, dass Diskurse – neben und auch zum Teil *wegen* ihrer wissensgenerierenden und -transformierenden Kraft – vor allem Subjektivierung leisten, dabei aber selbst von Subjekten generiert werden. Hier findet sich also ein *metaleptischer* Zusammenhang: Wenn Subjekte, die sich Diskurse aneignen können, indem sie auf den konstatierten Ebenen Auswahlen treffen, selbst bloße Diskurseffekte darstellen, dann transformieren sie die Grundlage ihrer Genese und werden so in gewisser Hinsicht zum Grund ihrer eigenen Existenz: Der Effekt wird zu seinem eigenen Auslöser.

Was die Subjekte beschränkt, die eine Position im Diskurs einnehmen können, lässt sich auf der Ebene der diskursiven Formationen selbst nachvollziehen: Dort finden sich zunächst bestimmte „Rituale“, die die Qualifikation der potenziell Sprechenden, ihre

„Gesten, die Verhaltensweisen, die Umstände und alle Zeichen, welche den Diskurs begleiten müssen[, be-

182 ODis, 26; eigene Hervorhebung.

183 Ebd., 27.

stimmen]; [sie] fixier[en] schließlich die vorausgesetzte oder erzwungene Wirksamkeit der Worte, ihre Wirkung auf ihre Adressaten und die Grenzen ihrer zwingenden Kräfte“¹⁸⁴.

Weiterhin bilden die Individuen, die innerhalb der diskursiven Formationen Subjektpositionen besetzen, „Diskursgesellschaften“¹⁸⁵, um die Vermehrung der Diskurse und ihr Zirkulieren zu beschränken. Innerhalb derer herrschen bestimmte „Doktrinen“, d.i. ein Ensemble von Diskursen, das als gemeinsame Basis die „Zusammengehörigkeit“¹⁸⁶ von Gruppen von Individuen ermöglicht. Die Genese von Institutionen lässt sich im Lichte dieser Überlegungen daher funktional deuten: Sie dienen vornehmlich der Einschränkung möglicher (Aussagen-)Subjekte. Wie erhalten Individuen nun das Recht, innerhalb von festen Ritualen als Subjekte in Diskursen zu wirken, Diskursgesellschaften zu bilden und Doktrinen zu definieren, die ihnen als Gruppierungsprinzip dienen? Wie also, um Foucaults abstrakte Rede etwas konkreter zu fassen, kommt es dazu, dass Individuen beispielsweise in Krankenhäusern weiße Kittel tragen, im Rahmen einer Visite Diagnosen verkünden, die bestimmte Therapien nach sich ziehen, das alles auf der Basis von anerkanntem medizinischem Wissen und als Angehörige der Ärzteschaft? Wie kommt es zu solchen „Spaltungen in der gesellschaftlichen Aneignung der Diskurse“¹⁸⁷? Die Erziehung scheint Foucault hier der Schlüssel zu sein, und sie folgt „in ihrer Verteilung, in dem, was sie erlaubt, und in dem, was sie verhindert, den Linien [...], die von den gesellschaftlichen Unterschieden, Gegensätzen und Kämpfen gezogen sind“¹⁸⁸. Die Parallele zu Althusser's Diagnose – *den* dominanten ideologischen Staatsapparat hatte er in der Schule ausgemacht, denn hier wird Ideologie (re-)produziert – ist sicher nicht zufällig.¹⁸⁹

184 Ebd., 27. Was Wunder, dass sich Dreyfus/Rabinow aufgrund dieser Textstelle genötigt sehen, Aussagen als „seriöse Sprechakte“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 74; in der Terminologie Searles wohl als ‚repräsentative Illokution‘ zu übersetzen) zu identifizieren, und Foucault vorzuwerfen, er sei sich der Übereinstimmung der beiden Einheiten nicht bewusst gewesen – erinnern doch diese Rituale überdeutlich an Austins Glückensbedingungen performativer Äußerungen (vgl. ebd., 71ff.). Was die Autoren aber systematisch verkennen, ist die Frage der Vorgängigkeit der Diskurse: Letztere fordern die Rituale, die wiederum nicht – wie bei Austin – als ihre Gelingensbedingungen gedacht werden, sondern nur nachträglich auf der Ebene der bereits existenten Diskurse Einzug halten, um diese in ihrer ‚Bedrohlichkeit‘, zu begrenzen. Zudem stehen bekanntlich (kategorisierbare und damit auch musterhaft wiederholbare) kommunikative Intentionen von Sprechern im Vordergrund der Sprechakttheorie: Dieses dem Sprechakt zugrundeliegende *Wollen* steht hier aber gerade nicht zur Disposition, vielmehr findet sich hier ein Verweis auf etwas, das Foucault in der Machtanalytik mit dem Begriff der *Machttechnik* bezeichnet wird; vgl. hierzu Kapitel 4.2.2.

185 ODis, 27.

186 Ebd., 28.

187 Ebd.

188 Ebd., 29f. Auch dies betont den Einfluss (extradiskursiver?) Praktiken, auf deren Marginalisierung durch den frühen Foucault v.a. Dreyfus/Rabinow hinweisen (Dreyfus/Rabinow 1987, 97ff.). Hier deutet sich an, dass Diskurse und Institutionen sich gegenseitige Existenzbedingungen darstellen (vgl. dazu Kapitel 5.2).

189 Vgl. Althusser 1977 [1970], 126ff. Vgl. auch ebd., 139: „In Bezug auf ein Subjekt (ein beliebiges Individuum) werden wir also sagen, dass die Existenz der Ideen seines Glaubens materiell ist, *insofern seine Ideen seine materiellen Handlungen sind, die in materielle Proxen [sic] eingegliedert sind und durch materielle Rituale geregelt sind, die ihrerseits durch den materiellen ideologischen Apparat definiert werden, dem die Ideen des Subjekts entstammen*“ (Hervorhebungen im Original).

Zurück zu den Aussagen als ‚Dingen‘, die einen ‚Wert‘ haben: Dieser Wert ergibt sich nicht aus einer (außerhalb der Aussagen liegenden), objektive Wahrheit verheißenden Referenz, sondern entsteht „durch ihren Platz, ihre Zirkulations- und Tauschfähigkeit, ihre Transformationsmöglichkeit“¹⁹⁰. Die Ähnlichkeit zu Saussures Konzeption des sprachlichen *valeur* ist offenkundig: Auch er weist den Zeichen einen solchen Wert zu, der jedoch ausschließlich (so seine Kritiker) inferentiell oder relativ bestimmt ist.¹⁹¹ Allerdings versteht sich Foucault nicht als Strukturalist¹⁹², und der Wert einer Aussage unterscheidet sich auch deutlich von dem eines strukturalistisch konzipierten Zeichens: Ersterer ist nämlich nicht allein von der diskursiven Formation abhängig (so wie der sprachliche Wert nur vom Sprachsystem abhängt), sondern entsteht in einem Wechselverhältnis mit Netzen, deren Knoten durchaus nicht aus Aussagen oder Diskursen *bestehen* müssen, die aber von diskursiven Hervorbringungen *gruppiert* werden, um schließlich „den Typ von Positivität eines Diskurses zu definieren“¹⁹³. Deswegen sollten Aussagen in ihrer „*Persistenz*“ betrachtet werden, der Archäologe sollte daher der Tatsache Rechnung tragen,

„dass sie dank einer bestimmten Zahl von Trägern und materiellen Techniken [...], gemäß bestimmten institutionellen Typen [...] bewahrt werden und dabei bestimmte Modalitäten in ihrem Statut haben [...]. Das bedeutet auch, dass sie in Techniken eingekleidet sind, die sie anwenden, in Praktiken, die sich daraus ableiten, in soziale Verhältnisse, die sich durch sie hindurch gebildet oder verändert haben.“¹⁹⁴

Auch hier sind die Anklänge an die spätere Machtanalytik unüberhörbar: Nicht allein eine Ordnung des Sagbaren und tatsächlich Ausgesagten ist mit dem Diskursdenken verbunden, sondern schon in dieser ‚frühen‘ Phase von Foucaults Werk – und zudem in einer Schrift, die allein dem Diskurs verpflichtet ist – wird die Reziprozität von Aussagenetzen, Institutionen (eng verbunden etwa mit bestimmten Architekturen), Techniken und Praktiken betont (wenn auch nicht untersucht). Auch sie ermöglichen die oben erwähnte *Seltenheit* von Diskursen (und Aussagen), indem sie sie bestimmten (*extradiskursiven*) „Prozeduren der *Ausschließung*“¹⁹⁵ unterziehen, die „gewissermaßen von außen [wirken]; [...] sie betreffen den Diskurs in seinem Zusammenspiel mit der Macht und dem Begehren“¹⁹⁶. Dazu gehören zunächst *Verbote*, die sich auf den oben skizzierten Ebenen der Gegenstände, der (Subjekt-)Positionen und der legitimen Sprecher nie-

190 AW, 175.

191 Vgl. dazu Saussure 2001 [1916/1931], 135: „Die Beliebbarkeit der Zeichen lässt uns auch besser verstehen, warum nur der soziale Zustand ein sprachliches Zeichen zu schaffen vermag. Die Gesellschaft ist notwendig, um Werte aufzustellen, deren einziger Daseinsgrund auf dem Gebrauch und dem allgemeinen Einverständnis beruht. Das Individuum ist für sich allein außerstande, einen Wert festzusetzen.“

192 Auch der *Gegenstand* des Archäologen unterscheidet sich von jenem des Strukturalisten, denn er möchte u.a. „im Diskurs nicht wie im Falle der strukturalen Methoden seine Konstruktionsgesetze suchen, sondern seine *Existenzbedingungen*“ (DeE I, 871; eigene Hervorhebung).

193 AW, 182.

194 Ebd., 180.

195 ODis, 11.

196 Ebd., 17.

derschlagen können – so darf beispielsweise zu einer bestimmten Zeit nicht von jedem in allen Situationen über Sexualität gesprochen werden, sondern es existiert ein „Tabu“, das nur innerhalb eines klaren „Ritual[s]“ und mit einem bestimmten „Recht“¹⁹⁷ der Sprechenden Subjekte überwunden werden darf. Zudem finden sich eine dialektische „Grenzziehung und eine Verwertung“¹⁹⁸ zwischen Objektbereichen, wie sie etwa an der „Ausgrenzung des Wahnsinns“¹⁹⁹ – die Foucault in *Wahnsinn und Gesellschaft* zeigen konnte – zu beobachten ist, und die sich auf der Ebene der tatsächlichen Wahl – der Strategie also, die einer diskursiven Formation zugrunde liegt – darauf auswirkt, welche Gegenstände, welche Begriffe und welche Subjekte im Diskurs nicht gewählt werden. Ihre wichtigste Ausprägung findet sich aber in der Tatsache, dass diese Prozeduren einen bestimmten „Willen zur Wahrheit“, der einen spezielleren Fall des „Willen[s] zum Wissen“²⁰⁰ darstellt, kolportieren. Er wird „verstärkt und ständig erneuert von einem ganzen Geflecht von Praktiken, wie vor allem natürlich der Pädagogik, dem System der Bücher, der Verlage und der Bibliotheken, den gelehrten Gesellschaften einstmal und den Laboratorien heute“²⁰¹. Der der Diskursproduktion zugrundeliegende Wille zur Wahrheit²⁰² ist gerade deswegen perfide, weil er konsequent verschleiert, was er bewirkt: Er lässt uns glauben, dass wir uns in einer Welt bewegen, die ihre eigene Wahrheit trägt, dass sie es ist, die sich uns preisgibt, wo doch eigentlich der Diskurs es ist, der uns diese Welt (und uns uns selbst) erst in einer spezifischen Weise *gibt*:

„Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen. In dieser Praxis finden die Ereignisse des Diskurses ihre Regelmäßigkeit.“²⁰³

Der Wille zur Wahrheit durchdringt und determiniert so auch die Ausschließungsprozeduren –

197 Ebd., 11.

198 Ebd.; eigene Hervorhebung.

199 Ebd., 16.

200 ODis, 14; eigene Hervorhebung.

201 Ebd., 15.

202 Dreyfus/Rabinow weisen im Zusammenhang ihrer Reflexion über die *Ordnung der Dinge* darauf hin, dass damit eine kritische Haltung gegenüber anderen Ansätzen, wie sie etwa die Phänomenologie, die Hermeneutik oder der Strukturalismus bieten, selbst schwierig wird: „Da Foucault der Auffassung ist, die jeweilige Wahrheit sei durch das Begriffssystem oder, genauer, durch die Diskurspraktiken einer bestimmten Disziplin determiniert, ist es für ihn sinnlos zu sagen, die und die Theorie in den Wissenschaften vom Menschen sei wahr oder falsch. Er kann nicht behaupten, der anthropologische Diskurs sei voller Widersprüche und deshalb unwahr, so als brauchte er nur kohärent zu werden, damit seine Theorien wahr oder zumindest verifizierbar würden“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 55).

203 ODis, 34f. Vgl. dazu auch die Aussage, die Foucault in der *Ordnung der Dinge* im Zusammenhang mit den Methoden der Naturgeschichte trifft: „Man wird bei der Benennung [von Pflanzenteilen] nicht von dem ausgehen, was man sieht, sondern von den Elementen, die die Struktur bereits in den Diskurs hat übergehen lassen. Es handelt sich um die Errichtung einer Sekundärsprache, ausgehend von jener Primärsprache, die bestimmt und allgemeingültig ist“ (OD, 181). Damit manifestieren sich die diskursiven Aussagen nicht nur in den Artefakten, sondern auch in den vermeintlich *natürlichen* Dingen.

die Verbote und die Grenzziehungen. Er ruht auf und generiert ebenjene Ordnungen von Wissen, die sich diskursiv ebenso niederschlagen wie sie in und durch Diskurse gebildet werden, und die von Foucault als „Episteme“²⁰⁴ bezeichnet werden.

2.6.2 Episteme, Archiv und historische(s) Apriori(s)

Die Beschreibung eines Diskurses beinhaltet also die Beschreibung der Verteilung der Aussagen innerhalb einer Einheit, die sich als solche nur konstituieren lässt, wenn man sie auf der Basis ihrer Existenzbedingungen erfasst. So werden zunächst im Vorhinein gesetzte Gesamtheiten in ihrer *Äußerlichkeit* untersucht und nach den Gegenständen befragt, die sie behandeln, nach den Subjektpositionen, die sie ermöglichen, nach den Begriffen, die auftauchen und wieder erscheinen, um am Ende bestimmen zu können, welche Ein- und Ausschließungsprozeduren, welche Praktiken, welche Strategien der Entstehung bestimmter diskursiver Formationen zugrundeliegen: Es geht der Archäologie um die Entdeckung einer „Schicht von Aussagehomogenität“²⁰⁵. Wie anfangs erwähnt, entlarvt Foucaults Ansatz das Denken einer einfachen (linear verlaufenden) Entwicklung oder auch einer Evolution ebenso wie die Annahme einer stiftenden Subjektivität als die beiden Seiten einer Kontinuitätsprämisse, die nur um den Preis von (nachträglicher) Konstruktion und damit (reduktiver) Simplifizierung von Zusammenhängen²⁰⁶ in der Lage ist, tiefgreifende Veränderungen in den „Denksystem[en]“²⁰⁷ zu beschreiben. Um jene ‚Aussagehomogenität‘ aufzufinden, darf daher nicht von einer fortschreitenden Entwicklung ausgegangen werden, sondern muss die Analyse der „Widersprüche“²⁰⁸, des „Bruch[s]“²⁰⁹, insgesamt also „die Analyse der *Transformationen* an die Stelle der undifferenzierten Bezugnahmen auf die *Veränderung* – zugleich allgemeiner Inhalt aller Ereignisse und abstraktes Prinzip seiner Abfolge – [gesetzt werden]“²¹⁰. Diese Transformationen wiederum können dann in spezifischen Relationen

204 Bspw. ebd. 87, 107ff., 213, 218, 258, 373, 414, 461; DeE I, 863 und 866; AW 272ff.

205 Ebd., 212.

206 Foucault beschreibt dieses Problem als „das der Ähnlichkeit und das der Präzession“ (ebd., 203). Historische Analysen krankten demzufolge insbesondere daran, dass sie Analogien und Vorgängigkeiten *außerhalb* der Regularitäten der diskursiven Formationen annehmen: „Die Präzession ist nicht eine erste und irreduzible Gegebenheit; sie kann nicht die Rolle des absoluten Maßstabs spielen, der gestattet, jeden Diskurs zu messen und das Original vom Wiederholten zu unterscheiden“; sie ist nicht einfach zu ermessen, indem man chronologisch zurück schreitet: „[D]iese verhält sich immer nur relativ zu den Systemen der Diskurse, die sie zu bewerten unternimmt“ (ebd.). Analogiedenken setzt ebenfalls voraus, dass die Identitäten dessen, was einander ähnelt, bekannt sind. Die Identität von Aussagen hängt aber von den Beziehungen ab, in denen sie stehen, so dass gilt: „Keine Ähnlichkeit an sich zwischen den Formulierungen, die sofort erkennbar wäre: ihre Analogie rührt her vom diskursiven Feld, wo man sie gewahrt“ (ebd., 204).

207 AW, 23.

208 Bspw. ebd., 219.

209 Ebd., 249.

210 Ebd., 245. Vgl. zum Begriff des Ereignisses etwa ODis, 37. Dort lässt sich nachlesen, das Ereignis sei „weder Substanz noch Akzidentelles, weder Qualität noch Prozess; das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist; es hat seinen Ort und besteht in der Beziehung, der Koexistenz, der Streuung, der Überschneidung, der Anhäu-

zu anderen stehen; sie haben auf der intra-, der inter- und/oder der extradiskursiven Ebene statt:
Man findet

„- *intradiskursive* Dependenz (zwischen den Objekten, den Operationen, den Begriffen ein und derselben Formation);- *interdiskursive* Dependenz (zwischen verschiedenen diskursiven Formationen [...]);- *extradiskursive* Dependenz (zwischen diskursiven Transformationen und anderen, die außerhalb des Diskurses stattfinden [...])“²¹¹.

Transformationen sind per se materielle Transformationen; negativ ließe sich schließen, dass die für eine *Wiederholung* von Aussagen erforderlichen Umstände – „Derselbe Raum der Verteilung ist erforderlich, dieselbe Streuung der Singularitäten, dieselbe Ordnung der Orte und Plätze, dieselbe Beziehung zu einem institutionalisierten Milieu: All dies bildet für die Aussage eine ‚Materialität‘, die sie wiederholbar macht“²¹² –, dass also jene Umstände, die die Materialität (und damit Identität) der Aussage bilden, im Falle ihrer Transformation nicht mehr gegeben sind. Hier zeigt sich erneut: Diskursive Formationen sind mitnichten relative, selbstreferenzielle Systeme, die radikalkonstruktivistisch die Welt, auf die sie Bezug nehmen, erzeugen. Vielmehr können auch dem Diskurs äußerliche Ereignisse durchaus zu diskursiven Transformationen führen – andererseits führen jedoch auch häufig innerhalb der diskursiven Formationen stattfindende Ereignisse dazu, dass sich eine Verschiebung der außer-diskursiven Netze beobachten lässt. Wichtig ist: Nicht die Knoten der diskursiven Formationen, auch nicht die Institutionen und Praktiken

fung, der Selektion materieller Elemente; es ist weder der Akt noch die Eigenschaft eines Körpers; es produziert sich als Effekt einer materiellen Streuung und in ihr“. Zum (schwierig zu fassenden) Begriff des Ereignisses bei Foucault vgl. auch die Auseinandersetzung von Gehring 2004b. Gehring geht in diesem Text allerdings der Frage, was denn nun bei Foucault als Ereignis gesetzt wird, gewissermaßen aus dem Weg und porträtiert ihn nicht als „Ereignis-Denker“ (ebd., 275), sondern vielmehr „als einen Erzähler des Ereignisses“ (ebd., 281). Betrachtet man die o.a. Stelle aus der *Ordnung des Diskurses* näher, scheint Foucault mit dem Ereignis auf die vielzitierten ‚Diskontinuitäten‘ zu referieren, darauf also, was als (historischer) Bruch zu markieren ist: Das plötzliche Auftreten völlig anderer Aussagen, die nicht mehr den bis eben noch geltenden Regeln gehorchen. Damit aber gehört für Foucault zur ‚Erzählung‘ des Ereignisses zugleich auch seine Analyse; es stellt gleichsam Gegenstand und Anfangspunkt für letztere dar, denn der Begriff des Ereignisses „[durchdringt] mit scharfer Spitze [...] das transzendental oder geschichtlich unterfütterte Kontinuum empirischer Regelmäßigkeiten“, wie Rölli konstatiert (Rölli 2004, 7). Allerdings muss Gehring zugestimmt werden, wenn sie Foucaults Gestus attestiert, er schließe „einen Pathosbegriff des Ereignisses aus“ (Gehring 2004b, 276), denn Foucaults Analysen sind immer Analysen von empirischen Positivitäten (und damit eben keine Akzidentien). Und doch: Das völlig Neue, Unbekannte, „etwas Unerhörtes, nie Gesehenes, Unglaubliches“, das mit dem Ereignisbegriff verbunden ist, so Rölli, und damit „neue Räume eröffnet, anders zu denken“ (Rölli 2004, 12), ist in Foucaults Verwendung sicher spürbar. In einem späteren Text erläutert Foucault, er „versuche, im Sinne eines ‚Zum-Ereignis-Machens‘ [*événementialisation*] zu arbeiten“, womit gemeint ist, „eine ‚Singularität‘ auftreten zu lassen“, um den „Bruch mit den Evidenzen, denjenigen Evidenzen, auf denen unser Wissen basiert, unser Konsens, unsere Praktiken“, herbeizuführen (DeE IV, 29). In diesem Sinne wären Ereignisse/Diskontinuitäten weniger ontologische als vielmehr methodologische Einheiten.

211 DeE I, 867. Wie genau insbesondere die ‚extradiskursiven Interdependenzen‘ verfasst sein können, bleibt sowohl in der *Archäologie des Wissens* als auch in der *Ordnung der Dinge* oder der *Ordnung des Diskurses* unbestimmt: „Effekte im Diskurs lassen sich extra- oder interdiskursiven Prozessen nur unter der Bedingung zusprechen, dass ihre Mechanismen zu erkennbaren Modalitäten der Diskursformation selbst werden. Über die Funktionsweise dieses ‚Einrastens‘ diskursexterner Elemente und Ereignisse im Diskurs selbst gibt Foucault jedoch keine näheren Auskünfte“ (Plumpe/Kammler 1980, 203).

212 Deleuze 2013 [1986], 21.

selbst müssen sich im Zuge einer solchen Transformation verändern²¹³: Was sich häufiger verändert, sind die *Relationen*, die zwischen diesen Elementen herrschen: ihre „Formationsregeln“, die „weder die Determination eines Gegenstandes noch die Charakterisierung eines Äußerungstyps, noch die Form oder der Inhalt eines Begriffs, sondern das Prinzip ihrer Vielfältigkeit und ihrer Streuung“²¹⁴ sind. Innerhalb ihrer lassen sich schließlich ausgehend von den beobachteten Diskontinuitäten durchaus Kontinuitäten von diskursiven Formationen ausmachen, die, überschreiten sie bestimmte Schwellen, schließlich beispielsweise in relativ stabile wissenschaftliche Disziplinen einmünden.²¹⁵

Wie ist nun der Zusammenhang von Diskursen, diskursiven Formationen und Aussagen mit dem Wissen zu denken? Oben wurde festgestellt, dass diskursive Formationen nicht auf der Basis von Bildungsregeln, sondern vielmehr aufgrund von Existenzbedingungen von Aussagen gruppiert werden können: Sie regulieren nicht, in welcher Reihenfolge und auf der Basis welcher grammatischer Regelmäßigkeiten Zeichen zu wohlgeformten Sätzen, nach welcher Logik Propositionen sinnvoll geformt werden.²¹⁶ Sie bestimmen vielmehr, welche Aussagen wann und unter welchen Umständen, mit Hilfe welcher Begriffe und von welchen Subjektpositionen aus erscheinen können. Darin liegt der ‚Sinn‘²¹⁷ von Aussagen, ihre ‚Referenz‘. Ein Blick in die *Ordnung der Dinge*

213 Vgl. AW, 246ff.

214 Ebd., 247.

215 Hier unterscheidet Foucault verschiedene Schwellen, die diskursive Formationen überschreiten können: Zunächst die „*Schwelle der Positivität*“. Sie beschreibt den „Augenblick, von dem an eine diskursive Praxis sich vereinzelt und ihre Autonomie gewinnt [...], oder auch den Augenblick, in dem dieses System [das der Formationsregeln] sich transformiert“ (ebd., 265). Dann die „*Schwelle der Epistemologisierung*“: „Der Augenblick, in dem eine Gesamtheit „von Aussagen sich herauschält und vorgibt [...], Verifikations- und Kohärenznormen zur Geltung zu bringen, und eine beherrschende Funktion (als Modell, als Kritik oder als Verifikation) im Hinblick auf das Wissen ausübt“ (ebd., 266; Hervorhebung i.O.). Darauf folgt die „*Schwelle der Wissenschaftlichkeit*“: „Wenn die so gezeichnete epistemologische Figur einer gewissen Anzahl formaler Kriterien gehorcht, wenn ihre Aussagen nicht nur den archäologischen Formationsregeln entsprechen, sondern darüber hinaus bestimmten Konstruktionsgesetzen der Propositionen“ (ebd.; Hervorhebung i.O.). Sobald eine diskursive Formation die „*Schwelle der Formalisierung*“ überschreitet, „[w]enn schließlich dieser wissenschaftliche Diskurs seinerseits die von ihm benutzten Elemente, die für ihn legitimen propositionellen Strukturen und die von ihm akzeptierten Transformationen wird definieren können, wenn er so und von sich aus das formale Gebäude, das er konstituiert, wird entfalten können“ (ebd.; Hervorhebung i.O.), ist von einer Disziplin zu sprechen.

216 Propositionen und Sätze folgen nämlich ganz eigenen Gesetzen. Deleuze bemerkt dazu, dass sie sich auf einer vertikalen, man könnte mit Saussure auch sagen ‚paradigmatischen‘ (Propositionen), und auf einer horizontalen – ‚syntagmatischen‘ – (Sätze) Ebene bewegen, während die Aussagen „sich in einer Art Diagonalen einrichten“ (Deleuze 2013 [1986], 10). Zudem unterliegen Sätze und Propositionen „Prozeduren der Vervielfältigung“ (durch Widersprüche, die Sätze gegenüber anderen Sätzen formulieren können, bzw. Abstraktionen, die durch Propositionen, die andere Propositionen zum Inhalt haben, vorgenommen werden können), während „Aussagen [...] demgegenüber untrennbar mit einem Raum der Knappheit verknüpft [sind], innerhalb dessen sie sich gemäß einem Prinzip peinlicher Sparsamkeit oder sogar des Defizits verteilen“ (ebd., 11).

217 Mit Sinn ist also mitnichten eine bestimmte Form von *Bedeutung* gemeint: Vielmehr entsteht ‚Sinn‘, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, dadurch, dass Gegenstände vom Diskurs selektiert und ‚als wirkliche‘ konstituiert werden, über die dann von bestimmten Subjekten in einer bestimmten Weise bestimmte Aussagen getroffen werden können, die als *wahr* gelten. Allerdings verweisen beispielsweise Dreyfus/Rabinow darauf, dass a) ein ernsthafter Diskurs ohne die Annahme von Bedeutung gar nicht möglich sein kann – was nutzen Analysen und Untersuchungen, wenn sie nicht verstanden werden wollen? – und b) auch die Identifizierung von Aussagen, wenn sie sich materiell voneinander unterscheiden, als mit sich selbst identische undenkbar wäre

zeigt, dass die erscheinenden Aussagen so stets eine epistemologische Funktion haben: Es geht, schlicht formuliert, immer um die Modellierung einer Welt der Dinge (zu der natürlich durchaus auch Abstrakta gehören können), um die Modellierung der Subjekte, die in einem Bezug zu ihnen stehen können, und die Modellierung von Begriffen, die sie zum Thema haben. So zeigte beispielsweise die Untersuchung von Allgemeiner Grammatik, Naturgeschichte und der Analyse der Reichtümer in der Klassik, dass nicht mehr Modelle von Ähnlichkeit wie noch in der Renaissance die Gegenstände jener diskursiven Formationen selektierten, sondern dass „Mathesis“ und „Taxinomia“ den „Plan einer allgemeinen Wissenschaft der Ordnung; Zeichentheorie zur Analyse der Repräsentation; Anordnung in geordneten Tableaus von Identitäten und Unterschieden“²¹⁸ ermöglichten. Damit wird plausibel, dass Foucault in der *Archäologie des Wissens* von den Elementen diskursiver Formationen als „Vorform dessen, was als eine Erkenntnis oder eine Illusion, eine anerkannte Wahrheit oder ein denunzierter Irrtum, eine endgültige Erfahrung oder ein überwundenes Hindernis sich enthüllen und funktionieren wird“²¹⁹, sprechen kann. Und weiter: „Diese Menge von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten und für die Konstitution einer Wissenschaft unerlässlichen Elementen, obwohl sie nicht notwendig dazu bestimmt sind, sie zu veranlassen, kann man *Wissen* nennen.“²²⁰ Das Wissen besteht also in den Aussagen, die innerhalb oder aufgrund spezieller Formationsregeln gebildet werden²²¹; damit ist „ein Wissen [...] auch der Raum, in dem das Subjekt die Stellung einnehmen kann, um von Gegenständen zu sprechen,

(vgl. Dreyfus/Rabinow 1987, 111 ff.). Einen Ausweg sehen die Autoren nur darin, dass Foucault die Haltung einnimmt, die er selbst bei Husserl kritisiert: Er muss eine phänomenologische Ich-Spaltung vornehmen, die den Archäologen von jeder Bedeutung befreit, auf dass er nur den diskursiven Regeln folgt, und dies auf der Basis des Alltagsmenschen, der sich der Bedeutungen (auch jener der wissenschaftlichen Spezialdiskurse, die er untersucht) durchaus bewusst ist. Ähnlich argumentiert auch Bürger: „Die Frage, in welcher Weise diskursive Rahmenbedingungen die konkreten Texte formen, setzt ein Verständnis dieser Texte voraus, das hermeneutischen Prinzipien folgt, ob der Diskursanalytiker das nun wahrhaben will oder nicht“ (Bürger 1991, 93). Deleuze hingegen weist darauf hin, dass es Foucault nicht um eine Aussetzung der Semantik geht, sondern dass er die Methoden „der Formalisierung und der Interpretation“ (Deleuze 2013 [1986], 27), also im Grunde Vorgehensweisen des Strukturalismus bzw. der Hermeneutik, zu vermeiden sucht: Erstere „überschreitet [...] das, was ‚geschrieben‘ ist, auf eine intelligible Form hin, die zwar ihrerseits zweifellos auf einer symbolischen Oberfläche eingeschrieben sein kann, jedoch an sich einer anderen Ordnung angehört“ (ebd.); zweite „überschreitet [...] den Satz auf einen anderen Satz hin, auf den er sich insgeheim bezieht: man verdoppelt so das Geschriebene durch eine andere Inschrift, die zweifellos einen verborgenen Sinn ausmacht, aber vor allem nicht dasselbe einschreibt und nicht denselben Inhalt besitzt“ (ebd.). Foucault aber, so Deleuze, „beansprucht das Recht zu einem ganz anderen Vorhaben: er will zur einfachen Inschrift dessen gelangen, was gesagt worden ist, als Positivität des *dictum*, der Aussage“ (ebd., 28; Hervorhebung i.O.). Jene ‚Inschrift‘, besteht in „einer zu konstituierenden Mannigfaltigkeit“ – ihrem/n Objekt/en, ihrem/n Subjekt/en, ihrem/n Begriff/en, die auf den assoziierten und korrelativen Aussagesfeldern existieren. Folgt man dem, bestreitet Foucault nicht die Annahme der Semantik von Aussagen, sondern schließt sie nur als ein Kriterium, das den Fokus auf die diskursiven Regularitäten verstellt, für eine archäologische Untersuchung aus.

218 OD, 107.

219 AW, 258.

220 Ebd., 259.

221 Vgl. ebd.: „Ein Wissen ist das, wovon man in einer diskursiven Praxis sprechen kann, die dadurch spezifiziert wird: der durch die verschiedenen Gegenstände, die ein wissenschaftliches Statut erhalten werden oder nicht, konstituierte Bereich“.

mit denen es in seinem Diskurs zu tun hat²²² sowie „das Feld von Koordination und Subordination der Aussagen, wo die Begriffe erscheinen, bestimmt, angewandt und verändert werden“ und „schließlich definiert sich ein Wissen durch die Möglichkeiten der Benutzung und der Aneignung, die vom Diskurs geboten werden“²²³. Daher kann Foucault in Anlehnung an Friedrich Nietzsche von einem *Willen zum Wissen* sprechen: Das Wissen existiert nämlich ausschließlich innerhalb der Regelmäßigkeiten und Diskontinuitäten der diskursiven Logiken; *das Wirkliche, die Wahrheit* sind also nicht die Voraussetzungen der Entstehung von Aussagen, sondern eigentlich *Effekte* diskursiver Regelmäßigkeiten, d.h. der materiellen *Praxis* (im spezifischen Sinn, den Foucault diesem Terminus beilegt, ist auch die Distribution der Aussagen in spezifischen Feldern gemeint) des Aussagens (oder, das würde eine mediale Öffnung erlauben: des *Ausdrucks*). *Wissen ist also ein diskursiver Effekt, der im Grunde durch die Sedimentierung stetig iterierter Aussagen entsteht und wahrnehmungs-, erkenntnis- und handlungsleitend ist.*

Nun wird auch deutlich, was gemeint ist, wenn Foucault im Zusammenhang mit den Transformationen der Klassik davon spricht, dass „[d]ie Gesamtheit der klassischen *episteme* [...] zunächst durch die Beziehung zu einer Erkenntnis der Ordnung möglich“²²⁴ wird: Die Aussagen, die in einem Feld der Koexistenz stehen, und so zu demselben Diskurs gehören, die Beziehungen zu anderen Aussagen anderer Diskurse unterhalten, die mit wieder anderen unvereinbar sind – sie alle sind Bestandteile eines Wissens (ohne dessen ‚Bausteine‘ oder gar ‚Atome‘ zu sein), die, weder statisch noch final determiniert, nur innerhalb bzw. aus ihrer *historischen Konfiguration* heraus identifizierbar sind. Damit lässt sich die Episteme einer Epoche definieren als „die Abstände, die Distanzen, die Oppositionen, die Differenzen, die Beziehungen ihrer vielfältigen wissenschaftlichen Diskurse“; sie ist also „nicht *eine Art zugrundeliegender Großtheorie*, sie ist ein *Raum der Streuung*, sie ist ein *offenes und zweifellos endlos relational beschreibbares Feld*“²²⁵. Allerdings, darauf weist Foucault mehrfach hin, hat man es hier nicht mit einem allgemeinen „Typ von Rationalität“²²⁶ zu tun; „[d]ie Episteme ist *kein allgemeines Stadium der Vernunft*, sie

222 Ebd., 259.

223 Ebd., 260; Hervorhebung i.O.

224 OD, 108.

225 DeE I, 862; Hervorhebungen i.O.

226 AW, 273. Deleuze vermerkt dazu: „Das Wissen ist weder Wissenschaft noch Erkenntnis, sein Objekt sind die zuvor bestimmten Mannigfaltigkeiten [also Gegenstände, Subjektpositionen, Begriffe, die Felder bilden und die Aussagen ebenso sehr determinieren, wie sie von ihnen konstituiert werden, T.G.] oder vielmehr genau die Mannigfaltigkeit, die das Wissen selbst mitsamt seinen singulären Punkten, seinen Plätzen und Funktionen beschreibt“ (Deleuze 2013 [1986], 33). Damit wird auch die Beschreibung des nicht-wissenschaftlichen Wissens möglich: „Das Wesentliche [...] liegt in der Entdeckung und Vermessung dieses unbekanntes Landes, in dem eine literarische Form, eine wissenschaftliche Proposition, ein alltäglicher Satz, ein schizophrener Unsinn usw. gleichermaßen Aussagen sind, wenngleich ohne gemeinsames Maß, ohne jede Reduktion oder diskursive Äquivalenz“ (ebd., 34).

ist ein *komplexes Verhältnis sukzessiver Verschiebungen*²²⁷. Sie muss als eigentlicher Existenzgrund von diskursiven Formationen gedacht werden, denn sie erlaubt das Auftauchen von Gegenständen, Begriffen und Subjektpositionen; sie eröffnet die Optionen, über deren Realisation die jeweilige strategische Wahl entscheidet²²⁸ – sie ist das, was man die (durchaus dynamische) *Wissensbasis* einer Epoche²²⁹ nennen könnte, und von ihr ausgehend lassen sich ebenso Kontinuitäten wie Diskontinuitäten feststellen. Diese Basis ist alles andere als homogen, sondern besteht selbst aus verschiedenen diskursiven Formationen, in denen durchaus Aussagen auftauchen können, die einander widersprechen, sich gegenseitig ausschließen, teils aber auch miteinander korrelieren. Die Episteme, verstanden als Wissensbasis einer Epoche (ein historisches Feld, das wiederum selbst nur durch die diskursiven Formationen bestimmt werden kann, die in ihm existieren), beinhaltet also durchaus unterschiedliche diskursive Formationen, die in komplexen Beziehungen mit- und zueinander stehen. Paul Veyne beschreibt die dahingehende ‚Entdeckung‘ Foucaults in der *Ordnung der Dinge* folgendermaßen:

„Foucault erkannte nun, dass sich das Denken der Naturforscher ohne ihr Wissen über einen unbewussten Diskurs entfaltete, der weder den Dingen noch deren Begriffen zugehörte, sondern gleichsam dazwischen lag; ein unbewusster Diskurs lenkte die Bildung der Objekte wie auch der Begriffe, und dieser Diskurs sorgte dafür, dass bestimmte *Dinge* wahrgenommen oder übersehen wurden, dass man sie unter einer bestimmten Perspektive betrachtete und dass bestimmte Begriffe verwendet oder nicht verwendet wurden.“²³⁰

Solche unterschiedlichen Diskurse, die in irgendeiner Form miteinander korrelieren und so eine diskursive Formation bilden, nennt Foucault das „*historische[] Apriori*“²³¹. Dieses Apriori ist keine ideale Figur: „Ein *Apriori* nicht von Wahrheiten, die niemals gesagt werden oder wirklich der Erfahrung gegeben werden könnten; sondern einer Geschichte, die gegeben ist, denn es ist die der wirklich gesagten Dinge“²³². Es entsteht aus oder vielmehr *besteht in* tatsächlich getroffenen Aussagen innerhalb von Diskursen, die damit für weitere Aussagen „einen begrenzten Kommunikationsraum“²³³ definieren, innerhalb dessen bestimmte Gegenstände konstituiert, bestimmte Begriffe verwendet und bestimmte Subjektpositionen eröffnet werden können. So stellt es eine

227 DeE I, 863; Hervorhebung i.O.

228 Die Analyse der Episteme nämlich erlaubt, „das Spiel der Zwänge und Begrenzungen zu erfassen, die sich zu einem gegebenen Zeitpunkt dem Diskurs auferlegen“ (AW, 273).

229 Der Begriff der Epoche impliziert sicherlich ebendas Kontinuitätsdenken, das Foucault verworfen hat. So ist er von Foucault selbstverständlich nicht gemeint. Er grenzt ihn in der *Archäologie des Wissens* vielmehr folgendermaßen ab: „[E]s ist der Name, den man einer Verflechtung von Kontinuitäten und Diskontinuitäten, von den Positivitäten immanenten Veränderungen und diskursiven Formationen geben kann, die erscheinen und verschwinden“ (ebd., 251).

230 Veyne 2003, 29; Hervorhebung i.O.

231 AW, 184; Hervorhebung i.O.

232 Ebd.; Hervorhebung i.O.

233 Ebd., 183. Die Rede von der ‚Kommunikation‘ unterstreicht an dieser Stelle einmal mehr, dass *Austausch* und *Vermittlung* zentrale Figuren schon im Diskursdenken Foucaults darstellen.

„Realitätsbedingung für Aussagen“ dar; das historische Apriori ist eine „Positivitätsform“²³⁴, „eine rein empirische Figur“, die wiederum durchaus „selbst ein transformierbares Ganzes“²³⁵ darstellt: Das historische Apriori ist einerseits die Voraussetzung für die Verknüpfung von Aussagen zu Diskursen und von Diskursen zu diskursiven Formationen. Andererseits besteht es selbst in (anderen) diskursiven Formationen, die damit zur Existenzbedingung ihrer eigenen Transformation werden: „[N]un erlegen sich diese Regeln den Elementen, die sie in Beziehung setzen, nicht von außen auf; sie sind genau in das eingebunden, was sie verbinden“²³⁶. Im Verhältnis zum Wissen lässt sich mit Foucault festhalten:

„Dieses Apriori ist das, was in einer bestimmten Epoche in der Erfahrung ein mögliches Wissensfeld abtrennt, die Seinsweise der Gegenstände, die darin erscheinen, definiert, den alltäglichen Blick mit theoretischen Kräften ausstattet und die Bedingungen definiert, in denen man eine Rede über Dinge halten kann, die als wahr anerkannt wird.“²³⁷

Es meint also kein transzendentes Vermögen, und dennoch ist das historische Apriori nicht bloß eine Grundlage für das Entstehen von Diskursen und Aussagen, sondern – vermittelt durch letztere – für das, was dem Wahrnehmen, dem Erkennen und dem Wissen der (diskursiv determinierten) *Subjekte* anheim gegeben werden kann. Das – oder besser: *ein* historisches Apriori stellt also einen (konsistenten) *Teil* der Episteme einer Epoche dar, zu dem diskursive Formationen gehören, die miteinander vereinbarten Formationsregeln unterliegen. Umgekehrt besteht eine Episteme damit aus verschiedenen historischen ‚Aprioris‘. Ich möchte also dafür plädieren, den Begriff, den Foucault stets im Singular verwendet, in den *Plural* zu setzen, denn erst so wird es möglich, zu differenzieren, *welche* historisch apriorische diskursive Formation zur Existenzbedingung von (neuen oder aus diesen vorgängigen transformierten) diskursiven Formationen wird.

234 Ebd., 184.

235 Ebd., 185.

236 Ebd. Dreyfus/Rabinow haben eben diesen Zusammenhang als die Achillesferse der Archäologie identifiziert: Einerseits habe sich Foucault von den strukturalistischen Methoden abwenden wollen, andererseits sei er, als er „über seinen ‚bescheidenen Empirismus‘ hinausgeht“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 110), aber von seinem deskriptiven Gestus abgekommen und habe zur Beschreibung der Systeme, die regulieren, wann welcher Diskurs erscheinen kann, eine „quasi-strukturalistische Erklärung“ (ebd.) gegeben, die, so die Autoren, an jene Wittgensteins und Heideggers erinnerte, die die Auffassung verträten, „die Sprachpraktiken selber hätten die Macht, Normen zu befördern und aufrechtzuerhalten“ (ebd., 108). Anders formuliert: Indem Foucault die *Beschreibung* der Regularitäten, die innerhalb einer diskursiven Formation herrschen, auch zur *Erklärung* des Auftretens der in ihr gegebenen Aussagen nutzt, indem er also die hier als *metaleptisch* markierte Bewegung vornimmt, mit der diskursive Formationen zu historischen Aprioris erklärt werden, muss er sich dem, was er eigentlich ablehnt, wieder zuwenden. Zugrunde liegt dieser „Unklarheit“ (ebd., 109), so die Autoren, das Beharren auf der Untersuchung der Diskurse innerhalb ihrer selbst: „Da er jedoch zu diesem Zeitpunkt an der Ansicht festhält, dass Diskurspraktiken autonom sind und ihren eigenen Kontext determinieren, kann er nicht nach der regulativen Macht suchen, die die Diskurspraktiken von außen lenkt. Deshalb muss Foucault, obwohl ständig nichtdiskursive Einflüsse in Form gesellschaftlicher und institutioneller Praktiken und konkreter Modelle in seine Analyse eingehen [...], muss er die produktive Potenz der Diskurspraktiken in die Regelmäßigkeit eben dieser Praktiken verlegen. Daraus resultiert der merkwürdige Begriff der Regelmäßigkeiten, die sich selber regeln“ (ebd., 110).

237 OD, 204.

Möglich wird dieser Plural gerade dadurch, dass hier nicht von einem transzendentalen Vermögen die Rede ist: Es bestehen nämlich

„wesentliche Differenzen zu Kant: die Bedingungen sind solche der wirklichen Erfahrung und nicht solche jeder möglichen Erfahrung (die Aussagen beispielsweise setzen ein bestimmtes Korpus voraus); sie befinden sich auf der Seite des ‚Objekts‘, auf der Seite der historischen Formation, und nicht auf der eines universellen Subjekts (das Apriori ist selbst historisch); beides sind Formen der Äußerlichkeit“²³⁸.

Die Untersuchung von Diskursen erfolgt daher nicht als ein Prozess der Betrachtung einer Oberfläche, welcher eigentlich nur eine zugrundeliegende Tiefenstruktur o.ä. an den Tag bringen soll. So ergibt sich, dass Foucault von einem ‚Willen zur Wahrheit‘ als einem speziellen Fall des ‚Willens zum Wissen‘ sprechen kann: Nicht ein objektives Wissen, keine in den Dingen ‚schlummernde‘ Wahr- oder Wesenheit leitet das Sprechen über sie²³⁹; letzteres hängt vielmehr von spezifischen historischen Aprioris ab, die zusammen eine Episteme bilden. Anders formuliert: Wovon man sprechen kann, was man wissen kann, hängt ab von dem, was bereits – innerhalb systematischer Zusammenhänge, die sich durchaus auch im Bezug zu nicht-diskursiven Feldern ergeben – hat gesagt werden können²⁴⁰, oder, präziser: *tatsächlich* gesagt worden ist. Daston bringt diesen Zusammenhang von Wissenschaft, Wahrheitswillen und Episteme folgendermaßen auf den Punkt:

„In jeder Epoche gibt es viele wissenschaftliche Begriffe, schon weniger Fachgebiete und nur eine Episteme; die Fachgebiete bestimmen, was als Beweis gilt, die Episteme jedoch legt fest, was – zumindest in einem

238 Deleuze 2013 [1986], 86. Nun ist „diese Wortbildung paradox“ – jedenfalls im Hinblick auf das Kantische transzendente Apriori. Wie sollte schließlich etwas Apriorisches, also allem „gänzlich Vorausliegendes“, selbst historisch sein? Doch das ist, so Gehring, „genau das, was Foucault meint: Vor aller Erfahrung liegen historisch apriorische Muster, die man gleichwohl lesbar und beschreibbar machen kann“ (Gehring 2004a, 39; Hervorhebung i.O.).

239 Veyne konstatiert: Foucault „bezog Position in einer breiten Debatte und erklärte, Wahrheit sei keine Angleichung an die Dinge, keine Übereinstimmung mit dem Objekt“ (Veyne 2003, 27).

240 So vermerkt auch Davidson, dass „Veränderungen des Wissens als Vorbedingung für das Aufkommen neuer Unterteilungen zwischen wahr und falsch – Unterteilungen, die neue Normen und Regeln, neue interne Wissensstrukturen aufweisen“, zu gelten haben (Davidson 2003, 203). Veränderungen der Episteme können daher als Voraussetzung für Veränderungen u.a. innerhalb von Wissenschaften (die vor allem einen spezifischen ‚Willen zur Wahrheit‘ ausbilden) verstanden werden. Allerdings, darauf wurde wiederholt hingewiesen, handelt es sich bei der Episteme nicht um Bedingungen der *Möglichkeit*, wie Davidson konstatiert: „*Savoir* ist eine Bedingung der *Möglichkeit*, nicht der Wirklichkeit der Existenz eines wissenschaftlichen Diskurses“. Diese Fehlinterpretation resultiert wohl daraus, dass Davidson mit *Existenzbedingungen* die „hinreichenden Bedingungen für das Auftauchen einer konkreten wissenschaftlichen Diskurspraxis“ (ebd., 206; Hervorhebungen i.O.) meint, während Foucault darunter die Summe der empirisch erschienenen Aussagen versteht, deren Existenz zur Bedingung für die Entstehung und Existenz neuer Aussagensysteme wird, sie also als *notwendige* Bedingungen fasst, die nicht zwingend *hinreichend* sind (und schon gar nicht universal oder ahistorisch). Davidson spielt hier auf eine vermeintliche Marginalisierung der nicht-diskursiven Praktiken an, die bei der Bildung wissenschaftlicher Diskursformationen – oder Disziplinen – eine (generative) Rolle spielen. Allerdings sind sie – jedenfalls in dieser frühen ‚Phase‘ – durchaus ebenfalls als diskursive Entitäten zu verstehen, insofern sie einerseits ebenjene ‚Existenzfunktionen‘ von Aussagen ebenso sehr determinieren, wie sie selbst von ihnen determiniert werden, und andererseits selbst als Dinge – und damit den nicht-diskursiven Praktiken und Artefakten nahestehend – identifiziert werden können.

bestimmten historischen Kontext – *nicht anders gedacht werden kann*.²⁴¹

Dieses Wissen, dieser Wille zum Wissen ist nur auf der Ebene der empirischen Positivitäten erkennbar, d.h. in erster Linie auf der Ebene der Aussagen, die auf ihre Existenzbedingungen verweisen, aber auch auf der Ebene der Gegenstände, in die sich die Aussagen insofern einschreiben, als sie deren Ordnung und ‚Wahrnehmbarkeit als‘ determinieren. Untersucht man die Beziehung zwischen Wörtern und Dingen (wie es der französische Originaltitel der *Ordnung der Dinge* nahelegt: *Les mots et les choses*)²⁴², dann muss man also Aussagen als *Ereignisse*²⁴³ – gegeben zu einem spezifischen Zeitpunkt, als Seltenheit, die reproduziert wird, abhängig von materiellem Erscheinen, und doch dadurch nicht hinreichend beschreibbar –, in ihrer Verknüpfung zu *Serien* – durchaus „diskontinuierliche Praktiken [...], die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen“²⁴⁴ –, in ihrer „*Regelmäßigkeit*“ und in ihrer „*Äußerlichkeit*“²⁴⁵ beschreiben.²⁴⁶ Und doch reguliert der spezifische Wille zum Wissen/zur Wahrheit nicht bloß die Diskursproduktion. Er hat auch einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Formation der (Macht-)Institutionen, also die sogenannten ‚extradiskursiven Beziehungen‘.²⁴⁷

Die archäologische Analyse untersucht jedoch die Episteme, indem sie die historischen Aprioris untersucht, und untersucht die Aprioris, indem sie die tatsächlich getroffenen Aussagen unter-

241 Daston 2003, 212; eigene Hervorhebung. Ähnliches konstatiert Gehring für das historische Apriori: „Nun handelt es sich bei diesen ‚apriorischen‘ und dennoch ‚historischen‘ Mustern um nichts, was von den Redeweisen oder auch den Praktiken einer Zeit völlig getrennt wäre. Diese Muster sind stumm, aber sie sind im Spiel, sie manifestieren sich mitten in der Kultur. Sie fungieren als das, von wo aus *wirkliche* Erkenntnisse und Wissen, Erkenntnisse und Wissen mit Wirklichkeitswert möglich sind“ (Gehring 2004a, 39; Hervorhebung i.O.). Den Einfluss dieser „Wahrheitsspiele“ auf Subjektivierung betont Waldenfels: „Von universalen Geltungsansprüchen sind wir gleich weit entfernt wie von subjektiven Wunschansprüchen, da diese Wahrheitsspiele dem Wissen, Können und Begehren ihr unveränderliches Gepräge geben“ (Waldenfels 1991b, 7).

242 Dieser Titel inspirierte wohl Deleuze zu der Einschätzung, die „Dinge und Wörter, das sind sehr vage Begriffe zur Bezeichnung der beiden Pole des Wissens“ (Deleuze 2013 [1986], 74). Dem scheint indes eine billigend in Kauf genommene Ungenauigkeit bei der Lektüre (bzw. eine Vermischung der Werke Foucaults) zugrunde zu liegen: Foucault fasst nämlich auch Aussagen als Dinge auf, als ‚materielle Positivitäten‘, die als eigene Bestände der Wirklichkeit zu verstehen sind. Ob hier also mit ‚Dingen‘ *allein* der von Deleuze so bezeichnete Pol der ‚Sichtbarkeit‘ (ebd., *passim*) zu verstehen ist, scheint eher zweifelhaft.

243 Das Ereignis ist „weder Substanz noch Akzidentelles, weder Qualität noch Prozess; das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist; es hat seinen Ort und besteht in der Beziehung, der Koexistenz, der Streuung, der Überschneidung, der Anhäufung, der Selektion materieller Elemente; es ist weder der Akt noch die Eigenschaft eines Körpers; es produziert sich als Effekt einer materiellen Streuung und in ihr“ (ODis, 37).

244 Ebd., 34.

245 Ebd., 35; eigene Hervorhebungen.

246 Dreyfus/Rabinow weisen (zurecht) darauf hin, dass auch die hier angeführten Begriffe bei Foucault selbst einem bestimmten historischen Apriori entstammen: „Als dann erweisen sich viele Schlüsselbegriffe, um die die *Archäologie* kreist – wie ‚lenken‘, ‚regulieren‘, ‚Transformation‘, ‚Element‘, ‚Regel‘, ‚Serie‘, ‚Äußerlichkeit‘ und ‚System‘ als Interpretationsraster, welcher aus spezifischen historischen Praktiken hervorgegangen ist“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 22; Hervorhebung i.O.). Dies ist indes nicht als Kritik zu verstehen: Nimmt man Foucaults Überlegungen ernst, ist es ohnehin nur möglich, von einem bestimmten (historischen) Ort aus zu sprechen – tut man es, bleibt nichts, als es innerhalb dieser Existenzbedingungen zu tun.

247 Vgl. dazu Kapitel 5.2.

sucht. Letztere werden an einem speziellen ‚Ort‘ beobachtbar – im Element des „*Archiv[s]*“²⁴⁸:

„Anstatt zu sehen, wie im großen mythischen Buch der Geschichte sich Wörter aneinanderreihen, die vorher und woanders gebildete Wörter aneinanderreihen, die vorher und woanders gebildete Gedanken in sichtbare Zeichen umsetzen, hat man in der Dichte der diskursiven Praktiken Systeme, die die Aussagen als Ereignisse (die ihre Bedingungen und ihr Erscheinungsfeld haben) und Dinge (die ihre Verwendungsmöglichkeit und ihr Verwendungsfeld umfassen) einführt.“²⁴⁹

Das Archiv ist der Raum dieser *Praxis*, innerhalb dessen die Aussagen sich (an)ordnen und zu Diskursen bündeln können; es ist der genuine Ort der diskursiven (Trans-)Formationen.²⁵⁰ Die Formulierung ist bewusst aktivisch gewählt: Das Foucaultsche Archiv ist keine Art „kulturelles Gedächtnis“²⁵¹, das, gleichsam statisch, nur als (skripturale) Aufbewahrungsstätte von Aussagen, Diskursen und diskursiven Formationen diene, die längst vergangen sind, und die zudem noch auf ‚Autoren‘ zurückzuführen bzw. dem ‚Rezipienten‘ unvermittelt zugänglich wären²⁵². Zwar bietet es die Möglichkeit, weil die Aussagen hier in ihrer Materialität, als substanzielle ‚Dinge‘, ‚lagern‘, die Diskurse „in ihrer genauen Dauer“²⁵³ zu spezifizieren und erlaubt auch ihre nachträgliche Differenzierung. Wichtiger noch ist aber, dass es dadurch, dass es die Episteme der Zeit zusammenfasst, quasi *metaleptisch* das Auftreten von neuen Aussagen reguliert, indem es „nicht nur den Moment der bewahrenden Aufzeichnung, sondern auch die *Form* dessen, was als Ereignis überhaupt archivierbar ist“²⁵⁴, definiert. ‚Metaleptisch‘ ist diese Figur deshalb zu nennen, weil a) erst mit der ‚Archivierung‘ der Aussagen ihr Status als Aussage geriert und b) die Regularität der diskursiven Systeme, die ihr Erscheinen determinieren, zutage tritt, die dann c) durch das Auftreten der Aussage im Archiv ihrerseits wieder modifiziert werden (etwa vorstellbar so, wie sich alle Knoten eines Netzes verschieben, wenn neue Knoten hinzukommen). Im Archiv

248 AW, 187. Ernst verweist auf die Rolle des Begriffs als *Terminus technicus*: „Das deutsche *Archiv* als Bezeichnung einer Speicherinstitution entspricht dem französischen *archives* im Plural; von daher ist eine missverständliche Lesart des Begriffs *archive* (im Singular) in Foucaults *Archäologie des Wissens* schon angelegt, der damit ein anderes, präsentistisches Wissen meint“ (Ernst 2002, 90; Hervorhebung i.O.). Dem kann man nur schwer widersprechen: Wenn also im Folgenden von Archiv die Rede ist, dann in der Nachfolge Foucaults unter Ausparung der alltagssprachlichen Bedeutungsnuancen.

249 AW, 186.

250 Vgl. auch ebd., 187: Das Archiv ist „das, was bewirkt, dass all diese gesagten Dinge sich nicht bis ins Unendliche in einer amorphen Vielzahl aufhäufen [...], sondern dass sie sich in distinkten Figuren anordnen, sich aufgrund vielzähliger Beziehungen miteinander verbinden, gemäß spezifischen Regelmäßigkeiten sich behaupten oder verfließen“.

251 Vgl. zum Begriff des kulturellen Gedächtnisses J. Assmann 1999; auch A. Assmann 1999 sowie die zahlreichen Aufsätze der genannten Autoren zum Thema.

252 Vgl. etwa Wolfgang Ernsts mit Blick auf den Archivzugriff formulierte Bemerkung: „Allen, die dabei immer noch den Menschen zum Ausgangspunkt und zum Zweck ihrer Wahrheitssuche machen, antwortet Foucault bekanntlich mit einem philosophischen Lächeln“ (Ernst 2002, 10).

253 AW, 188.

254 Ernst 2002, 92; eigene Hervorhebung. Ernst spielt hier auf die Mediatisierung der Aussagen an; schließlich fordert er auch, den Archivbegriff durch den Medienbegriff zu ersetzen. Dass dies Foucaults Denken nicht adäquat in den Blick nimmt, wird zu einem späteren Zeitpunkt ausführlich thematisiert (vgl. Kapitel 7.1.2 und 8.1).

also finden sich nicht nur die Bedingungen neuer Aussagen; hier findet sich das Prinzip der Existenz auch der bereits enthaltenen Aussagen: „Es ist *das allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussagen*“²⁵⁵ und muss daher als „*Praxis*, die eine Vielzahl von Aussagen als ebenso viele regelmäßige Ereignisse, ebenso viele der Bearbeitung und der Manipulation anheimgegebene Dinge auftauchen lässt“²⁵⁶, verstanden werden. Diese Praxis, darauf verweist Foucault deutlich, ist „in [ihrer] Totalität nicht beschreibbar; und [sie] ist in [ihrer] Aktualität nicht zu umreißen“²⁵⁷, denn sie umfasst die ‚sukzessiven Verschiebungen‘, den Wandel des Wissens, der sich daraus ergibt, dass Aussagen formuliert werden, die sich zwar auf andere (ältere) Aussagen zu beziehen scheinen, die aber – aufgrund der Determination durch die ihnen eigene Materialität (die Verstrickung in assoziierte und korrelative diskursive und nicht-diskursive Felder, die Gegenstände, Begriffe und Subjektpositionen konstituieren) – in der Regel keine Wiederholungen dieser älteren Aussagen darstellen und, relevanter: die diskursiven Formationen selbst transformieren. Im Archiv finden sich so „Wirklichkeitsordnungen“, denen ein „Doppelgesicht“ eignet: Sie sind „sowohl Tatsachenordnungen als auch normative Ordnungen“²⁵⁸, und sie werden durch die Tätigkeit des Archäologen selbst wieder verändert – die Ordnung ist eine Ordnung des Prozesses²⁵⁹. „[W]enn eine neue Formation auftaucht, mit neuen Regeln und neuen Serien, so geschieht dies nicht auf einen Schlag, in einem Satz oder einem Schöpfungsakt, sondern stückweise, mit Überbleibseln, Verschiebungen, Reaktivierungen früherer Elemente, die unter den neuen Regeln fortbestehen.“²⁶⁰ Anders formuliert: Die Transformabilität des Archivs

255 AW, 188. Dreyfus/Rabinow werten diese Metalepse nicht so positiv, sondern weisen darauf hin, Foucault „[hy-
postasiere] unberechtigterweise die beobachteten formalen Regelmäßigkeiten, die Diskursformationen beschreiben, zu Existenzbedingungen dieser Formationen“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 109), werfen seinem Diskursdenken also (unzulässige) Zirkularität, gar „Selbstbegründung“ (ebd., 121) vor. Wie dargelegt wurde, bietet sich die Figur der metaleptischen Produktion aber an, weil sie Stabilität und Dynamik diskursiver Formationen erfassbar macht, sie mithin nicht als einander entgegengesetzte Pole, sondern als korrelative Phänomene modelliert.

256 AW, 188.

257 Ebd., 189. Ernst formuliert daher: „Archive sind radikal präsent“ (Ernst 2002, 109); Gehring konstatiert, das Archiv sei „[e]ine unendliche Praxis, die aber nicht vom Vergangensein, sondern von der Gegenwärtigkeit des Überlieferten her motiviert ist“ (Gehring 2004a, 64).

258 Ebd., 45.

259 Darauf weist ebenfalls Gehring hin (vgl. ebd., 72ff.). Die folgende Bemerkung Ernsts lässt sich als Explikation dieses Zusammenhangs deuten: „Damit ist das Archiv kein Agent historischer Zeit, sondern Medium einer entzeitlichten Gegenwart von Speichern. Nicht passiver Ort zur Aufnahme jener Daten, welche eine Gegebenheit (in Form ihrer Daten also) hinterlässt, *konstituiert* es ein Wissen [...] nicht als Abbild vergangener Wirklichkeit, sondern als deren Konstruktion. Erinnerungen werden aus diesem Gedächtnis nicht abgerufen, sondern eben dort erst gebildet“ (Ernst 2002, 39).

260 Deleuze 2013 [1986], 36. Darauf weist auch Detel hin: „Historisch können wir nach Foucault nur im nachhinein konstatieren, dass sich eine Episteme oder Diskursformation in verschiedenen Texten einer Epoche *manifestiert*. Und wir können dann die Geschichte der Diskursformationen erzählen, die sich in *kontingenten* Brüchen und Schüben vollzieht. Diese Geschichte kann weder eine *rationale* Rekonstruktion noch mit *explanatorischen* Ambitionen verbunden sein, denn die Transformationen der Diskursformationen lassen sich weder rational noch kausal erklären: Ihre historische Darstellung ist zwar extrem *informativ*, bleibt aber exklusiv *narrativ*“ (Detel 2003, 185; Hervorhebung i.O.). Ernst würde – radikaler – wohl bestreiten, dass etwas wie eine ‚nachträgliche Bezugnahme‘ überhaupt möglich ist. So beantwortet er die (selbst gestellte, rhetorische) Frage „Macht der Aggregatzustand des Archivs einen Unterschied zwischen Historie und Macht in *actu*?“ mit der Feststellung: „Po-

verweist darauf, dass auch „der Diskurs keineswegs eine eigenständige Instanz darstellt, sondern seinem Korrelat“ – also einem Wissen, einer Technik²⁶¹ o.ä. – „*immanent* ist“²⁶². Das Archiv erschließt sich daher in seiner kontinuierlich diskontinuierlichen Transformation niemals dem Zeitgenossen, der in seine Tätigkeit verstrickt ist, sondern kann immer nur *a posteriori* und für einen bestimmten Zeitpunkt erfasst werden: „Wir kennen unser Heute nicht; an diesem Hindernis kommt niemand vorbei.“²⁶³ Die notwendig nachträgliche Beschäftigung mit dem Archiv ist, darauf verweist Ernst, aber keine einfache Rekonstruktion von einst Gewesenem – um das Archiv

„zum Sprechen zu bringen [...] reicht [es] nicht hin, schlicht das *Archiv zu schreiben*, sondern eine *Redistribution des Raums* zu bewirken, die Daten also durch eine Neukonfiguration in einen kybernetisch anderen Zustand zu bringen. Um solchen Techniken wie der Transformation von Daten in Geschichten einen Ort zu geben, bedarf es der Einrichtung von Archiven“²⁶⁴.

Nun verweist aber gerade derselbe Ernst in einem späteren Text darauf, dass das Archiv Foucaults zum ultimativen Ausdruck seiner „Bibliotheksfixiertheit“ werde, denn

„das, was die optischen und akustischen Analogmedien dem Buch voraushaben, wird konterkariert von der Unmöglichkeit, sie gleichermaßen einfach wie Bücher adressieren zu können. Schon deshalb spielt das, was bei Foucault Archiv heißt, aber Bibliothek meint, noch eine Leitfunktion. Die Archive aber, in denen audiovisuelle Analog- oder Digitalmedien landen oder vielmehr verschwinden, sind dagegen weder praktisch noch

tentielle Aktualität ist der Aggregatzustand, in dem Archivdaten verharren – eine Lage radikaler Latenz. Durch Gedächtnisre(d)aktion und -aktivierung [...] wird eine unvergangene, also als juristisches oder anderes Monument dauernde Vergangenheit in einen neuen Zustand der Gegenwart geschaltet“ (Ernst 2002, 122). Diese Lesart ließe sich durchaus mit Foucaults Annahmen verbinden: So werden Subjekte nicht nur von diskursiven Formationen (und Archiven als Ort *sowohl* ihrer Aufbewahrung *als auch* ihrer Trans-Formation) dahingehend determiniert, was sie sagen können, sondern, könnte man mit Blick auf die ‚Aneignung‘ ergänzen, auch in dem, was sie verstehend generieren.

261 Zum Konzept der (Macht-)Technik vgl. Kapitel 4.2.2.

262 Veyne 2003, 39.

263 Ebd., 47.

264 Ernst 2002, 12; Hervorhebung i.O. In diesem Sinne lässt sich „das Archiv nicht als ‚Autor‘, sondern als Strukturierung und Präfiguration“ auffassen – ein „Archiv ist also nicht erst das, was nach dem Ende bleibt; schon am Anfang bildet es das vorgängige Raster definierter Wirklichkeit“ (ebd., 24). In der Folge diagnostiziert Ernst Foucaults Archivbegriff zwar eine lobenswerte Öffnung gegenüber gängigen archivwissenschaftlichen Auffassungen, meint aber, er sei auf den zweiten Blick „um so gegenstandsloser“ (ebd., 18), weil Foucault in seinen Monographien keine positive Bestimmung archivischer Praktiken vornähme. Der Ausweg könnte, so Ernst, das „definitive[] Angebot“ der „Medienarchäologie“ (ebd.) sein, *Medien* diese Lücke füllen zu lassen, und damit „das mediale Gesetz“ zu finden, „das die Ordnung der Dinge in ihrer Produktion selbst steuert“ (ebd., 19). Im Hinblick auf die hier verfolgte These scheint dieser Ansatz durchaus vielversprechend. Wenn aber Ernst die Verdienste dieser Medienarchäologie näher spezifiziert – was hier aufgefunden werden kann, ist nämlich bspw. der „photographische[] Apparat für die Produktion von Bildern in Mengen“ (ebd.) – wird schnell deutlich, dass hier eine ähnliche (technizistische) Verkürzung vorgenommen wird, wie sie auch für die Mediendispositiv- und Apparatustheoretiker konstatiert werden muss (vgl. dazu Kapitel 6.3ff.). Ernst selbst formuliert diese Verkürzung, wenn er die „Medialität des Archivs“ mehr oder weniger *exklusiv* „in seiner technischen Materialität“ verortet „– jene[n] Apparaturen der Datenspeicherung (Papier, Film, Computer), die als konkrete Träger der Signale ihren kulturellen Dekodierern zumeist konstitutiv verborgen bleiben: Der Archivträger ist dem Blick des Betrachters entzogen“ (Ernst 2002, 21). Für die Foucault-Exegese wird diese Auffassung insbesondere dann virulent, wenn das Archiv in diesem Sinne als „Dispositiv“ (ebd.) verstanden wird – im Umkehrschluss hätte man es dann bei einem Dispositiv nur mit einem „Programm“ (ebd., 20) zur Anordnung von Daten zu tun (vgl. dazu auch weiter unten Kapitel 5).

theoretisch erfasst.²⁶⁵

Sowohl 1) die Ausblendung audiovisueller Aussagen als auch 2) die mangelnde Bestimmung der Materialität von Archiven stellen sicher einen blinden Fleck in Foucaults Diskursdenken dar. Indes finden sich 1) in Foucaults Schriften immer wieder Hinweise darauf, dass er durchaus auch andere Medien und ihren Zusammenhang mit dem Diskursiven (oder gar ihrem Status *als* Diskursivem) im Blick hatte. Im Hinblick auf eine Reihe von Filmen zum Frankreich der Besatzung beschreibt Foucault etwa 1974 deren Beziehungen zur politischen Macht²⁶⁶:

„Allein die Tatsache, dass all das gezeigt werden konnte, hat eine gewisse Neugruppierung der Rechten ermöglicht. Und zugleich hat gerade umgekehrt die Auslöschung der Trennlinie zwischen nationalistischer und kollaboratistischer Rechter diese Filme erst möglich gemacht. Beides hängt untrennbar zusammen.“²⁶⁷

Sie haben diese Kraft, weil sie eine Art *Diskurs* bilden: „Das politisch bedeutsame Phänomen ist in meinen Augen nicht dieser oder jener Film, sondern das Phänomen der Serie, das *Netz*, das diese Filme geschaffen haben und in dem sie [...] einen Platz einnehmen.“²⁶⁸ Und dennoch, Foucaults Weigerung, Filme (und andere Medien) als Wissensphänomene zu begreifen, bleibt konstant. 1976 formuliert er:

„Man kann dem Kino nicht die Frage nach dem Wissen stellen, es stünde ganz und gar auf verlorenem Posten. Man kann ihm andere Fragen stellen. Das Kino gestattet es, einen Bezug zur Geschichte zu haben, einen Anwesenheits-, einen Wirkungsmodus der Geschichte einzurichten, der sich sehr stark von dem unterscheidet, den man durch das Geschriebene erhalten kann.“²⁶⁹

Die Absage Foucaults, andere als sprachlich (oder genauer: schriftlich) verfasste Aussagen gelten zu lassen, ist sicherlich in der sehr akademisch, um nicht zu sagen *intellektualistisch* geprägten Auffassung von *Wissen* begründet, die er vertritt. Dies zeigt sich denn auch, wenn er neben der „Trivalliteratur“ auch „Fernsehen oder Kino“ als „eine Art und Weise, das populäre Gedächtnis, das existiert, aber keine Artikulationsmittel besitzt, *neu zu codieren*“²⁷⁰, oder auch als Mittel, „den Leuten zudem ein Interpretationsraster für die Gegenwart anzubieten“²⁷¹ begreift. Insofern lassen sich diese Formen durchaus auch als vom Wissen geleitete Subjektivierungsprozesse verstehen, die ihre spezifischen Wirkungen zeitigen: „Es gibt ein kleines Element von volkstümlicher Bauerndarstellung, ein kleines Drama aus Feld, Wald und Stall, das irgendwo eingeschrie-

265 Ernst 2004, 251.

266 Die folgenden Überlegungen, insbesondere in Kapitel 5, werden zeigen, dass Wissen und Macht für Foucault interdependente Sphären sind.

267 Foucault 2013c [1974], 129.

268 Ebd., 132; eigene Hervorhebung.

269 Foucault 2013d [1976], 188. Foucault relativiert diese Stellungnahme allerdings noch im selben Text: „Diese Art großer Einschnitt, den es zwischen Wissen und Kunst gab, ist trotzdem im Verschwinden begriffen“ (ebd., 190).

270 Foucault 2013c [1974], 130; Hervorhebung i.O.

271 Ebd., 140.

ben ist, das auf eine bestimmte Weise unsere Körper geprägt hat und sie auf infinitesimale Weise nach wie vor prägt.²⁷² Lässt man also auch solche Aussagen gelten, die nicht sprachlich oder schriftlich verfasst sind, öffnet sich der Begriff des Wissens hin zu seinen nicht-akademischen, nicht-verbalisierbaren, aber doch aussagbaren kulturell-subjektwirksamen Manifestationen. Es ist dann nicht länger auf alphabetisierte Gesellschaften begrenzt, es beinhaltet auch verkörpertes Wissen, und, wohl am wichtigsten für wissenschaftliche Anwendungsfelder: Es erlaubt, auch intermediale Manifestationen in Begriffen von Diskurs, Archiv, historischem Apriori und Episteme zu untersuchen.²⁷³ Insofern lässt sich also für das Archiv schließen, dass man es mit einer dynamischen Ordnung von (schriftlichen, sprachlichen, filmischen, bildlichen, musikalischen u.a.) Monumenten zu tun hat, die über (Aussage- oder genauer: Wissens-)Praktiken miteinander vermittelt sind, Geltung erlangen.

Ad 2) liegt der Eindruck nah, dass Foucault den konkreten Ort der Aussagen bewusst offen hält. So entgeht er der Stabilisierungstendenz, die mit deren konkreter Verortung einhergeht; wenn er auch ohne Gedächtnis- oder Speichermetapher nicht auskommt, umgeht er damit das Problem, wie genau Aussagen innerhalb eines solchen prozessiert werden. Ernst schlägt daher vor, den Archiv- zunächst durch den Dispositivbegriff, selbigen dann durch „Medien“²⁷⁴ zu ersetzen. Dass das Archiv kein Dispositiv und das Dispositiv noch weniger ein Medium ist (und nicht sein kann), werden die folgenden Überlegungen erweisen. Wenn man schon eine Metapher benötigt, um die Metapher des Archivs zu erläutern, dann stellte wohl das Internet die geeignetste dar: Für diejenigen, die es zu bedienen wissen und die die nötigen Zugriffsberechtigungen haben, stellt es adressierbare Aussagen (aller Art) zur Verfügung, jederzeit und von (fast) überall her. Das heißt *nicht*, dass das Internet das Archiv *ist*: Eine digitalisierte Photographie von Velázquez' *Las Meninas* sind nicht die *Las Meninas*.²⁷⁵ Aber ähnlich wie das Internet ist auch das Archiv allgegenwärtig, über die gesellschaftlichen Räume verteilt, zeitlich unabhängig, von seinem Vollzug abhängig. Und es vergisst nichts.

272 Foucault 2013d [1976], 183. Dies erinnert sicher nicht an ungefähr an die Prozeduren der *Einkörperung*, die Foucault für Disziplinar- und Biomacht beschreibt; vgl. dazu v.a. die Kapitel 4.2 und 4.3.

273 So lassen sich dann auch Diskurse detektieren, die über ‚Mediengrenzen‘ hinweggehen. Entscheidet man sich für eine solche produktive Erweiterung des Aussagen- und damit auch Diskursbegriffs, der wohl keine Sachgründe widersprechen, werden zudem so merkwürdige terminologische und methodische Hilfskonstrukte wie „Mediendiskurse“ überflüssig – schließlich sind auch die Foucaultschen ‚Ur-Diskurse‘ immer schon medial, nämlich schriftlich (oder, in Ausnahmen, auch gesprochen-sprachlich) verfasst (vgl. dazu etwa Fraas/Klemm 2005).

274 Ernst 2004, 244.

275 Und das gilt nicht bloß für den Mangel am Auratischen, den Walter Benjamin wohl diagnostiziert hätte, hätte er die Entwicklung der Digitalisierung noch erlebt (vgl. Benjamin 1963 [1935]), sondern auch für die Persistenz dieser (malerischen) Aussage: Schließlich ist Velázquez' Original in ganz andere Zusammenhänge gestellt als eine digitale Photographie, die es zeigt. Vgl. zur fundierenden Materialität der Medialität insbesondere Kapitel 7.2.1.

3. Von der Archäologie zur Genealogie

Das Archiv ist, anders als es die allgemeinsprachliche Verwendung dieses Begriffs nahelegt, also kein statisches Reservoir zur schlichten Aufbewahrung oder Speicherung von Aussagen. Vielmehr wird es fortlaufend reaktualisiert, wenn Aussagen Prozesse der ‚Re-Inskription‘ und ‚Transkription‘ durchlaufen, wenn sie wiederaufgenommen, reformuliert, (re-)kontextualisiert – in einem Wort: *transformiert*¹ – werden.² Diese *Praxis* ist als metaleptisches Phänomen zu verstehen: Sie greift zwar auf bestehende Aussagenordnungen, diskursive Anordnungen, deren Zusammenhänge reguliert sind, zurück, aber mit der Einspeisung neu entstandener Aussagen werden diese Voraussetzungen ihrer eigenen Sagbarkeit ihrerseits transformiert. So lässt sich daraus schließen, dass auch die historischen Aprioris – korrelative diskursive Formationen – und die aus ihnen sich zusammensetzende Episteme keine statischen Entitäten sind, sondern allein nachträgliche Rekonstruktionen, die erst durch ihre Integration in die je zeitgenössischen Sagbarkeiten ihrerseits erkennbar werden – und zwar in einem notwendig anderen Sinn, als sie in der Zeit und am Ort ihres Entstehens wirkten. Erkenntnis wird so zu einem Prozess, der nicht auf einer transzendentalen Vernunft aufruht, sondern der nur in Abhängigkeit von den jeweils herrschenden, aber ohne den gehörigen Abstand für das Subjekt nicht zu erfassenden Aprioris wirken kann – daher Foucaults Rede von den intradiskursiven Prozeduren (Kommentar, Disziplin und Autor, die der Identifikation der Diskurse dienen), der Verknappung der sprechenden Subjekte (durch Rituale, Diskursgesellschaften und Doktrinen, die regulieren, wer wann und wo sprechen darf) sowie den Prozeduren der Ausschließung (Tabu, Grenzziehung und Verwerfung von Wahnsinn/Vernunft, akzeptabler/nicht akzeptabler Sexualität und schließlich dem Willen zum Wissen), die alle auf diskursiver Ebene wirken und dem Zweck dienen, Diskurse identifizierbar, ihre möglichen Subjekte überschaubar und ihre Themen begrenztbar zu machen. Sie ermöglichen, der Flut möglicher Aussagen, Diskurse und diskursiver Formationen Herr zu werden:

1 Aussagen werden aber mitnichten *wiederholt*: Ihre Persistenz, so hatte Foucault gezeigt, macht dies schlicht unmöglich. Daher scheint *Iteration* als Gegenbegriff zur Wiederholung angemessener zu sein: Während letztere auf die (sich durchhaltende) Identität von bspw. Aussagen baut, betont erstere die Transformation, die eine Aussage durchläuft, wenn sie zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort, eingebettet in andere Bezüge etc. formuliert wird. So etwa bei Jacques Derrida: „Denn die Struktur der Iteration [...] impliziert *gleichzeitig* Identität und Differenz. Die ‚reinste‘ Iteration - aber sie ist niemals rein - bringt *in sich selbst* die Abweichung [*écart*] einer Differenz mit sich, die sie als Iteration konstituiert“ (Derrida 2001, 28f.; Hervorhebung i.O.). Mein Dank an Thomas Metten für diesen Hinweis.

2 Das Archiv als (konkreten) Ort vorzustellen, scheint in Zeiten der neuen Medien noch vermessener als zu Foucaults Lebzeiten. Soll letzterer selbst hauptsächlich im (klassischen) Archiv gearbeitet haben, ermöglicht sein Verständnis von ‚Archiv‘ dennoch eine Öffnung des Begriffs: Ebendie Dynamik, die in der *Archäologie des Wissens* im Hinblick auf das Archiv so sehr betont wird, macht den Anschluss an aktuelle Entwicklungen wie etwa die Wikipedia denkbar. Damit ist Ernsts Hinweis, dass bei einer Analyse der modernen Archive „am Ende [...] die Einsicht stehen [wird], dass wir uns von einer alteuropäischen Kultur, die das Speichern privilegiert, hin zu einer Medienkultur der permanenten Übertragung fortbewegen“ (Ernst 2002, 14), keine Kritik an Foucaults Archivkonzept, sondern mit jenem durchaus vereinbar. Dass das Konzept der Aussage, wie oben bereits dargelegt, mit Blick auf die ‚Neuen Medien‘ allerdings eine Erweiterung auf anders medial Verfasstes wie Bilder, Filme oder Musik erfordert, scheint vor diesem Hintergrund unausweichlich.

„Foucault stellt [so] jegliche historische Formation unter Kontingenzverdacht. Insbesondere verwirft er jede Möglichkeit, irgendein Diskurssystem oder eine Gegenwart auszuzeichnen. Vielmehr erinnert er an ihren wesentlichen Ereignischarakter, daran, dass es nichts gibt, was ihre Anwesenheit legitimierte oder unausweichlich machen würde. Das bedeutet auch: Diskurse bilden keine rationalen Strukturen, sondern sie gründen in selbst grundlosen Ermächtigungen, die ihre Gültigkeit in den Körper der Zeit einschreiben.“³

Dieter Merschs Diagnose betont noch einmal Foucaults Absage gegenüber linearen Entwicklungen, einer allgemeinen Rationalität oder historistischen Teleologie, die als Basis dessen, was, wie und worüber etwas ausgesagt wird, detektiert werden könnten. Vielmehr zeigt sich eine grundlegende Kontingenz der je zeitgenössischen ‚(Aus-)Sagbarkeiten‘. Das bedeutet indes nicht, dass sie in keinerlei Zusammenhang mit den von Deleuze so bezeichneten ‚Sichtbarkeiten‘ stünden⁴: Aussagen und Diskurse sind vielmehr aufs Engste verknüpft mit ‚Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen‘, weisen also nicht nur intra- und interdiskursive, sondern auch *extra-diskursive Relationen* auf. Dies zeigt sich auf allen Ebenen diskursiver Effekte, die sich aus den Existenzfunktionen der Aussagen, deren Formation Diskurse darstellen, ergeben.

So finden sich auf der Ebene der *Gegenstände* ‚primäre oder *wirkliche*‘ Beziehungen, die ‚weltliche‘ Objekte, Praxen etc. untereinander (aber außerhalb der Diskurse) unterhalten, über deren Umgang Subjekte aber (in Aussagen) reflektieren können (‚sekundäre oder *reflexive* Beziehungen‘), bevor sie als diskursive Gegenstände unterschiedliche Diskurse miteinander verbinden (‚*diskursive* Beziehungen‘). Konkret bedeutet dies etwa, dass Newton, der der Erzählung zufolge unter einem Apfelbaum die Gravitation entdeckt haben soll, zunächst in einem wirklichen Verhältnis stand – unter dem Einfluss eines materiellen Gegenstands, der seinen materiellen Körper traf –, und dies erst nachträglich in einer Aussage reflektierte, die dann wiederum im Diskurs der Physik mit anderen Aussagen gruppiert wurde und von da aus in andere Diskurse (und auch in heutige als Teil eines historischen Aprioris/einer Episteme) Einzug halten konnte. Nicht das Ereignis allerdings allein, dass Newtons Kopf von einem Apfel getroffen wurde, ermöglichte die Formulierung der Gravitation als Naturgesetz – hätten die diskursiven Voraussetzungen dafür nicht bestanden, hätte Newtons Formulierung also keine Anschlussmöglichkeiten an andere Aussagen vorgefunden, wäre sie nicht einem Regelsystem gefolgt, das dies vorsah, kurz gesagt, hätte sie nicht dem geltenden *Willen zur Wahrheit* entsprochen, dann wäre es ihm wohl ähnlich ergangen wie Galilei Galileo, der einige Jahrhunderte zuvor seine Aussage ‚Die Erde ist rund‘ unter dem Einfluss der Folter widerrufen musste. In diesem Sinne lässt sich schließen, dass Formulie-

3 Mersch 1999, 167f.

4 Der von Deleuze favorisierte Unterschied von *Sagbarem* und *Sichtbarem* ist selbstverständlich nicht länger sinnvoll, wenn Aussagen nicht mehr bloß schriftlich, sondern auch audiovisuell verfasst sein können.

rungen nicht nur bestimmten diskursive Bedingungen entsprechen müssen, um als Aussagen gelten zu können, sondern ihrerseits bestimmte Gebiete *schaffen*, die referenzierbar sind bzw. über die Wahres ausgesagt werden kann. Diese ‚Gebiete materieller oder fiktiver Gegenstände, räumlicher und geographischer Lokalisierungen, symbolischer und geheimer Verwandtschaften und von Gegenständen, die einer ganz anderen Gegenwart angehören‘, werden also von den Aussagen generiert und machen das *Aussageniveau* aus. Nun hat Foucault in seiner diskurstheoretischen ‚Phase‘ die Beziehungen dieser Gebiete zu Außerdiskursivem nur angedeutet, und daher kann das Sprechen darüber bis zu diesem Punkt der vorliegenden Betrachtungen nur vage verbleiben. Welche Gebiete nämlich von den Diskursen als referenzierbar gesetzt werden, welchen Einfluss sie ihrerseits auf Formen und Regularitäten von Aussagen, Diskursen und schließlich diskursiven Formationen nehmen, scheint eigentümlich offen zu bleiben.

In Zweifel gezogen werden kann die Determination durch primäre Beziehungen indes nicht, und auch der Foucault der diskurstheoretischen Phase hat immer wieder auf sie verwiesen. So etwa auf der Ebene der *Äußerungsmodalitäten*, auf der die Beziehungen der Subjekte zum Diskurs bzw. der Ort der Subjektivität im Diskurs in Frage stehen: Es konnte gezeigt werden, dass Individuen, um in einem Diskurs Aussagen treffen zu dürfen, 1) einen bestimmten *Status* aufweisen müssen. Der Status umfasst Bedingungen, die etwa in einer bestimmten Ausbildung (das Sprechen ‚als Arzt‘), einem bestimmten demographischen Merkmal (das Sprechen ‚als Frau‘) o.ä. bestehen, und die ein Individuum besitzen muss, um von einer bestimmten Stelle im Diskurs aus sprechen zu können. Um am Wissen und dessen Transformationen teilhaben zu können, um es auszutauschen und damit und darüber kommunizieren zu können, müssen sich Individuen also ‚als-etwas‘ oder ‚als-jemand‘ ausweisen. Diese Kriterien werden indes selbst diskursiv gebildet. Insofern leisten Diskurse *Subjektivierung*⁵, die aber ihrerseits von Gegebenheiten ausgeht, die nicht (nur) diskursiv konstituiert sind. Die Subjekte müssen zudem 2) von einem bestimmten Ort aus sprechen: Diese *institutionellen Plätze* sind ihrerseits Orte, die eine spezifische Architektur aufweisen, eine spezifische Praxis verlangen, an denen spezifische Artefakte existieren etc. So haben etwa in einer Schule nicht alle Individuen unter allen Umständen die Gelegenheit, (gültige) Aussagen zu formulieren: Lehrer besitzen zwar in den Unterrichtsstunden ein nahezu unein-

5 Von „Subjektivierung“ – also der „Konstituierung des Subjekts“ – „sprach Foucault“ Veyne zufolge erst „[s]eit den 80er Jahren“ (Veyne 2003, 41). Diese Einschätzung Veynes scheint in Anbetracht der bereits in der ‚Diskursphase‘ prominenten Auseinandersetzung mit den Subjektpositionen, wie sie im vorliegenden Text nachgezeichnet wurde, aber verfehlt. Evidenz für die hier vertretene Auffassung sieht denn auch Kocyba – „Das Thema der Subjektivierung ist keine Entdeckung des späten Foucault“ – und beschreibt „rückblickend die Problematik der Subjektivierung als durchgängiges Motiv der Arbeiten Foucaults“ (Kocyba 2003, 71). Auch Saar konstatiert insbesondere im Hinblick auf die genealogische Methode, dass „[v]on einer oft konstatierten und angeblich überraschenden Wiedereinführung oder ‚Wiederkehr des Subjekts‘ bei Foucault in den 80er Jahren [...] keine Rede sein [kann]; es ging ihm in der Tat schon lange um die Verfahren, in denen Erfahrung, Selbstbeziehung und Subjektivität entstehen“ (Saar 2003, 159).

geschränktes Rederecht und ihre Aussagen einen grundsätzlichen Anspruch darauf, ‚im Wahren‘ zu sein; dies ändert sich aber, sobald sie beispielsweise dem Rektor über ihre Tätigkeiten berichten müssen oder im Elterngespräch ihre Methoden reflektieren. Es zeigt sich daher, dass die institutionellen Plätze (Klassenzimmer, Rektorenbüro oder Sprechzimmer) – sogar bei unverändertem Status-als-Lehrer – einen Einfluss auf die möglichen Aussagen haben. 3) Auch das *dokumentarische Feld*, das Aussagen beinhaltet, die dann wiederum aktualisiert werden, beschränkt den Zugang für die Individuen: Nicht alle Subjekte haben Zugang zu den für die jeweiligen diskursiven Formationen relevanten Feldern; so können etwa nur wenige auf interne Regierungspapiere zugreifen. Zuletzt verweist auch die Beschränkung der 4) Äußerungssituation auf diskurs-externe Gefüge. Hat ein Individuum auch den nötigen Status (erworben), um Aussagen treffen zu dürfen, hat es auch Zugang zu den institutionellen Plätzen und den dokumentarischen Feldern: Ob Formulierungen einen Status als Aussagen eines Diskurses erlangen können, hängt darüber hinaus von den zeitlichen, räumlichen, sozialen u.a. Umständen ab, in denen sie getätigt werden. Eine Kriegserklärung etwa, die die deutsche Kanzlerin an Russland adressiert, hat keinerlei Aussagenstatus, wenn sie bei der morgendlichen Toilette vor dem Badezimmerspiegel erfolgt. So zeigt sich, dass gerade die Facette von Diskursen, die nicht ‚nur‘ das Wissen, sondern auch die wissenden Subjekte konstituiert, in besonderem Maße von extradiskursiven Bedingungsgefügen abhängig ist. Andererseits zeigen sich auch auf der Ebene der Subjektpositionen in der Aussage die *diskursinternen* Beschränkungen: Nicht nur die vom Diskurs wiederaufgenommenen Status, die institutionellen Plätze, das dokumentarische Feld oder die Äußerungssituation beschränken die möglichen Subjekte, sondern auch die bereits existenten Aussagen determinieren, wer wovon sprechen kann (und welche Formulierungen er oder sie dabei benutzt): So müssen die Subjekte wissen, wie überhaupt etwas ausgesagt werden kann (sie müssen beispielsweise fachsprachliche Kenntnisse besitzen), sie müssen wissen, ob und inwiefern ihre Aussage Bezug auf frühere oder gleichzeitige Aussagen nimmt, und ihr Aussagerecht ist zeitlich determiniert. Es wird deutlich, dass Foucault auf den *diskursiven Ebenen* der Gegenstände und der Äußerungsmodalitäten eher die diskursexternen oder wirklichen, auf den *Aussageebenen* des Aussageneiveaus und der Subjektpositionen eher die reflexiven und diskursiven Beziehungen in den Blick nimmt. Wie ihr Verhältnis zueinander zu modellieren ist, wie diskursive und Aussageebene sich miteinander *vermittelt* zeigen, bleibt eher unbestimmt.⁶

Im Gegensatz dazu scheinen auf der Ebene der Begriffe eher die (intra- und inter-)diskursiven

⁶ Dies konstatiert im Hinblick auf das ‚neue‘ Buch *Überwachen und Strafen* auch Deleuze: „Die *Archäologie* hatte folglich die Funktion eines Scharniers inne: sie stellte die deutliche Unterscheidung beider Formen fest, aber da sie die Aussageform definieren wollte, begnügte sie sich damit, die andere Form als ‚nicht-diskursiv‘ zu bezeichnen“ (Deleuze 2013 [1986], 28; Hervorhebung i.O.).

Beziehungen im Vordergrund zu stehen. Anders als bei den Gegenständen des Diskurses bzw. dem Referential der Aussagen spielt hier nämlich die Referenz oder irgendeine anders geartete Beziehung zu Extradiskursivem offenbar keine Rolle. Auf der Ebene der Begriffe steht eher die Frage im Fokus, wie und an welchen Stellen (sprachliche) Elemente wiederkehren, weil dadurch die Verknüpfung der Aussagen zu Diskursen und der Diskurse zu diskursiven Formationen sichtbar und so analysierbar wird. So wird über die *Koexistenz* von Begriffen etwa ein *Feld der Präsenz* konstituiert, auf dem sich verschiedene Diskurse durch Formen der Wiederaufnahme, der Kritik oder des Kommentars um einen Gegenstand herum gruppieren. Auch Diskurse, die völlig andere Gegenstände haben, können über das Auftreten derselben Begriffe zusammengefasst werden; sie ergeben zusammen ein *Feld der Begleitumstände*, auf denen ein Diskurs als Modell oder als Evidenz für andere Diskurse herangezogen wird. Frühere Diskurse können schließlich durch die Rekurrenz der Begriffe ein *Erinnerungsfeld* für spätere Diskurse bilden, die dann in Beziehungen der Ableitung, Genese oder Transformation zu ihnen stehen. So werden die Begriffe zum Ordnungs- und Gruppierungsprinzip von Diskursen und von diskursiven Formationen, sozusagen zu einem intra- und interdiskursiven Organisationsprinzip. Ihre Referenz ist damit nur bedingt extradiskursiv: Sie treten zwar erst dann zutage, wenn Gegenstände und Äußerungsmodalitäten bereits bestehen, wenn also klar ist, von wem worüber gesprochen wird; ihre positive Existenz(bedingung) finden sie aber nur innerhalb von Diskursen.

Auf der (Mikro-)Ebene der Aussagen entspricht der Organisationsfunktion der Begriffe ein *assoziiertes Gebiet*, das von Aussagen gebildet wird, die *koexistieren*: Es bildet die Existenzbedingung für das Auftreten neuer Aussagen. So treten neue Aussagen stets in ein Feld ein, in dem es Formulierungen gibt, die von derselben Art sind wie die neue Aussage (wie beispielsweise die Formulierung eines Naturgesetzes), Formulierungen, auf die durch sie Bezug genommen wird (sehr offensichtlich ist dies etwa bei Zitaten oder Paraphrasen in wissenschaftlichen Texten oder der Beziehung zwischen der *Odysee* und Joyce' *Ulysses*; Foucault geht sogar so weit, *alle* Aussagen nur als Aktualisierungen älterer Aussagen zu betrachten, unter Ausschluss allerdings, wie gezeigt wurde, einer grundsätzlichen *Wiederholbarkeit*) und schließlich Formulierungen, die denselben Status haben wie die neuen Aussagen (so etwa als literarische, juristische, naturwissenschaftliche o.a.); zudem eröffnen die neuen Aussagen wiederum Möglichkeiten für Anschlussaussagen. Letztlich stehen im Hinblick auf die Begriffe und die Koexistenz der Aussagen somit sekundäre und diskursive Beziehungen im Vordergrund; ‚inferenzielle‘ Bezugnahmen sind hier relevanter als referenzielle. Allerdings gilt auf der Ebene der Begriffe ebenso wie auf der Ebene der Gegenstände oder jener der Äußerungsmodalitäten: Nicht die Möglichkeitsbedingun-

gen, nicht also eine Art ‚Tiefenstruktur‘ der Form oder der Verknüpfungen o.ä. von Begriffen oder Aussagen sind, so Foucault, relevant – sie verbleiben stets auf dem Niveau von (deduktiven) Mutmaßungen. Erst die Untersuchung der existierenden Aussagen und Begriffe etc. erlaubt es, ihre eigenen und die *Existenzbedingungen* der daran anschließenden Begriffe und Aussagen zu beschreiben. Problematisch bleibt dabei indes der Ausschluss der Bedeutung, wie Dreyfus/Rabinow treffend bemerken:

„Solange der Forscher keinen Zugang zur Bedeutung der betreffenden Tätigkeit hat, wird er nicht in der Lage sein, eine scheinbare Ähnlichkeit in der Verwendung von jener Ähnlichkeit der Verwendung zu unterscheiden, die festlegt, dass es sich bei zwei unterschiedlichen Äußerungen tatsächlich um identische Aussagen handelt.“⁷

Die Iteration von Aussagen, die Rekurrenz der Begriffe, die vom Diskurs geschaffenen Äußerungsmodalitäten und die Subjektpositionen in der Aussage, die diskursiven Gegenstände und Referentiale der Aussage – sie neigen dazu, in ein Feld der Stabilisierung einzumünden, auf dem sich immer wieder ähnliche Aussagen, denselben Regularitäten folgende Diskurse und damit mehr oder minder stabile Gruppierungen (= diskursive Formationen) zeigen. Dies ist kein rein kontingenter Prozess, so Foucault: Er ist vielmehr bedingt durch eine Art ‚theoretische Wahl‘ der Subjekte. Wenn auch das Resümee von Foucaults Diskursdenken nahelegte, die Subjekte seien bloß relativ hilflose, den beschriebenen Existenzbedingungen unterworfenen Diskurseffekte, zeigt doch die Formulierung ‚Wahl‘, die zudem nicht bloß als ‚theoretisch‘, sondern auch als ‚strategisch‘ markiert wird, dass sich in Diskursen auch aktive Praktiken finden lassen: So zeigt sich, dass

„Diskurse [...] ‚theorie-praktische Komplexe‘ [bilden], die nicht nur mit einer Reihe von Praktiken verwoben sind, die ihnen selbst äußerlich sind; vielmehr handelt es sich um die Systeme des Sprechens, der Rationalisierung und der Argumentation, die die Verflechtungen der Macht, der Legitimation und des Handelns erzeugen. Beide erweisen sich als unmittelbar identisch: Weder gibt es Tätigkeiten, die nicht in einem Denken gründen, noch umgekehrt Weisen des Wissens oder der Interpretation, die nicht zugleich praktisch wirksam werden.“⁸

Wie genau diese *Praxis* im Hinblick auf den Diskurs allerdings denk-(und sicht-)bar wird, bleibt eher offen – zweifelhaft, dass Foucault in dieser Phase eine Art ‚rationale Entscheidung‘ Einzelner im Sinn hatte. Sicher scheint jedoch, dass die möglichen Optionen – die Aussagen, die getroffen werden können, und die bestimmte Effekte generieren – selbst *diskursiv geschaffen* sind und von den Subjekten, die ihrerseits diskursiv bestimmte Plätze im Diskurs einnehmen, bestimmte diskursiv generierte Status besitzen, in bestimmten Situationen Bezug auf diskursive

7 Dreyfus/Rabinow 1987, 114.

8 Mersch 1999, 165.

Gegenstände nehmen und dabei diskursiv generierte Begriffe verwenden, selektiert werden. Damit werden die Effekte – Felder mit relativ stabilen diskursiven Formationen – erneut zur Bedingung ihrer eigenen Existenz. Auch hier zeigt sich die bereits für das Archiv und die Episteme konstatierte *metaleptische Logik*.

Es wird deutlich, dass die strategische Wahl eine Tendenz zur *Stabilisierung* der Diskurse konstituiert, die sich 1) aus der Iteration der immer selben Begriffe, Gegenstände und Äußerungsmodalitäten bzw. 2) der Bildung von Aussagen auf der Basis vorhandener Regularitäten⁹ ergibt. Die Frage, inwiefern diese Stabilisierungsprozesse auch mit wirklichen, also nicht-diskursiven Gegebenheiten zusammenhängen, bzw. ob die diskursive Wirkkraft diese ‚Einflussnahme von außen‘ überstrahlt, ist in dieser Phase von Foucaults Denken nicht eindeutig zu beantworten. Dass die Stabilisierung mit den Aussagen in Verbindung stehen muss, ist indes unstrittig: Erst deren Existenzfunktionen erlauben schließlich die Entstehung einer Verbindung von Aussagen zu einem oder mehreren Diskursen. Nun hatte Foucault die Aussagen nicht im Zusammenhang mit den extradiskursiven Ereignissen oder Dingen reflektiert, vielmehr standen die eher *intra-* und *interdiskursiven*, man könnte auch sagen *inferenziellen* Bezugnahmen (aufeinander) im Vordergrund. Der Vorwurf der Selbstreferenzialität oder -begründung wäre hier jedoch verfehlt: Aussagen stehen nämlich schon deswegen in einem Verhältnis zu Extradiskursivem, weil sie selbst ein ‚Statut als Sache oder als Objekt‘ aufweisen. So können sie keineswegs als bloß heuristische oder gar fiktive Entitäten angesehen werden, sondern sind zu behandeln wie Dinge: positive Einheiten, die eine eigene Substantialität, ein eigenes Datum und einen eigenen Ort besitzen, anhand derer sie – mehr oder minder zweifelsfrei – als mit sich selbst identische identifiziert werden können. Diese *Persistenz der Aussage* bildet so auch den Ausgangspunkt jeder Untersuchung des Diskursiven, denn ihre Positivität verankert die Diskurse erst in einer außerdiskursiven Wirklichkeit und lässt sie von einem ideellen Modell zu einer beobachtbaren Existenz werden, deren Formation den oben beschriebenen Regularitäten unterliegt.

Diese Betonung der relativen Stabilität diskursiver Formationen steht nur vermeintlich in einem Gegensatz zur Dynamik des Archivs: Letztere ergibt sich aus einer ständigen Verschiebung der Substantialität, des Orts und des Datums der Aussagen, auf die referiert, die wiederaufgenommen, und die in völlig andere Diskursformationen transferiert werden. Diese Oszillation von Stabilität und Dynamik scheint ein Grundprinzip des Diskursiven zu sein und weist strukturelle Ähnlichkeiten zu Saussures Überlegungen auf, der bekanntlich die Stabilität der Sprache im Syn-

⁹ Auch die Darstellung dessen, was unter den Regularitäten des Diskurses verstanden werden muss, bleibt eher unbestimmt: Nimmt man Foucaults Darlegung, dass alle (neuen) Aussagen selbst Bezugnahmen – Transformationen – bereits bestehender Aussagen darstellen, erst, dann fallen die beiden Stabilisierungsprozesse in eins.

chronen, die Dynamik und den Wandel im Diachronen verortete.¹⁰ Nun steht im Vordergrund der Foucaultschen Auseinandersetzung aber eigentlich ein ganz anderes Phänomen: die *Diskontinuität*. Mit diesem Terminus wird betont, dass *plötzlich* andere Aussagen getroffen werden, dass sich unvorhersehbare Verschiebungen von Diskursen ereignen, dass sich ein oder mehrere historische Aprioris transformieren und die Episteme einer Kultur sich spürbar wandelt, so dass *auf einmal* ganz andere Aussagen erscheinen, die völlig neue oder andersartige Existenzeffekte zeitigen.¹¹ Diese Transformationen müssen wohl aus einer veränderten strategischen Wahl der Subjekte resultieren – wie oder worin diese allerdings begründet sein könnte, scheint zumindest bis zur *Archäologie des Wissens* von untergeordneter Relevanz zu sein. Gibt es intra- oder interdiskursive Faktoren, die die Felder der Stabilisierung verschieben? Dass man es (allein) mit einer sukzessiven Verschiebung, die sich aus der Aktualisierung von Aussagen unter sich stets wandelnden äußeren (Existenz-)Bedingungen ergibt, wie es die oben dargelegte Dynamik der Iteration nahelegt, zu tun hat, wird, um es noch einmal zu wiederholen, mit der Rede von der Diskontinuität kategorisch ausgeschlossen. Es muss daher Einflussfaktoren geben, die außerhalb dessen liegen, was man positiv als die Persistenz der Aussage beschreiben kann, und die die (Aus-)Wahl dessen, was innerhalb der Diskurse oder der diskursiven Formationen zur Disposition steht, determinieren. Aber nicht nur auf dieser Ebene bleibt der Zusammenhang von Diskursivem und Nicht-Diskursivem unterbestimmt: Foucault billigt den extradiskursiven Beziehungen auch intradiskursiv insofern eine konstitutive Rolle zu, als zunächst die Gegenstände des Diskurses nicht kontingent sind oder arbiträr bestimmt werden. (Außerdiskursive) Objekte können vielmehr die Produktion diskursiver Gegenstände anstoßen, sie können die Reflexion über sie begrenzen o.ä. Auch die konkrete Formulierung von Aussagen ist von Individuen abhängig, die außerdiskursiv erworbene Qualifikationen, bestimmte demographische Merkmale o.ä. aufweisen; zudem sind beispielsweise (durchaus auch architektonische) Räume konstitutiv für bestimmte institutionelle Plätze, Rangordnungen etc. Andererseits bleibt im gleichen Maße ungeklärt, welchen Einfluss wiederum Aussagen und diskursive Systeme auf die (vermeintlich) nicht-diskursiven Objekte und Praktiken ausüben, und wie genau ihnen dies gelingt: Foucault hatte das in der *Ordnung der Dinge* zwar angedeutet – oben wurde dies am Beispiel der Herbarien und Naturalienkabinette, die Pflanzen nebeneinander anordnen und so deren Merkmale, das neue Kriterium zur Kategori-

10 Vgl. dazu Saussure 2001 [1916/1931], 83ff. („Unveränderlichkeit und Veränderlichkeit des Zeichens“) und 93ff. („Statische und evolutive Sprachwissenschaft“).

11 „Die Perspektive, die Foucault damit einnimmt, ist die der Differenz. Seine ‚Geschichte der Denksysteme‘ ist vor allem ‚Differenzgeschichte‘: Ihre Leserichtung sucht nicht die unterirdischen Verbindungswege, die Netzwerke gegenseitiger Verknüpfungen oder die Kausalketten der Kontinuität aufzuspüren, die die Zeit strukturieren, sondern jene Verwerfungen und Brüche, aus denen die Unterschiede, welche ‚das Heute‘ vom ‚Gestern‘ trennen, hervorgehen“ (Mersch 1999, 169).

sierung in der Klassik, vergleichbar machen, aufgezeigt –, blieb aber eine (theoretische) Reflexion dieses Zusammenhangs in weiten Teilen schuldig. Und so zeigt sich eben diese Integration des Extradiskursiven in den diskursiven Zusammenhang als Lücke¹² der theoretischen Diskursauseinandersetzung Foucaults: „Aus der Perspektive der Diskurse können nichtdiskursive Phänomene nur außerhalb liegende Leerstellen bleiben.“¹³

Mit der *Machtanalytik* wendet sich Foucault in der Nachfolge der *Archäologie des Wissens* nun jener „Rückseite der Aussagen“¹⁴ zu. Darin stehen Fragen nach dem Subjekt, den Mechanismen der Subjektivierung und dem Status des Individuellen ebenso sehr zur Disposition wie der Status des Nichtdiskursiven bei der Konstitution diskursiver Gegenstände bzw. umgekehrt der Status des Diskursiven bei der Konstitution ‚wirklicher‘ Objekte. Zudem bietet die Machtreflexion einen Lösungsansatz zum (in der diskurstheoretischen Phase marginalisierten) Problem der Identität des Diskurses: Wie oben dargelegt, hatte Foucault darauf verwiesen, dass ein Untersuchungsfeld, das eher willkürlich gesetzt wird, in der Folge der archäologischen Analyse seine Grenzen von selbst zeigen werde – die Zirkularität eines solchen Vorgehens war dabei von ihm zwar erkannt, aber stets unbeachtet gelassen worden. Überlegungen, die an die Archäologie/Diskurstheorie anschließen, müssen daher notwendig jenen *missing link* in den Mittelpunkt stellen:

„Indessen zeigen sich bei näherem Zusehen elementare theoretische Umbrüche, die man als ‚Antwort‘ auf zwei noch unbefriedigend ausgearbeitete Problembereiche der Theorie diskursiver Formationen verstehen kann. Indem nun die neuen Arbeiten [gemeint sind hier *Überwachen und Strafen* sowie *Sexualität und Wahrheit I*, T.G.] eine ‚Lösung‘ der Frage nach dem ungewissen Status der Relation von Diskurstatsachen und außerdiskursiven Prozessen sowie der nach den politischen Modalitäten von Diskursbeherrschung versuchen, lassen sie sich als Neuformulierung der Archäologie der Humanwissenschaften in Termini einer Theorie sozialer Herrschaft bzw. in der Perspektive einer sich allmählich entwickelnden Konzeption von Machtverhältnissen kennzeichnen.“¹⁵

Die obige Darstellung impliziert, dass der Übergang von den eher den Diskurs betreffenden

12 Vgl. dazu etwa Saar: So „wird auf der Ebene der expliziten methodologischen Reflexion (wie am Anfang der *Ordnung der Dinge* oder über weite Strecken in der *Archäologie des Wissens*) die Seite der sozialen, politischen und institutionellen Dimensionen des Wissens kaum thematisiert. Die Theorie der *Episteme* lebt gerade davon, die rein archivarisches-immanenten Bezüge von verschiedenen Texten und Denkweisen innerhalb einer Wissensordnung untereinander zu beleuchten; die frühe Theorie des Diskurses widmet sich hauptsächlich der Beziehung von Zügen im Äußerungsspiel und ihren Effekten unter weitgehender Ausblendung der Umwelt dieser Äußerungen“ (Saar 2007, 187; Hervorhebung i.O.).

13 Gehring 2004a, 78. Vgl. auch Lemke 2005, 323: „Foucault weicht der Frage aus, wie sich nicht-diskursive Faktoren in Diskurse ‚einschreiben‘“ und auch die „Frage nach den Beziehungen von Macht und Diskurs wird nur sehr vorsichtig formuliert“.

14 Ebd., 77.

15 Plumpe/Kammler 1980, 208. Was in Plumpe/Kammlers Reflexion indes ausgespart bleibt, ist ein Feld, auf dem die Macht sich nicht bloß als Nährboden erweist, sondern das zudem den genuinen Grund ihrer Existenz bildet: Gemeint sind die Relationen zwischen Subjekten, denen immer schon Machtverhältnisse eingeschrieben, die aber zugleich von Machtbeziehungen in ein Gefüge von Diskursivem und Nicht-Diskursivem gestellt sind und dadurch allererst generiert werden.

Überlegungen hin zu jenen, die sich unter dem Begriff des Dispositivs versammeln lassen, eine Art ‚stringente Kontinuität‘ aufweist. Diese Einschätzung wird von vielen Foucault-Rezipienten nicht geteilt; vielmehr markieren sie das Erscheinen der nächsten Monographie nach der *Archäologie des Wissens – Überwachen und Strafen* – als deutlichen Bruch in Foucaults Œuvre. Dieser hat vornehmlich auf methodologischer Ebene statt, denn der Übergang vom Diskurs zum Dispositiv markiert – so die beinahe einhellige Meinung der Forschungsliteratur – auch den Übergang der *Archäologie zur Genealogie*.¹⁶ Mersch konstatiert in diesem Zusammenhang, dass „die *Archäologie* aufgrund vertikaler Schnitte die Untersuchung der Kontingenz der Verteilung der jeweiligen Diskurspraktiken erlaubt und die *Genealogie* die Kontingenz ihres Werdens betrifft und sie damit als Produkt einer Einzigkeit und Überraschung entlarvt“¹⁷. Folgt man dem, hat man es also mit einer methodischen Verschiebung zu tun, die sich von der synchronen Ebene der Diskursverknüpfungen zu der eher diachronen Ebene von deren Genese vollzieht. Dem korrespondiert auch eine Veränderung des Gegenstands: Standen bei der Archäologie die Aussagen, Diskurse und diskursiven Formationen im Vordergrund, geraten nun die *Diskursumgebungen* in den Blick. So lässt sich etwa bei Davidson nachlesen, dass sich die „genealogische Analyse mit der Rolle der nicht-diskursiven Möglichkeitsbedingungen befasst“¹⁸ und so „die extradiskursiven Wechselwirkungen zwischen Wissen und Macht ab[steckt]“, während sich „die Archäologie mit den interdiskursiven Beziehungen des Wissens (*savoir*)“¹⁹ beschäftigt. Daraus ergibt sich, dass die genealogische Methode, anders als die Archäologie, weniger die eher *kontinuierlichen* (inter-)diskursiven Beziehungen, die sich vor allem durch eine Logik der (iterativen) *Transformation* auszeichnen, als vielmehr die vor allem durch *Diskontinuität* ausgezeichneten (von Foucault so genannten) ‚wirklichen‘ Beziehungen in den Blick nimmt. Dreyfus/Rabinow konstatieren mit Blick auf eine mögliche Chronologisierung des Foucaultschen Werks, dass er „von Anfang an Varianten einer strengen Diskursanalyse (Archäologie) verwandt hat und dem, was Diskursformationen bedingt, beschränkt und institutionalisiert (Genealogie), eine eher allgemeine Aufmerk-

16 Eine Rekonstruktion der genealogischen Methode kann im Laufe dieses Textes ebenso wenig geleistet werden wie dies für die archäologische möglich war, und sie steht auch nicht im Fokus dessen, was hier gezeigt werden soll. Insofern sollten die kurzen Bemerkungen den hier verfolgten Zwecken genügen. Dass eine eindeutige Definition ohnedies ein problematisches Unterfangen darstellt, zeigt bspw. Saar 2007, 188ff.; dort lässt sich sogar nachlesen, dass Foucault „das Wort [Genealogie] in unterschiedlicher Weise und mit entgegengesetzten Funktionen verwendet“ hat; sodass „von einer klaren, geschweige denn terminologisch eindeutigen Verwendung [...] hier keine Rede sein [kann]“ (ebd., 189). In einem früheren Text legt Saar indes eine dreifache Lesart von Foucaults an Nietzsche angelehntes Genealogie-Verständnis vor: „Genealogie sollte als Geschichtsschreibung oder eine historische Methode verstanden werden, darüber hinaus als Kritik oder Wertungsweise und schließlich als eine textuelle Praxis oder ein spezifisches stilistisches Genre. Zweitens ist entscheidend, dass sich auf allen drei Ebenen eine konstitutive Beziehung zwischen Genealogie und Subjekt oder ‚Selbst‘ findet“ (Saar 2003, 158).

17 Mersch 1999, 165.

18 Davidson 2003, 208. Wie bereits oben angedeutet wurde, sollte auch hier die Formulierung ‚Möglichkeitsbedingungen‘ besser durch ‚Existenzbedingungen‘ ersetzt werden.

19 Ebd., 209.

samkeit zuteil werden ließ“²⁰.

Die Verschiebung von der Archäologie zur Genealogie ist indes nicht so eindeutig an einzelnen Werken festzumachen, wie dies hier suggeriert wurde: Schon in den frühen Texten *Die Geburt der Klinik* und *Wahnsinn und Gesellschaft*, aber auch in der *Ordnung der Dinge* finden sich Analysen, die einerseits die nicht-diskursiven Elemente in ihrem Verhältnis zu den Aussagen und Diskursen, andererseits die Voraussetzungen der Genese diskursiver Formationen untersuchen. Allein diese Tatsache verweist darauf, dass Foucaults Interesse sich nicht grundlegend geändert hat. Auch Gehring konstatiert, dass

„[e]ine solche Entgegensetzung von Archäologie und Genealogie [...] keinen sachlichen Grund [hat]. Sie ist plakativ, aber falsch. Die beiden Zugänge sind zwar verschieden, jedoch muss man weder von der Archäologie Abschied nehmen, um ‚genealogisch‘ zu arbeiten, noch schließen sich archäologische und genealogische Fragestellungen in irgendeiner Weise gegenseitig aus.“²¹

Die Verschiebung von der archäologischen zur genealogischen Analyse verändert zwar die Perspektive und lässt damit auch Gegenstände (anders) in den Blick geraten, die von der Archäologie noch ausgeblendet wurden²². Was aber wichtiger ist, so Gehring, und im Hinblick auf den Diskurs und das Wissen, aber auch im Hinblick auf das Subjekt neue Erkenntnisse zutage fördert, die die Modellierung der Verhältnisse, in denen diese Schlüsselkonzepte zueinander stehen, erheblich verändern, ist gleichsam die Veränderung der Einstellung des Forschers: „Der Gestus der Neutralität muss verschwinden, sobald man im Archiv nicht das Sinngefüge einer bestimmten Epoche, sondern von der Gegenwart ausgehend die Herkunftsgeschichte von etwas zurückverfolgt, dessen Macht über uns selbst noch ungebrochen ist.“²³ Der vorliegende Text behandelt

20 Dreyfus/Rabinow 1987, 133.

21 Gehring 2004a, 132. Auch Detel findet für die häufig konstatierten Brüche in Foucaults *Œuvre* keine Evidenz (vgl. ders. 1998/2006, 14ff.). Lemke liest die vermeintliche Wende zur Genealogie strikt diskurstheoretisch: „Foucault stellt der Analyse von Diskursen, ihrer immanenten Regelmäßigkeit und Autonomie eine Untersuchungsmethode an die Seite, die explizit nach ihren äußeren Entstehungsbedingungen, Beschränkungen und Institutionalisierungen fragt“ (Lemke 2005, 325). In Anbetracht der folgenden Ausführungen sollte deutlich werden, dass die Verknüpfung von Diskursivem mit Nicht-Diskursivem zwar eine wichtige Rolle in den Machtanalysen Foucaults spielt, etwa wenn es um den Zusammenhang von Macht und Wissen geht (vgl. etwa Kapitel 4.3.1). Allerdings handelt es sich nicht um deren einzige Resultate. Der Hinweis darauf, dass die Hinwendung zur Genealogie eine (biographische) Folge der Eindrücke der Pariser Maibewegung 1968 sei (vgl. Lemke 2005, 325, vgl. auch die auf den folgenden Seiten von Lemke betriebene biographische Interpretation), ist zwar weit verbreitet und entbehrt sicher nicht einer gewissen Evidenz, birgt aber die Gefahr, Foucaults Denken auf tagespolitische Tagebucheinträge zu reduzieren, ohne dem Verständnis seiner Konzepte Grundsätzliches hinzuzufügen. Ich verzichte daher auf eine solche Parallelisierung zwischen dem politischen Engagement Foucaults und seinen Schriften zugunsten der Deutung letzterer.

22 Macht war jedoch für Foucaults Arbeiten durchgängig wichtig und die Beschäftigung damit vom methodischen Vorgehen recht unabhängig. Vgl. etwa Lemke 2005, 321: „Wie kaum ein anderer Theoretiker hat Foucault das Thema der Macht in den Mittelpunkt seiner Arbeit gestellt.“ Allerdings schränkt auch Lemke ein, „dass die archäologischen Arbeiten der 1960er-Jahre [sic] die ‚Machtfrage‘ weitgehend implizit behandeln“ (ebd., 322).

23 Gehring 2004a, 133. Zur Kritik am Neutralitätsgestus der Foucaultschen Untersuchungen vgl. etwa Detel 1998/2006, 72f.

daher archäologisches und genealogisches Vorgehen als komplementäre Verfahren mit ähnlichen Zielsetzungen, ohne die jeweiligen Vorteile der veränderten Blickrichtungen nivellieren zu wollen. So wird sich zeigen, dass das, was mit *Überwachen und Strafen* in den Fokus von Foucaults Überlegungen tritt, erlaubt, die oben dargelegten ‚blinden Flecken‘ der Archäologie zu erhellen. Es handelt sich dabei um ein Konzept, das sich neben dem Diskursbegriff mit dem Werk Foucaults am häufigsten assoziiert und eindringlichsten verbunden zeigt: die (Analytik der) Macht.²⁴

24 Hinrich Fink-Eitel vermerkt indes – mit an Häme grenzender Polemik –: „Einen radikalen Neubeginn markiert das Thema ‚Macht‘ wenigstens in Foucaults eigener theoretischer Entwicklung“ (Fink-Eitel 1980, 38) – auch wenn Foucaults Machtanalytik insgesamt weder wirklich neu noch besonders originell sei, sondern im Gegenteil daran kranke, dass zumindest die Möglichkeit bestünde, dass „dieser Gegenstand seiner Theorie, Macht, verzerrt und verstellt wäre durch seinen Einfluss auf den Theoretiker selber“ (ebd., 52). Zudem konstatiert er zurecht die Kontinuität der Foucaultschen Annahmen, namentlich: „Auflösung vorgeblich erfahrungskonstituierender und welterschließender Subjektivität; Ersetzung subjektiver Sinnbegründung durch vorgegebene unbewusst determinierende Strukturen; Erlösung von der Illusion der Machbarkeit vorgeblich linear-kontinuierlicher Fortschrittsgeschichte; und stattdessen radikale Dezentrierung und diachrone Diskontinuität“ (ebd., 39).

4. Institution, Macht, Strategie (Genealogie)

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich dem Konzept der Macht bei Foucault zu nähern: So mag sich etwa ein chronologisches Vorgehen, das Foucaults Monographien und kleinere Schriften in der Reihenfolge ihrer Publikation in den Blick nimmt, im Hinblick auf die immer wieder konstatierten Brüche in seinem Werk anzubieten. Eine andere Option ist, zentrale Merkmale der Macht zu beschreiben und sie in ihrer Verknüpfung zu verschiedenen Phänomenen wie etwa dem Wissen oder der Institution zu betrachten. Im Hinblick auf Foucaults mäandernde Suchbewegungen in dieser Sache scheint es schwierig, eine positive Bestimmung des Konzeptes vorzunehmen, und Foucault selbst hat immer wieder darauf hingewiesen, dass er – im Gegensatz zur durchaus theoretischen Auseinandersetzung mit dem Diskurs – keine allgemeine *Theorie* der Macht, sondern bloß ein analytisches Instrumentarium entwickle, das über die von ihm untersuchten konkreten Fälle hinaus keine Geltung habe.¹ Dennoch ist sicher davon auszugehen, dass sich nach einer Skizze des Argumentationsgangs in den beiden Hauptwerken der machtanalytischen Phase, *Überwachen und Strafen* sowie *Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen*², Eigenschaften der Macht quer über die textlichen Grundlagen rekonstruieren lassen, „kommt doch das Ensemble an Beschreibungsbegriffen und explikativen Axiomen, die diese Machtanalytik ausmachen, einem auch theoretisch gefassten Machtbegriff bis zur Ununterscheidbarkeit nahe“³. In der Folge dieses Kapitels wird also deutlich werden, dass sich Macht mit Foucault 1) als *materielles Phänomen* fassen lässt, wobei die Materialitäten a) als *Effekte*, d.h. als *Manifestationen* von Machtzugriffen zu konzipieren sind, Macht aber auch durch spezifische Materialitäten *ausgeübt* wird – in diesem Sinne wären die materiellen Phänomene als *Instrumente* zu modellieren. Sichtbar werden dann auch b) die spezifischen *Techniken* der Macht, die gewissermassen die Ebenen von Effekten und Instrumenten, aber auch Diskurse mit Körpern *vermitteln*. Weiterhin muss 2) die *Produktivität* von Macht berücksichtigt werden, die sich insbesondere auf den Ebenen von a) Wissen und b) Subjekten zeigt. Macht, so Foucault, richtet sich nicht bloß auf den Einzelnen, sie bedient sich nicht einfach eines Wissens: Sie produziert sie, insbesondere mit Hilfe von Machttechniken, vielmehr. In einem weiteren Schritt stellt sich 3) die Frage nach dem

1 Vgl. etwa WW, 102.

2 Gehring verweist zurecht darauf, dass sowohl die frühen Foucault-Monographien als auch „die nach der *Archäologie des Wissens* entstandenen Bücher über das Gefängnis und die Geschichte der Sexualität [...] ebenso sehr Bücher über Ordnungen von *Wahrnehmungen* und über Ordnungen des Handelns [sind], wie sie Bücher über Aussagenordnungen sind“ (Gehring 2004a, 77). Insofern ist die Periodisierung von Foucaults Werk anhand der behandelten Gegenstände (etwa Diskurs – Dispositiv – Selbst) sicher nicht statthaft. Die zudem hier konstatierten ‚Lücken‘ oder ‚Leerstellen‘ lassen sich durchaus auch als methodische Strenge lesen, so Gehring weiter: „Die Trennung zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Wirklichkeitsschichten ist für die Methodik der Archäologie elementar – aber nur der heuristischen Klarheit wegen. Sie ist nicht um ihrer selbst willen wesentlich oder gar aus ontologischen Gründen. [...] Auch Foucaults Geschichte der Sexualität hat sich nie als eine Abwendung von der *Archäologie des Wissens* oder gar als eine Widerlegung der Aussagenanalyse verstanden“ (ebd., 82f.; Hervorhebung i.O.).

3 Saar 2007, 205.

Verhältnis von Herrschaft, Widerstand und Macht, die unter dem Aspekt der *Strategie* behandelt wird: Wer übt Macht über wen aus – und warum? Gibt es eine Rationalität⁴, die Machtverhältnissen zugrunde liegt? Wie sähe ein möglicher Widerstand aus und ist er überhaupt denkbar? Diese Betrachtungen werden zur Einsicht führen, dass Foucault (stillschweigend) neben – oder gar anstelle – die Annahme eines historischen Aprioris ein strategisches Apriori setzt. Wie ein solches strategisches Apriori sich historisch ausnehmen könnte und in welcher Beziehung es zu Machtmanifestationen, Machttechniken und einem Willen zum Wissen/zur Wahrheit stehen könnte, wird 4) behandelt, wenn ich in Analogie zu den Elementen, die sich im Feld des Wissens vorfinden lassen, Elemente, die das Feld der Macht ausdifferenzieren, formulieren werde. So wird Foucaults Offenheit, seiner Abneigung, eine Theorie der Macht zu formulieren, begegnet. Damit wird sich allerdings auch zeigen, dass das landläufig als Gegenbegriff zum Diskurs verstandene *Dispositiv* einer präzisierenden Differenzierung bedarf, die in einem eigenen Abschnitt behandelt zu werden verdient (vgl. Kapitel 5).

Im Zuge der folgenden Ausführungen wird eine möglicherweise eigentümlich erscheinende Redeweise von Foucault übernommen: In all seinen Texten zur Macht finden sich nämlich personifizierende Formulierungen, also Formulierungen der Art, dass ‚*die* Macht etwas tue/unterlasse/bewirke‘ etc., so als besäße Macht als solche eine Art *Agency*. Es wird sich herausstellen, dass das nicht gemeint ist, sondern dass Foucault damit vor allem zwei Dinge zu *vermeiden* sucht: 1) Die Zuschreibung von Macht als ‚Eigentum‘ zu einer (herrschenden) Gruppe, Klasse o.ä., die dann, weil sie Macht *besitzt*, in die Lage versetzt wird, Bestimmtes zu tun oder zu unterlassen. Macht wird im Gegensatz dazu zugleich als Effekt wie als Effektor von (gesellschaftlichen bzw. kulturellen) Konfigurationen verstanden, der nicht an ihm präexistente Subjekte gebunden ist. 2) Unter dem Machtbegriff subsumiert Foucault zudem eine Reihe recht unterschiedlicher ‚Elemente‘, so etwa eine bestimmte Strategie und zugehörige Taktiken, unterworfenen und unterwerfenden Subjekte, Techniken, Institutionen, Architekturen und Dispositive. Detel verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass es Foucaults Analytiken (der Diskurse ebenso sehr wie der Macht) „vor allem darum [geht], die historisch kontingenten Tiefenstrukturen der jeweils betrachteten Machtbeziehungen und Redehandlungen herauszupräparieren“⁵. Diese Tiefenstruktu-

4 „[D]ieser Begriff des Rationalen ist formal, denn er bezeichnet keine Urteile oder Überzeugungen (von Subjekten), sondern die (objektive) Eigenschaft, als Prozess gelesen werden zu können, dem man eine Zielgerichtetheit und Sinnhaftigkeit unterstellen kann“ (Saar 2007, 212).

5 Detel 1998/2006, 36. Präzisierend vermerkt Detel zudem, „dass im Rahmen der Machtbeziehungen die globalen Strategien und ‚Dispositive‘ tiefe Strukturen repräsentieren, während für die Redehandlungen jeweils spezifische *énoncés* und die entsprechenden Diskursformationen die tiefen Strukturen ausmachen. *Tief* sind derartige Strukturen zweifellos nicht in einem semantischen oder hermeneutischen Sinn – die Foucaultsche Analytik ist nicht *Tiefenbedeutungen* auf der Spur; vielmehr stellen diese Strukturen nur die allgemeinsten Formen der jeweiligen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken dar“ (ebd., 36f.; Hervorhebung i.O.)

ren, meint Detel, sind mit Regeln verknüpft, denen „einzelne Individuen [...] nicht explizit, sondern immer nur implizit folgen“⁶ – insofern lassen sie sich nicht auf das intentionale Handeln Einzelner zurückführen:

„Foucaults Termini *le pouvoir* und *le savoir* sollen gerade auf diese ‚subjektlosen‘ Formen von Macht und Wissen verweisen – von einer Macht, die nicht von Subjekten ausgeübt wird, und von einem Wissen, das nicht von Subjekten gewusst wird. Aber dabei handelt es sich nicht um ein soziologisches oder epistemologisches Mysterium, sondern um eine klare und nachvollziehbare Konzeption.“⁷

Daher hat man es, wenn von ‚der Macht‘ die Rede ist, mit einem Begriff zu tun, der einen ganzen (Funktions- oder Wirkungs-) Zusammenhang umfasst und zudem von einer Vorläufigkeit, einer Art heuristischen ‚Tastens‘⁸ geprägt ist, das für Foucaults Vorgehen insgesamt charakteristisch zu nennen ist.

4.1 Machtanalytische Schriften

Die dezidiert machtanalytischen Schriften, jene Texte also, in denen Foucault in der Nachfolge der diskurstheoretischen Phase (und als deren Klarstellung, Erweiterung und teilweisen Revision) die Frage nach Beherrschung, Unterwerfung, Widerstand usf. stellt und, wie oben dargelegt, eine neue Methodik generiert, beschränken sich – im Hinblick auf seine Monographien – im Grunde auf zwei Bücher. In *Überwachen und Strafen* und dem ersten Teil der als sechsbändig konzipierten Reihe *Sexualität und Wahrheit: Der Wille zum Wissen* entwirft Foucault eine Gegenwartsanalyse, deren Vorläufer er – nicht im Sinne einer teleologischen Geschichtsschreibung, sondern als Spurensuche – in verschiedenen historischen Konfigurationen auszumachen versucht. Die folgenden Darlegungen sind nicht als um Vollständigkeit bemühte Zusammenfassungen zu verstehen; vielmehr soll aus dem Gang der ‚Nacherzählung‘ das neue Vorgehen Foucaults, der nun versucht, „unsere Geschichte von unseren geläufigen Praktiken her [zu] lesen“⁹, ersichtlich werden. Zudem dienen die Skizzen als Grundlegung der nachfolgenden eigenen Analysen, die versuchen, fundamentale Eigenschaften von Macht, wie Foucault sie versteht, zu isolieren.

6 Ebd., 37.

7 Ebd.

8 Darauf weist etwa auch Gehring hin: „Macht ist so letztlich bei Foucault – gerade wegen ihrer ‚Allgegenwart‘ – keine absolute (losgelöste) Erklärungsgröße, sondern eine heuristische (angebrachte) Erschließungskategorie. Konkret verliert die Rede von der Macht ihren universalen Charakter ja auch sofort, sofern es in der Analyse stets darum geht, *mehrere* und differierende Machtformen herauszuarbeiten. Foucaults Texte verwenden den Ausdruck ‚Macht‘ nur als Quasi-Singular, als *plurale tantum*“ (Gehring 2004a, 115; Hervorhebung i.O.).

9 Dreyfus/Rabinow 1987, 152. Vgl. auch ebd., 154: „Der archäologische Schritt zurück, den Foucault unternimmt, um die Fremdheit der Praktiken unserer Gesellschaft wahrzunehmen, hält diese Praktiken nicht für bedeutungslos.“

4.1.1 Überwachen und Strafen

Das Konzept der Macht tritt als bestimmendes Motiv in Foucaults Œuvre explizit insbesondere seit seiner Studie zur *Geburt des Gefängnisses*¹⁰ auf. Darin legt Foucault eine Genealogie der Strafverfahren vor, die die Frage in den Vordergrund stellt, wie es dazu kommt, dass die auch heute noch verbreitetste Form des Umgangs mit Gesetzesverstößen die Inhaftierung in Gefängnissen darstellt. Diese Tatsache ist, soviel sei an dieser Stelle vorweggenommen, nämlich alles andere als einer kontinuierlichen Entwicklung geschuldet. Vielmehr zeigt sich, dass etwa im ‚Zeitalter der Martern‘ die Gefängnisstrafe ein eher marginales Phänomen darstellte. Im Vordergrund standen hier im Gegenteil vehemente Zugriffe auf die körperliche Unversehrtheit des Verdächtigen, die sogar bereits vor der eigentlichen Bestrafung einsetzten. Letzterer galt nämlich, sobald er im Verdacht stand, ein (leichteres oder schwereres) Verbrechen begangen zu haben, wenigstens als teilschuldig, so dass die Folter im Rahmen der peinlichen Verhöre, die sich „einer quantifizierenden Kunst des Schmerzes“¹¹ bediente, ebenso sehr der Wahrheitsermittlung wie der schon teilweisen Abgeltung der Schuld galt. Das Ziel dieser Eingriffe war stets die *Wahrheit*, die unbedingt die Form eines Geständnisses anzunehmen hatte; die Verhöre fanden ebenso wie die eigentliche Verurteilung unter Ausschluss der Öffentlichkeit, letztere sogar unter Ausschluss des Verurteilten statt. Die eigentliche Strafe allerdings – ebenso vehement wie die Verhörmethoden – war ein öffentliches Spektakel, an dem möglichst viele teilhaben sollten. Daher ist „die peinliche Strafe [...] auch als ein politisches Ritual zu verstehen. Sie gehört auf ihre Weise zu den Zeremonien, in denen sich die Macht manifestiert“¹². Dieser Strafform, so Foucault, lag ein bestimmtes Kalkül zugrunde: Verbrechen wurden als Verstöße gegen die Souveränität des Königs angesehen und daher verhandelt, als sei der (Körper des) König(s) unmittelbar betroffen. Strafen mussten also eine Doppelfunktion erfüllen: Einerseits verschreckte ihre „Terrorwirkung“¹³ das Volk und sollte es von Verbrechen abhalten, indem die Macht des Souveräns im Körper des Verurteilten sichtbar zu Tage trat, andererseits rächten sie den Verstoß gegen den Herrscher, als den die Verbrechen angesehen wurden. Indem letzterer weithin sichtbar folterte und quälte, bestätigte er seine Macht in der Rache, schrieb sie fort und garantierte damit ihr Fortbestehen. Die so erfolgende Demonstration der „Übermacht“ am Körper Einzelner führte dazu, dass sich die Bevölkerung ihrer eigenen „Untermacht“¹⁴, die ihr im „Fest der Martern“¹⁵ in Form öffentlicher (und blutiger)

10 So der Untertitel von *Überwachen und Strafen*. Deleuze konstatiert, es lasse „sich ebenso als Verlängerung der vorangegangenen Bücher Foucaults lesen wie als Markierung eines neuen entscheidenden Fortschritts“ (Deleuze 2013 [1986], 38). Inwiefern das der Fall ist, werden die folgenden Skizzen zeigen.

11 ÜS, 46.

12 Ebd., 63.

13 Ebd., 75.

14 Ebd., 111.

15 Ebd., 44.

Hinrichtungen beständig vor Augen geführt wurde, in hohem Maße bewusst wurde. Daraus erwachsen – selbstverständlich unvorhergesehen und ungewollt – Solidarisierungstendenzen: So „fühlte sich das Volk niemals den Bestraften näher als bei jenen Ritualen“¹⁶; das Mitgefühl mit den Verurteilten drohte größer zu werden als die Furcht vor dem übermächtigen Souverän. Das so entstandene Missverhältnis in den ‚wirklichen Beziehungen‘¹⁷ stieß die Produktion einer ‚Masse von Diskursen‘¹⁸ an, innerhalb derer ebenjene Ambiguität reflektiert wurde: Die ‚Fliegenden Blätter‘ „rechtfertigte[n] die Justiz, verherrlichte[n] aber auch den Verbrecher“¹⁹. Dieser zunächst nur verbal sich manifestierende Ungehorsam barg allerdings die Gefahr ganz handfester „Revolte[n]“ gegen den Souverän, dessen „Tyrannei“²⁰ nicht länger toleriert werden sollte. Andererseits stumpfte die Bevölkerung, stets mit blutiger Grausamkeit konfrontiert, gegenüber den Machtritualen ab – die Marter drohte also, ihre Funktion auf gleich zwei Ebenen nicht mehr erfüllen zu können. So entstanden neue Notwendigkeiten: „Um dieser zweifachen Gefahr zu begegnen, muss die Strafjustiz, anstatt zu rächen, endlich bestrafen.“²¹

So die Foucaultsche Interpretation²² – formal handelten die Reformer, die die neuen Strafmethoden forderten, aber im Namen einer humaneren Form des Strafens:

„[J]etzt in der Aufklärung wird der Mensch nicht als Gegenstand eines positiven Wissens der Barbarei der Martern entgegengehalten, sondern als Rechtsschranke, als legitime Grenze der Strafgewalt. Er ist nicht das, was die Strafgewalt angreifen und verändern, sondern das, was sie intakt lassen und respektieren soll.“ Damit ist der Mensch „nicht das Maß der Dinge, sondern das Maß der Macht“²³.

Im Vordergrund von deren Bemühungen stand nun nicht länger die Rache des Souveräns, vielmehr sollten die Verbrecher ihre Untaten gegenüber dem „Gesellschaftskörper“²⁴ *wiedergutmachen*. Man hat es hier also mit einem anderen Kalkül zu tun, das dem Strafen zugrunde liegt: Die neuen Strafen basierten auf einer geforderten Wiedergutmachung an der Gesellschaft. Dies auf

16 Ebd., 82.

17 Damit gemeint sind, wie in Kapitel 2 angelegt, Beziehungen zwischen den außerdiskursiven Objekten.

18 ÜS, 88.

19 Ebd.

20 Ebd., 94.

21 Ebd.

22 Die Frage, ob, und wenn ja, inwiefern die historischen Analysen zutreffen oder nicht, ist in diesem Zusammenhang nicht relevant, geht es doch darum, Foucaults (Re-)Konstruktion (spezifischer Mechanismen) von Macht nachzuzeichnen. Ähnlich bewerten dies auch Dreyfus/Rabinow 1987, 156, denen sich die vorliegenden Darstellungen in dieser Hinsicht anschließen: „Problematisch und umstritten bleiben auch die Beziehungen zwischen den historischen Einzelheiten, die Foucault heraushebt, und der üblicheren Geschichtsschreibung. Da wir nicht in der Lage sind, die historischen Einzelheiten in Foucaults Darstellung einzuschätzen, versuchen wir, sein historisches Material in angemessen deutlicher Form zu umreißen. Das führt dazu, dass eine erhebliche Menge an Details und minutiöser Einbettung, vermittels derer der Genealoge Foucault die Spezifik örtlicher Variation und Textur wiederzugeben versucht, verlorengeht. Es vernachlässigt auch einiges von der labyrinthischen Präsentation, durch die Foucault seine historischen Spuren verwischt. Uns geht es nicht darum, Sachfragen zu beantworten, sondern den Typ von Ansatz, den Foucault verfolgt, zu verdeutlichen.“

23 ÜS, 94.

24 Ebd., 104.

zwei Weisen: Zunächst, indem die Verbrecher als Vorbilder für etwaige Nachahmer fungierten – natürlich auf eine Weise, die letztere von ihrem Vorhaben, der Gesellschaft zu schaden, abbringen würde. Plötzlich war Strafe „nicht mehr ein Manifestationsritual, sondern ein Verhinderungszeichen“²⁵. Sie blieb dennoch *Machtdemonstration*, blieb also *sichtbar* – wer verhindern wollte, dass bestimmte ‚Verbrechen‘ geschahen, musste an den ‚Verbrechern‘ Exempel statuieren. Diese zeigten indes nicht mehr dieselbe „Maßlosigkeit“²⁶: Die Marter ist fortan sowohl als Mittel der Wahrheitsermittlung als auch des Strafvollzugs verpönt. An ihre Stelle treten Strafen, die einerseits stigmatisieren, andererseits aber auch der Besserung der Verurteilten dienen sollen und sich „auf die Gesamtheit der möglicherweise nachfolgenden Störungen“ richten: „Die Strafe ist nicht nach dem Verbrechen, sondern nach seiner möglichen Wiederholung zu bemessen.“²⁷ So findet sich neben Züchtigungen, die den Körper allerdings mehr oder weniger intakt belassen, vor allem Zwangsarbeit, die im Hinblick auf ihre Dauer zu quantifizieren ist. Wer „gerade so viel bestrafen [will], um zu verhindern“²⁸, wer Strafe zur „Zeichentechnik“²⁹ macht, richtet sich nämlich auf die Vorstellung der Menschen. Dies erfordert, dass insbesondere den Nicht-Verbrechern der Zusammenhang zwischen Untat und Strafe deutlich vor Augen steht – jeder muss wissen, was ihn erwartet, wenn er beispielsweise einen Raub verübt. Daher müssen sowohl Strafe als auch Verbrechen qualifiziert und einander zugeordnet werden; für alle Beteiligten muss der gesamte Vorgang, vom Verdacht über die Verhandlung und Beurteilung bis zur Bestrafung, transparent sein. Aber auch vom Verurteilten selbst erfordert ein solches Verfahren eine ganz neue Transparenz: Um seine Schuld zu wägen, müssen Motiv, persönlicher Hintergrund, Opfer, Schwere der Schuld etc. genau bekannt sein: Die Strafe als ‚Verhinderungszeichen‘ erfordert eine möglichst lückenlose Überwachung, die „das alltägliche Verhalten der Individuen, ihre Identität, ihre Tätigkeit, ihre scheinbar bedeutungslosen Gesten“³⁰ aufnimmt, kategorisiert und katalogisiert. In gewisser Hinsicht wird der Verurteilte so zunächst individualisiert und sodann zu einem Gemeingut, zum „Gegenstand einer kollektiven und nutzbringenden Aneignung“³¹, die dazu führt, dass

25 Ebd., 119.

26 Ebd. Dass die Marter mitnichten maßlos war, hat Foucault in aller Deutlichkeit aufgezeigt: „Die peinliche Strafe deckt also nicht jede beliebige körperliche Bestrafung ab. Sie ist eine differenzierte Produktion von Schmerzen, ein um die Brandmarkung der Opfer und die Kundgebung der strafenden Macht herum organisiertes Ritual [...]. Im ‚Übermaß‘ der Martern ist eine ganze Ökonomie der Macht investiert“ (ebd., 47).

27 Ebd., 118.

28 Ebd., 119.

29 Ebd., 120.

30 Ebd., 99.

31 Ebd., 140. „Disziplinarkontrolle und die Schaffung fügsamer Körper sind fraglos mit dem Aufstieg des Kapitalismus verbunden“, so Dreyfus/Rabinow im Hinblick auf Foucaults Untersuchung (Dreyfus/Rabinow 1987, 165). Allerdings, so die Autoren weiter, zeigen die Analysen die Reziprozität der „Akkumulation von Kapital“ mit der „Akkumulation von Macht“ (ebd.). Damit sind sie Kammler zufolge durchaus anschließbar an Marx' Überlegungen zum Produktionsprozess (vgl. Kammler 1986, 149f.).

er „zweifach [zahlt]: durch die Arbeit, die er leistet, und durch die Zeichen, die er von sich gibt“³². Nun bleibt es aber nicht bei den Zeichen, die an den Verbrechern hinterlassen werden. Auch die strafenden Institutionen sind angehalten, die Kodifizierung zu kommunizieren:

„Der Diskurs wird zum Vehikel des Gesetzes: zu einem dauerhaften Prinzip der universalen Rekodifizierung/ Recodierung. [...] Eine sichtbare, eine geschwätzige Strafe, die alles sagt, die erklärt, sich rechtfertigt, überzeugt: Schrifttafeln, Mützen, Anschlagzettel, Plakate, Symbole, Texte – alles wiederholt unablässig den Codex/Code.“³³

Dieser universalen Sichtbarkeit des Rechts scheinen die Institution des Gefängnisses und die Praxis der Einsperrung eher zu widersprechen – schließlich bleiben die Gefangenen so unsichtbar, es ist unklar, ob sie da die Wiedergutmachung leisten, die ihr Verstoß am Gesellschaftskörper hier fordert, kurz: das Gefängnis steht für „Finsternis, Gewalt, Verdacht“³⁴. Und doch findet sich im Strafgesetzbuch von 1810, so Foucault, zwischen Todesstrafe und Geldbuße nur noch eine (legale) Möglichkeit, zu strafen: die Haft. An die Stelle der Martern und der öffentlichen Züchtigungen

„ist eine große, geschlossene, komplexe und hierarchisierte Architektur getreten, die sich in den Körper des Staatsapparates integriert. [...] Die hohe Mauer ist nicht mehr diejenige, die umgibt und schützt, auch nicht mehr diejenige, die durch ihren imposanten Eindruck Macht und Reichtum offenbart, sondern die sorgfältig geschlossene Mauer, die in keiner Richtung zu überschreiten ist und sich um die nun geheimnisvolle Arbeit der Bestrafung schließt“³⁵.

Anders formuliert: Das Gefängnis als universale Form des Strafens war geboren. Es stellte, so Foucault, keine gänzlich neue Form dar; auch was hinter den Mauern geschah, war nicht neu. Allerdings war „die Haft im System der Strafen keineswegs fest verankert“³⁶; sie diente vorher eher dem Festhalten als der Strafe – mit Ausnahme der Bestrafung von Frauen und Kindern, für die etwa die Zwangsarbeit zu hart waren: „In dieser Äquivalenz zeichnet sich die Möglichkeit einer Ablösung ab.“³⁷ Innerhalb der Mauern richteten sich die Maßnahmen – ähnlich wie in den Modellen der humanistischen Reformer – auf Wiedergutmachung und Prävention. Foucaults internationaler Vergleich einiger Gefängnismodelle des frühen 19. Jahrhunderts zeigt im Hinblick darauf verblüffende Parallelen: In allen standen Arbeit – teils als Finanzquelle für die strafenden Institutionen, teils in Form von Ausbildung, die den Häftlingen später ein Einkommen ermöglichen sollte, und teils als bereits im Gefängnis realisierter Broterwerb –, Isolation – als Möglich-

32 ÜS, 141.

33 Ebd., 144f.

34 Ebd., 147.

35 Ebd., 149.

36 Ebd., 151.

37 Ebd., 152f.

keit zu Einkehr und Buße, aber auch um die eigenen Verstöße zu reflektieren – und eine penible Zeiteinteilung – einerseits im Hinblick auf den Alltag im Gefängnis, andererseits auf die Länge der jeweiligen Strafe – im Fokus. Anders als von den Reformern gefordert, wurden (und werden) im Gefängnis so keine *Zeichen* der Strafe produziert, sondern *Übungen* vollzogen: Zwangspraktiken, die „Stundenpläne, Zeiteinteilungen, vorgeschriebene Bewegungen, regelmäßige Tätigkeiten, einsame Meditation, gemeinsame Arbeit, Schweigen, Aufmerksamkeit, Respekt, gute Gewohnheiten“³⁸ umfassen. All dies sind „Maßnahmen, die auf die Zukunft gerichtet sind und die Wiederholung der Untat unmöglich machen sollen“, die also dazu dienen, einen „Schuldigen *umzuformen*“³⁹ – und die nicht bloß den Körper gewissermaßen als ‚Leinwand‘, sondern eine tätige Praxis, einen bestimmten ‚Körpereinsatz‘ verlangen. An ihnen werden die Inhaftierten schließlich individuell gemessen und ggf. für würdig empfunden, aus der Haft entlassen zu werden. Das Strafen hat sich also sichtlich verändert: Waren mit der Marter als Rache des Souveräns und der Züchtigung als Produktion von Hemmzeichen mehr oder weniger vehemente Eingriffe in die (bestehende) körperliche *Unversehrtheit* verbunden, greift diese ‚neue‘ Strafe auf viel subtilere Weise in die Körper der Verurteilten ein. Nicht deren Schmerz, nicht die Symbolfunktion ihrer Körper stehen länger im Fokus, sondern die gesamte körperliche *Konstitution* wird fortan gesteuert: Der Körper soll nun auf eine klar definierte Weise funktionieren; kontrolliert werden „Bewegungen, Gesten, Haltungen, Schnelligkeit“, wobei eher die „Ökonomie und Effizienz der Bewegungen und ihrer inneren Organisation“ eine Rolle spielen als die Zeichen, die dadurch am Körper produziert werden; die „Durchführungsweise“ entspricht „einer durchgängigen Zwangsausübung, die über die Vorgänge der Tätigkeit genauer wacht als über das Ergebnis und die Zeit, den Raum, die Bewegungen bis ins kleinste codiert“⁴⁰. So produzieren die „Disziplinen“⁴¹ ‚nützliche‘ Individuen. Daraus entsteht aber auch potenzielle Widerständigkeit. Zunächst, weil die nun tauglichen, fähigen Körper mit ihrer neu erworbenen Nützlichkeit selbst über ein gewisses Potenzial verfügen – sie sind nach der ‚Umformung‘, die man ihnen in der Haft angedeihen lässt, gebildeter, leistungsfähiger und potenziell besser an die gesellschaftlichen und ökonomischen Erfordernisse angepasst und könnten also in Frage stellen, was mit ihnen im Gefängnis geschieht. Ihre Ermächtigung erfolgt aber noch viel fundamentaler daher, dass die Bestraften ihre Strafe *selbst* in die Tat umsetzen müssen – sie sind es, die die geforderten Tätigkeiten auf die ge-

38 Ebd., 167.

39 Ebd., 164; eigene Hervorhebung.

40 Ebd., 175. Vgl. dazu auch: „Der menschliche Körper geht in eine Machtmaschine ein, die ihn durchdringt, zergliedert und wieder zusammensetzt. Eine ‚politische Anatomie‘, die auch eine ‚Mechanik der Macht‘ ist, ist im Entstehen“ (ebd., 176) und „fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsamen und gehoramen Körper“ (ebd., 177).

41 Ebd., 176.

forderte Weise und in der geforderten Dauer *praktizieren*. Daher muss die Ermächtigung der Individuen, die (paradoxaerweise) über die Manifestation von Macht in ihrem Verhalten, ihren Gesten und Beschäftigungen erfolgt, andererseits zu „einem Verhältnis strikter Unterwerfung [umgepolt]“⁴² werden.

Interessant ist nun, so Foucault, dass die Gefängnishaft – inklusive der Maßnahmen, die innerhalb dieser Institution ergriffen werden – sich auch auf andere Institutionen auszuweiten begann. So lassen sich auch in Institutionen wie der Schule, der Kaserne, dem Hospital und der Werkstatt ähnliche Strukturen, die der Umformung von Individuen dienen, aufzeigen.⁴³ Ihnen gemein sind bestimmte Konfigurationen: Es lässt sich etwa eine spezifische Gliederung finden, die eine „Verteilung der Individuen im *Raum*“⁴⁴ vornimmt. Sie umfasst 1) die „*Klausur*“, also den Ein- bzw. Abschluss eines Ortes von anderen Orten durch bauliche Trennung: „Die Fabrik nimmt sich ausdrücklich das Kloster, die Festung, die geschlossene Stadt zum Vorbild.“⁴⁵ Diese Ein- und Abschlusstruktur spiegelt sich 2) in Form einer „*Parzellierung*“⁴⁶ auch auf der Mikroebene wieder, wenn die eindeutige Zuordnung von (nur) einem Individuum zu dem ihm zur Verfügung stehenden Raum vorgenommen wird, wie es etwa von der Zellenstruktur eines Klosters her bekannt ist. Damit im Zusammenhang steht 3) die „*Zuweisung von Funktionsstellen*“⁴⁷, d.h. die Verbindung von Tätigkeiten und Orten, an denen erstere ausgeführt werden (müssen), wie man es auch heute noch etwa in der Organisation von Fließbandarbeitsplätzen findet. Schließlich kommt das Modell der Gliederung der Räumlichkeit 4) auch dann zum Tragen, wenn die Beziehungen zwischen Individuen einer Logik des „*Rang[s]*“ unterliegen, innerhalb derer den Körpern kein fester, sondern ein durchaus variabler Ort zugewiesen wird und sie so „in einem Netz von Relationen verteilt und zirkulieren lässt“⁴⁸. So werden „komplexe Räume aus Architektur, Funktionen und Hierarchien [fabriziert]“, die nicht bloß ideal, sondern durchaus auch substanziell sind: „Es handelt sich um Mischräume: sie sind real, da sie die Anlage der Gebäude, der Säle, der Möbel bestimmen; sie sind ideal, weil dieser Anordnung Charakterisierungen, Schätzungen, Hierarchien entsprechen“⁴⁹. Der Kontrolle des Raums korrespondiert zudem eine Kontrolle der Praxis: Dies

42 Ebd., 177.

43 Vgl. ebd., 180. Dieser ‚Siegeszug‘ der Disziplinartechnologie (vgl. dazu auch Kapitel 4.2.2) führt dazu, so Ewald, dass sie nicht mehr absondernd, sondern gleichschaltend wirkt: „Weit davon entfernt, ihn zu spalten oder zu zerlegen, bewirkt ihre Ausbreitung ganz im Gegenteil eine Homogenisierung des sozialen Raums. Das Wichtige an der Idee der Disziplinargesellschaft ist die Gesellschaft: die Disziplinen stellen die Gesellschaft her; sie erschaffen eine Art gemeinsamer Sprache zwischen allen Arten von Institutionen; sie machen es möglich, dass die eine in die andere übersetzt wird“ (Ewald 1991, 164).

44 ÜS, 181; eigene Hervorhebung.

45 Ebd.; Hervorhebung i.O.

46 Ebd., 183; Hervorhebung i.O.

47 Ebd., 184; Hervorhebung i.O.

48 Ebd., 187; Hervorhebung i.O.

49 Ebd., 190.

wird u.a. durch die Verfügung über die Zeit realisiert. So soll 1) eine minutiöse „Zeitplanung“ gewährleisten, dass selbige nicht ‚verschwendet‘, sondern vielmehr „vollständig nutzbar[]“⁵⁰ wird. Das ermöglicht 2) „[d]ie zeitliche Durcharbeitung der Tätigkeit“⁵¹, also die Aufteilung einer körperlichen Arbeit in ihre Elemente, mit dem Ziel, „so etwas wie ein anatomisch-chronologisches Verhaltensschema“⁵² zu etablieren, dem sich der Körper zu beugen hat und von dem er beherrscht wird. Die „Zusammenschaltung von Körper und Objekt“⁵³ bindet schließlich 3) „den Körper und das manipulierte Objekt fest aneinander und bildet den Komplex Körper/Waffe, Körper/Instrument, Körper/Maschine“⁵⁴. Man hat es damit also mit einer „Zwangsbindung an den Produktionsapparat“⁵⁵ zu tun, die deswegen funktioniert, weil jener zur Verlängerung/Erweiterung⁵⁶ der Subjektkörper avanciert. Letztere folgen nun endgültig der Logik einer Zwangspraxis, die ihnen keinen Müßiggang gestattet und 4) als Endpunkt die „erschöpfende[] Ausnutzung“⁵⁷ der Kräfte der Individuen setzt. Möglich ist dies indes nur dann, wenn die vorgesehenen Praktiken den natürlichen körperlichen Voraussetzungen der Einzelnen Rechnung tragen: Allzu unnatürliche Bewegungsabläufe lassen sich auch mit Gewalt nicht dauerhaft etablieren. Die Kontrolle der Tätigkeiten, die die Praktiken auf der Mikroebene der Einzelsubjekte gliedert, bereitet nun eine Standardisierung der Zeitabläufe und der mit ihnen verknüpften Tätigkeiten auch auf der Makroebene vor: Zunächst wird dazu 1) „die Dauer in sukzessive oder parallele Abschnitte geteilt“⁵⁸, die jeweils mit einer bestimmten Praxis und einem bestimmten Ziel verbunden sind und von den Individuen solange geübt werden, bis sie sie vollständig – und in der vorgesehenen Zeit – beherrschen. Erst dann dürfen sie zum nächsten Schritt übergehen. Die ‚Schritte‘ sind 2) analytisch organisiert: Sie stellen die kleinsten Elemente einer Tätigkeit dar, „die sich mit zunehmender Komplexität miteinander verschränken“⁵⁹ und so größere Einheiten bilden. Der Erwerb der Fähigkeit durch die Subjekte, die Einzeltätigkeiten auszuführen, ist 3) ebenfalls in seiner Dauer beschränkt und wird am Ende einer bestimmten Zeit kontrolliert. Diese „Prüfung“⁶⁰ macht die Kenntnisse des einzelnen Individuums sichtbar und erlaubt dessen differenzierte Beurteilung, die schließlich 4) dazu führt, dass es an bestimmten Stellen in „Serien“ und „Serien von Serien“⁶¹

50 Ebd., 193; Hervorhebung i.O.

51 Ebd., 194; Hervorhebung i.O.

52 Ebd., 195.

53 Ebd., 196; Hervorhebung i.O.

54 Ebd., 197.

55 Ebd.

56 Diese Diagnose erinnert nicht von ungefähr an das Diktum McLuhans, *Medien* seien stets Erweiterungen des Menschen; vgl. zur Auseinandersetzung mit McLuhans Medientheorie Kapitel 7.1.2.1.

57 ÜS, 197; Hervorhebung i.O.

58 Ebd., 203.

59 Ebd.

60 Ebd., 204.

61 Ebd.

von Tätigkeiten eingespannt wird, innerhalb derer sein „Niveau“ und sein „Rang“⁶² eindeutig definiert sind. Der menschliche Körper wird insofern als Element definiert, „das man platzieren, bewegen und an andere Elemente anschließen kann“⁶³. Damit stehen nicht mehr sein (individueller) Nutzen oder seine positiven Eigenschaften im Vordergrund, sondern er wird nur noch aufgrund des Platzes definiert, den er einnimmt: „Der Körper konstituiert sich als Element einer vielgliedrigen Maschine.“⁶⁴ Man hat es also mit einer differenziellen, analytischen Logik zu tun.⁶⁵ Damit diese Maschine in optimaler Weise funktionieren kann, kommt es zudem nicht darauf an, dass der Einzelne Befehle versteht, sondern nur noch, dass er ihnen – in genau eingeübter Weise und nahezu reflexhaft – folgt. Diese Form des Strafens, der Arbeit, der Unterrichtung, des Heilens etc. verfolgt also gewissermaßen eine Automatisierungsstrategie, die durch den Ausschluss der individuellen Reflexion und über die Aufgliederung des Raums, die Einübung von Zwangspraktiken und die Gliederung und Besetzung der Zeit ermöglicht wird.

Nach der Maßlosigkeit der Martern, die die Verurteilten in geradezu orgiastischen Gewaltausbrüchen die Übermacht des Souveräns spüren ließen und den (vermeintlich) humanen Zugriffen der Reformer, die die Verurteilten zu Leinwänden ihrer Vorstellungen umformten, hat man es nun also mit sehr präzisen, detailreichen Zugriffen zu tun, mit Hilfe derer nicht bloß Gefangene, sondern auch Arbeiter, Schüler, Kranke etc. *diszipliniert* werden. Dem unterliegt, wie Foucaults Darstellung nahelegt, nicht ein bloß rechtliches, sondern ein durchaus politisches Kalkül, das sich ja auch auf viele andere Lebensbereiche ausdehnt.⁶⁶ Anders formuliert: Die oben beschriebenen Maßnahmen stellen Zugriffe einer ganzen Disziplinar-Macht dar. Sie besetzt noch die unmerklichste Bewegung, den kleinsten Raum, die winzigste Dauer, und unterwirft sie einer mechanischen Logik. Diesen Zusammenhang nennt Foucault die „*Mikrophysik der Macht*“⁶⁷.

Ihre konsequenteste und mithin eine „architektonische Gestalt“⁶⁸ findet die Disziplinarmacht, so

62 Ebd., 205. Ähnliche Strukturen weist auch heute noch – seit einiger Zeit verstärkt durch die Bachelor-/Master-Einführung – die universitäre Bildung auf: Die Individuen sind gezwungen, bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erwerben und ihre Eignung durch Prüfungen vorzuweisen. Erst wenn vorgesehene Module erfolgreich absolviert wurden, können weitere besucht werden. Die Leistungen, die die Studierenden bringen, entscheiden dann darüber, zu welchem Status sie einen Zugang erhalten und wie komplex die Tätigkeiten werden, die sie ausüben dürfen.

63 Ebd., 216.

64 Ebd., 212.

65 Unter dem Eindruck dieser Schilderungen konstatieren Dreyfus/Rabinow: „Man kommt nicht um die Feststellung herum, dass diese Beschreibung räumlicher Organisation aufs Haar jenen Definitionen von Elementen, Transformationen und Serien gleicht, die den französischen Strukturalisten als universale Prinzipien erschienen. [...] *Überwachen und Strafen* lesen wir [...] als eine Genealogie des strukturalistischen Diskurses und damit verknüpfter Praktiken“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 186; Hervorhebung i.O.).

66 So konstatieren auch Dreyfus/Rabinow: „Bestrafung ist eine sowohl politische als auch rechtliche Angelegenheit, das muss man sich klarmachen“ (ebd., 173).

67 ÜS, 178; eigene Hervorhebung.

68 Ebd., 256.

Foucault, indes im Modell des *Panopticons*. In diesem Gebäudeentwurf, der seinem Architekten, dem englischen Utilitaristen Jeremy Bentham zufolge sowohl für Gefängnisse als auch für Hospitäler oder Fabriken taugen soll⁶⁹, steht im Mittelpunkt ein Turm. Um ihn herum sind Zellen konzentrisch angeordnet; sie öffnen sich zur Mitte des Gebäudes hin. Der/die Beobachter im Turm hat/haben so (potenziell) die Möglichkeit, in alle Zellen hineinzusehen, ohne dass die Insassen ihrerseits wahrnehmen können, ob der Turm besetzt ist oder nicht. Dies ist auch für den Effekt irrelevant: Es genügt, dass sich die Insassen überwacht *fühlen*, und es ist völlig gleich, wer es denn nun ist, der sie – möglicherweise – beobachtet.

„Die Wirkung der Überwachung ‚ist permanent, auch wenn ihre Ausführung sporadisch ist‘; die Perfektion der Macht vermag ihre tatsächliche Ausübung überflüssig zu machen; der architektonische Apparat ist eine Maschine, die ein Machtverhältnis schaffen und aufrechterhalten kann, welches vom Machtausübenden unabhängig ist; die Häftlinge sind Gefangene in einer Machtsituation, die sie selber stützen.“⁷⁰

Nun findet sich mit der Installation des Panopticons eine paradox anmutende Entwicklung: Die Ausübung einer Macht, deren Zugriff auf die ihr Unterworfenen stets über den *Körper* der Einzelnen erfolgen musste, wird (potenziell) „unkörperlich“⁷¹: Zwar müssen die Gefangenen körperlich anwesend sein – sie sind buchstäblich in eine Beobachtungssituation *versetzt* –, aber die Macht schreibt sich nicht mehr in sie ein, hinterlässt keine (sichtbaren) Spuren an ihren Körpern, nutzt die Körper auch nicht mehr als Instrumente. Andererseits *wirkt* sie weiterhin körperlich, indem bestimmte Handlungen unterlassen, andere ausgeführt werden, indem also ein Verhalten zutage tritt, das an das von den Insassen als systemadäquat antizipierte Verhalten angepasst ist.⁷² Die hier betriebene Rekonstruktion lässt nun keinen anderen Schluss zu, als dass Subjekte, die in eine solche „Machtmaschinerie“⁷³ eingesetzt sind, die Macht, die über sie ausgeübt wird, *selbst* über sich ausüben: Es braucht nicht einmal die Anwesenheit eines Wächters, um sich überwacht, geprüft und sanktioniert – in einem Wort: *kontrolliert* – zu fühlen. Dies setzt allerdings voraus, dass die Gefangenen *internalisiert* haben, dass sie beobachtet werden und es Konsequenzen haben wird, wenn sie vom gewünschten Verhalten abweichen. Sie passen also ihr Verhalten antizipativ an, entwickeln eine bestimmte Vorstellung davon, was gewollt ist und wie gestraft werden wird – bestünde dieses Bewusstsein einer Überwachung im Panopticon anfänglich nicht, wäre es

69 Vgl. hierzu etwa die erste deutschsprachige Ausgabe: Bentham 2013.

70 ÜS, 258.

71 Ebd., 260.

72 Dieser Effekt ist sicher jedem bekannt, der schon einmal in der Öffentlichkeit einen Juckreiz an intimer Stelle verspürt hat: Fühlen wir uns unbeobachtet, geben wir ihm nach – in einem Zeitalter permanenter Kameraüberwachung passt man sich aber überwiegend dem als sittlich geltenden Verhalten an und kratzt sich nicht, selbst, wenn die Kameras gar nicht sichtbar sind: Der Umgang mit dem Körper und das (körperliche) Verhalten verändern sich grundlegend.

73 ÜS, 176.

schlicht nutzlos: „Dieses Bewusstsein von einem – sei es real anwesenden, sei es abwesenden – Subjekts im Zentralturm überwacht zu werden, gehört zum Mechanismus der Unterwerfung selbst.“⁷⁴ Unter diesen Voraussetzungen mutet es widersprüchlich an, wenn Foucault zur Frage der Macht zwei Jahre nach dem Erscheinen von *Überwachen und Strafen* in einem Gespräch mit L. Finas bemerkt:

„Meine Suche geht dahin, dass ich zeigen möchte, wie die Machtverhältnisse materiell in die eigentliche Dichte des Körpers übergehen können, ohne dass sie durch die Vorstellung der Subjekte übertragen werden müssen. Wenn die Macht den Körper trifft, so nicht, weil sie zunächst im Bewusstsein der Leute verinnerlicht wurde.“⁷⁵

Zwar müssen die Insassen eines Panopticons im Vorfeld buchstäblich *am eigenen Leibe erfahren* haben, dass sie überwacht und dabei überprüft und im Zweifel auch sanktioniert werden. Der Körper fungiert daher durchaus als prioritäre und *primäre Zielscheibe* von Machtzugriffen. Die Logik der Disziplinarmacht operiert aber stufenweise: Nach der Einschreibung von Macht durch ständige Überwachung, Überprüfung und Sanktion, im Zuge derer die Körper (nicht nur) im Gefängnis umgeformt werden, werden die Individuen zu ihren eigenen Wächtern: „Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.“⁷⁶ Die Macht hingegen verbirgt sich: „Zu ihrer Durchsetzung muss sich diese Macht mit einer ununterbrochenen, erschöpfenden, allgegenwärtigen Überwachung ausstatten, die imstande ist, alles sichtbar zu machen, sich selbst aber unsichtbar.“⁷⁷ Und dennoch: Im Panopticon gibt es „einen zentralen Punkt [...], der Brennpunkt einer Ausübung der Macht und zugleich Ort einer Aufzeichnung des Wissens ist“⁷⁸, in ihm kulminiert die Disziplinarmacht, indem sie sich selbst unsichtbar macht, dabei aber stets Informationen über die ihr Unterworfenen sammelt, sie in Diskursen bündelt und damit die *Episteme* der Epoche entscheidend beeinflusst. Nun stellt das Panopticon zwar die ideale, aber nicht zwingend die konkrete Gestalt der Disziplinen dar; in seiner reinen Form kam es nie über die Planung hinaus. Das ist indes irrelevant: Es gehen schließlich die durchaus „realen Funktionen, Strategien und ‚Leistungen‘ der lokalen Stätten des Macht-Wissens“⁷⁹ in es ein: Machtzugriffe in Form der Disziplinarmacht richten sich vor allem auf die Körper und das Ver-

74 Kammler 1986, 188.

75 DeE III, 302.

76 Vgl. ÜS, 260. Im Mittelpunkt dieser Machttechnik steht der Blick: „Ein[] Blick, der überwacht, und den jeder, indem er ihn auf sich ruhen spürt, am Ende so verinnerlichen wird, dass er sich selbst beobachtet; jeder wird so die Überwachung über und gegen sich selbst ausüben“ (DeE III, 260).

77 ÜS, 275.

78 DeE III, 252.

79 Kammler 1986, 163.

halten der Unterworfenen, richten sie mit Hilfe ausgeklügelter und detailreicher Zugriffe ab, fügen sie in klar definierte Raster ein, qualifizieren sie und individualisieren die Subjekte dadurch allererst.⁸⁰

4.1.2 Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen

Analog – oder vielmehr komplementär – zur Disziplinarmacht führt Foucault in der darauffolgenden Monographie die genealogische Methode auf einem anderen Gebiet fort.⁸¹ Nun steht nicht mehr die Disziplinierung der Menschen im Vordergrund, es geht hier nicht in erster Linie ums Strafen, sondern es tritt ein Themenfeld in den Fokus, das vornehmlich nichts mit der (ökonomischen) Produktion zu schaffen hat: der Sex⁸²; es geht in *Der Wille zum Wissen* um die „Entschlüsselung der Beziehungen zwischen der Macht, dem Wissen und dem Sex“⁸³. Denkt man über die Beziehungen der Macht zum Sex nach, scheint die naheliegende Annahme zu sein, dass die Macht es *verbiete*, über den Sex zu sprechen. Ausgangspunkt von Foucaults Untersuchung ist jedoch die Feststellung, dass die Aussagen und Diskurse über den Sex seit einem bestimmten historischen Punkt kontinuierlich *zunehmen*: „Die modernen Gesellschaften zeichnen sich nicht dadurch aus, dass sie den Sex ins Dunkel verbannen, sondern dass sie unablässig von ihm sprechen und ihn als *das* Geheimnis geltend machen.“⁸⁴

Geht man von dieser Diagnose aus, lässt sich genealogisch zurückverfolgen, wie es zu einer solchen Ausbreitung des Sprechens über den Sex gekommen ist – und wie es dazu kommt, dass das

80 So sind denn auch die potenziellen Anwendungsmöglichkeiten des Panopticons vielfältig (und keineswegs auf das Strafen beschränkt): „Bei Kranken beobachtet es die Symptome, reduziert die Gefahren gegenseitiger Ansteckung und ermöglicht die reibungslose Erprobung von Heilverfahren; bei Kindern registriert es die Leistungen und Entwicklungen, verunmöglicht Abschreiben und Störungen des Unterrichtsablaufes durch gegenseitige Kontaktaufnahmen; bei Arbeitern registriert es die Fähigkeiten, unterbindet die Möglichkeit unternehmerfeindlicher Konspiration, ermöglicht die ‚leistungsbezogene‘ Berechnung der Löhne und die vergleichende Erprobung verschiedener Arbeitstechniken“, fasst Kammler zusammen (ebd., 163f.).

81 Fink-Eitel markiert Foucaults Vorgehen als grundlegend strukturalistisch: So zeige sich seine Analyse der Mätern als „erste Stufe möglicher strukturaler Organisation“: „das *Konglomerat*“; während die Reforminstitutionen der zweiten Stufe entsprächen, dem „*Mechanismus*“ (Fink-Eitel 1980, 52; Hervorhebungen i.O.). Der Panoptismus und der Übergang zur Biomacht schließlich wiesen Analogie zum „*Organismus*“ auf (ebd., 53; Hervorhebung i.O.), innerhalb dessen sich die Macht den darin emergierten Mehrwert aneignen könne. Fink-Eitel kommt zum Schluss: „Indem Foucault Macht als den überindividuellen, dezentrierten und substratlosen Vorgang parzellierender Abstraktion, produktiv dynamisierender Transformation und resynthetisierender Strukturierung denkt, folglich als die reine strukturalistische Tätigkeit als solche, enthüllt er nicht nur die Genealogie von Machtinstitutionen und Wissensgegenständen moderner Humanwissenschaft, sondern darüber hinaus die Genealogie derjenigen Wissenschaft, derer Instrumente er sich bedient: des Strukturalismus“ (ebd., 55). Fink-Eitel scheint hier einem Fehlschluss aufzusitzen, denn die „strukturalistische Tätigkeit von Macht“ (ebd.), die er diagnostiziert, ist sicherlich zwar eine Diagnose der historischen Macht-Analyse Foucaults, jedoch kein von ihm als *universal*, d.h. a-historisch und a-kulturell verstandenes Merkmal der Macht.

82 Mit ‚Sex‘ ist bei Foucault das allgemein Geschlechtliche gemeint (vgl. dazu auch die Anmerkung der Übersetzer Ulrich Raulff und Walter Seitter: „In diesem Buch ist bei ‚Sex‘ das Reelle und Seriöse mitgemeint, das durch Wissenschaft und Gesellschaft garantiert wird“ (WW, 13)), während der Begriff ‚Sexualität‘ eher die individuellen bzw. individualisierenden Praktiken, die den Individuen zugeschrieben werden, fokussiert.

83 Ebd., 8.

84 Ebd., 40; Hervorhebung i.O.

zeitgenössische Sprechen darüber einerseits verschleiert wird, andererseits in höchstem Maße reguliert ist. Zunächst lässt sich, so Foucault, eine „Chronologie der Techniken“⁸⁵ ausmachen, die die „Diskursivierung des Sexes“⁸⁶ beförderten. Schon im Mittelalter existierten demnach Praktiken, die das Sprechen über das Begehren regulierten: Die Beichte und Bußpraktiken wie das Geißeln waren aber ausschließlich im Rahmen des mönchischen Lebens verbreitet und standen dort in engem Zusammenhang mit „Methoden der Asketik, der geistlichen Übung und der Mystik“⁸⁷. Man kann sie daher zwar als Vorläufer einer Geständnistechik, wie Foucault sie für den modernen Umgang mit Sex konstatiert, ansehen – allerdings führt keine ungebrochene, kausale Kette von der Beichte unreiner Gedanken, wie sie bei Mönchen des Mittelalters vorkam, zu den modernen Berichten über kindliches Begehren auf den Couches der Psychoanalytiker. Und dennoch lässt sich eine Art Chronologie, ein Fortbestehen und eine Entwicklung der Techniken feststellen. Nach der Anwendung in den Klöstern findet sich im 16. Jahrhundert im Zuge der „Reformation“ und des „tridentische[n] Katholizismus“ nämlich „eine wichtige Mutation und Spaltung“, die die Beichte mit sexuellem Inhalt auch auf Nichtgeistliche ausweitet: „[A]uf beiden Seiten setzen sich mit unterschiedlichen Subtilitäten Prozeduren der Analyse und Diskursivierung der ‚Begehrlichkeit‘ durch.“⁸⁸ Ende des 18. Jahrhunderts besteht dann, so Foucault, eine „ganz neue Technologie des Sexes“. Analog zu den Strafreformen wird der Sex nun „eine Staatsache“, eine Tatsache, die den gesamten Gesellschaftskörper durchzieht und daher der „Überwachung“⁸⁹ unterzogen werden musste. Von der Beichte im Zusammenhang mit dem Gebiet der (Un-)Keuschheit verlagert sich die Beschäftigung mit dem Sex nun auf neue Gebiete und erfährt eine Verknüpfung mit wissenschaftlichen Diskursen: Diese Verlagerung, so Foucault, findet auf drei Achsen statt: als Gegenstand der Pädagogik im Hinblick auf die „Sexualität des Kindes“, dessen Umgang mit dem eigenen Körper als „Sünde der Jugend“ modelliert wird, als Gegenstand der Medizin im Zusammenhang „mit der sexuellen Physiologie der Frauen“, die als Anlass für deren „Nervenkrankheiten“ entdeckt wird, und schließlich als Gegenstand der Demographie, die die „spontane oder geplante Geburtenregelung“ als „Betrug an der Natur“⁹⁰ verständlich macht. Dieser Zusammenschluss von Sex und Wissenschaft, die Verknüpfung von sexuellen Phänomenen mit individuellen oder gesellschaftlichen Pathologien, ermöglichte dann im 19. Jahrhundert „das Auftreten einer entsprechenden Medizin, einer spezifischen ‚Orthopädie‘, also mit einem Wort die Eröffnung des großen medizinisch-psychologischen Bereiches der ‚Perver-

85 Ebd., 114.

86 Ebd., 65.

87 Ebd., 114.

88 Ebd., 115.

89 Ebd.

90 Ebd.

sionen“; die aufkommende Genetik wiederum zeigte, der „Sex konnte nicht nur von spezifischen Krankheiten befallen werden, sondern er konnte auch, wenn man ihn nicht kontrollierte, Krankheiten übertragen oder für die zukünftigen Generationen erzeugen. Er schien somit am Ursprung eines pathologischen Kapitals für die Gattung zu stehen.“⁹¹

Ausgehend von dieser Genealogie der Techniken, die im Zusammenhang mit dem Sprechen über den Sex installiert wurden, lässt sich nun untersuchen, wie und wo sie angewendet wurden. Anders als einige politische Theorien andeuten, unterlagen diesem ‚Sprechzwang‘ nicht zuerst die Armen und Schwachen: „Im Gegenteil, die rigorosesten Techniken wurden zunächst in den ökonomisch privilegierten und politisch führenden Klassen entwickelt und vor allem mit der größten Intensität eingesetzt.“⁹² Dies lässt sich auf eine Anlehnung an die Reinerhaltung des Bluts beim Adel zurückführen. Jetzt steht aber ein „Klassenkörper‘ mit einer eigenen Gesundheit, einer Hygiene, einer Nachkommenschaft, einer Rasse“ im Mittelpunkt: „Aus der Sorge um den Stammbaum wurde die Besorgnis um die Vererbung.“⁹³ Nun ließe sich daraus schließen, das Bürgertum habe die asketischen Techniken nach mönchischem Vorbild übernommen, die sich um die Marginalisierung oder gar „Disqualifizierung des Fleisches“⁹⁴ drehten. Foucault detektiert jedoch ganz im Gegenteil „eine *Intensivierung* des Körpers, eine Problematisierung der Gesundheit und ihrer Funktionsbedingungen“⁹⁵. Anders als bei den Straftechniken der Überwachung, Sanktion und Prüfung fordert diese neue Aufmerksamkeit für die körperlichen Bedürfnisse nicht zwingend ein Gegenüber, das die Einhaltung sexueller Reinheit kontrolliert, die Bürger also unterwirft. Es handelt sich vielmehr um eine *Selbst-Technik*⁹⁶ im Rahmen einer „Selbstaffirmation“⁹⁷, die eher an die Selbstüberwachung im Panopticon gemahnt. Und die im Zusammenhang mit dem Sex feststellbare „politische Disposition des Lebens“⁹⁸ weist noch andere Unterschiede zur Disziplinarmacht auf: So folgte die Unterwerfung der Häftlinge, Arbeiter, Soldaten etc. durchaus einem ökonomischen Kalkül, es ging um die Nutzbarmachung der Individuen in einem Produktionsumfeld. Der Einzug der Sexualität ins Bürgertum hatte aber zunächst nichts mit einem gesteigerten Tauschwert zu tun, den ein gesunder, reiner Körper verspricht. Im Gegenteil handelte es sich hier eher um symbolisches Kapital, um den „politische[n], ökonomischen und auch historischen Repräsentationswert[], den die ‚Kultur‘ seines eigenen Körpers für die Gegen-

91 Ebd., 116.

92 Ebd., 118.

93 Ebd., 122.

94 Ebd., 120.

95 Ebd.; eigene Hervorhebung.

96 Vgl. etwa Dreyfus/Rabinow 1987, 205f.

97 WW, 121.

98 Ebd.

wart und Zukunft des Bürgertums darstellt⁹⁹. In Anbetracht dessen sind also eher Analogien zu den Vorstellungstechniken, wie sie in den Reformatorien auftraten, festzustellen. Nun hat sich die Kontrolle des Sexes aber sehr wohl auch auf die Arbeiterklasse ausgedehnt:

„Damit das Proletariat mit einem Körper und mit einer Sexualität ausgestattet wurde, damit seine Gesundheit, sein Sex und seine Fortpflanzung zum Problem wurden, mussten Konflikte auftreten (vor allem im Zusammenhang mit dem Raum der Stadt [...]); es bedurfte ökonomischen Drucks ([...] Bedarf an sicherer und qualifizierter Arbeitskraft [...]); schließlich musste eine Kontrolltechnologie installiert werden, um den Körper und die Sexualität, die man den Proletariat endlich zuerkannte, unter Aufsicht zu halten. (Schule, Wohnungspolitik, öffentliche Hygiene, Fürsorge- und Versicherungsanstalten, die allgemeine Medizinisierung der Bevölkerung [...]).“¹⁰⁰

Selbstverständlich fand sich aber beim Proletariat keine ‚Kultur des Körpers‘, für die es in dieser Schicht schließlich auch kein historisches Vorbild gab. Es lässt sich also konstatieren, dass der Einzug des Sexes durchaus zu „spezifischen Klasseneffekten“¹⁰¹ führt(e), die sich auch durchhielten, als alle davon ergriffen wurden: Die Psychoanalyse, nur den gebildeten und wohlhabenden Schichten zugänglich, ermöglichte diesen, als schließlich alle der Kontrolle durch den Sex unterworfen waren, einen exklusiven Umgang mit ihrer Sexualität: „Diejenigen, die das exklusive Vorrecht der Sorge um ihre Sexualität eingebüßt haben, genießen nunmehr das Privileg, stärker als andere die Verdrängung zu durchleiden und die Methode zu deren Aufhebung zu besitzen.“¹⁰²

Nun wird die Gegenwartsdiagnose verständlich, die Foucault im Hinblick auf die verschiedenen Sexualitäten abgibt: Zunächst lassen sich hier „vier große strategische Komplexe“¹⁰³ ausmachen: Die „*Hysterisierung des weiblichen Körpers*“¹⁰⁴, die sich auf die Verknüpfung der weiblichen (sexuellen) Physiologie mit den Nervenkrankheiten zurückführen lässt, die Foucault auf das Ende des 18. Jahrhunderts datiert hatte; die „*Pädagogisierung des kindlichen Sexes*“¹⁰⁵, die historisch mit der ‚Sünde der Jugend‘ assoziiert ist und aus demselben Diskurszusammenhang stammt; die „*Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens*“¹⁰⁶, die im Zusammenhang mit der Kultur des Körpers des Bürgertums steht, sowie schließlich die „*Psychiatisierung der perversen Lust*“¹⁰⁷, die erst mit dem 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert und der Genese der Psychoanalyse entstehen konnte. Sie alle sind, das soll deutlich sein, nicht das historische *telos* einer

99 Ebd., 123.

100 Ebd., 124.

101 Ebd., 125.

102 Ebd., 127.

103 Ebd., 103.

104 Ebd.; Hervorhebung i.O.

105 Ebd., 104; Hervorhebung i.O.

106 Ebd.; Hervorhebung i.O.

107 Ebd.; Hervorhebung i.O.

kontinuierlichen Entwicklung, sie stellen nicht den einzig möglichen Endpunkt einer Geschichte der Sexualität dar (auch wenn sie weder zwecklos noch nicht-intentional sind). Sie alle ermöglichen die Qualifizierung der Individuen, ihre Kontrolle und Konstitution, indem sie Stereotypen installieren: So finden sich

„die nervöse Frau, die frigide Gattin, die gleichgültige oder von mörderischen Obsessionen gequälte Mutter, der impotente, sadistische oder perverse Gatte, die hysterische oder neurasthenische Tochter, das frühreife und bereits erschöpfte Kind, der junge Homosexuelle, der die Ehe verweigert oder seine Frau vernachlässigt. Diese Mischfiguren verbinden in sich die auf Abwege geratene Allianz mit der anormalen Sexualität; sie führen die Störungen der Sexualität in die Ordnung der Allianz ein, und sie erlauben dem System der Allianz, seine Rechte im Bereich der Sexualität zur Geltung zu bringen.“¹⁰⁸

Das ‚System der Allianz‘ – die Familie – ermöglicht die Kontrolle der Sexualitäten; der Zugriff wird, vergleichbar den panoptischen Institutionen, detailliert und direkt; es gibt hier kein Außen, das von der ‚Kontrolle der Bevölkerungen‘¹⁰⁹ verschont bliebe. Verbindet man daher, so Foucault, die Ergebnisse seiner Untersuchung der Disziplinarmacht mit jener Unterwerfung der Sexualitäten, zeigt sich insgesamt eine Besetzung des Menschen, die auf zwei Ebenen statthat bzw. der zwei Modellierungen des Körpers entsprechen:

1) Der ‚Körper als Maschine [...]‘. Seine Dressur, die Steigerung seiner Fähigkeiten, die Ausnutzung seiner Kräfte, das parallele Anwachsen seiner Nützlichkeit und seiner Gelehrigkeit, seine Integration in wirksame und ökonomische Kontrollsysteme – geleistet haben all das die Machtprozeduren der *Disziplinen: politische Anatomie des menschlichen Körpers*.¹¹⁰

2) Der ‚Gattungskörper [...]‘, der von der Mechanik des Lebenden durchkreuzt wird und den biologischen Prozessen zugrunde liegt. Die Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit all ihren Variationsbedingungen wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und *regulierender Kontrollen: Bio-Politik der Bevölkerung*.¹¹¹

So zeigt sich, dass (politische) Macht sich in den von Foucault betrachteten Zeiträumen primär auf den Körper richtete. Doch die Weise dieses Zugriffs hat sich grundlegend gewandelt. War Machtausübung im Zeitalter der Martern noch ‚das alte Recht, sterben zu *machen* und leben zu *lassen*‘¹¹², transformierte sich dieser Zugang mit der ‚Bio-Macht‘¹¹³ hin zur ‚Macht, leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*‘¹¹⁴.

Dieser Überblick soll genügen, um den Gegenstand der genealogischen Analysen Foucaults

108 Ebd., 109.

109 Ebd., 136.

110 Ebd., 134f.; Hervorhebung i.O.

111 Ebd., 135; Hervorhebung i.O.

112 Ebd., 134; Hervorhebung i.O.

113 Ebd., 136.

114 Ebd., 134.

deutlich zu machen. Anhand ihrer lassen sich nun einige Eigenschaften von Macht erschließen. Foucault selbst hatte sich zwar stets dagegen gewehrt, eine ‚Theorie‘ der Macht zu schreiben, bestreitet also die Möglichkeit generalisierbarer Eigenschaften *der* Macht, ja, meint sogar, „dass es so etwas wie *die* Macht nicht gibt, eine Macht, die global und massiv oder in diffusem, konzentriertem oder verteiltem Zustand existierte“¹¹⁵. Dennoch liegen seinen Untersuchungen bestimmte Annahmen zugrunde, Prämissen und Untersuchungsergebnisse, die sich aus den Beobachtungen, Thesen, Schlussfolgerungen usf. herauslesen lassen, die Foucault in den beiden hier vorgestellten Monographien, aber auch in seinen eigenen Kommentaren, Revisionen, Paraphrasen und Erklärungen dazu darlegt. Zudem „lässt sich [...] festhalten, dass sich ein Widerspruch zwischen Foucaults Weigerung, sich auf das Niveau allgemeiner theoretischer Aussagen über den Diskurs, die Machtstruktur einer Gesellschaft usw. zu begeben [sic] und seiner Tendenz aufzutreten, *en passant* Aussagen zu machen, die auf einem solchen Gebiet liegen“¹¹⁶. Im Folgenden wird es daher darum gehen, auf der Basis der vorangestellten Skizzen und unter Einbezug kleinerer Texte Foucaults einige grundsätzliche Eigenschaften von Macht zu rekonstruieren.¹¹⁷ Die Darlegungen werden notwendige Redundanzen aufweisen, da sich bestimmte Aspekte aus verschiedenen Perspektivierungen derselben Phänomene ergeben. Der geneigte Leser wird gebeten, diese billigend in Kauf zu nehmen.

4.2 Materialität von Macht (Körper und Diskurs)

Betrachtet man die Untersuchungen Foucaults, so wird verständlich, inwiefern er sein Macht-Denken als Suchbewegung versteht, „sie in ihrem materiellen Spiel wieder [zu] finden“¹¹⁸. Diese Formulierung erinnert zunächst an die Maßgabe der Archäologie – wie dargelegt wurde, schloss Foucault hier jegliche Metaphysik vollständig aus seinen Untersuchungen aus, ihm war nur wichtig, was tatsächlich gesagt wurde, und nicht, was damit ‚eigentlich gemeint‘ sei. Noch radikaler setzte er im Grunde jede Semantik außer Kraft: Die Oberfläche, und nur die Oberfläche – das, was tatsächlich erscheint/erschien – ist von Interesse.¹¹⁹ Nun ist deutlich, dass dieses Verfah-

115 DeE IV, 285; Hervorhebung i.O. Vgl. auch: „Foucaults Behandlung der Macht hat keinen Theorieanspruch, das heißt, sie ist weder als kontextfreie, ahistorische, objektive Beschreibung gemeint, noch als auf die Geschichte anwendbare Verallgemeinerung“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 216). Allerdings finden sich im selben Text durchaus generalisierte Zuschreibungen, so heißt es etwa „die Macht sei produktiv; sie steht nicht anderen Typen von Beziehungen äußerlich gegenüber“ (ebd., 217) oder „Beherrschung ist somit nicht das Wesen der Macht“ (ebd., 218) etc.

116 Kammler 1986, 175.

117 Die Gliederung der folgenden Ausführungen ähnelt sicherlich jener, die Kammler 1986 vornimmt, hat sie indes nicht zum Vorbild.

118 DeE III, 347.

119 Vgl. dazu auch Dreyfus/Rabinow 1987, 135: „Für den Genealogen gibt es keine feststehenden Wesenheiten, keine tieferliegenden Gesetze, keine metaphysischen Finalitäten. Genealogie spürt Diskontinuitäten auf, wo andere kontinuierliche Entwicklung fanden. Sie findet Wiederkünfte und Spiel, wo andere Fortschritt und Ernst fanden. Sie verzeichnet die Vergangenheit der Menschheit, um die feierlichen Hymnen des Fortschritts zu de-

ren seine Probleme hat, und die Abwendung von der Semantik ist sicher in der machtanalytischen Phase nicht mehr ganz so konsequent. Aber bei den hier betrachteten Genealogien handelt es sich um materielle Analysen, d.h. die Frage der Semantik gerät nicht (prioritär) in den Blick. Nun setzt eine Methode, die Machtzugriffe beschreibbar machen möchte, aber nur in den Blick nimmt, was materiell erscheint, voraus, dass Macht in irgendeiner Weise sichtbar wird. Dass dies die Gefahr der Zirkularität birgt, liegt auf der Hand. Foucaults Analysen zeigen aber, nimmt man diese Gefahr in Kauf, dass Macht durchaus materiell zu nennen ist, dass sie sich (substanziell) manifestiert, dass sie also Effekte zeitigt und sich in Techniken zeigt, die nicht bloß ideal, sondern durchaus real sind, um das Diktum Foucaults zu verwenden. Sie kulminieren bzw. konfigurieren sich – darin zeigt sich die Verbindung zur Diskurstheorie, die darin das Resultat diskursiver Stabilisierungstendenzen ausmacht – in Form von *Institutionen*.

4.2.1 Manifestationen der Macht (Effekte und Instrumente)

Hinweise auf die Materialität von Macht finden sich schon auf den ersten Seiten von *Überwachen und Strafen*. Dort beschreibt Foucault minutiös die öffentliche Vollstreckung einer Viertelung – eine besonders drastische Form der Demonstration von Macht, die sich sehr deutlich im (zerstückelten) *Körper* des Verurteilten manifestiert. Die Schilderung beinhaltet zwar auch den Hinweis auf andere *Manifestationen* von Macht: den Status, die Kleidung und die Werkzeuge des Henkers, die Anordnung der Pferde und die Seile, über die sie mit dem Gemarterten verbunden sind, den Status und die Aufgabe der Soldaten, die die Menge im Zaum halten sollen usw. – ihre Existenz als materielle Objekte ist abhängig von einer (politischen) Macht, in diesem Fall vom Souverän. Der bevorzugte Ort, an dem sich Macht manifestiert, ist (und bleibt) aber der menschliche Körper.¹²⁰ Dies änderte sich auch dann nicht, als die Körper im Zuge des Strafens nicht mehr verstümmelt, durchbohrt oder zerhackt wurden, sondern fortan Zeichen produzieren sollten; Zeichen, die den anderen Mitgliedern der Gesellschaft ebenso als Zeichen der Besserung als auch als Warnung gelten sollten. Die Strafen der Reformer beinhalteten ebenfalls Zugriffe auf den Körper wie etwa Züchtigungen, deren Spuren nach wie vor als Machtmanifestationen sichtbar waren, aber auch Zwangsarbeit – ein ganz realer Eingriff in die materielle Wirklichkeit. Ins Visier der Machtzugriffe geriet hier allerdings der Körper nicht bloß eines Einzelnen, der als isolierter Angreifer auf die Person eines Souveräns zu gelten hatte, sondern ein Körper, der als Bestandteil einer größeren Konfiguration zu verstehen ist: „Es handelt sich um eine andere Politik

maskieren. Die Genealogie meidet die Suche nach Tiefe. Stattdessen sucht sie die Oberflächen der Ereignisse“.

120 Vgl. etwa ÜS, 37: „[D]ie Machtverhältnisse legen ihre Hand auf ihn [den Körper, T.G.]; sie umkleiden ihn, markieren ihn, dressieren ihn, martern ihn, zwingen ihn zu Arbeiten, verpflichten ihn zu Zeremonien, verlangen von ihm Zeichen.“

bezüglich der Vielfalt von Körpern und Kräften *einer Bevölkerung*.¹²¹ Diese neue Politik war vor allem dadurch motiviert, so Foucault, das als dysfunktional entlarvte, weil nicht alle Straftaten aufdeckende Strafsystem soweit auszudehnen, dass wirklich *alle* potenziell Verdächtigen erfasst werden konnten. Einem anderen Zugriff auf den Körper entsprach also auch eine neue Form und Distribution der Instanzen, die Macht ausübten bzw. deren Demonstration vorbereiteten – unter den gewandelten Vorzeichen waren nur die „Apparat[e]“¹²² nützlich, die „tiefer im Gesellschaftskörper verankert“¹²³ waren. Aus der eher zentralen Macht des Souveräns – nun Sinnbild für die „Dysfunktionalität der Macht“¹²⁴ – ergab sich so ein kapillares System, eine veränderte Materialität der Macht(apparate). Der Körper spielte bei all dem als Zielscheibe und Leinwand der Macht eine Rolle, auf und an ihm manifestierte sie sich, auch wenn die Macht auf etwas zielte, was *per definitionem* unkörperlich, immateriell ist: die Vorstellungen der Menschen.¹²⁵ Die Ideen der Reformer hatten allerdings nicht den durchschlagenden Erfolg – deren praktische Umsetzung in den Reformatorien erfolgte vor allem durch (mehr oder weniger) körperliche Zwangsübungen. Nun ließe sich einwenden, dass auch die Disziplinarmacht weniger die Körper als vielmehr „Seele, Bewusstsein und Identität“¹²⁶ adressiere, wenn sie Individuen zur Einnahme eines Ranges in einer festgefügt Hierarchie zwingt. Foucault wendet dagegen ein, dass „[d]ie Beherrschung des eigenen Körpers und das Bewusstsein von diesem [...] nur als Effekt der Besetzung des Körpers durch die Macht erworben werden [konnten]“¹²⁷. Macht muss sich also primär materiell, mithin körperlich manifestieren, damit sie zur Ausübung kommen kann. Daher konnte auch in den Reformatorien mitnichten die Vorstellung im Mittelpunkt der Strafpraktiken stehen:

„Die Zielscheibe der Strafe ist nicht die Vorstellung, sondern der Körper, die Zeit, die alltäglichen Gesten und Tätigkeiten. [...] Als Ursprung des Verhaltens bilden Körper und Seele nun das Objekt der Strafe. Diese beruht nicht mehr auf einer Kunst der Vorstellungen, sondern auf einer überlegten Manipulation des Individuums“¹²⁸

Das Ziel dieser Manipulation bestand darin, den „Schuldigen umzuformen“¹²⁹ – sein Verhalten, die Nutzung seiner Zeit, selbst die kleinsten Gesten, die er von sich gab. Daher gewann der Kör-

121 Ebd., 99; eigene Hervorhebung.

122 Ebd., 113.

123 Ebd., 104.

124 Ebd., 101.

125 Vgl. dazu auch ebd., 129: Es kam zu einer „Verschiebung des Zielpunktes dieser Gewalt: es geht nicht mehr um den Körper in einem Ritual der übermäßigen Schmerzen, in einem Spiel der brandmarkenden Martern; es geht um den Geist oder vielmehr um ein Spiel von Vorstellungen und Zeichen, die diskret, aber mit zwingender Gewissheit im Geiste aller zirkulieren“.

126 DeE II, 935.

127 Ebd., 933.

128 ÜS, 166.

129 Ebd., 164.

per als materielles Korrelat der Macht mit dem Aufkommen der Inhaftierung als bevorzugter Strafe wieder an Relevanz. Nun zeigt sich mit dem Gefängnis aber auch eine weitere Ebene der Materialität von Macht. An die Stelle früherer Methoden ist mit dem Gefängnis nämlich

„eine große, geschlossene, komplexe und hierarchisierte Architektur getreten, die sich in den Körper des Staatsapparates integriert. Es handelt sich um eine ganz andere *Materialität*, um eine ganz andere *Physik der Macht*, eine ganz andere Art, *den Körper der Menschen zu besetzen*. [...] Die hohe Mauer ist nicht mehr diejenige, die umgibt und schützt, auch nicht mehr diejenige, die durch ihren imposanten Eindruck Macht und Reichtum offenbart, sondern die sorgfältig geschlossene Mauer, die in keiner Richtung zu überschreiten ist und sich um die nun geheimnisvolle Arbeit der Bestrafung schließt“¹³⁰.

Damit ist die Mauer – im Gegensatz zur Kakophonie der peinlichen Strafen – als „die monotone, zugleich materielle und symbolische Gestalt der Strafgewalt“¹³¹ zu verstehen, in die das Individuum, das letzterer „ausgeliefert ist, vollständig eingeschlossen“¹³² ist. Mit Hilfe dieser Ein- und Ausschlussprozedur schaffen die Mauern einen Raum, der die Entstehung und Ausführung einer eigenen Form von Gesetzmäßigkeit erlaubt und den Zugriff von Macht auf die in ihm enthaltenen Körper determiniert. So wird deutlich, dass die materiellen (Aus-)Wirkungen von Macht zugleich zu Mitteln der Ausübung von Macht werden: Die Mauern der Gefängnisse *existieren* in einem ganz wörtlichen Sinne nur deswegen, weil sie einem bestimmten (Macht-)Kalkül dienen, daher sind sie als Effekte von Macht zu verstehen. Andererseits erlauben sie, sich der Körper der Kriminellen zu versichern, die Techniken der Bestrafung zu verschleiern, Nicht-Kriminelle auszuschließen usf., und sind daher als Instrumente von Macht aufzufassen. Es lassen sich also verschiedene Formen von Machtmanifestationen unterscheiden: Einerseits wird Macht(ausübung) dann wahrnehmbar, wenn sich ihre *Effekte* manifestieren, wie etwa im gemarterten, im gezüchtigten und im abgerichteten Körper. Bei den ersten beiden ist die Macht, die sich im und am Körper zeigt, nicht sonderlich subtil: Sie hinterlässt tote Körper bzw. zumindest deutliche Spuren an den noch lebenden. Die Materialität von Macht im disziplinierten Körper jedoch ist sozusagen eine ‚Manifestation höherer Ordnung‘ – sie wirkt nicht bloß auf dessen Unversehrtheit, sondern vor allem auf seine Funktionen: Sie formt ihn als Einzel-Körper, der in bestimmten räumlichen Umgebungen unter einer klar definierten Ausnutzung von Dauer und in einem spezifischen Verhältnis zu Objekten einen diskreten Platz einnimmt, der von der Ausübung von Zwangspraktiken in erheblichem Maße (mit-)bestimmt wird. Aber auch die *Ordnungen*, innerhalb derer die individuellen Körper stehen – des parzellierten Raums, der codierten Tätigkeiten, der Entwicklung und des Fortschritts, der Kombination der Kräfte¹³³ –, lassen sich als

¹³⁰ Ebd., 149; eigene Hervorhebungen.

¹³¹ Ebd.

¹³² Ebd., 168.

¹³³ Vgl. ebd., 216.

ganz reale Effekte einer Macht verstehen, die sich in ihnen manifestiert. Das Konzept des Körpers, das implizieren die Darlegungen, ist zutiefst *historisch* – in Anbetracht der Martern ist damit der eher physische *body* gemeint, dann findet sich, wenn die Disziplinen ihn besetzen, ein Begriff des Körpers als Träger von Funktionen; Macht im Zusammenhang mit der Sexualität meint schließlich ebenso sehr ‚Körper‘ wie ‚Leib‘; immer wieder werden zudem auch Institutionen in körperlichen Metaphern¹³⁴ gezeichnet. „Dies nur als Hinweis darauf, dass dasjenige, was das Wort ‚Körper‘ aus der radikal historischen Perspektive Foucaults wohl möglicherweise heißen könnte, auf jeden Fall sehr weit und vorläufig gefasst werden muss.“¹³⁵ Dennoch: Wichtig scheint die Tatsache, dass (menschliche, institutionelle oder soziale) Körper als (je historische) Resultate von Machtzugriffen auf Makro- wie auf der (für Foucault insbesondere in den machtanalytischen Schriften wichtigeren) Mikroebene zu denken sind. Saar geht noch weiter, wenn er der Genealogie das Ziel zuschreibt, „das Gerinnen der Macht nicht nur in epistemischer, sondern in materieller Hinsicht sichtbar zu machen. Der Körper wäre dann der ‚Name‘ für eine historische, konkrete Gestalt gewordene Figur der Macht.“¹³⁶ Institutionen wie Schule, Werkstatt, Kaserne und Hospital¹³⁷, die nach diesen Ordnungen (um-)geformt werden, stellen weitere materielle Korrelate der Disziplinarmacht dar.

Darüber hinaus materialisiert sich Macht in Diskursen, was sich im Grunde bereits in dem zeigt, was Foucault als Untersuchungsmaterial dient: Historische Quellen, die etwa Aufschluss darüber geben, wie ein Panopticon auszusehen hat, welche Wirkungen es verfolgt, welche Vorteile es birgt etc. sind nichts anderes als Diskursstücke, die nur deswegen existieren, weil es ein ihnen zugrundeliegendes Macht(-Kalkül) gibt. In ihnen manifestiert sich Macht, wird sicht- und sogar speicherbar. Insofern wird deutlich, weswegen Foucault ein besonderes Augenmerk auf die Persistenz der Aussagen legt: Wie in Kapitel 2 dargelegt, begreift er Aussagen als (durchaus materielle) *Dinge*, die, sobald sie zu Diskursen formiert werden, in spezifischer Beziehung zu anderen Objekten stehen, wobei diese Relationen in der ‚diskurstheoretischen Phase‘ noch recht unterbestimmt blieben. Nun lässt sich festhalten: Diskurse stellen Manifestationen von Macht (aber auch Widerstand) dar, die durch Praktiken (der Machtausübung) generiert werden bzw. als Effekte von (Macht-)Praktiken gelten können, die außerhalb ihrer eigenen Ordnungen liegen.¹³⁸ Aber: „Die

134 Daher verweist Butler darauf, „dass es ihm [Foucault, T.G.] um eine Konzeption des Körpers geht, die nicht auf das menschliche Subjekt beschränkt bleibt“ (Butler 2003, 56). Vgl. zum Körper bei Foucault auch Siebenpfeiffer 2008.

135 Gehring 2004a, 82.

136 Saar 2007, 217. Der Körper ist dann „das Symbol für das Materiellwerden der Macht und ihre Verkörperung“ (ebd.). Fink-Eitel beschreibt die Invasion der Macht: „Macht ist Durchdringung der Körper, und Durchdringung meint in machttheoretischem Zusammenhang nicht mehr Überschreitung in ein vermeintliches Außen, in ein Anderes, sondern innere Überschreitung, einen produktiven Übergriff der Macht“ (Fink-Eitel 1980, 50).

137 Vgl. ÜS, 180.

138 Plausibel wird dies, wie oben dargelegt, wenn man sich die ‚Fliegenden Blätter‘ vor Augen führt: Sie konnten

Macht ist *weder Quelle noch Ursprung* des Diskurses. Die Macht vollzieht sich über den Diskurs, denn der Diskurs ist selbst Element in einem strategischen Dispositiv aus Machtbeziehungen.¹³⁹ Insofern dienen Diskurse auch als bevorzugtes Instrument von Macht: Verstanden als Felder von Aussagen, die in ein Archiv eingehen, stellen Diskurse *Wissensbestandteile* dar, die einen spezifischen Willen zum Wissen figurieren, und ermöglichen bzw. verunmöglichen so die Existenz anderer (neuer) Aussagen. Machtausübung durch und mit Diskursen ist daher immer auf die Rekonstitution oder zumindest Iteration eines machtkonformen Wissens gerichtet, das seinerseits – in einem sich selbst bestätigenden Prozess – wieder zur Voraussetzung für Machtausübung werden kann. Zwar formiert sich auch der Widerstand gegen die Macht über die Etablierung von (Gegen-)Diskursen; sie werden so aber zu Instrumenten einer (Gegen-)Macht, die ihre Existenzmöglichkeit meist selbst in der bereits bestehenden Wissensordnung findet: In einer Situation der Machtausübung z.B., die auf die Produktion von Hemmzeichen setzt, ist eine Identifikation der Adressaten mit dem Opfer dieser Macht – dem Gezüchtigten – notwendig und im Verfahren angelegt, damit es seinen Zweck überhaupt erfüllen kann. Die Intensität oder Richtung dieser Identifikation entzieht sich aber dem Zugriff der Macht und kann so etwa zu (diskursiv verfassten) Solidaritätsbekundungen führen, die auch in Opposition zur herrschenden Macht stehen können.

Wie oben angedeutet, stehen die Beziehungen zwischen Macht und Diskurs insbesondere in *Der Wille zum Wissen* im Mittelpunkt von Foucaults Interesse. Darin wird denn auch die Instrumentalität der Diskurse besonders deutlich. So zeigt er etwa, wie die Medizin – eine diskursive Formation – im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Vielzahl sexueller Spielarten differenziert. Sie alle heben sich von einer Form ab, die als *Norm*¹⁴⁰ gesetzt wird: Die heterosexuelle, eheliche, mit dem Ziel der Vermehrung praktizierte Sexualität.¹⁴¹ Diese diskursive Wahrheit entspricht nicht zwingend der ‚objektiven Wirklichkeit‘; vielmehr *kreiert* der Diskurs Wahrheiten, wie bereits im Zusammenhang mit den Aussagereferentialen¹⁴² dargelegt wurde: Die Aussagen, das ist eine ihrer Existenzfunktionen, generieren nämlich Gebiete, auf die sie sich beziehen, schaffen mithin

nur deswegen entstehen, weil die Praxis der öffentlichen Marter Widerstand evozierte.

139 DeE III, 595; eigene Hervorhebung. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen in Kapitel 4.3.

140 Vgl. zur Norm und ihrer Beziehung zur Macht die Ausführungen ebd.

141 WW, 43.

142 Vgl. Kapitel 2.2. Hier wurde dargelegt, dass die Gegenstände, die in Diskursen thematisch werden, dem Diskurs nicht präexistent sind, sondern vielmehr von ihm geschaffen werden, indem die Aussage Gebiete (mit-)konstituiert, auf die sie sich bezieht. Der Begriff des ‚Referentials‘ ersetzt insofern das Modell der Referenz. Indes handelt es sich dabei – wie ebenfalls im Zusammenhang mit den Aussagereferentialen konstatiert – nicht um eine selbstreferentielle Kreation: „Diese polymorphen Verhaltensweisen sind *wirklich* aus den Körpern und Lüsten der Menschen extrahiert worden – oder besser: in ihnen verfestigt, von vielfältigen Machtdispositiven hervorgerufen worden; sie sind ans Licht gezerrt, isoliert, intensiviert und einverleibt worden“ (WW, 52; eigene Hervorhebung).

die Objekte, die diese Gebiete bevölkern und/oder konstituieren. Diese recht abstrakte Vorstellung lässt sich im Hinblick auf Foucaults Machtdenken nun folgendermaßen konkretisieren: Die Diskurse über Sexualität im 19. Jahrhundert führten nicht bloß zu einer anderen Vorstellung über Sexualität, sondern jeder Einzelne wird fortan anhand ihrer als geschlechtliches Wesen kategorisiert. Es wird so u.a. auf der Basis medizinischer Daten eine „Spezifizierung der Individuen“ vorgenommen, die in eine „Einkörperung der Persionen“¹⁴³ mündet und Daseinsformen wie etwa den ‚Homosexuellen‘ (neu) erfindet: Es ist fortan keine „Gewohnheitssünde“ mehr, gleichgeschlechtlich zu verkehren, sondern wird zu einer „Sondernatur“, die dem Homosexuellen „konsubstantiell“¹⁴⁴ ist – jeder Einzelne ist nun entweder homo- oder heterosexuell, normal oder anormal: „Die vielfältigen Sexualitäten [...] bilden das Korrelat präziser Machtprozeduren“¹⁴⁵ – sowohl der Diskurs über als auch der Umgang mit Homosexuellen, ja Homosexualität selbst ist ein sich materialisierender *Effekt* der Macht. In diesem Zusammenhang zeigen sich dann wiederum Machtmanifestationen auf der Ebene der Institutionen und der Architektur ihrer Räume: Sie „stecken [...] Gebiete hoher sexueller Sättigung ab, mit privilegierten Räumen bzw. Riten wie dem Klassenraum, dem Schlafsaal, der Visite oder der Konsultation“¹⁴⁶, die dazu dienen, sexuelles Verhalten überwach-, prüf- und ggf. sanktionierbar zu machen, indem sie einen Rahmen bieten, innerhalb dessen sexuelles Verhalten allererst in einer spezifischen Weise zu *existieren* beginnt. Auch die Familien werden von der Macht über die Sexualität instrumentalisiert: Zunächst als Systeme der „Allianz[]“¹⁴⁷ entstanden, in denen Prinzipien der Machterhaltung durch Heirat, Weitergabe von Gütern etc. im Vordergrund standen, werden sie mehr und mehr zu den Geburts- und Sühnestätten sexueller Persionen.¹⁴⁸

Wenn Foucault also von Macht spricht, dann meint er damit eine Macht, die sich in Körpern, in Hierarchien, in Räumen, in Architekturen, in Zwangspraktiken, in Diskursen materialisiert – ein Phänomen also, das wahrnehmbar wird, weil es ganz konkrete, substanzielle Effekte zeitigt. Einmal entstanden, dienen diese materiellen Resultate oder Korrelate, so Foucault, ihrerseits als In-

143 Ebd., 47. Sexualität wird als körperliche Funktion verstanden und mit den verschiedenen Ausprägungen der Sexualität werden fortan spezifische Verhaltensweisen verbunden: „Wenn man sie [die Sexualitäten, T.G.] austreut, so geht es darum, das Wirkliche mit ihnen zu durchsäen und sie dem Individuum einzukörpern“ (ebd., 48).

144 Ebd. 47; eigene Hervorhebung. Vgl. auch ebd., 52: „Die Einpflanzung von Persionen ist ein Instrument-Effekt: durch die Isolierung, Intensivierung und Verfestigung der peripheren Sexualitäten verästeln und vermehren sich die Beziehungen der Macht zum Sex und zur Lust, durchmessen den Körper und durchdringen das Verhalten.“

145 Ebd., 51.

146 Ebd.

147 Ebd., 105.

148 Vgl. ebd., 112: „Sexualisierung des Kindes, Hysterisierung der Frau, Spezifizierung der Perversen, Regulierung der Bevölkerungen. All diese Strategien verlaufen durch eine Familie hindurch, von der man klar sehen muss, dass sie nicht Untersagungsmacht, sondern Hauptfaktor der Sexualisierung gewesen ist.“

strumente zur Machtausübung. Doch wie ist dieser Umstand zu verstehen? Wie kommt es, dass etwa Mauern ‚Macht ausüben‘?

4.2.2 Techniken der Macht (Überwachung, Sanktion und Prüfung/Geständnis)

Um die Antwort auf diese Frage vorwegzunehmen: Mauern üben *selbst* natürlich keine Macht aus, vielmehr wird *mit ihrer Hilfe* Macht ausgeübt. Dennoch besitzen dingliche Konfigurationen wie etwa das Panopticon Agentivität und bewirken auch dann etwas (etwa Verhaltensregulierung), wenn außer den Gefangenen kein anderer Mensch involviert ist. Gehring hält die Macht in Foucaults Konzeption daher für

„unmittelbarer materiell. Macht ist dem wirksamen Arrangement von Dingen inhärent, dem Einsatz von medizinischen Geräten, von Werkzeugen der Einsperrung und Fixierung, der Schmerzzufügung, der Versorgung, des Transports, des Trainings von Bewegungen und ebenso dem Einsatz von Werkzeugen der erzieherischen Bearbeitung der Seele. Macht *arbeitet* in einem ganz wörtlichen Sinne Wirkliches aus.“¹⁴⁹

Macht ist mit einer *Praxis* verbunden, die reguliert ist, so Foucault – so lassen sich denn auch verschiedene Formen von Macht anhand der Techniken begreifen und auch klassifizieren, die innerhalb ihrer Ägiden angewandt werden. Wenn hier von *Techniken* die Rede ist, geht es also darum, das ‚Wie‘ der Machtausübung zu erfassen, denn „[d]ie Frage lautet nicht, wie Macht sich manifestiert, sondern wie sie ausgeübt wird, also was da geschieht, wenn jemand, wie man sagt, Macht über andere ausübt“¹⁵⁰. Dreyfus/Rabinow konstatieren in diesem Zusammenhang: „Foucault interessiert sich dafür, wie sowohl wissenschaftliche Objektivität als auch subjektive Absichten zusammen in einem Raum auftauchen, der nicht durch Individuen, sondern durch gesellschaftliche Praktiken geschaffen wurde.“¹⁵¹ Es stehen also die Macht-Techniken im Vordergrund, nicht die Apparate, die im Hinblick auf jene *nachträglich* sind.¹⁵² Die für die Disziplinar- und die Biomacht konstitutiven Techniken werden daher im Folgenden in den Blick genommen.

Die ersten Vorläufer der Disziplinen hatte Foucault, wie in Kapitel 4.1.1 dargelegt, in den Strafprozeduren der Marter ausgemacht. Anders als möglicherweise suggeriert handelte es sich bei dieser souveränen Macht nicht um eine, die nur in Form orgiastischer Gewaltausbrüche herrschte, vielmehr wiesen die Strafen ein ausgeklügeltes System auf. So fand sich etwa eine genau kodifizierte Zuordnung von Strafen zu Verbrechen, die bereits während der ‚Verhandlung‘ vor Gericht als Basis der Beweisführung diente¹⁵³, die Folter der Verhöre war „gleichzeitig Ermittlung

149 Gehring 2004a, 121.

150 DeE IV, 281. Auch Machttechniken oder -praktiken sind aber durchaus als Materialisierungen von Macht aufzufassen.

151 Dreyfus/Rabinow 1987, 137.

152 Vgl. ebd., 183.

153 „Die Beweisführung bei Gericht gehorchte also nicht einem dualistischen System wahr/falsch, sondern einem

und Bestrafung¹⁵⁴ und musste stets mit einem Geständnis enden, damit der Angeklagte überhaupt als schuldig gelten konnte, die Gerichtsverhandlungen, die als der endgültige Ort der Wahrheitsermittlung galten, schließlich waren nicht-öffentlich: „In der Ordnung der Strafgerichtsbarkeit war das Wissen das absolute Privileg der Verfolgung.“¹⁵⁵ Schon dieses Beispiel zeigt also, dass Machtausübung nicht willkürlich ist, nicht aus kontingenten Praktiken besteht. Vielmehr handelt es sich dabei um Prozeduren, die miteinander verzahnt sind, sich aufeinander beziehen, interne Logiken produzieren und so den Bestand von Macht garantieren.¹⁵⁶ Noch deutlicher zeigt sich dies indes bei den Machttechniken, die konstitutive Bestandteile der Disziplinen darstellen: Überwachung, Sanktion und Prüfung. Sie sind essenzielle Bedingungen dieser Macht: Die Insassen der Gefängnisse, die Zöglinge in Internaten, die Arbeiter in den Fabriken beugen sich der Parzellierung des Raums, der Gliederung ihrer Tätigkeiten, der Kombination mit den Objekten und der Aufteilung der Zeit nämlich nicht, wenn sie nicht fortwährend dabei *überwacht* werden. Die (Macht-)Technik der Überwachung manifestiert sich etwa in der Gliederung der Militärlager, die so aufgebaut sind, dass die Soldaten von einer zentralen Achse aus stetig beobachtet und kontrolliert werden können. Es handelt sich dabei um eine „Architektur, die [...] der inneren, gegliederten und detaillierten Kontrolle und Sichtbarmachung ihrer Insassen dient“¹⁵⁷. Überwachung manifestiert sich darin zwar materiell – sie muss aber, um wirklich effizient wirken zu können, nicht bloß architektonisch, sondern auch in die Abläufe geforderter Praktiken integriert werden. So funktionieren beispielsweise Arbeitsabläufe in Fabriken nicht ohne Aufseher, die einen eigenständigen Status im jeweiligen „Beobachtungs-, Registrier- und Dressurapparat“¹⁵⁸ einnehmen und damit als dessen konstitutive Bestandteilen gerieren, indem sie die der Macht Unterworfenen stetig (und buchstäblich) ‚im Blick‘ haben.¹⁵⁹ Die reine Überwachung von Soldaten, Gefangenen, Zöglingen, Kranken u.a. indes genügt nicht – erst wenn die Verweigerung von Zwangsübungen, das Verlassen der Parzellen, das Ablegen der Objekte, mit denen die Indi-

Prinzip der stetigen Abstufung: eine bestimmte Stufe der Beweisführung bildete bereits eine Schuldstufe und hatte darum eine bestimmte Strafstufe zur Folge. Der Verdächtige als solcher verdiente immer eine bestimmte Züchtigung; man konnte nicht unschuldigerweise Gegenstand eines Verdachts sein“ (ÜS, 57).

154 Ebd., 56.

155 Ebd., 48.

156 Die grundlegende (‚vertikale‘) Kontingenz der Machttransformationen wird durch die effiziente Verknüpfung verschiedener (‚horizontaler‘) Techniken indes nicht angetastet; vgl. dazu etwa Detel 1998/2006, 29: „[S]elbst wenn die Dynamik der Machtformen ontologisch nicht kontingent, sondern z.T. von kausalen Mechanismen beherrscht sein sollte [...], geht die Analytik der Macht doch davon aus, dass auf der epistemischen Ebene höchstens Existenzbehauptungen oder Existenzhypothesen über kausale Mechanismen möglich sind, dass es jedoch aussichtslos ist, dem komplexen Spiel der Verschiebungen von Machtformen bestimmte kausale Mechanismen zuzuordnen zu wollen.“

157 ÜS, 222.

158 Ebd., 224.

159 „Die Überwachung wird zu einer eigenständigen Funktion, die aber integrierendes Element des Produktionsprozesses sein muss und ihn in seinem gesamten Verlauf begleiten muss“ (ebd., 226).

viduen zusammenschaltet sein sollen (etwa Werkzeuge) etc. *sanktioniert* werden, ist wirklich gesichert, dass die Macht greifen kann. Der eigentliche Siegeszug der Disziplinen zeigte sich, als diese Sanktionen auch auf die kleinsten Bereiche ausgedehnt wurden: Es etablierte sich eine

„Mikro-Justiz der Zeit (Verspätungen, Abwesenheiten, Unterbrechungen), der Tätigkeit (Unaufmerksamkeit, Nachlässigkeit, Faulheit), des Körpers (,falsche‘ Körperhaltungen und Gesten, Unsauberkeit), der Sexualität (Unanständigkeit, Schamlosigkeit). Gleichzeitig werden als Bestrafungen eine Reihe subtiler Verfahren eingesetzt: von der leichten körperlichen Züchtigung bis zu geringfügigen Entziehungen und kleinen Demütigungen“¹⁶⁰.

Die (disziplinäre) Sanktion ist nicht, wie dies etwa im Zeitalter der Martern¹⁶¹ der Fall war, auf das Rächen einer Souveränsverletzung gerichtet, sondern wirkt v.a. „korrigierend“: „Richten ist Abrichten.“¹⁶² Während sich also mit der Technik der Überwachung Macht in der Struktur der Maschinerie manifestiert, materialisiert sie sich im Bereich der Sanktion im Verhalten, in der Praxis der abgerichteten Individuen. Dabei wird mit Hilfe beider Techniken auch ein spezifisches *Wissen* über die Individuen generiert, dass ebenfalls in der Form *manifeste* Aussagenfelder (= Diskurse) vorliegt.¹⁶³ Die zentrale Technik der Disziplinarmacht, die darauf ausgerichtet ist, ein Wissen von den Individuen zu generieren, stellt aber sicher die *Prüfung* dar: „Die Prüfung kombiniert die Techniken der überwachenden Hierarchie mit denjenigen der normierenden Sanktion“, und so findet „[d]ie Überlagerung der Machtbeziehungen und der Wissensbeziehungen [...] in der Prüfung ihren sichtbarsten Ausdruck“¹⁶⁴. Man hat es hier mit einer Disziplinartechnik zu tun, innerhalb derer die Logik der „Analyse“¹⁶⁵, der Identifikation und Kombination von Teilen, sicher am stärksten ausgeprägt ist. Auch sie manifestiert sich: Nicht allein in Architekturen, die eine ständige Überwachung ermöglichen, sondern durchaus auch in geregelten Praktiken, die in die Disziplinarmaschinerien integriert werden. Foucault plausibilisiert dies am Beispiel des Hospitals: Hier werden im Rahmen regelmäßiger Visiten die Kranken nicht bloß überwacht, sondern ihr Gesundheitszustand wird zusätzlich stets im Hinblick darauf überprüft, ob er sich im Normbereich aufhält. So lassen sich die Kranken als je spezifische Abweichler *kategorisieren*. Anders formuliert: Der Status als-Kranker stellt ebenso sehr Manifestation wie Resultat einer wirkenden Macht dar.¹⁶⁶

160 Ebd., 230.

161 Die Rede vom ‚Zeitalter der Martern‘ impliziert eine chronologische Vorgängig- und Nachträglichkeit von Machtformen und -techniken, die indes so nicht haltbar ist; man denke nur an die (rächende) ‚Justiz‘ in Iran oder die medienwirksam inszenierten Enthauptungen durch den IS in jüngerer Zeit.

162 Ebd., 232.

163 Zur Produktion von Wissen und den damit in engem Zusammenhang stehenden Formen von Subjektivierung und Objektivierung vgl. ausführlicher Kapitel 4.3.1.

164 ÜS, 238.

165 Ebd., 254.

166 Vgl. ebd., 239f.

Die Machttechniken der Überwachung, der Sanktion und der Prüfung stellen daher regulierte „Praktiken der Norm“¹⁶⁷ dar, die innerhalb der Disziplinen eine bestimmte Ordnung stabilisieren. Sie werden von Machtmaterialisierungen wie den Parzellierungen oder den Mauern gestützt und verstärkt und stützen und verstärken ihrerseits deren Wirksamkeit. Nun detektiert Foucault mit dem Panopticon eine Mutation dieser Disziplinarmacht, die den Übergang zur Biomacht gewährleistet. Im Panopticon ist die vorherrschende Machttechnik sicherlich jene der Überwachung. Allerdings findet sich – unterstützt von der sehr spezifischen Architektur¹⁶⁸ – eine wichtige Variation zu deren Funktionieren in den ‚klassischen‘ Disziplinarinstitutionen. Die Überwachung im Panopticon wirkt nämlich unabhängig davon, ob es *jemanden* gibt, *der* überwacht: „Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.“¹⁶⁹ Foucault hat diesen Effekt in *Der Wille zum Wissen* als ‚Selbstaffirmation‘ bezeichnet. Diese ist ein notwendiger Bestandteil der Machttechnik, die als kennzeichnend für die Einsätze der Biomacht angesehen werden kann. „Das ‚Selbstbewusstsein‘ der Insassen des panoptischen Machtapparates, in dem sich das Erkennen oder Verkennen einer realen Situation und die Stabilisierung eines Machtverhältnisses vermengen, ist also durch diesen Apparat selbst bestimmt.“¹⁷⁰

Auf jenem Effekt basiert beispielsweise die Psychoanalyse, die als (vorläufiger) Endpunkt des Einsatzes einer Reihe von Machttechniken zu verstehen ist, die sich um die Sexualität formierten. Sie geht in gewisser Weise auf die Praxis der Beichte zurück: Dieser liegen Normen – und ihr Konterpart, die Perversionen – zugrunde, die bestimmen, was als normal und was als absonderlich gilt. Diese Normen, die ebenso als Voraussetzungen für die Selbst-Beherrschung wie als ihre Effekte zu gelten haben – ein sich selbst verstärkender Prozess –, speisen sich aus und manifestieren sich in der *Biomacht* in Diskursen, die vom „Apparat zur Produktion von Diskursen über den Sex“¹⁷¹ von den Einzelnen gefordert werden. Er bedient sich einer – im Hinblick auf den Panoptismus – *neuen* Technik zur Erzwingung von Aussagen und zur Sammlung eines Wissens, die sich an die christliche Diskurspraxis der Beichte anlehnt: das *Geständnis*. Es diene und dient zunächst dem Strafapparat als eine unter vielen Techniken der Wahrheitsproduktion und zur

167 Ewald 1991, 163.

168 „Es handelt sich nicht so sehr um ein architektonisches Modell, das Macht repräsentiert oder verkörpert, als um ein Mittel des Wirkens von Macht im Raum. Eher als die Architektur selbst sind es die Techniken zum Gebrauch der Struktur, die eine wirksame Expansion der Macht erlauben“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 222): „Diese Technologien übten Macht durch den Raum aus“ (ebd., 223).

169 ÜS, 260.

170 Kammler 1986, 188. Vgl. dazu auch Ewald 1991, 166: „Im normativen Raum ist die Architektur [...] die Macht selbst. [...] Die Architektur gestattet es, dass die Objektivität eines eigenen Urteils über sich niemals ohne Äußeres, niemals nur ein eigenes Urteil über sich ist.“ Vgl. dazu auch Kapitel 4.3.

171 WW, 29.

Legitimation der Inhaftierung; seine Ausbreitung im ‚zivilen‘ Bereich markiert hingegen einen Wandel des Machtzugriffs im Hinblick auf den Diskurs: Wurden (Bevölkerungs-)Daten von der Disziplinarmacht noch durch Überwachung und Prüfung gewonnen, an denen die Einzelnen höchstens passiv beteiligt waren, fordert das Geständnis nun eine noch stärker *tätige* Mitarbeit der zu Erfassenden. Die Diskursposition der Unterworfenen verändert sich von der Prüfung hin zum Geständnis; sie werden nun nicht mehr bloß zu Objekten des Diskurses gemacht, sondern nehmen einen eigenständigen Status aufseiten der Diskursproduktion ein, werden mithin zu Subjekten des Diskurses, die *sich selbst* objektivieren. Das Geständnis stellt also eine *Selbsttechnik* im doppelten Sinne dar: Der/die Geständige vollzieht sie selbst an sich und versucht so, Erkenntnis über sich zu gewinnen.¹⁷² So versteht sich das

„Geständnis [als] ein Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt, und zugleich ist es ein Ritual, das sich innerhalb eines Machtverhältnisses entfaltet, denn niemand leistet sein Geständnis ohne die wenigstens virtuelle Gegenwart eines Partners, der nicht einfach Gesprächspartner, sondern Instanz ist, die das Geständnis fordert, erzwingt, abschätzt [...]; ein Ritual, in dem die Wahrheit sich an den Hindernissen und Widerständen bewährt, die sie überwinden musste, um zutage zu treten; ein Ritual schließlich, wo die bloße Äußerung schon – unabhängig von ihren äußeren Konsequenzen – bei dem, der sie macht, innere Veränderungen bewirkt“¹⁷³.

Der flächendeckende Einsatz des Geständnisses führte darüber hinaus zur Ausweitung seiner Gegenstände: Nicht mehr bloß aus den Gesetzeswidrigkeiten, „sondern aus seinem Begehren, aus seinem gesamten Begehren“ sollte man fortan „einen Diskurs [...] machen“¹⁷⁴. Ein solches Diskursritual, eine solche Machttechnik, ermöglicht – im Verbund mit neuen Räumen, in denen die Geständnisteknik anwendbar wird, und die nicht zufällig eine Ähnlichkeit mit den panoptischen Dystopien aufweisen – dann beispielsweise der Psychoanalyse zur Überschreitung derjenigen diskursiven Schwellen¹⁷⁵, die ihre Formation als wissenschaftliche Disziplin erlauben, und schafft so neue Machtmaterialisierungen: Wissens-, räumliche und andere Ordnungen etwa. Es äußert sich aber auch in der oben angedeuteten ‚Einkörperung‘ der Sexualität als eines Kriteriums, das jedes Individuum zu erfassen erlaubt und es sich selbst im Hinblick auf eine Norm zu kategorisieren und zu kontrollieren ermöglicht:

„Die Mechanik der Macht, die dieses Disparate verfolgt, behauptet, es allein dadurch zu unterdrücken, dass

172 Vgl. etwa Dreyfus/Rabinow 1987, 206: „Der Schlüssel zur Selbsttechnologie liegt in dem Glauben, man könne mit Hilfe von Fachleuten die Wahrheit über einen selbst sagen. Dies ist nicht nur in den psychiatrischen Wissenschaften und in der Medizin, sondern auch im Recht, in der Erziehung und in der Liebe ein zentraler Lehrsatz.“ So lässt sich die Genese der „empirisch-transzendental[e] Dublette“ (OD, 389), als die die Humanwissenschaften ihren genuinen Gegenstand, den Menschen, modellieren (so Foucaults Diagnose in der *Ordnung der Dinge*), als eine der Folgen der Geständnisteknik lesen.

173 WW, 65.

174 Ebd., 26.

175 Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kapitel 2.6.2.

sie ihm eine analytische, sichtbare und stetige Realität verleiht; tatsächlich hämmert sie es den Körpern ein, lässt sie in Verhaltensweisen gleiten, macht sie zu einem Klassierungs- und Erkennungsprinzip und konstituiert sie als Daseinsberechtigung und natürliche Ordnung der Unordnung.¹⁷⁶

Nun zeigt sich, dass die Korrelate und Instrumente der Macht miteinander und mit den zu Unterwerfenden deswegen verbunden sind, weil bestimmte Praktiken diese Verknüpfung herstellen: Machttechniken wirken meist innerhalb bestimmter Machtmaterialisierungen, wirken aber auch insofern auf sie zurück, als beispielsweise Überwachung in panoptisch organisierten Institutionen leichter erfolgen kann als in völlig ungeordneten Räumen. Damit deutet sich an, was sicher als ein Kern des Foucaultschen Machtdenkens zu gelten hat: Macht ist keine Funktion einer Institution. Institutionen sind vielmehr als Effekte von Macht zu denken.¹⁷⁷ Und gleichzeitig ist Macht selbst als *Resultat* von architektonischen, zeitlichen, praktischen u.a. Verknüpfungen aufzufassen:

„In der hierarchisierten Überwachung der Disziplinen ist die Macht keine Sache, die man innehat, kein Eigentum, das man überträgt; sondern eine Maschinerie, die funktioniert. Zwar gibt ihr der pyramidenförmige Aufbau einen ‚Chef‘; aber es ist der gesamte Apparat, der ‚Macht‘ produziert und die Individuen in seinem beständigen und stetigen Feld verteilt.“¹⁷⁸

An dieser Textstelle lassen sich eine Reihe von Analogien zum Diskursdenken Foucaults zeigen: So ist auch im Hinblick auf die Wirkungen, die Instrumente und die Techniken der Macht von einem Phänomen zu sprechen, das, ähnlich wie der Diskurs, ohne Subjekte auskommt, auf deren Wollen oder Wirken es zurückzuführen sei.¹⁷⁹ Man hat es vielmehr mit Emergenzphänomenen zu tun, die gleichwohl, wie zu Beginn dieses Kapitels angedeutet, nicht ziel- oder voraussetzungslos sind, sondern durchaus einem Zweck unterliegen. So ist auch hier von einer – bereits für das Archiv konstatierten – *metaleptischen Logik* zu reden: Macht lässt sich nämlich ebenso sehr als *Voraussetzung* einer besonderen Architektur, einer Rangfolge, einer Verschränkung von Zeiteinteilungen, Tätigkeiten, Körpern und Objekten auffassen, wie man sie auch als *Resultat* dieser Konfigurationen verstehen kann. Die Existenz von Macht wird so zur Bedingung ihrer eigenen Genese, oder konkreter formuliert: Macht ist nur dort nicht bloß manifest, sondern vielmehr *existent*, wo sie ausgeübt wird, wo sie sich in Instrumenten und Techniken materialisiert, wobei letz-

176 WW, 48.

177 Vgl. dazu etwa ÜS, 396f. Vgl. auch Kapitel 4.5.1.

178 ÜS, 228f.

179 Vielmehr wird zu zeigen sein, dass Subjekte eher als Folgen denn als Voraussetzungen von Macht zu denken sind – auch hier parallel zu den Subjektwirkungen, die Diskurse zeitigen. Kammler weist darauf hin, dass sich Foucault damit „zum einen gegen die klassischen Souveränitätslehren, zum anderen gegen die marxistische Identifizierung von Macht und Klassenmacht ab[grenzt] [...]. Beiden Varianten liegt letztlich die Fiktion eines Macht innehabenden Subjekts zugrunde, der Foucault die Forderung entgegenhält, Machtbeziehungen in Begriffen von Strategie und Taktik und als Effekt von komplexen Kräfteverhältnissen zu analysieren“ (Kammler 1986, 142f.).

tere ihrerseits wiederum als Effekte von Macht gelten müssen.¹⁸⁰ Macherey formuliert diese *metaleptische Logik* im Hinblick auf die Norm folgendermaßen:

„Wenn also das Wirken der Norm nicht auf ein Wirklichkeitsfeld trifft, das ihrer Intervention vorausläge, so wird man genauso auch behaupten müssen, dass sie nicht selbst dieser Intervention vorgeordnet ist, sondern dass sie ihre normative Funktion nur in dem Maße anordnet, wie sie diese ausübt. Diese Ausübung hat somit die Norm zugleich zum Subjekt und zum Objekt. Nochmals in anderen Worten: die Norm kann nur geschichtlich, im Verhältnis zu den sie verwirklichenden Prozessen, gedacht werden.“¹⁸¹

Wenn in Foucaults Texten von Macht die Rede ist, ist damit also kein rein ideelles Phänomen gemeint. Vielmehr zeigt sich Macht, und sie zeigt sich selbst dann, wenn sie sich selbst zum Verschwinden bringt: Ihre Effekte manifestieren sich vornehmlich am und im Körper der von ihr Erfassten; offensichtlich in der Marter oder in den Bußtechniken, die sich buchstäblich in die Körper *einschreiben*, aber auch in den Disziplintechniken, die das Verhalten, aber auch die Wahrnehmung nicht nur des eigenen Körpers als-Körper grundsätzlich (re-)formieren. Auf die Spitze getrieben wird diese *Mikrophysik* der Macht, die die „Nützlichkeit und [...] Gelehrigkeit“ des Körpers und „seine Integration in wirksame und ökonomische *Kontrollsysteme*“ in den Fokus stellt, mit der Entstehung der *Bio-Macht*, die nun über die Ausbreitung der Geständnisteknik auch „[d]ie Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit all ihren Variationsbedingungen“¹⁸² zu *regulieren* versucht. Beide Variationen von Macht nutzen also Techniken, die in „einer ganzen Mikro-Macht über den Körper“¹⁸³ gipfeln. Sie kumulieren, so Foucault, vor allem in der Beherrschung und Besetzung des Sexes: „Er dient als Matrix der Disziplinen und als Prinzip der Regulierungen.“¹⁸⁴ Die so geschaffenen Effekte des Machtzugriffs dienen Macht also als Instrumente, indem mit ihrer Hilfe andere Individuen von Macht erfasst werden: Als Rädchen in den Machtmaschinerien der Kerker, der Fabriken, der Hospitäler etc., die wiederum Subjekte mit genau definierten Status produzieren („Körper als Maschine“¹⁸⁵), oder auch als kategoriale Exemplare wie jenes des Homosexuellen („Gattungskörper“¹⁸⁶), als Normgeber wie die Familie. Mithin dienen Manifestationen von Macht – nicht bloß Körper, sondern auch Diskurse, Architekturen, Institutionen und Praktiken – also auch als ihre Vermittler. Die Zugriffe sind nicht zufällig: Vielmehr muss von einer Systematik von Macht ausgegangen werden, die sich wiederum in spezifischen Techniken ver-

180 Seinen Niederschlag findet dieser Umstand u.a. darin, dass Macht – ähnlich wie dies für die Episteme eines bestimmten historischen Zeitpunktes gilt – erst *a posteriori* als solche wahrgenommen werden kann.

181 Macherey 1991, 187.

182 WW, 135; eigene Hervorhebung.

183 Ebd., 140f.

184 Ebd., 141.

185 Ebd., 134.

186 Ebd.

schiedener Mächte manifestiert, wie es sich etwa im panoptischen Modell der totalen Überwachung zeigt. So ist Macht stets konkret als Macht-über-jemanden (wenn auch nicht als Macht-durch-jemanden¹⁸⁷) zu denken. Weit gefehlt, Macht daher allein repressiv, unterdrückend und unterwerfend zu verstehen: Die von ihr produzierten Effekte, ihre Instrumentalität sind vielmehr – ganz ähnlich, wie dies für Aussagen zu gelten hat – *Existenzbedingungen* für bestimmte (gesellschaftliche) Konfigurationen, die von einem *Wissen* kolportiert werden, das seinerseits zugleich als Effekt wie als Instrument von Macht zu verstehen ist:

„Die Machtbeziehungen verhalten sich zu anderen Typen von Verhältnissen (ökonomischen Prozessen, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) nicht als etwas Äußeres, sondern sind ihnen immanent. Sie sind einerseits die unmittelbaren Auswirkungen [...] und andererseits sind sie die inneren Bedingungen jener Differenzierungen.“¹⁸⁸

Nimmt man also an, Macht existiere erst dann, wenn sie manifest sei, d.h. im Moment ihrer *Ausübung* – in Analogie zum Status der Aussage könnte man auch formulieren, sie sei ein ‚ereignishaftes Ding‘ – zeigt sich im Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft deutlich, dass nicht nur Foucaults Diskurs-, sondern auch sein Machtdenken einer *metaleptischen Logik* folgt: Macht wird dann nämlich im Hinblick auf ihre spezifischen Manifestationen zur Bedingung und zum Motiv ihrer eigenen Existenz, indem sie die Existenzbedingungen dessen schafft, wovon sie selbst als bloßer Effekt erscheint.

4.3 Produktivität von Macht (Wissen und Subjekt)

Die oben erfolgte Betonung der ‚Effekte‘ von Macht implizierte bereits, dass Macht sich nicht bloß materiell manifestiert, sondern dass sie Resultate zeitigt, die ohne sie *nicht* existierten. Nun scheint aber ‚landläufig‘ eine Auffassung von Macht vorzuherrschen, die vor allem eine damit verbundene Einschränkung („das Erlaubte“ und „das Verbotene“) in den Vordergrund stellt.¹⁸⁹ Auch Foucault selbst gibt an, er sei dieser (missverständlichen) Auffassung anfangs unterlegen. So formuliert er im Hinblick auf seine unter dem Titel *Die Ordnung des Diskurses* publizierte Antrittsvorlesung, darin habe er

187 Die Frage nach dem Ausübenden der Macht ist indes ein wenig komplexer. So heißt es etwa in DeE IV, 285: „Macht wird immer von den ‚einen‘ über die ‚anderen‘ ausgeübt.“ Vgl. zur Nicht-Subjektivität der Macht daher die Auseinandersetzung weiter unten (Kapitel 4.4).

188 WW, 94. Insofern stellt auch die Rückführung etwa der Entwicklung der Disziplinarmacht auf das Aufkommen des Kapitalismus eine Verkürzung dar. Im Gegenteil, „[d]ie gesamte Ökonomie, zum Beispiel die Werkstatt oder die Fabrik, setzt bereits diese Mechanismen voraus, die schon von innen auf die Körper und die Seelen und bereits innerhalb des ökonomischen Feldes auf die Produktivkräfte und die Produktionsverhältnisse einwirkt“ (Deleuze 2013 [1986], 42).

189 „Alle Macht, ob von oben nach unten oder von unten nach oben, und auf welcher Stufe man sie nimmt, wird tatsächlich in den abendländischen Gesellschaften beinahe durchgehend in einer negativen Form, das heißt in einer rechtlichen Form, dargestellt“ (DeE III, 400).

„eine unangemessene Antwort vorgelegt. [...] Wie mir scheint, akzeptierte ich bis dahin für die Macht die traditionelle Auffassung, die Macht als ein seinem Wesen nach rechtlicher Mechanismus, als das, was das Gesetz sagt, als das, was verbietet, als das, was Nein sagt, mit einer ganzen Flut an negativen Wirkungen: Ausschließung, Zurückweisung, Absperrung, Verleugnungen, Verdunklungen... Nun, diese Auffassung halte ich für unangemessen“¹⁹⁰.

Eine solch „juridisch-diskursive“¹⁹¹ Vorstellung von Macht verschleiert, folgt man Foucault, nämlich die eigentliche Natur von Machtmechanismen; sie stellt Macht als etwas vor, dessen Einflussmöglichkeiten vor allem dadurch, dass sie auf wenige Techniken begrenzt ist – „die Untersagung, die Verweigerung und das Verbot“¹⁹² – „merkwürdig beschränkt“¹⁹³ ist. Insbesondere im Hinblick auf die Sexualität lassen sich mit dieser „Repressionshypothese“¹⁹⁴ – also der „Ansicht, dass Wahrheit zuinnerst der Macht entgegengesetzt ist und deshalb unvermeidlich eine befreiende Rolle spielt“¹⁹⁵ – denn auch die Differenzierungen des Sexes nicht machtanalytisch fassen, obwohl sich doch zeigen ließ, wie Macht sich verschiedener Techniken bedient, um den Individuen eine Sexualität einzukörpern. Die folgenden Ausführungen stellen daher die von Foucault vertretene Überzeugung in den Mittelpunkt, dass „[d]ie Machtbeziehungen [...] nicht den Überbau [bilden], der nur eine hemmende oder aufrechterhaltende Rolle spielt – wo sie eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar *hervorbringend*.“¹⁹⁶ Nun lässt sich die *produktive* Kraft von Macht auf vielen Ebenen zeigen: Man könnte grundsätzlich alles oben als ‚Effekte von Machtzugriffen‘ Bezeichnete dazu heranziehen, also etwa die panoptische Organisation von Architektur, pyramidale Hierarchien, die sexuellen Heterogenitäten, das Gefängnis, die Werkstatt, das Hospital etc. Deleuze jedoch betont, dass das „Postulat der Lokalisation, wonach die Macht Staatsmacht wäre, in einem Staatsapparat lokalisiert wäre“¹⁹⁷, nimmt man Foucault ernst, aufgegeben werden muss, denn

„die Disziplin [...] kann nicht mit *einer* Institution oder einem Apparat identifiziert werden, eben weil sie ein

190 DeE III, 299.

191 WW, 84.

192 DeE III, 345f.

193 WW, 87. Vgl. auch weiterhin ebd.: „Diese Macht wäre zunächst arm an Ressourcen, haushälterisch in ihrem Vorgehen, monoton in ihren Taktiken, unfähig zur Erfindung und gleichsam gezwungen, sich beständig zu wiederholen. Sodann wäre es eine Macht, deren Mächtigkeit sich darin erschöpft, nein zu sagen, außerstande, etwas zu produzieren, nur fähig, Grenzen zu ziehen, wesentlich Anti-Energie [...]. Endlich handelt es sich um eine Macht, deren Modell wesentlich juridisch ist, einzig und allein auf die Verkündung des Gesetzes und das Funktionieren des Verbots ausgerichtet. Alle Arten der Beherrschung, Unterwerfung und Verpflichtung laufen somit am Ende auf Gehorsam hinaus.“

194 Ebd., 17.

195 Dreyfus/Rabinow 1987, 157.

196 WW, 94; eigene Hervorhebung. Kammler attestiert Foucaults Vorgehen, es stelle „das Schema einer die Produktion behindernden/verknappenden Unterdrückungsmacht auf den Kopf. Gerade das, was man gemeinhin als Unterdrückung bezeichnet, ist eine gewaltige Maschinerie, in der sich die gesellschaftlichen Machtverhältnisse produzieren“ (Kammler 1986, 141).

197 Deleuze 2013 [1986], 40.

Typus von Macht ist, eine Technologie, die alle Arten von Apparaten und Institutionen durchzieht, um sie zu verbinden, zu verlängern, um sie konvergieren und in einer neuen Weise wirken zu lassen¹⁹⁸.

Im Fokus sollen im Folgenden daher 1) die Verbindung von Wissen, Diskurs und Nicht-Diskursivem stehen, um 2) die subjektkonstitutive Rolle von Macht darzulegen.

4.3.1 Die Produktion von Wissen

In welchem Verhältnis stehen nun Diskurse, Wissen und Macht zueinander? Welche Rolle spielen dabei Institutionen, Architektur u.a.? Betrachtet man etwa die panoptische Organisation eines Gefängnisses, kann es zunächst bloß als Referential¹⁹⁹ früherer Aussagen angesehen werden; im Vordergrund einer solchen Überlegung steht die (diskurstheoretische) Annahme, dass solche Institutionen nur dann entstehen können, wenn bestimmte Aussagen – in diesem Beispiel wäre etwa denkbar, dass damit eine Aussage wie ‚Verbrecher müssen gebessert werden‘ verbunden ist – ihre Existenz ermöglichen. Dies geschieht, indem sie auf ein Feld verweisen, das es dann wiederum möglich macht, dass sie ihrerseits ‚im Wahren‘ sind, dass ihnen also ein Gebiet korreliert, auf das sie einerseits referieren und das sie andererseits konstituieren. Geht man also davon aus, dass eine spezifische Episteme sich aus bestimmten, archivierten Aussagen zusammensetzt, dann lässt sich konstatieren, dass Wissen bewirkt, dass bestimmte extradiskursive Organisationen sich formieren – dass also etwa Gefängnisse gebaut werden, in denen bestimmte Formen von Arbeit, von Übung, von Einkehr etc. vollzogen werden. Bestünde ein spezifischer Wille zum Wissen nicht, gäbe es daher auch diese Apparate nicht. Dieser Zusammenhang ist allerdings, wie in Kapitel 2 bereits festgestellt, nicht vorstellbar, ohne dass dem in Form von Aussagen existierenden Wissen eine gewisse Relevanz zugebilligt wird – eine Relevanz, die Aussagen von einfachen Formulierungen scheidet und ihnen die Kraft verleiht, ihre Existenzfunktionen auch auszuüben. In der diskurstheoretischen Phase wies die Foucaultsche Argumentation an eben diesem Punkt Vagheiten auf, denn sie behauptete den Einfluss von Aussagen auf extradiskursive Beziehungen bloß; die machtanalytischen Überlegungen scheinen diese Lücke nun zu füllen: Aussagen müssen über Macht verfügen oder wenigstens mit solcher verbunden sein/auf sie verweisen, damit mit ihrer Hilfe spezifische Felder, auf die Aussagen sich beziehen/die Aussagen zu ihrem Gegenstand machen, zu existieren beginnen. Doch wie zeigen sich nun Macht und Aussagen miteinander vermittelt? Wie kommt es, dass ein historisches Apriori dazu führen kann, dass sich Institutionen wie das Gefängnis – mit je spezifischen Architekturen, je spezifischen Hierarchien, je spezifischen Praktiken etc. – formieren? Der Zusammenhang wird dann plausibel, wenn man in Be-

198 Ebd.; eigene Hervorhebung.

199 Vgl. dazu auch Kapitel 2.2.

tracht zieht, wie Wissen je aktualisiert wird: Aussagen erscheinen (außerhalb des Archivs) nicht isoliert voneinander, sondern kommen in der Regel in Kombination mit anderen Aussagen bzw. in Kombination mit Kommentaren, Exegesen und anderen Formen der Übersetzung, Transformation oder Paraphrase vor – in Form von Diskursen also. Nimmt man an, dass verschiedene Wissensbestandteile in oder zu Diskursen zusammengesetzt werden, also zu dynamischen Konfigurationen, wird eine historische Dimension des jeweiligen Willens zum Wissen sichtbar, die sich auch in der Rede vom ‚historischen Apriori‘ wiederfindet. Anders formuliert: Ein spezifisches Wissen aktualisiert sich, oder besser, ein spezifischer ‚Wille zum Wissen‘ konstituiert sich, indem Aussagen in je unterschiedliche Beziehungen gesetzt werden – zu anderen Aussagen, zu Formulierungen, die keinen Aussagestatus erlangen, oder eben zu außerdiskursiven Gegebenheiten wie den panoptisch organisierten Institutionen. Ein Wissen, das diskursiv erscheint, muss daher im Einklang mit einer Machtform stehen, und erfährt dadurch eine Art stillschweigende Legitimation, die schließlich dazu führt, dass es seinerseits Effekte wie die Entstehung panoptischer Institutionen erzielt.

Wie gestaltet sich nun der Einzug von Macht in die Diskurse genau? Macht hält v.a. durch die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen *Techniken* Einzug in die Diskurse. Machttechniken wie die Prüfung – eine *Praxis*, die in institutionellen Rahmungen von (unterworfenen und ermächtigten) Subjekten vollzogen werden muss – verfolgen nämlich den Zweck, Daten zu erheben, Daten, die auf der Grundlage eines *Willens zum Wissen* und innerhalb eines Geflechts nicht-diskursiver Gegebenheiten entweder selbst zu Aussagen werden können oder aber ‚Material‘ zur Verfügung stellen, das zur Neu-Kontextualisierung bestehenden Wissens genutzt wird und letzteres somit nach den Maßgaben der herrschenden Machtform aktualisiert. Das ist gemeint, wenn Foucault in *Der Wille zum Wissen* davon spricht, dass „sich Macht und Wissen im Diskurs ineinander fügen“²⁰⁰. Man hat es im Falle des Gefängnisses also deswegen mit einer Manifestation von Macht zu tun, weil es nur kraft eines von der Macht wenigstens gebilligten, zumeist aber unterstützten oder gar generierten und diskursiv verfassten Willens zum Wissen *existiert* – Foucault pointiert diesen Zusammenhang in der Rede vom „Regime der Diskurse“²⁰¹. Erst die Tatsache also, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt sich Aussagen darüber formierten, dass Individuen, die gegen das Gesetz verstoßen, eingesperrt, Zwangsübungen unterzogen, überwacht und geprüft werden sollten, führte zum Bau von Gefängnissen, ihrer spezifischen inneren Organisation etc. Andererseits dienen sie dann wieder der Fundierung eines (mehr oder weniger neuen) Macht-

200 WW, 100. Daher sind, wie Kammler richtig feststellt, „[d]ie Begriffe ‚Diskurs‘ und ‚Wissen‘ nicht deckungsgleich“ (Kammler 1986, 159).

201 WW, 33.

Wissens.²⁰² Gehring exemplifiziert diesen Zusammenhang im Hinblick auf *Wahnsinn und Gesellschaft* sowie *Die Geburt der Klinik* folgendermaßen:

„Die Klinik als Ort der registrierenden Beobachtung und des methodischen Experiments in der Behandlung ist selbst erst die Voraussetzung, den Typ von Wissen, mit dem der ärztliche Blick arbeitet, überhaupt hervor-zubringen. [...] Die Macht des Klinikers liegt gerade darin, dass er nicht nur Wissen anwendet, sondern Wissen produziert.“²⁰³

So findet sich auch im Verhältnis von Wissen und Macht das doppelte Spiel von transformieren-der Iteration und metaleptischer Diskontinuität: Einerseits ermöglichen Machttechniken wie die Prüfung die Entstehung neuer Aussagen oder die Genese einer neuen Form der Kontextualisierung von im Archiv bereits existierenden Aussagen²⁰⁴, andererseits ermöglicht ein diskursiv ite-riertes Wissen erst die Entstehung z.B. spezifischer Räume, innerhalb derer solche Techniken sich entfalten können, und stellt so in gewisser Weise die Voraussetzung seiner selbst dar.²⁰⁵ Ei-nerseits können also Diskurse oder auch Aussagen als Resultate von (Macht-)Institutionen wie dem Gefängnis angesehen werden, andererseits bringen erstere letztere erst hervor, indem in ih-nen beispielsweise Regeln darüber sedimentieren, wie Räume und Zeit(en) verteilt werden sol-len. Insofern wird verständlich, dass Foucault im Zusammenhang mit diesen Institutionen vom „Konstitutionsort eines Wissens“²⁰⁶ spricht, der sich vor allem durch eine gewisse „epistemo-logische Enthemmung“²⁰⁷ auszeichnet, welche sich im ungezügelter Sammeln von Daten aller Art manifestiert. Doch diese Diagnose gilt sicherlich nicht bloß für die Gefüge im Zusammen-hang mit der Disziplinarmacht, für die das Panopticon ein Ideal darstellt, sondern auch für Konfigurationen, die eher der Biomacht zugerechnet werden können und nicht zwingend panop-tisch organisiert sein müssen. Auch hier finden sich Institutionen, die als „Apparat zur Produk-

202 Vgl. zum Zusammenhang mit dem notwendigen ‚Willen zum Wissen‘ etwa Macherey 1991, 175: „ein Wissen ohne einen ‚Willen‘, von dem es unterhalten wird – ganz offensichtlich geht es hierbei nicht um den Willen eines Subjekts –, kann es nicht geben, weil der Wahrheitsdiskurs, der es auszusagen versucht, sich nicht auf die neutralisierte Repräsentation eines Wirklichkeitsgehaltes zurückführen lässt, der ihm vorausgehend gegeben wäre, sondern sich im Gegenteil in ihm derselbe Wille oder dieselbe Notwendigkeit, die auch sein Objekt hervor-bringt, in einer Form von ‚Macht-Wissen‘ behauptet, in der diese beiden Aspekte, Macht und Wissen, absolut zusammenfallen.“

203 Gehring 2004a, 111.

204 Hier sei noch einmal an die von Foucault konstatierte Persistenz der Aussage erinnert, die sie zu einem ‚Ding‘ macht, das eine reale Existenz besitzt – aber, wie alle anderen realen ‚Dinge‘, ist eben auch die Aussage singulär, sie ist der unausweichlichen historischen Dynamik ausgesetzt. Insofern ist nicht davon auszugehen, dass das Archiv einen stabilen Wissensspeicher darstellt, in dem die Aussagen unverändert verharren, bis sie aktualisiert werden. Die Rede von der ‚Aktualisierung‘ soll daher ausdrücklich *nicht* meinen, dass innerhalb eines solchen Mechanismus‘ ahistorische Inhalte einfach neu hervorgeholt werden, wie dies etwa im Verhältnis von Kompe-tenz und Performanz der Fall ist.

205 Dreyfus/Rabinow halten eine solche ‚Selbstbegründung‘ für das Hauptproblem der Foucaultschen Diskurstheorie und bezeichnen das Vorgehen als zirkulär. Für die Genealogie indes ist nur davon die Rede, dass sich „Macht und Wissen [...] *wechselseitig* erzeugen“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 143; eigene Hervorhebung).

206 ÜS, 322. Vgl. auch ebd., 164: „Das Gefängnis funktioniert als ein Wissensapparat.“

207 Ebd., 288.

tion von Diskursen²⁰⁸ fungieren. In deren Mittelpunkt steht nun, wie bereits dargelegt wurde, insbesondere eine „Diskursivierung“ des Sexes²⁰⁹; die bevorzugte Technik/Praxis zur Erhebung von Daten innerhalb dieser Machtform stellt nicht die Prüfung, sondern das Geständnis dar. Es wird unterstützt durch ein ganzes Repertoire untergeordneter Techniken wie „Analyse, Buchführung, Klassifizierung und Spezifizierung, in Form quantitativer und kausaler Untersuchungen“²¹⁰. Sie alle dienen der Erzeugung von Wahrheit, eines Willens zur Wahrheit, die sich innerhalb eines herrschenden Willens zum Wissen bewegt und daher nicht als Voraussetzung, sondern als Folge bzw. Effekt dieser Machttechnologien zu verstehen ist. Deleuze bringt diesen Zusammenhang auf den Punkt:

„Wenn Wissen darin besteht, das Sichtbare und das Sagbare zu verknüpfen, so ist die Macht die hierbei vorausgesetzte Ursache. Umgekehrt jedoch impliziert die Macht das Wissen als die Verzweigung, die Differenzierung, ohne die sie nicht zur Tat würde. [...] Es wäre also ein Irrtum oder Heuchelei, anzunehmen, Wissen entstünde nur dort, wo die Kräfteverhältnisse suspendiert sind. Es existiert kein Wahrheitsmodell, kein Wissen und auch keine Wissenschaft, die nicht Ausdruck oder stillschweigende Voraussetzung einer sich entfaltenden Macht wäre.“²¹¹

Insofern lässt sich „Wissen nicht als objektives oder subjektives [sehen], sondern als zentrale[r] Bestandteil in der historischen Transformation verschiedener Macht- und Wissensregimes“²¹². Und so wird deutlich, „dass die Wahrheit weder von Natur aus frei noch der Irrtum unfrei ist, sondern dass ihre gesamte Produktion von Machtbeziehungen durchzogen ist.“²¹³ Macht – egal in welcher Ausprägung – wirkt also insofern *produktiv*, als sie, vermittelt über Diskurse, einen direkten Einfluss auf (den Willen zum) Wissen nimmt; man hat es mit Techniken der „Wahrheitsproduktion“²¹⁴ zu tun, die nicht bloß ein bestimmtes „Macht-Wissen“²¹⁵ kreieren und kolportieren, sondern spezifische „Erkenntnisfelder“²¹⁶ allererst produzieren. Dieser Prozess äußert sich insbesondere in der Konstitution von *Norm(en)*: (Disziplinar- und Kontroll-)Macht-Wissen wirkt „normend, normierend, normalisierend“²¹⁷ auf alle, die dem Zugriff dieser Macht ausgesetzt sind. Besonders erfolgreich ist ein solches Macht-Wissen-Geflecht dann, wenn es sich an Wissenschaften heftet. Wenn nämlich Normalisierung über die (vermeintliche) Ausmerzung des Abnormen verläuft, das etwa die Medizin „behandeln und bessern muss“²¹⁸, die Anomalien aber selbst

208 WW, 29.

209 Ebd., 19.

210 Ebd.

211 Deleuze 2013 [1986], 58f. Vgl. dazu auch ebd., 116: Macht „erzeugt Wahres als Problem.“

212 Dreyfus/Rabinow 1987, 147.

213 WW, 64.

214 Ebd., 62.

215 Ebd., 61.

216 Detel 1998/2006, 58.

217 ÜS, 236.

218 Dreyfus/Rabinow 1987, 228.

Produkte dieses wissenschaftlichen Diskurses darstellen, dann wird eine wissenschaftliche Disziplin zum Grund und zur Garantie für ihre eigene Existenz: „Uns sind Normalisierung und Glück versprochen mittels Wissenschaft und Recht. Versagen sie, rechtfertigt das nur den Bedarf nach mehr von derselben Sorte.“²¹⁹ Macht bestimmt also in gewissem Sinne, welches Wissen – und damit welche Wahrheiten – existieren: „Die Wahrheiten sind gemacht, von der Macht (mit)gemacht. Wenn das stimmt, ist das Wissen nicht unschuldig, sondern selbst ein Phänomen – und ein Problem – der Macht. Dann ist Wahrheit etwas, worum gekämpft werden muss.“²²⁰

Konkret bedeutet dies etwa, dass die in einem Hospital (eine weitere panoptische Institution) gesammelten (Patienten-)Daten der Festlegung von Grenz- und Sollwerten zugrunde gelegt werden, die wiederum definieren, ab wann ein Mensch als ‚krank‘ und wie lange er als ‚gesund‘ angesehen werden kann. Dass das so gewonnene Wissen – der so sich äußernde Wille zum Wissen – sich auch außerhalb der medizinischen Diskurse fortpflanzt und verzweigt, zeigt sich noch heute deutlich beispielsweise in der Markteinführung cholesterinsenkender Margarinen, von Lebensmitteln also, die einem ‚guten‘, und das heißt vor allem: ‚gesunden‘ – einem normierten also! –Leben dienlich sein sollen. Das Wissen über Cholesterin und dessen Zusammenhang mit Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems, die wiederum für einen Großteil der Todesfälle verantwortlich gemacht werden, können beispielsweise als Teil des *common sense* der Industriegesellschaften vorgestellt werden – es handelt sich dabei um einen Ausschnitt der zeitgenössischen Episteme. Die regelmäßige Kontrolle dieser Werte wird daher ab einem bestimmten Alter empfohlen und die dazu nötige Blutuntersuchung von den Krankenkassen als Versicherungsleistung anerkannt. Diese Maßnahmen beruhen auf einer *Norm*, einem *Grenzwert* des noch als gesund – bzw. ungefährlich – angesehenen Maßes an Cholesterin im Blut des Einzelnen, die bzw. der auf den in den Kontrollinstitutionen gesammelten Daten aufruft und in einer diskursiven Formation formuliert wird, die also den Maßgaben einer *Macht* folgt. Das innerhalb dieser Machtform produzierte Wissen schließt sich also „an den Diskurs der Wissenschaft“²²¹ an; man hat es mit einer „Geständnis-Wissenschaft“²²² zu tun.²²³ Anders formuliert: Die Individuen werden angehalten, regelmäßig ihren Cholesterinwert offenzulegen, sie legen beim Gang zum Arzt sozusagen ein *blutiges Geständnis* ab. Aus der fortwährenden Konfrontation mit der Norm – durch medizinische und populär-medizinische Diskurse – resultiert so eine Form der Selbstaffirmation, die sich

219 Ebd.

220 Saar 2007, 220.

221 WW, 67. Foucault spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „ganzen medizinisch-sexuellen Regime[]“ (ebd., 46).

222 Ebd., 68.

223 Den Anschluss an wissenschaftliche Diskursivitäten vollzieht denn auch die Werbeindustrie, die solche Produkte vermarktet, indem sie etwa mit wissenschaftlicher Fachterminologie (oder pseudowissenschaftlichen Neologismen wie bspw. ‚probiotisch‘) operiert.

in der Sorge des Einzelnen um seine Gesundheit niederschlägt, von der Geständnispraxis unterstützt wird und schließlich dazu führt, dass ein Produkt wie eine cholesterinsenkende Margarine – als Instrument für eine Art vorauseilenden Gehorsams – Aussicht auf wirtschaftlichen Erfolg hat. Daran lässt sich recht einfach exemplifizieren, wie Disziplinar- und Kontroll- oder Biomacht ineinandergreifen: Ankerpunkt scheint hierbei vor allem die Selbstaffirmation mit Macht zu sein, also die Tatsache, dass die panoptische Überwachung von den Individuen internalisiert wird und es daher gar keine Rolle mehr spielt, ob sie *wirklich* überwacht werden oder nur denken, dass sie es werden *könnten*. Der Gefangene wird so zu seinem eigenen Wärter, der Patient zum Diagnostiker der eigenen Krankheiten. Dieser Prozess kommt allerdings nur dann in Gang, wenn den der Macht ausgesetzten Individuen die Kriterien eines angemessenen Funktionierens bekannt sind: Die Formulierung einer Norm – für (ökonomische) Produktivität, für Gesetzestreue, für Gesundheit etc. – ist dabei essenziell. Offenbar funktioniert diese Ausübung-von-Macht-über-sich-selbst aber nicht ohne Rückversicherung; es scheint sich der Grad der Internalisierung dieser Normen abzunutzen, denn an die Seite der in der Disziplinalgesellschaft verbreiteten Machttechniken der Prüfung und Sanktion, die dazu dienten, die Einhaltung der Normen zu überwachen, tritt nun das *Geständnis*. Es hat einen gleich doppelten Nutzen: Es erlaubt nämlich einerseits denen, die es entgegennehmen, die Qualifizierung und Kontrolle der *Normalität* des Geständigen und verstärkt andererseits dadurch, dass der der Macht Ausgesetzte selbst und aktiv tätig werden muss, die Selbstaffirmation ebendieser sich in den Normen manifestierenden Macht.

Dass sich die Zugriffe von Disziplinar- und Kontrollmacht ausgerechnet auf dem Gebiet der Körper und ihrer Funktionen abspielen, wurde von den Transformationen des zugrundeliegenden Wissens gewissermaßen vorbereitet – man könnte auch formulieren, es folge einer langen Tradition der Besetzung des Körpers durch die Macht. Foucault hatte dies, wie schon früher dargelegt, vor allem im Hinblick auf die sich verändernden Strafverfahren gezeigt, die alle auf eine jeweils spezifische Form der *Einkörperung* abzielen: die Herstellung eines gemarterten, eines Zeichen- oder eines abgerichteten Körpers. Dennoch ist der Zugriff auf den Körper insofern *kontingent*, als diese Tatsache keinesfalls als Ziel oder auch nur Zwischenziel einer teleologischen Entwicklung zu verstehen ist. Vielmehr hatte Foucault bereits in der diskurstheoretischen Phase – und hier vor allem in der *Ordnung der Dinge* – offengelegt, dass die Entdeckung des *Lebens* als Gegenstand der Humanwissenschaften sich aus einem Geflecht diskursiver Emanationen gespeist hatte, die nicht notwendigerweise auf eine Besetzung des ganzen Lebens abzielten.²²⁴ Und doch

²²⁴ Vgl. etwa OD, 462. Hier beschreibt Foucault, das Auftauchen des Menschen als Untersuchungsobjekt sei „die Wirkung einer Veränderung in den fundamentalen Dispositionen des Wissens [gewesen]. Der Mensch ist eine Erfindung, deren junges Datum die Archäologie unseres Denkens ganz offen zeigt. Vielleicht auch das baldige Ende.“ In *Der Wille zum Wissen* fällt die Diagnose im Hinblick auf die Entstehung der Bio-Macht noch schärfer

ermöglichen die neuen Machttechniken einen ganz anderen Zugang: „Anstelle der Drohung mit dem Mord ist es nun die Verantwortung für das Leben, das der Macht Zugang zum Körper verschafft.“²²⁵ Nicht mehr die Macht über den Tod, wie die Bestrafung im Zeitalter der Martern sie ausübte, sondern die Kontrolle des Lebens: Es geht der Biomacht – im Gegensatz zur Disziplinarmacht – nicht mehr in erster Linie darum, wie Individuen, Körper und Verhaltensweisen sein *sollen*; im Fokus steht nun ein Wissen darum, wie Individuen, Körper und Verhaltensweisen *sind*.²²⁶ Die neuen Normen weisen so eine ganz neue Dringlichkeit und (vermeintliche) Unhintergebarkeit auf. So halten die Diskurse Einzug ins Leben – und das Leben Einzug in die Diskurse: Die Kontroll- oder Biomacht erzeugt neue „Diskursivitäten, die in der Demographie, der Biologie, der Medizin [...] Gestalt angenommen haben“²²⁷ und die allesamt die Schwelle der Wissenschaftlichkeit überschreiten – „[a]ndere Macht, anderes Wissen“²²⁸. Macht im Sinne Foucaults bringt also zunächst ein spezifisches Wissen hervor, indem sich innerhalb ihrer Sphären bestimmte Diskursivitäten formieren, welche nur bestimmte Aussagen zulassen, andere aus dem Feld des Sagbaren ausschließen.²²⁹ Es handelt sich dabei aber vor allem um ein Wissen, das mit Hilfe der Macht Anforderungen an die ihm unterworfenen Körper stellt, indem es sie in spezifische Konfigurationen integriert und das heißt auch: bestimmte Machttechniken auf sie anwendet.²³⁰

aus: „Es war nichts Geringeres als der Eintritt des Lebens in die Geschichte – der Eintritt der Phänomene, die dem Leben der menschlichen Gattung eigen sind, in die Ordnung des Wissens und der Macht, in das Feld der politischen Techniken“ (WW, 137).

225 Ebd., 138.

226 Auch dieser Wandel ist grundlegend mit der Geständnisteknik verbunden: „Wir finden im Geständnis eine Grundannahme über unsere Weise zu sein in Verbindung mit dem, was ich die Verpflichtungen der Wahrheit gegenüber nenne. Diese Annahme umfasst zwei Elemente: die Anerkennung der begangenen Tat [...] entweder im Rahmen der Religion oder in dem der akzeptierten wissenschaftlichen Erkenntnisse; zum anderen die Verpflichtung, uns selbst, unsere Wahrheit zu kennen, aber gleichfalls, sie zu erzählen, sie zu zeigen und sie als wahrheitsgemäß anzuerkennen“ (DeE VI, 811).

227 WW, 39.

228 ÜS, 290. Etwa im Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft zeigt sich, wie die Veränderung der Machtinstrumente, -techniken etc. zur Formierung einer anderen Macht führt, ohne dass frühere Formen von Macht daher ganz aufgegeben werden. Man muss also auch im Hinblick auf Macht von einem *Plural* ausgehen: Nicht *die* eine Macht, sondern *mehrere* Mächte können gleichzeitig wirken – und jeweils unterschiedliche Wissensbestände konstituieren.

229 „Diskurse sind sehr wohl in Systemen organisiert“; sie sind „interne Wirkungen einer Macht“ (DeE III, 104).

230 Und die Macht „verläuft genauso durch die Beherrschten wie durch die Herrschenden (da sie durch alle in Beziehung stehenden Kräfte hindurchgeht)“, betont Deleuze (Deleuze 2013 [1986], 100). Im Hinblick auf die Norm(alisierungs)-Techniken zeigt sich deren Perfidie (oder Nützlichkeit) gerade darin, dass die Subjekte sie selbst auf sich anwenden: „Denn die Festlegung des eigenen Platzes im Verhältnis zu den Normen, die für eine bestimmte Zeit ein Feld möglicher Erfahrungen definieren, bedeutet, dass man sich selbst als Subjekt im Kontext einer normalisierten Gesellschaft setzt, einer Gesellschaft, die ihren Gesetzen Geltung verschafft, nicht etwa, indem sie Subjekte an ihre Strenge gewöhnt, die aus eigenen Prädispositionen oder einem Autonomieprinzip heraus, das in ihnen bereits gegeben wäre, noch bevor sie der Wirkung eines solchen Gesetzes ausgesetzt werden, sich ihm gegenüber gefügig oder widerspenstig verhielten; sondern indem sie im Gegenteil einen Bereich von Subjektivität einrichtet, der selbst für diese Wirkung prädisponiert ist und ihr entgegenkommt“ (Macherey 1991, 177).

4.3.2 Die Produktion von Subjekten

Die Einhaltung der Norm wird nämlich, wie bereits exemplarisch dargelegt, sowohl in der Disziplinar- als auch in der Kontrollmacht nicht allein der Selbstaffirmation der Individuen überlassen, sondern – ob durch Prüfung oder Geständnis – stetig überwacht. Zunächst zeigt die Foucaultsche Analyse der modernen Strafpraxis einen paradox anmutenden Doppel-Effekt der Machttechnik der Prüfung (von Normalität): Sie wirkt zugleich homogenisierend und individualisierend.²³¹ Die Orientierung an einer Norm, die Frage, ob Individuen einem (einer Gemeinschaft gemeinsamen) Wert entsprechen, hat zunächst eine homogenisierende, gleichschaltende, ‚glättende‘ Wirkung, die sich etwa im Hinblick auf Fabrikarbeiter dahingehend zeigt, dass sie alle an einem bestimmten Punkt ihrer Ausbildung (oder Zu-/Abrichtung²³²) in der Lage sein müssen, dieselben Tätigkeiten auf dieselbe Weise, an demselben Ort und in derselben Dauer zu verrichten; freilich nicht ohne einen Zweck: „Die Disziplinen werden immer mehr zu Techniken, welche nutzbringende Individuen fabrizieren“²³³; sie „werden in den Dienst des Guten gestellt, des Guten für alle, der gesamten gesellschaftlich nützlichen Produktion“²³⁴. Die Ergebnisse der Prüfung nun manifestieren sich in einer Tabelle, in der Verhalten im Hinblick auf eine Norm notiert und bewertet werden kann – den panoptischen Institutionen ist stets auch „die Qualifizierung der Verhaltensweisen und Leistungen auf einer Skala von Gut und Schlecht“²³⁵ inne. So produziert Macht zugleich „die Abweichung und die Anomalie“²³⁶. Wirklich nutzbringend sind Individuen in disziplinar organisierten Institutionen²³⁷ aber erst, wenn sie innerhalb der Hierarchien einen klar abgegrenzten Rang besetzen, sie also ihren ganz spezifischen Platz als ‚Rädchen

231 Vgl. ÜS, 237: „Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt.“

232 Vgl. etwa ebd., 220: „Die Zuchtgewalt ist in der Tat eine Macht, die, anstatt zu entziehen und zu entnehmen, vor allem aufrichtet, herrichtet, zurichtet – um dann allerdings um so mehr zu entziehen und entnehmen zu können.“

233 Ebd., 271; eigene Hervorhebung. Ewald weist auf die *gesellschaftskonstitutive* Komponente vor allem der Disziplinartechnologie, die ebenso wie das Individuum an das Wissen von einer *Norm* geknüpft ist: „Die Norm ist genau das, wodurch und wo hindurch die Gesellschaft, wenn sie zu einer disziplinären wird, mit sich selbst kommuniziert. Die Norm artikuliert die disziplinären Institutionen der Produktion, des Wissens, des Reichtums, der Steuer und macht sie *interdisziplinär* und homogenisiert den sozialen Raum, wenn sie ihn nicht sogar vereinheitlicht“ (Ewald 1991, 165; Hervorhebung i.O.).

234 Ebd., 163.

235 ÜS, 233.

236 Ebd., 387.

237 Deleuze betont, die Institutionen seien selbst „nicht Ursprünge oder Wesenheiten, sie besitzen weder Wesen noch Innerlichkeit. Es sind Praktiken, operative Mechanismen, die die Macht nicht erklären, da sie deren Beziehungen voraussetzen und sich damit begnügen, diese in reproduktiver und nicht produktiver Funktion zu ‚fixieren‘“ (Deleuze 2013 [1986], 106). Nun ist der Diagnose, Institutionen würden allererst durch die in ihnen angewandten Praktiken konstituiert, sicherlich zuzustimmen. Indes schreibt sich ein ‚Typus von Macht‘ wie die Disziplin sicherlich auch genau innerhalb dieser Praktiken fort, wenn nicht sogar zu behaupten wäre, dass er sich allererst durch deren Ausübung konstituiere. Insofern ist die rein reproduktive Funktion, die Deleuze der Institution zuschreibt, m.E. nicht haltbar. Vgl. dazu auch die Diskussion von Deleuze’ semiotischer Lesart des Zusammenhangs von ‚Diagramm‘ und ‚Dispositiv‘ in Kapitel 4.5.2.

im Getriebe‘ zugewiesen bekommen und diesen auch ausfüllen.²³⁸ Sie fungieren dann als distinkte (Funktions-)Einheiten, die sich von anderen durch ihre Spezialisierung unterscheiden lassen:

„Das Individuum ist zweifellos das fiktive Atom einer ‚ideologischen‘ Vorstellung der Gesellschaft; es ist aber auch eine Realität, die von der spezifischen Machttechnologie der ‚Disziplin‘ produziert worden ist. Man muss aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur ‚ausschließen‘, ‚unterdrücken‘, ‚verdrängen‘, ‚zensieren‘, ‚abstrahieren‘, ‚maskieren‘, ‚verschleiern‘ würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.“²³⁹

Nun beinhaltet die Machttechnik der Prüfung aber nicht nur (Zwangs-)Übungen²⁴⁰, die die Unterworfenen im Hinblick auf ein bestimmtes Verhalten abrichten. Vielmehr werden die Einzelnen auch – meist außerhalb der Fabriken – hinsichtlich etwa ihrer Gesundheit überwacht und klassifiziert, so dass der „Disziplinarmacht [...] eine Individualität [entspricht], die nicht nur analytisch und ‚zellenförmig‘ ist, sondern auch natürlich und ‚organisch“²⁴¹. Anders formuliert: Das durch die Disziplinarmacht produzierte Wissen rückt insbesondere den Menschen in den Fokus, dessen Konzeptualisierung zwischen „subjektivierende[r] Unterwerfung“ und „objektivierender Vergegenständlichung“²⁴² oszilliert, der also, indem er zum Untersuchungsobjekt wird, allererst *Subjekt*status erlangt:

„Das Wort ‚Subjekt‘ hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist. In beiden Fällen suggeriert das Wort eine Form von Macht, die unterjocht und unterwirft.“²⁴³

So produziert Macht allererst auch ein Selbstverständnis der Unterworfenen, die sich selbst plötzlich vor allem im Hinblick auf das von ihnen Verlangte als Subjekte erleben (müssen). Butler weist darauf hin, dass man es hier mit eigentlich *zwei* (miteinander mehr oder weniger unvereinbaren) Auffassungen zu tun hat: „Wenn die Macht auf ein Subjekt einwirkt, dann scheint das Subjekt bereits da zu sein. Wenn die Macht jedoch ein Subjekt erst hervorbringt, dann scheint

238 Vgl. dazu Kapitel 4.2.1 Vgl. auch Macherey 1991, 176: „[U]nter diesem Gesichtspunkt bedeutet Subjekt sein folglich buchstäblich ‚unterworfen‘ (*assujetti*) sein, nicht indes im Sinne einer Unterordnung unter einen äusserlichen, eine Beziehung reiner Herrschaft voraussetzenden Befehl, sondern in dem einer Einfügung der Individuen, aller Individuen ohne Ausnahme und ohne Ausschluss, in ein homogenes und kontinuierliches Netz, ein normatives Dispositiv, das sie als Subjekte reproduziert und transformiert.“

239 ÜS, 249f. Hier scheint Foucault den zuvor eher neutral verwendeten Begriff des Individuums anders zu nutzen: Auch Individualität, also die Konstitution eines distinkten Ichs, wird nun in einer Logik der Produktivität von Macht gedacht. Selbst „[d]as Individuum ist das Produkt der Macht“ (DeE III, 180).

240 Vgl. etwa ÜS, 208: „Indem sie das Verhalten auf einen Endzustand ausrichtet, ermöglicht die Übung eine ständige Charakterisierung des Individuums“.

241 Ebd., 201.

242 Ebd., 238.

243 DeE IV, 275. Deleuze gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken: „Die Macht ‚produziert Reales‘, bevor sie unterdrückt. Und sie produziert ebenfalls Wahrheiten, bevor sie ideologisiert, abstrahiert oder maskiert“ (Deleuze 2013 [1986], 44; eigene Hervorhebung).

diese Hervorbringung der Mechanismus zu sein, durch den das Subjekt erst entsteht.²⁴⁴ Nun liegt hier sicherlich wenn kein Fehlschluss, so doch eine andere Verwendung des Subjektbegriffs durch Butler vor. Foucault geht nämlich mitnichten davon aus, dass das Subjekt (jedenfalls nicht in der spezifischen Weise, in der es in eine bestimmte Machtkonfiguration gestellt wird) dem Machtzugriff präexistent ist – Individuen sind es aber sehr wohl. Mit Detel ließe sich formulieren, Foucault sei

„Nominalist – die Existenz von menschlichen Individuen wird vorausgesetzt; aus Individuen werden aber erst Subjekte durch den doppelten Prozess der Unterwerfung unter Machtbeziehungen und der Reflexivität des epistemischen Selbstbezuges. Eine Subjektivierung in diesem Sinne impliziert zugleich eine Objektivierung des Subjekts und eine Anpassung an spezifische historische Wahrheitsspiele.“²⁴⁵

Vor diesem Hintergrund kann man die Auffassung vertreten, dass ein großer Teil des uns heute als so natürlich erscheinenden Selbstbewusstseins – die Wahrnehmung als Individuum überhaupt – erst aus dem Einsetzen einer bestimmten Form von Macht und eines Wissens, das von dieser nicht bloß kolportiert, sondern auch generiert wird, und das selbige im selben Zuge nicht bloß unterstützt, sondern ihre Existenz auch ermöglicht, resultiert. Butler kommt – trotz ihrer oben zitierten Einlassung – zu einem ähnlichen Schluss – was im Verlaufe dieses Textes an mehreren Stellen als ‚metaleptische Logik‘ bezeichnet wurde, formuliert sie für Foucaults Denken der Subjektivierung folgendermaßen:

„Die Macht kann nur auf ein Subjekt einwirken, wenn sie der Existenz dieses Subjekts Normen der Anerkennbarkeit aufzwingt. Überdies muss das Subjekt Anerkennung begehren und muss sich damit von Grund auf an die Kategorien gebunden fühlen, die die soziale Existenz gewährleisten.“²⁴⁶

Diese Überlegungen werfen nun auch ein neues Licht auf die in der diskurstheoretischen Phase noch recht unbestimmt verbliebenen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um in einem Diskurs einen Status einzunehmen, der es erlaubt, Aussagen zu treffen. Hier hatte Foucault bloß behauptet, dass Diskurse Subjekte formierten (dass sie aus einer Existenzfunktion der Aussage hervorgehen), indem sie bestimmte Anforderungen erfüllen müssen, blieb aber eine genaue Analyse der zugrunde liegenden Mechanismen schuldig, verwies nur vage auf ‚extradiskursive Beziehungen‘. Die machtanalytischen Konzepte nun ermöglichen zu verstehen, dass Statusanforderungen mit Hilfe von *Machttechniken* an die Individuen herangetragen, von selbigen verinnerlicht und als *common sense* installiert werden. Stärker noch: Erst Macht und Wissen produzieren überhaupt

244 Butler 2003, 61. Gehring plausibilisiert das vermeintliche Paradoxon, wenn sie den den Subjektivierungsprozessen unterliegenden Körper (oder Leib?!) mit der Sprache vergleicht: „Der eigene Körper ist so eigen (und so wenig eigen) wie die eigene Sprache“ (Gehring 2004a, 104).

245 Detel 1998/2006, 17f.

246 Butler 2003, 63. Auch hier findet sich der Mechanismus von subjektivierender Unterwerfung und objektivierender Vergegenständlichung.

Individualität und Subjektivität; „[d]as Subjekt hat eine Genese, eine Bildung, eine Geschichte; es ist nicht ursprünglich.“²⁴⁷ Methodologisch sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich Diskurstheorie und Machtanalytik daher gerade im Hinblick auf Subjektivierungsprozesse keineswegs konträr, sondern im Gegenteil komplementär zueinander verhalten.²⁴⁸

Macht richtet sich also auf die Teilhabe an Arbeit, an medizinischer Versorgung, an (Re-)Sozialisierung, an Wahrheit und an der transformierenden Iteration von Wissen. Eine Reihe von Tätigkeiten und Funktionen, die im Zusammenleben mit anderen und für die Erkenntnis (des Anderen) fundamental sind, sind damit mit Zugangsschwellen versehen, die fordern, dass man sich *zu erkennen gibt* – als unterworfenen, abgerichteten, zumindest aber qualifizierbares Individuum. So wird verständlich, warum es überhaupt dazu kommen kann, dass Individuen sich selbst überwachen, prüfen, ‚freiwillig‘ Geständnisse ablegen. Wenn sich Machtzugriffe auf das Sollen des Menschen richten²⁴⁹ – mit der Errichtung der Disziplinarinstitutionen, der Humanwissenschaften, eines ganzen Sets von Techniken, Regularitäten, Wissen(saktualisierungen) – stehen viele Bereiche des Lebens zur (Macht-)Disposition, werden zugleich Quellen der prüfenden, qualifizierenden Vergegenständlichung wie Gebiete, die nur durch Unterwerfung zugänglich sind: „[D]ie Formen oder Regeln, der die Personen einer bestimmten Gesellschaft durch diesen Machttypus unterworfen werden, [spannen] gerade ganz allgemein die Spielräume sozialen Handelns allererst [auf], insofern sie für dieses Handeln *konstitutiv* sind.“²⁵⁰

Nun reicht die *Disziplinarmacht* nur in mehr oder weniger öffentliche Gebiete des Lebens. Trotz des Effekts der kategorialen Wahrnehmung seiner selbst – verursacht durch die Selbstaffirmation machtgenerierter Normen – gibt es also einen Bereich, der zumindest teilweise privat scheint, ein – im Hinblick auf die Regierungsmacht – mehr oder weniger machtfreier Bezirk, der sich (potenziell) dem Machtzugriff auf den Einzelnen, aber auch der Bevölkerungsplanung zu entziehen scheint. Zumindest ein Teil dessen, wie man sich als Subjekt zu verstehen hat, unterliegt dann nicht dem Zugriff einer (politischen) Macht. Wie in Kapitel 4.1 dargelegt, eröffnet der Zugriff auf die Sexualität aber die Möglichkeit noch tieferreichender Regulierungen, eine noch weiterge-

247 DeE III, 741.

248 Auf Basis dieser Annahme verfährt etwa Detel 1998/2006. Vgl. dazu auch Martin Saar 2007, 220; Hervorhebung i.O.: „Die Idee von der Konstruktion des Subjekts im Feld der Macht nimmt die archäologische Subjektkritik, d.h. die These von der Konstruktion des Subjekts im Feld des Diskurses oder in der *Episteme*, auf und modifiziert sie unter den veränderten Bedingungen der genealogischen Machtanalytik. Aber die Form der Argumentation bleibt ganz ähnlich: Das Subjekt ist ein Korrelat einer besonderen Bezugnahme auf das Menschliche, nun allerdings nicht mehr nur der humanwissenschaftlichen Thematisierung und Konzeptualisierung, sondern der handgreiflichen, unterwerfenden Erfassung.“

249 Fokussiert wird die „Produktion von Individuen, die Produktion individueller Fähigkeiten, die Produktivität von Individuen“ (DeE III, 716).

250 Detel 1998/2006, 57; Hervorhebung i.O.

hende „politische Disposition des Lebens“²⁵¹. Der diskursiv produzierte Gegenstand des „Sex“ fungiert nämlich als „Scharnier“ zwischen „den Disziplinen des Körpers“ und „den Bevölkerungsregulierungen“²⁵² und „gibt Anlass [...] zu einer ganzen Mikro-Macht über den Körper. [...] Er dient als Matrix der Disziplinen und als Prinzip der Regulierungen“²⁵³. Die Normalität des Sexes wird vornehmlich in den Familien kontrolliert, die so ebenso wie das Hospital, das Gefängnis, die Schule als Disziplinarinstitution gerieren. Darüber hinaus hatte mit der sich formierenden Psychoanalyse – selbst viel mehr eine Machttechnik als eine Wissenschaft, so Foucault in einem seiner Interviews²⁵⁴ – eine Epistemologisierung dieser Norm statt, die die körperlichen Machtzugriffe (zumindest teilweise) auf ein inneres Terrain verlagert. Insofern ist plausibel, dass Foucault auch „Seele, Individualität, Bewusstsein, Gewissen, Verhalten...“²⁵⁵ als historisch kontingente *Machteffekte* und nicht als einer Macht präexistente Phänomene versteht. Dadurch bleibt kein Bereich des Lebens mehr ausgespart, *alles* ist dem Zugriff einer Macht unterworfen. Die Sexualität bietet sich geradezu als deren „Medium“²⁵⁶ an: Will Macht erfolgreich und lückenlos das Leben des Einzelnen besetzen, ist zunächst der Weg über eine körperliche Variable am sinnvollsten²⁵⁷ – schließlich gilt die schlichte Tatsache, dass Jede/r einen besitzt. So kann also niemand dem Zugriff der Macht entkommen.²⁵⁸ Lässt sich diese körperliche Variable nun noch so variieren, dass sie in perverse/anormale und normale Bereiche zerfällt, ist sie also zugleich mit einer Innerlichkeit und einer *Praxis* verbunden (auf andere Weise als etwa der Herzschlag dies ist), dann ist sie anfällig für ein (normierendes) Wissen, das über sie generiert wird – bzw. das sie ge-

251 WW, 121.

252 Ebd., 140.

253 Ebd., 140f.

254 „Die Psychoanalyse ist folglich nicht primär eine Wissenschaft, es ist eine auf dem Geständnis gegründete Technik zur Arbeit von sich an sich. In diesem Sinne ist es gleichermaßen eine Kontrolltechnik, insofern sie eine Persönlichkeit erschafft, die sich um ihre sexuellen Begierden herum strukturiert“ (DeE VI, 820). Vgl. auch Dreyfus/Rabinow 1987, 171: Die Psychoanalyse „war die Krönung der Repressionshypothese, die reinste Verbindung von Begehren und Gesetz, von geheimer und wunderbarer Bedeutung; sie war das Heilmittel der Repression, zumindest für manche.“ Vgl. dazu zudem Gehring 2004a, 94ff.

255 ÜS, 398. Vgl. dazu auch DeE II, 936.

256 Vgl. Dreyfus/Rabinow 1987, 170: „Sexualität und die ihr verliehene Bedeutung wurde zum entscheidenden Medium, durch das sich die Bio-Macht verbreitete.“ Die Psychoanalyse wurde dabei, darauf weist Foucault immer wieder hin, die treibende Kraft dieser Verbreitung. Gehring skizziert deren Strategie folgendermaßen: „Der Sex, der ‚Trieb‘ ist heimlich und unheimlich: In jedem Körper steckt er als unberechenbare Gefahr. Er ist das, was man gestehen muss und das im Geständnis doch nur eine Logik der Sorge bestätigt: Da jede/r die dunkle Kraft des Sexuellen in sich trägt, muss sie/er – und das heißt: jedes einzelne Individuum von Kind an – gesellschaftlich gebändigt, überwacht und ‚normalisiert‘ werden“ (Gehring 2004a, 92).

257 Einschränkung muss – wie bereits im Hinblick auf den Körper oben erwähnt – vermerkt werden, dass die „erfolgreiche kulturelle Konstruktion des Sexes als biologischer Kraft“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 209) selbst das Resultat eines bestimmten Macht-Wissens ist.

258 Foucault beschreibt – noch im Hinblick auf die Disziplinarmacht – die zugrundeliegende Mechanik wie folgt: „Hand in Hand mit der Dressur geht eine ständige Beobachtung“ (ÜS, 380): „Die Modellierung des Körpers bringt eine Erkenntnis des Individuums mit sich, die Erlernung von Techniken führt zur Annahme von Verhaltensweisen, und die Aneignung von Fähigkeiten verstrickt sich mit der Fixierung von Machtverhältnissen“ (ebd., 381).

neriert – und das in Handlungsanweisungen münden kann, und es braucht bloß noch eine Technik, die dieses Wissen in eine Praxis und wieder zurück in ein Wissen transformiert, um vollständig *inkorporiert* zu werden: das Geständnis.²⁵⁹ Dessen affirmative Kraft gaukelt dem unterworfenen Subjekt Freiwilligkeit vor; die Macht, von sich auf sich selbst angewendet, wird unsichtbar. Die Resultate dieser Machtzugriffe, die verschiedenen Sexualitäten, sind indes manifest, sie sind „wirklich aus den Körpern und Lüsten der Menschen extrahiert worden – oder besser: in ihnen verfestigt, von vielfältigen Machtdispositiven hervorgerufen worden; sie sind ans Licht gezerrt, isoliert, intensiviert und einverleibt worden.“²⁶⁰ So gilt, was Foucault einst mit Blick auf das Panopticon formuliert hatte, auch für die Bio-Macht:

„Die Machtausübung setzt sich somit nicht von außen, als strenger Zwang oder drückendes Gewicht, gegenüber den von ihr besetzten Funktionen durch, vielmehr ist die Macht in den Funktionen so sublim gegenwärtig, dass sie deren Wirksamkeit steigert, indem sie ihren eigenen Zugriff verstärkt.“²⁶¹

Gehring akzentuiert die historische Genese des Subjekts als eine, die untrennbar mit der historischen Genese des (menschlichen) Körpers verbunden ist:

„Er steht zur Disposition, er ist ein Ort der Eintragung und Austragung dessen, was wirklich möglich und wirklich gesollt ist. Am Leib realisieren sich ‚Wahrheiten‘, aber indem das passiert, *formt* er sich auch erst. Und er formt sich zu dem, was die Leiblichkeit einer bestimmten Epoche wirklich ‚ist‘ – und nur sein kann. Der Zugriff der Macht legt sich also nicht einfach auf den Körper. Er bringt einen bestimmten, realen Körper – mit seinen konkreten Verhaltens- und Wahrnehmungsspielräumen leibhaftig hervor. [...] In der Formierung einer Körperrealität ‚entsteht‘ nicht nur ein Körper, sondern es entsteht für das Individuum seine jeweilige historische Wirklichkeit als Körpersubjekt, als jemand, der leiblich existiert. Als jemand, der – was nicht trivial ist – einen Menschenkörper hat. Einen Menschenkörper mit bestimmten Bezügen zu sich und anderen.“²⁶²

Die Kontrollmacht als *Bio-Macht* geht also einher mit einer *Mikrophysik* der Macht, die sich in der Disziplinarmacht entfaltet. Besonders deutlich wird dies an der „Praxis des psychiatrischen Gutachtens“, das, vor Gericht eingesetzt, die Sphäre des Verbrechens von der eigentlichen Tat auf „Urteile über Normalität, Kausalzuordnungen, Abschätzungen möglicher Veränderungen, Voraussagen über die Zukunft der Delinquenten“²⁶³ ausweitet und damit nicht bloß die Verurteilung

259 Vgl. dazu auch DeE III, 717: „Mit anderen Worten, im Westen findet eine Individualisierung der Menschen aufgrund einer Reihe von Verfahrensweisen statt, und ich glaube, dass die Sexualität für diese verpflichtende Bindung der Menschen an ihre Identität in Form der Sexualität konstitutiv ist, und zwar viel mehr als es ein anderer Bestandteil des Individuums sein könnte, der nicht so tief in ihm verwurzelt ist.“

260 WW, 52; eigene Hervorhebung. Veyne präzisiert: „Sexualität und Wahnsinn sind keine Schimären, keine Ideologie, keine Vorurteile; es gibt sie wirklich, aber wir können nicht sagen, was *sie* sind; wir können Sexualität und Wahnsinn als solche nicht von den wechselnden Vorstellungen unterscheiden, die sich die Menschen im Laufe der Zeit davon gemacht haben; wir können das Ding an sich und den Diskurs nicht voneinander trennen“ (Veyne 2003, 28; Hervorhebung i.O.).

261 ÜS, 265.

262 Gehring 2004a, 87f.

263 ÜS, 30.

des Angeklagten etwa wegen eines Diebstahls unterstützt, sondern zugleich „Normalitätsabschätzungen“²⁶⁴ liefert, den Angeklagten-als-Subjekt konstituiert. Zusammengenommen erlauben Biomechanik und Mikrophysik so einerseits die Ver- oder Einkörperung von Macht, andererseits die Anordnung einer solch verkörperten Macht in mechanischen Zusammenhängen, so dass daraus nicht bloß eine totale Besetzung, sondern allererst die Produktion des Individuums (und von dessen Leben) resultiert.²⁶⁵ Diese ist abhängig von einem Norm-Wissen, von Normen, die die Subjekte auf sich selbst anwenden, und die auf sie angewendet werden, und die als Kriterium der ‚Anerkennbarkeit‘ gerieren, ein Norm-Wissen also, das die Kategorisierung und Bewertung der Individuen in Form von Prüfung und Geständnis erlaubt, das aber andererseits selbst determiniert wird. Letzteres, weil es erstens nur in Form von Diskursen aktualisiert werden kann, die wiederum von Machtmanifestationen wie den panoptisch/disziplinär organisierten Institutionen oder der Familie abhängen, und zweitens, weil es von Daten abhängt, die in solchen Machtmanifestationen gesammelt und zum Gegenstand eines Wissens gemacht werden. So *schafft* Macht – als prioritäre Resultate, die für ihre eigene Existenz und ihr Fortbestehen essenziell sind – Wissen und Subjekte:

„Eher ist wohl anzunehmen, dass die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); dass Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; dass es keine Machtbeziehung gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert. Diese Macht/Wissen-Beziehungen sind darum nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtsystem frei oder unfrei ist. Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, dass das erkennende *Subjekt*, das zu erkennende *Objekt* und die *Erkenntnisweisen* jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden.“²⁶⁶

Veyne zeigt am Beispiel der Naturwissenschaft recht anschaulich, wie diese ‚Subjektivierung‘ mit der Herstellung von Objekten einhergeht:

„Einerseits schafft dieses Dispositiv [die Wissenschaft] das einschlägige physikalische Objekt und andererseits die Individuen, die Wahrheit nur solchen Aussagen zubilligen werden, welche den Regeln einer exakten Wissenschaft entsprechen. Diese Individuen, diese Wissenschaftler, zeigen die Merkmale eines, wie manche Soziologen sagen, sozialen Typs, sie gehorchen der Rolle des Wissenschaftlers. Sie verinnerlichen diese Rolle und dieses Wahrheitsspiel, erfahren eine Prägung und werden dadurch die zum Objekt ‚Wissenschaft‘ korrelativen Subjekte. Objektivierung und Subjektivierung sind zwei Realitäten, die aufeinander angewiesen sind und einander spiegeln.“²⁶⁷

264 Ebd.

265 Der Zusammenhang von Subjektivierung und Körper ist von Butler 2003 luzide beschrieben worden.

266 ÜS, 39; eigene Hervorhebung. Vgl. zum Zusammenhang von Wissen und Macht auch DeE III, 599: „Wir sind untrennbar mit den Diskursereignissen verbunden. In gewissem Sinne sind wir nichts als das, was vor Jahrhunderten, vor Monaten, vor Wochen gesagt worden ist.“

267 Veyne 2003, 43.

Foucault geht es um die Produktion von realen Subjekten (mithilfe der Figuration realer Körper): „Es geht nicht um Körperideologien oder Körperbilder“; „[d]iskursive und nichtdiskursive Körperperformierungsweisen betreffen tatsächlich die Art und Weise, wie Aussagen und Körper *existieren*“²⁶⁸.

Wenn Macht nun vornehmlich produktiv wirkt, wenn also das Wissen über die Welt und über sich selbst und selbst man selbst Resultate eines Machtzugriffs sind, der überwiegend unbewusst bleibt – wie kommt es dann, dass Macht, wenn überhaupt, dann meist als Einschränkung empfunden wird?

„Und lässt damit alles unter den Tisch fallen, was die produktive Effizienz, den strategischen Reichtum und die Positivität der Macht ausmacht?“²⁶⁹ „Sind die Mechanismen der Macht nicht stärker in unsere Gesellschaft eingeschrieben, sind nicht sie es, die etwas herstellen, etwas steigern, etwas intensivieren können?“²⁷⁰

Foucaults Antwort auf diese Fragen ist ebenso simpel wie plausibel: Indem Machtzugriffe als Verneinung, Entsagung, Grenze sichtbar werden, gibt es einen Bereich, in dem sich der Einzelne eben *nicht* von der Macht ergriffen fühlt, einen Bereich, in dem (vermeintliche) Freiheit herrscht – die Freiheit zu handeln, sich als jemand zu verstehen, Entscheidungen zu treffen und Sorge für sich zu tragen. Nur indem Macht also *transparent* wird, indem sie „einen wichtigen Teil ihrer selbst verschleiert, ist die Macht *erträglich*. Ihr Durchsetzungserfolg entspricht ihrem Vermögen, ihre Mechanismen zu verbergen.“²⁷¹ Freiheit (durch Widerstand) ließe sich in einer solchen Logik dadurch produzieren, dass man die scheinbar gesetzte Grenze überschreitet, sie ausweitet, gegen die Gebote verstößt – z.B. indem man über den Sex spricht, obwohl die Macht doch zu verbieten scheint, dass er (außerhalb klar abgegrenzter Gebiete) existiert.²⁷² Auch dabei handelt es sich aber keineswegs um Freiheit, dieser „Gewinn des Sprechers“²⁷³ ist nur ein vermeintlicher: Macht „hat kein Außen“²⁷⁴, auch das Aufbegehren gegen eine solche Verneinung bewegt sich nur

268 Gehring 2004a, 96; Hervorhebung i.O.

269 WW, 87.

270 DeE III, 716f.

271 WW, 87; eigene Hervorhebung. Vgl. auch ebd.: „Reine Schranke der Freiheit – das ist in unserer Gesellschaft die Form, in der sich die Macht akzeptabel macht.“ Vgl. zum Transparenztopos auch die Ausführungen zum Medium in Kapitel 7.2.1.

272 Vgl. WW, 14: „Wenn der Sex unterdrückt wird, wenn er dem Verbot, der Nichtexistenz und dem Schweigen ausgeliefert wird, so hat schon die einfache Tatsache, vom Sex und seiner Unterdrückung zu sprechen, etwas von einer entschiedenen Überschreitung. Wer diese Sprache spricht, entzieht sich bis zu einem gewissen Punkt der Macht, er kehrt das Gesetz um und antizipiert ein kleines Stück der künftigen Freiheit.“ Vgl. auch DeE III, 544: „Die Macht ist dasjenige, was Nein sagt. Und die Konfrontation mit der so verstandenen Macht erscheint nur als Übertretung.“

273 WW, 14.

274 ÜS, 388. Vgl. auch DeE III, 102: „Mit anderen Worten, man ist immer im Inneren. Der Rand ist ein Mythos. Das Wort von außerhalb ist ein Traum, den man immer weiterträumt. Man versetzt die ‚Wahnsinnigen‘ ins Draußen der Kreativität oder der Monstrosität. Und doch sind sie im Netz gefangen, formen sich und funktionieren in den Dispositiven der Macht.“

in den Konfigurationen des Möglichkeitsraums von Macht. „Nicht erkennen zu wollen, auch das ist noch eine Wendung des Willens zur Wahrheit.“²⁷⁵ Es lässt sich daher schließen, dass „der Gewinn des Sprechers und damit verbundene Listen zu den wesentlichen Verfahrensweisen der modernen Macht [gehören]. Sie maskiert sich, indem sie einen Diskurs produziert, der ihr anscheinend zuwiderläuft, in Wirklichkeit aber Teil ihrer weiteren Entfaltung ist“²⁷⁶. Was hier zum Vorschein kommt, ist gewissermaßen die Wiedereinführung von Transzendenzvorstellungen ‚durch die Hintertür‘: Wenn weder Macht noch Wissen ein *Außerhalb* aufweisen, dann muss davon ausgegangen werden, dass sie (zumindest sozio- bzw. kulturell-)anthropologische Universalien darstellen. Indes Universalien, und das ist wohl die Pointe von Foucaults Denken, die *sich je historisch kontingent ausbilden*.

4.4 Strategien der Macht

Macht *manifestiert* sich materiell in einer Reihe von machtvollen Praktiken (Architekturen, Raum- und Zeiteinteilungen, Hierarchisierungen, Verbindungen von Körpern und Objekten, Machttechniken wie Prüfung, Überwachung, Sanktion und Geständnis etc.), wobei diese *Effekte* von Macht andererseits auch als *Instrumente* insofern wirken, als mit ihrer Hilfe sowohl Diskurse – Teil eines also von der Macht *kontaminierten* Willens zum Wissen – als auch Subjekte – durch Machtpraktiken unterworfen – produziert werden. Nun stellt sich die Frage, nach welchen Maßgaben Macht ausgeübt wird: Wie kommt es also, dass die Disziplinar- von der Biomacht ‚überlagert‘ werden konnte? Ist die Entstehung machtvoller Praktiken kontingent oder folgt sie einem ‚höheren Zweck‘? Ist Macht statisch? Gibt es womöglich doch ein Außen der Macht?

4.4.1 Widerstand und Subjekt

Foucault würde wohl zumindest letzteres bestreiten: Es gibt kein Außen der Macht; sie ist überall²⁷⁷ – und doch bedeutet dies nicht, dass Widerstand zwecklos wäre. Vielmehr begreift er Widerstand gerade als einen konstitutiven Bestandteil jeder Machtbeziehung. Dem liegt eine *rela-*

275 WW, 59. Der ‚späte‘, Foucault, der Foucault also der Ethik, definiert Machtausübung indes anders. So konstatiert er: „Macht und Freiheit schließen einander also nicht aus [...]. Ihr Verhältnis ist weitaus komplexer. In diesem Verhältnis ist die Freiheit die Voraussetzung für Macht [...]. Aber zugleich muss die Freiheit sich einer Machtausübung widersetzen, die letztlich danach trachtet, vollständig über sie zu bestimmen“ (DeE IV, 287).

276 Dreyfus/Rabinow 1987, 160. Vgl. dazu auch Ewald 1991, 169, der im Hinblick auf die Subjektivierung im Rahmen der Normalitätsstrategie durch die Disziplinarmacht konstatiert: „Nicht, dass die Ausnahme die Regel bestätigt, vielmehr ist sie in der Regel enthalten.“ Aber: „Ebensosehr wie sie entgegengesetzt, stellt die Macht auch Verbindungen her“ (Ewald 1978, 12).

277 Gehring weist darauf hin, dass dieses ‚Überall‘ der Macht „kein metaphysischer, sondern eher ein *physischer* Befund“ (Gehring 2004a, 115; Hervorhebung i.O.) sei: Die „Immanenz der Macht“ (ebd., 114) „ist *relational*“ (ebd., 115; Hervorhebung i.O.) und in gewisser Weise substanziell zu denken: „Machtprozesse fallen mit dem Prozesscharakter des Realen zusammen. Die Macht ist daher eine Art Stoff und doch nicht wie ein Stoff handhabbar. Sie ist [...] ein *Beziehungsstoff*“ (ebd.; eigene Hervorhebung).

tionale Auffassung von Macht zugrunde. Die bisherigen Ausführungen beschäftigten sich aber vornehmlich mit den großen Apparaten von Macht, mit einem Verbund von Gefängnissen, Werkstätten, Schulen, Hospitalen – dem „Kerkernetz“²⁷⁸ – oder auch den großen diskursiven Formationen (bzw. wie im Fall der Psychoanalyse, ihrer Verbindung mit den Technologien) wie Medizin und Biologie. Diese Darstellung mag suggerieren, dass Macht allein an institutionalisierte Herrschaftsstrukturen gebunden sei, dass es sich bei Macht also ausschließlich um eine Art ‚Staatsmacht‘ handele, innerhalb derer Macht pyramidal von oben über ‚die unten‘ ausgeübt wird. Nun zeigte Foucaults Analyse des Panoptismus, dass Macht nicht in zentralisierten Institutionen entsteht, sie ist vielmehr dadurch charakterisiert, „dass sie Beziehungen zwischen Individuen (oder Gruppen) ins Spiel bringt“; es ist damit gemeint,

„dass ‚manche Menschen‘ Macht über andere ausüben. Der Ausdruck ‚Macht‘ bezeichnet eine Beziehung unter ‚Partnern‘ (und damit meine ich kein Spiel, sondern lediglich und für den Augenblick noch sehr allgemein ein Ensemble wechselseitig induzierter und aufeinander reagierender Handlungen)“²⁷⁹.

Insofern ist Macht ein notwendig *soziales* Phänomen²⁸⁰, sie ist „eine wahrhaft gesellschaftliche Praxis“²⁸¹, die keine ‚Staatsapparate‘ braucht, um zu existieren. Es ist jedoch plausibel, dass die Machtbeziehungen eng mit anderen Formen der Beziehung wie „der Produktion, der Ehe, der Familie, der Sexualität“²⁸² verwoben sind, innerhalb derer ein dynamischer, kämpferischer Aushandlungsprozess²⁸³ zwischen zwei oder mehreren potenziell gleichwertigen Personen, der zudem potenziell unabschließbar ist, zugange ist: „Macht ist ein dezentralisiertes Netzwerk lokaler Konfrontationen.“²⁸⁴ Wenn sich Resultate dieses Kampfes in Formen wie dem Kerkernetz manifestieren, handelt es sich dabei um Kristallisierungen, die zwar als „ungleiches und relativ stabilisiertes Kräfteverhältnis“²⁸⁵ zu begreifen sind, aber doch nur für begrenzte Zeit – sie bleiben unkämpft, müssen sich anpassen, variieren, transformieren:

278 „Ein feines und abgestuftes Kerkernetz, das sowohl aus kompakten Institutionen wie aus allgegenwärtigen Prozeduren besteht, hat die willkürliche, massive und schlecht integrierte Einsperrung des klassischen Zeitalters abgelöst“ (ÜS, 384).

279 DeE IV, 282.

280 Dies gilt besonders für die Subjektivierung: „Für Foucault liegt jedoch auf der Hand, dass man sich an sich selbst über eine Norm bindet und dass die Selbstverhaftung somit *gesellschaftlich* vermittelt ist. Sie ist keine unmittelbare und transparente Beziehung zum Selbst. Und sie ist überdies kontingent: Wir entwickeln ein Verhaftetsein mit uns selbst über vermittelnde Normen, die uns einen Sinn für das zurückgeben, was wir sind, Normen, die unsere Anteilnahme an uns selbst kultivieren“ (Butler 2003, 62f.; eigene Hervorhebung).

281 In *Sexualität und Wahrheit III: Die Sorge um sich* (SuS, 71).

282 DeE III, 547.

283 Saar zeigt zudem auf, dass die Verknüpfung von Macht und Widerstand von Foucault nicht bloß in einem sozialen, sondern durchaus auch in einem physikalischen Sinn gedacht ist: „In diesem formalen Sinn, in dem das Wirken einer Kraft nur als Wirken in einem Kraftfeld und als Überwinden oder Transformieren von Widerstand oder Gegenkraft verständlich gemacht werden kann, ist keine Macht ohne Widerstand denkbar“ (Saar 2007, 209).

284 Fink-Eitel 1980, 59.

285 DeE III, 399.

„Die Machtbeziehungen sind strategische Beziehungen, das heißt dass jedes Mal, wenn der eine etwas tut, der andere gegenüber ein Verhalten entwickelt, ein Verhalten, das gegen-besetzt, sich bemüht, dem zu entgegen, einen Umweg einschlägt oder sich auf den Angriff selbst stürzt. Folglich ist in diesen Machtbeziehungen nichts stabil.“²⁸⁶

Macht kann daher „als Modell die immerwährende Schlacht zugrundegelegt“²⁸⁷ werden, und zwar sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene, und insofern ist der Widerstand kein Gegenpart zur Macht, sondern ihr „Weggefährte“²⁸⁸. Nun ist Widerstand selbst ein relationaler Begriff, er fordert etwas, wogegen er geleistet wird. Das setzt voraus, dass mit Macht ein (durchaus variabler) Zustand gemeint ist, der existiert, *bevor* Widerstand entsteht. Es muss also von vorneherein einen Zustand geben, der zwar nicht zwingend in einem ‚Oben‘ und einem ‚Unten‘ besteht, sondern „vielfache Formen annehmen“²⁸⁹ kann, aber im Kern zumindest durch einen fundamentalen Unterschied zwischen Individuen oder Gruppen gekennzeichnet ist.²⁹⁰ Dieser Diagnose Foucaults ist sicher zuzustimmen: Jede Generation wird schließlich in bereits existierende Verhältnisse hineinversetzt. Wenn man nun aber in Rechnung stellt, dass Foucault Individualität und Subjektivität als Resultate von Machtzugriffen versteht, die im Zusammenhang mit/ auf der Basis von einem (historisch apriorischen) Willen zur Wahrheit gestiftet werden, dann ist schwer vorstellbar, wie ein Widerstand aussehen könnte resp. überhaupt möglich wäre, der nicht selbst reiner *Machteffekt* wäre – er könnte schließlich nur auf dem Grund der Macht und des Willens zum Wissen ankern. Die Determination durch eine Macht, „die ‚immer schon da‘ ist“, „sich über die gesamte Gesellschaft ausdehnt“, muss notwendig *absolut* sein: „[E]s gibt zwischen den Maschen des Netzes keine Inseln elementarer Freiheiten“²⁹¹. Ein echter, weil originärer Wider-

286 DeE II, 993.

287 ÜS, 38. Es handelt sich dabei um eine Schlacht, die in Zeiten der Bio-Macht vor allem gegen die von dieser Machtform vorgesehene Genese des Subjekts aus sexuellen Begriffen heraus erfolgt. Foucault selbst ruft in seinen Texten immer wieder zum Kampf gegen die Individualisierung durch die Biomacht auf: „Wir müssen nach neuen Formen von Subjektivität suchen und die Art von Individualität zurückweisen, die man uns seit Jahrhunderten aufzwingt“ (DeE IV, 280), oder verwehrt sich der Kategorisierung ganz: „Ich habe keine Lust, ich weise es vor allem zurück, durch die Macht identifiziert, lokalisiert zu werden...“ (DeE IV, 823).

288 DeE III, 547. Widerstand ist der Macht schon insofern eingeschrieben, als Macht nur über per se freie Subjekte ausgeübt werden kann – würde sie dies nicht, wäre sie schlicht sinnlos: „Wäre das menschliche Verhalten vollständig determiniert, brauchte es keine Programme des Regierens und Sich-selbst-Regierens; ließe es sich nicht beeinflussen, könnte es keine geben“ (Bröckling 2003, 80f.). Vgl. auch Saar 2003, 169: „Macht kann es nur dort geben, wo die minimale Freiheit herrscht, anders zu handeln, als es die ‚Führung‘ durch Macht vorgibt.“

289 Ebd.

290 Thomas Lemke weist darauf hin, dass Foucaults Konzeption weder „die Kopplung der Machtanalyse an Fragen von Legitimität und Konsens bzw. umgekehrt von Zwang und Gewalt“ akzeptiert; sie ist also „weder der symmetrischen noch der asymmetrischen Traditionslinie“ verpflichtet (Lemke 2005, 319). Eine grundsätzliche Ungleichheit indes muss vorliegen, sonst wäre die Rede von der Macht schlicht sinnlos.

291 DeE III, 547. Vgl. dazu auch Kammler 1986, 153: „Zielt eine Theorie, die die Omnipräsenz, die Produktivität, die Subjektivität und die ‚mikrophysikalische‘ Verstreuung der Macht über den ganzen Gesellschaftskörper behauptet und damit ihre Lokalisierbarkeit, ihren repressiven Charakter, ja selbst die Identifizierbarkeit ‚der Herrschenden‘ in Frage stellt, nicht offensichtlich darauf ab, jede praktisch-politische Intervention, jeden Kampf gegen die Macht von vorneherein als absurdes Unternehmen hinzustellen?“ Noch grundsätzlicher fragt Veyne: „Konnte Foucault nach seiner eigenen Lehre hoffen, Wahres zu sagen und in der Wahrheit zu sein? Zerstört sich

stand, der die bestehenden Kräfteverhältnisse nicht einfach bloß bestätigt, sondern ernsthaft in Frage stellen kann, wird so – anscheinend – verunmöglicht: „Was ist dieses Ich, das nach seiner Anerkennbarkeit fragen kann? Überschreitet es nicht genau die Bedingungen, die es hinterfragen will?“²⁹² Der Foucault der machtanalytischen Phase bleibt an dieser Stelle vage, ja, muss unbestimmt bleiben, weil er zwar die Produktivität von Macht im Hinblick auf Wissen, Wahrheit, Individualität und Subjektivität betont, deren Modellierung aber nicht radikal genug betreibt, vielmehr weiterhin dem Herrschafts- und auch Rechtsdenken verpflichtet bleibt und damit die negativen Auswirkungen von Machtzugriffen in den Vordergrund stellt.²⁹³ Dabei ließe sich die Inkonsistenz – auch innerhalb des Machtdenkens, wie es hier verstanden wird²⁹⁴ – auflösen, indem man etwa Machttechnologien – sowohl auf der Mikroebene der Beziehungen zwischen Individuen als auch auf der Makroebene der Beziehungen zwischen Individuen und Institutionen – als echten Grund, als *Existenzbedingung* eines auf Fremdverständnis gründenden Selbstverständnisses, annimmt und nicht bloß die Einschränkung, den Zwang und die Entfremdung, sondern auch die Eröffnung, die Potenz und die Erkenntnis, die damit also einhergehenden positiven Ermöglichkeiten in den Blick nimmt. Will sagen: Wenn erst Machttechniken wie das Geständnis und seine Abkömmlinge die Möglichkeit schaffen, sich selbst als Selbst zu denken, zu verstehen, auch körperlich wahrzunehmen, in Aushandlungsprozesse zu anderen zu treten und zu erkennen, oder, mit Deleuze' Worten: „Denken hängt nicht ab von einer schönen Innerlichkeit, die das Sichtbare und das Sagbare vereint, sondern geschieht im Einbruch eines Außen, das das Intervall vertieft und das Innere aufsprengt und zersplittert“²⁹⁵ – dann ist Macht keine Beschränkung

seine Theorie nicht selbst?“ (Veyne 2003, 45). Mit Ewald ließe sich darauf antworten: „Foucault polemisiert nicht. Er spricht nicht im Namen einer Wahrheit, die sich insgeheim in seinem Besitz befindet“ (Ewald 1978, 8). Anders gesagt: Foucault hat überhaupt nicht den Anspruch, ‚Wahres zu sagen‘, sondern vielmehr, die Bedingungen dafür zu detektieren, unter denen wir Bestimmtes *für wahr halten*.

292 Butler 2003, 66.

293 Lemke verbindet dieses „theoretische Problem[]“ mit einem zweiten: „Wenn Subjekte durch Machtprozesse erst hervorgebracht werden, müssen die prinzipiellen Voraussetzungen von Widerstandspraktiken unklar bleiben, von deren Existenz Foucault gleichwohl ausging. Zum anderen erwies es sich als unzureichend, in Kritik an staatszentrierten Analysen das Augenmerk einseitig auf lokale Praktiken und spezifische Institutionen wie das Krankenhaus oder das Gefängnis zu richten, ohne den Staat selbst als *Resultante* gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse zu begreifen“ (Lemke 2005, 333; Hervorhebung i.O.).

294 Dieser Widerspruch steht bekanntlich – auch hier kein Bruch, sondern ein Korrekturversuch – im Mittelpunkt von Foucaults Auseinandersetzung des Verhältnisses von Selbst- und Machttechniken, d.h. der Mikro- und der Makroebene von Macht, die unter dem Schlagwort der ‚Gouvernementalität‘ prominent geworden ist (vgl. dazu auch *Sexualität und Wahrheit II: Der Gebrauch der Lüste* (GL), SuS, in der *Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* (GG I), der *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik* (GG II), *Die Regierung des Selbst und der anderen* (RS) sowie etwa Lemke 2008. Lemke erwähnt dort auch, dass Foucault sich mit der Entwicklung des Gouvernementalitätskonzepts vom „Paradigma des Krieges“ (ebd., 261), das in den hier betrachteten Überlegungen zur Strategie noch eine große Rolle spielte, abwandte. Dies ist für den vorliegenden Text allerdings unproblematisch – ebenso wie gezeigt wurde, dass es keinen ‚Bruch‘ zwischen der Archäologie und der Genealogie gibt, lässt sich dies auch für den Übergang von der Genealogie zur Ethik behaupten).

295 Deleuze 2013 [1986], 121. Indes mutet jenes ‚Außen‘, dessen Denken Deleuze Foucault nicht ganz zu Unrecht attribuiert, in Anbetracht der Tatsache, dass Foucault die Macht ‚in ihrem *materiellen* Spiel‘ analysieren, Aussa-

mehr, aus der ein Ausweg zu suchen wäre, sondern der einzige *modus operandi* des Subjektiven.²⁹⁶ Und Widerstand wird zum eigentlichen Motor der Transformabilität von Machtverhältnissen²⁹⁷: „Durch die Verbindung von Widerstandspunkten breitet sich Macht im gesellschaftlichen Feld aus. Doch natürlich wird Macht durch Widerstand auch zerschlagen. Widerstand ist sowohl Funktionselement der Macht als auch eine Quelle ihrer fortwährenden Umordnung.“²⁹⁸

Für die Identität des Subjekts bleibt Widerstand indes gefährlich. Versteht man das Subjekt als Resultat der Macht, und das heißt wie hier u.a. mit Butler angenommen als Summe der Anerkennung gesellschaftlicher Normen, denen sich der Einzelne beugen muss, um etwa bestimmte diskursive Status zu erhalten, um aber auch Teil der oben skizzierten Konfigurationen zu sein, dann gefährdet der Widerstand die Existenz des Subjekts. Zunächst in den Augen der Anderen:

„Um zu sein, können wir sagen, müssen wir anerkenntbar sein; aber die Normen in Frage zu stellen, durch die uns Anerkennung zuteil wird, bedeutet in mancher Hinsicht, sein schieres eigenes Sein zu gefährden, in seiner eigenen Ontologie fragwürdig zu werden, seine Anerkenntbarkeit als Subjekt aufs Spiel zu setzen.“²⁹⁹

Weiterhin, und vielleicht tragischer, stellt das Subjekt sich so selbst in Frage: „Wenn man gezwungen ist, sich über die verfügbare Norm an sich selbst zu binden, bedeutet das, dass eine Infragestellung der Norm, der Ruf nach neuen Normen, eine Ablösung von sich selbst mit sich bringt.“³⁰⁰ In diesem Sinne ist das Subjektive Foucaults ein *performatives Phänomen* – in Macht-

gen und Diskurse ‚auf ihrer Oberfläche‘ untersuchen möchte, aus der Perspektive Deleuze’ reichlich metaphysisch an, wenn er es als „[e]in Außen, entfernter als alle Äußerlichkeit und daher unendlich näher“ (ebd., 120; Hervorhebung i.O.) beschreibt, in dem „es [...] ein Werden der Kräfte [gibt], das die Geschichte begleitet oder sie vielmehr umgibt“ (ebd., 119; Hervorhebung i.O.). Stellt dieses Außen ebenjene Tiefendimension dar, die die Hermeneutik Foucault zufolge sucht, die er aber nicht finden will? Haben wir es hier mit dem dumpfen Gemurmel wenn nicht ‚eines ursprünglichen Sinns‘, dann aber einer ursprünglichen Macht (oder Kraft) zu tun? Unter dem Eindruck der bisherigen Untersuchungen scheint das nicht sehr wahrscheinlich.

296 Kammler würde diesen Ausweg sicherlich – nicht ganz unberechtigt – nicht als solchen gelten lassen, fragt er doch nach den ganz konkreten politischen Handlungsempfehlungen, die sich aus Foucaults Analytik für den Einzelnen ableiten ließen. Er betont hier die Schwierigkeit eines Widerstands, wenn „sich jede konkrete pädagogische, therapeutische, medizinische Arbeit an der Produktion widerstandsfähiger Subjekte als Unterwerfungs- und Normalisierungsprozedur denunzieren“ lässt (Kammler 1986, 197). Allgemeiner vermerkt Saar: „Dies wirkt nicht nur wie eine Radikalisierung, sondern sogar wie eine Überbietung von Ideologiekritik, in der sogar diejenige Instanz, von der aus allein ein Einblick in das Ideologische möglich wäre, zum Effekt der ideologisch wirkenden Macht erklärt wird, und dies unterhöhlt offensichtlich jeden strengen Objektivitätsanspruch“ (Saar 2007, 223).

297 Foucault mag diesen Zusammenhang im Blick gehabt haben, als er folgenden Absatz schrieb: „Diese Macht ist nicht so sehr etwas, was jemand besitzt, sondern vielmehr etwas, was sich entfaltet, nicht so sehr das erworbene oder bewahrte ‚Privileg‘ einer herrschenden Klasse, sondern vielmehr die Gesamtwirkung ihrer strategischen Positionen – eine Wirkung, welche durch die Position der Beherrschten offenbart und gelegentlich erneuert wird. Andererseits richtet sich diese Macht nicht einfach als Verpflichtung oder Verbot an diejenigen, welche ‚sie nicht haben‘; sie sind ja von der Macht eingesetzt, die Macht verläuft über sie und durch sie hindurch; sie stützt sich auf sie, ebenso wie diese sich in ihrem Kampf gegen sie darauf stützen, dass sie von der Macht durchdrungen sind“ (ÜS, 38).

298 Dreyfus/Rabinow 1987, 177. Vgl. dazu auch Gehring 2004b sowie Deleuzes Dispositivkonzept wie dargelegt in Kapitel 4.5.

299 Butler 2003, 64.

300 Ebd.

und in Widerstandspraktiken (wobei letztere und erstere gar nicht so unterschiedlich sind) konstituiert es sich in Abgrenzung und Anlehnung an Strategien und Gegenstrategien. Zieht man nun in Betracht, dass Gehring im Hinblick auf die Strategien diagnostiziert, „Foucault [entwerfe] eine Sozialphilosophie der Unruhe“, innerhalb derer „sich *alle* wirklichen Beziehungsgefüge gleichsam in einer inneren Oszillation“ befinden, dann gilt Folgendes nicht bloß für die Beziehungen zu anderen, sondern ebenso wohl für die Beziehungen zu sich selbst: „Sie bleiben instabil – nicht sozial instabil, sondern gleichsam ‚ontologisch‘ instabil.“³⁰¹

Eine andere Lesart indes eröffnet sich, nimmt man die letzte Monographie Foucaults – den dritten Teil der Reihe *Sexualität und Wahrheit: Die Sorge um sich* – hinzu. Hier ist nicht der Raum, sie grundlegend zu erörtern, doch das spezielle Problem der Möglichkeit von Widerstand löst sich darin: Foucault betont in seiner Skizze der antiken *Selbsttechniken* (und mit der Wahl dieses Terminus selbst) nämlich einerseits die (oben im Zusammenhang mit dem Geständnis bereits erwähnte) *tätige Mitarbeit* des Einzelnen an seiner ‚Unterwerfung‘. Dieser Unterwerfung kann sich entziehen, wer etwa keine Geständnisse mehr ablegt, geht damit aber das Risiko der verminderten ‚Anerkennbarkeit‘ ein. Andererseits ermöglicht diese Mitarbeit – etwa in Gestalt der reflektierenden Meditation, einer der Selbsttechniken der antiken Askese³⁰² – die Genese anderer Kriterien der Subjektivierung, die zwar auch auf einem bestimmten Macht-Wissen aufruhen, deren Anerkennung nun aber in den Händen der sich selbst subjektivierenden Individuen liegt: „[E]s handelt sich bei den Weisen des Sich-Anerkennens um besondere Formen einer Macht, in der gleichsam Selbstermächtigung wie auch Selbstwissen auf ganz spezifische Weise wirksam werden“³⁰³. Dem lässt sich widersprechen, wenn man eine Analogie zum Diskursdenken Foucaults zieht: Hier hatte Foucault im Hinblick auf die Existenzfunktionen der Aussagen stets betont, dass es zwar keine prädiskursiven Gegenstände gebe, sondern dass sie in gewisser Weise durch die Aussagen erst generiert würden. Allerdings hatte sich gezeigt, dass diese Genese nicht im ontischen Sinne misszuverstehen ist: Die Gegenstandsfelder werden von den Aussagen bloß insofern hervorgebracht, als sie durch sie allererst referenzierbar werden. Foucault leugnet nicht die Existenz einer prädiskursiven Welt, und er leugnet sicherlich auch nicht die Existenz von Subjektpotenzialen, die einem Machtzugriff voraus liegen. Macht, und das scheint die Pointe zu sein, *entfaltet* vielmehr diejenigen Potenziale, die den Zwecken der Macht dienen. Indem sie die Individuen aber wiederum zur tätigen Mitarbeit zwingt, wenn sie anerkenbar sein wollen, ermöglicht sie es ihnen damit, *alternative* Kriterien – beispielsweise auch als Emergenzeffekte – zu

301 Gehring 2004a, 130.

302 Vgl. dazu etwa SuS, 71.

303 Gehring 2004a, 134.

entfalten. Darin liegen Möglichkeit und Unmöglichkeit eines Widerstands begründet.³⁰⁴

4.4.2 Strategie und Taktiken

Begreift man so Macht und Widerstand als die beiden Seiten ein und derselben Medaille, bilden sie – metaphorisch gesprochen – die Fronten einer Schlacht um die Vorherrschaft (über Individuen und Wahrheit). Anders formuliert: Sie sind die essenziellen Bestandteile innerhalb einer Strategie³⁰⁵:

„Der Ausdruck ‚Strategie‘ wird gewöhnlich in drei Bedeutungen gebraucht. Erstens bezeichnet er die Wahl der für ein Ziel eingesetzten Mittel. In dieser Bedeutung verweist der Ausdruck auf Zweckrationalität. Zweitens bezeichnet man damit in der Spieltheorie ein Verhalten, bei dem die Partner ihr Verhalten auf das erwartete Verhalten der anderen und auf die eigenen Erwartungen hinsichtlich der Erwartungen der anderen abstellt. Hier geht es also letztlich um den Versuch, Einfluss auf andere zu nehmen. Und drittens bezeichnet der Ausdruck die Verfahren, die in einer Auseinandersetzung eingesetzt werden, um den anderen seiner Kampfmittel zu berauben und ihn zur Aufgabe des Kampfes zu zwingen. Hier geht es also um die Mittel, die dazu dienen, den Sieg zu erringen. [...] Strategie ist also durch die Wahl der ‚gewinnenden‘ Lösung definiert.“³⁰⁶

Dieser ‚Sieg‘ kann sehr verschiedene Formen annehmen, Formen, die insbesondere historisch variabel sind und von vielfältigen Faktoren abhängen – etwa einem spezifischen Willen zur Wahrheit, der wiederum selbst nicht unabhängig ist von nichtdiskursiven Gefügen. Gemeinsam ist allen Siegen indes, dass sie vorläufig sind – es bleibt dabei, dass nur fragile ‚Zustände‘ von Herrschaft und Unterwerfung existieren. Bleibt man also in der Metapher des Kampfes, spielt sich jener stets auf einem spezifischen Schlachtfeld ab, anders formuliert: Verhältnisse von Macht und Widerstand existieren stets in einer spezifischen (strategischen) Situation. Ebendiese Situationen bringt eine genealogische Analyse ans Licht: So zeigte Foucault etwa für das Ende des 18. und den Beginn des 19. Jahrhunderts eine „Veränderung im System der ökonomischen Zwänge, eine[] allgemeine[] Erhöhung des Lebensstandards, ein[] starke[s] Anwachsen der Bevölkerung, eine[] Vervielfältigung der Reichtümer und Güter“³⁰⁷, insgesamt also eine „demographische und gewissermaßen biologische Situation“, die mit einer bestimmten „politische[n] Lage“³⁰⁸ einherging und plötzlich andere Machtzugriffe ermöglichte. Zunächst, weil im Zuge dieser

304 Vgl. dazu auch Deleuzes Deutung der ‚Subjektivierungslinien‘ in Dispositiven, im vorliegenden Text thematisiert in Kapitel 5.2.

305 „Was genau heißt es, die Macht als strategisches Phänomen zu begreifen? Das Bild der Strategie fängt [...] den beweglich antwortenden und auch den *ergebnisoffenen* Aspekt von Machtverhältnissen ein, die sich stets und in jedem Moment als mit anderen Machtbeziehungen konfligierende Machtkonstellationen begreifen müssen. Die Strategie ist die Dimension, in der sich Mächte und Gegen-Mächte begegnen“ (Gehring 2004a, 125).

306 DeE IV, 291f. Die enge Verbindung zu Nietzsche beleuchtet etwa Kammler 1986, 139. Er betont zudem zurecht den Stellenwert des Strategischen im Rahmen von Foucaults Machtkonzept: „Strategie [...] wird zur zentralen Kategorie der Analytik“ (ebd., 137f.).

307 ÜS, 97.

308 Ebd., 72.

Erleichterung des Lebens auch eine „Milderung der Verbrechen“³⁰⁹ eintrat, das zu Bestrafende also keine harten Machtdemonstrationen mehr erforderte. Es war zudem nicht mehr sinnvoll, peinlich zu strafen, denn der Gewinn der Produktion ‚nutzbringender Individuen‘ war unter den Vorzeichen der Ökonomisierung größer als der Verlust, den man mit potenziell unzureichender Abschreckung riskierte. Es wird also deutlich, dass Machttechniken wie das Strafen keineswegs kontingent, sondern vielmehr stets zielgerichtet sind³¹⁰ – ändern sich die „allgemeinen und gewissermaßen äußeren Gründe“³¹¹, passen sich auch die Techniken an, wobei das „strategische[] Ziel“³¹² durchaus bestehen bleiben kann. Dieses, anders lässt sich Foucault wohl nicht verstehen, ist stets auf ein übergeordnetes Ziel bezogen: den Machterhalt bzw. die Machtergreifung, ein Übergewicht der Kräfte also, die die notwendigen Status verleihen, um im Diskurs wahre Aussagen zu formulieren, die es ermöglichen, Machttechniken einzusetzen, um stärker zu unterwerfen, als sich selbst unterwerfen zu müssen o.ä. Und doch kann keine Rede davon sein, dass jemand *im Besitz* von Macht sei:

„Das Studium dieser Mikrophysik setzt nun voraus, dass die darin sich entfaltende Macht nicht als Eigentum, sondern als Strategie aufgefasst wird, dass ihre Herrschaftswirkungen nicht einer ‚Aneignung‘ zugeschrieben werden, sondern Dispositionen, Manövern, Techniken, Funktionsweisen; dass in ihr ein Netz von ständig gespannten und tätigen Beziehungen entziffert wird anstatt eines festgehaltenen Privilegs; dass ihr als Modell die immerwährende Schlacht zugrundegelegt wird und nicht der Vertrag über die Abtretung eines Gebietes oder die Eroberung, die sich eines solchen bemächtigt. Diese Macht ist nicht so sehr etwas, was jemand besitzt, sondern vielmehr etwas, was sich entfaltet, nicht so sehr das erworbene oder bewahrte ‚Privileg‘ einer herrschenden Klasse, sondern vielmehr die Gesamtwirkung ihrer strategischen Positionen – eine Wirkung, welche durch die Position der Beherrschten offenbart und gelegentlich erneuert wird.“³¹³

Machtbeziehungen sind in diesem Sinne „gleichzeitig intentional und nicht-subjektiv“; sie sind „von einem Kalkül durchsetzt“, das keiner „Wahl oder Entscheidung eines individuellen Subjekts“³¹⁴ unterliegt. Kurz gesagt, Machtbeziehungen spielen sich in „Strategien ohne Strategen“³¹⁵

309 Ebd., 97.

310 Gehring weist allerdings zurecht darauf hin, dass man es am Ende doch mit einem Kontingenzphänomen zu tun hat: „Macht ist gesetzlos. Sie treibt irregulär Neues hervor. Sie kann das Gegebene überspringen“ (Gehring 2004a, 117).

311 ÜS, 72.

312 Ebd., 169.

313 Ebd., 38.

314 WW, 95.

315 Dreyfus/Rabinow 1987, 137. Eng verbunden mit dieser ‚mystifizierenden‘ Metapher ist die Frage nach der Vorgängigkeit des Subjekts versus der Vorgängigkeit der Macht: Wenn ‚die‘ Macht Subjekte erst hervorbringt, worauf wirkt sie dann ein? Wenn Machtbeziehungen (erst) zwischen Subjekten existieren, wie können letztere dann die Folge ersterer sein? Wenn niemand Macht besitzen oder sich aneignen kann, wer übt sie dann aus? Dieses vermeintliche Paradoxon (vgl. dazu etwa auch Kocyba 2003, 72f.) lässt sich, wie bereits mehrfach dargestellt, mit Hilfe der oben vorgeschlagenen metaleptischen Figur lösen: Macht wird dann durchaus zu einer von Menschen über Menschen ausgeübten Praxis, die im Moment ihrer Ausübung zu ihrer eigenen Voraussetzung geriert, weil sie Individuen – wenn sie in den Strategien (buchstäblich) eine Rolle spielen wollen – die Anerkennung der (machtkonstituierten) Normen aufzwingt (= sie subjektiviert). Mit Detel lässt sich ergänzen, dass „die

ab: „Die Tatsache, dass Individuen Entscheidungen über bestimmte Politiken treffen, oder dass bestimmte Gruppen zu ihrem eigenen Vorteil lavieren, bedeutet nicht, dass die Gesamtaktivierung und -ausrichtung von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft ein Subjekt impliziert.“³¹⁶ Insofern bilden die oben konstatierte ‚Sozialität der Macht‘ und ihre gleichzeitige ‚Anonymität, das Unpersönliche der Macht‘³¹⁷ keinen Widerspruch: Subjekte üben durchaus Macht übereinander aus, und es ist keine Macht vorstellbar, die nicht zwischen Subjekten bestünde – welcher Taktiken Subjekte sich dabei bedienen, d.h. mit welchen Techniken, innerhalb welcher Institutionen, mit Hilfe welcher Status etc. die Macht zur Ausübung kommt, ist aber nicht ihrer Wahl freigestellt, sondern bewegt sich in größeren (strategischen) Konfigurationen, die als (materielle und ideelle) Möglichkeitsräume ebendiese ‚Ausübungsmodalitäten‘ (und letztlich auch die Subjekte selbst) erst zur Existenz bringen.

Das strategische Kalkül ergibt sich aus einer strategischen Situation heraus, wie sie oben exemplarisch geschildert wurde. „Man hat es also mit strategischen Notwendigkeiten zu tun, die genau genommen keine Interessen sind.“³¹⁸ Herrschaft ist insofern stets bloß ein (mehr oder weniger stabiler) Effekt einer strategischen Anordnung von Kräfteverhältnissen und nicht deren Voraussetzung: Sie ist „genau die Wirkung einer bestimmten Anzahl wirksamer und durchdachter Taktiken, die innerhalb großer Strategien funktionieren, die diese Herrschaft sichern“³¹⁹, wobei „diese Taktiken [...] von lokalen Bedingungen und partikulären Dringlichkeiten her erfunden und organisiert worden“³²⁰ sind. Einem zeitweisen Zustand der Stabilität (dem ‚Sieg‘ einer der Kampfparteien) unterliegt daher keine grundsätzliche Tendenz zur Homöostase; sie stellt eher ein (mehr oder weniger kontingentes) Emergenzphänomen dar.³²¹ Im Umgang mit Sexualität zeigt sich eine solche Gesamtstrategie. Wie bereits oben dargelegt wurde, zielt die Differenzierung der verschie-

Machtanalytik die Macht theoretisch so behandeln kann, als wäre sie nicht an Subjekte gebunden“, weil „ihre konkreten Eigenschaften weder narrativ noch explanatorisch eine systematische Rolle spielen“, auch wenn „alle Machtformen und Machtstrategien [...] ontologisch auf instantiiierende Individuen verwiesen bleiben“ (Detel 1998/2006, 32).

316 Dreyfus/Rabinow 1987, 219.

317 Gehring 2004a, 122. Vgl. weiter ebd.; Hervorhebung i.O.: „Machteffekte, so wie Foucault sie beschreibt, sind auf gewisse Weise Zufallseffekte, auch wenn sie sich zu hochwirksamen Logiken zusammenfügen und auch wenn sich – was natürlich ständig der Fall ist – Akteure der Macht zeigen und Machtbeziehungen stets nichts anderes sind als *wirkliche* soziale Beziehungen. Machteffekte passieren im wörtlichen Sinne ‚auto-matisch‘, also aus eigener Notwendigkeit. Kein Gott und kein planender Wille stehen hinter der Geschichte – und dennoch muss man damit rechnen, dass sie Richtungen hat“.

318 DeE III, 405.

319 Ebd., 402. Vgl. auch DeE IV, 293: „Herrschaft ist eine globale Machtstruktur, deren Bedeutung und Folgen oft bis in die kleinsten Verästelungen der Gesellschaft reichen. Zugleich ist sie jedoch auch eine strategische Situation, die sich über lange geschichtliche Zeiträume zwischen Gegnern herausgebildet und verfestigt hat.“

320 DeE III, 265.

321 Vgl. etwa Dreyfus/Rabinow 1987, 219: „Es gibt keine innere Logik der Stabilität. Die Gerichtetheit entsteht vielmehr auf der Ebene der Praktiken durch geringfügige Berechnungen, Willenszusammenstöße, Interessenverwicklungen.“

denen Sexualitäten darauf, jeden Körper jedes Menschen zu erfassen, um in einem zweiten Schritt jede/n anhand seines/ihres sexuellen Verhaltens zu qualifizieren. Grundlage für diesen Qualifikationsprozess bildet eine diskursiv gebildete Norm; deren Einhaltung bzw. die Abweichungen davon werden in Institutionen wie der Familie, der Schule oder auch dem Hospital kontrolliert. Die Machttechnik der Prüfung kann in diesem Zusammenhang als „taktische[s] Instrument[]“³²² verstanden werden: Sie dient, indem sie überwacht, qualifiziert und sanktioniert, der „Taktik“ der Individualisierung³²³, die wiederum einen Teil der Gesamtstrategie der möglichst nahtlosen Kontrolle ausmacht. Eine andere Taktik im Rahmen dieser Strategie wäre das Geständnis. Es verfolgt mehrere Zwecke. Zunächst unterstützt es die Selbstaffirmation im Hinblick auf Norm(en): Deren Internalisierung wird durch die wiederholte, institutionalisierte Geständnispraxis erzwungen. Das Geständnis wird aber nicht als Zwang empfunden, vielmehr dient es (scheinbar) der Katharsis des Einzelnen, hilft, mit den Überschreitungen der Norm (die aufgrund der Vielzahl der Tabus und Verbote im Hinblick auf das Sexuelle beinahe alltäglich werden) umzugehen. Damit dient es der Verschleierung des Machtzugriffs auf zwei Weisen: 1) Indem Individuen (selbsttätig) gestehen, erscheinen sie als diejenigen, die selbst die Wahrheit über sich produzieren. So entsteht die Illusion einer (beinahe unabhängigen) Selbsterkenntnis durch -bekenntnis. 2) Machtausübung wird bloß als Grenze des Erlaubten, als Verbot erlebbar, die eigentlichen *Machtzugriffe* (Prüfung und Geständnis) werden transparent. Zunächst nur in loser (oder gar keiner) Beziehung zu stehen scheinende Taktiken können also in „strategische[r] Übereinstimmung“³²⁴ wirken. Nun stellen aber nicht bloß Praktiken Teile (oder Taktiken) einer Strategie dar. Grundlegender Ausdruck und grundlegendes Element einer jeden Strategie sind auch Diskurse. Sie können einerseits als Effekte von Machttechniken verstanden werden, wie es etwa beim Geständnis deutlich wird, in dessen Rahmen Aussagen iteriert (also wiederholt und transformiert) werden³²⁵, andererseits fußen natürlich auch Techniken wie das Geständnis auf Diskursen. Indem nämlich in Diskursen der spezifische Wille zur Wahrheit (re-)produziert und transformiert wird, dienen sie selbst als taktische Elemente einer Strategie. Dabei gilt jedoch die „Regel der taktischen Polyvalenz der Diskurse“³²⁶: Sie können potenziell in verschiedenen, durchaus auch entgegengesetzten Strategien eine Rolle spielen bzw. in derselben Strategie verschiedene taktische Valenzen aufweisen. Ein Beispiel hierfür wäre der Diskurs um die Tabuisierung der Sexualität, wie er den christlichen Glaubensgemeinschaften zugeschrieben wird³²⁷: Er dient innerhalb der-

322 DeE IV, 19.

323 DeE IV, 279.

324 ÜS, 99.

325 Vgl. zu diesem Zusammenhang auch Kapitel 4.2.

326 WW, 100.

327 Dass er diesen zwar entstammt, jedoch nicht auf die Weise, wie der Diskurs uns weismachen soll, belegt Fou-

selben Machtstrategie zugleich als Taktik zur Verschleierung der Machzugriffe, indem er als Verbot und Normgeber interpretiert wird und vor allem Schweigen produziert, wird aber andererseits von der Psychoanalyse als Ausgangspunkt einer regelrechten Schwemme von Formulierungen genutzt, weil er als Quelle neurotischer Störungen ausgemacht wird. So zeigt sich, dass Gesagtes und Nicht-Gesagtes auf denselben Diskursen basieren können und dass beides eine taktische Rolle innerhalb einer Gesamtstrategie innehat: „Es gibt eine Vielzahl an Schweigen, und sie sind integrierender Bestandteil der Strategien, welche die Diskurse tragen und durchkreuzen.“³²⁸

Insofern ist die ‚theoretische Wahl‘, die in Diskursen getroffen wird³²⁹, nun klarer zu fassen: Was diskursiv erscheint, unterliegt der Logik einer Strategie – und dies hat, darauf weist Kammler hin, nun deutliche Konsequenzen für die Diskursanalyse, denn es

„geht nicht [mehr, T.G.] primär um die Frage, wie man verstreute diskursive Elemente als Diskurse identifizieren und individualisieren kann, sondern die diskursiven Elemente und Formationen interessieren nun vor allem insofern, als sie im Rahmen einer zu identifizierenden Strategie eine Rolle spielen“³³⁰.

Was Kammler an dieser Entwicklung problematisiert – die Abkehr von der zwar terminologisch recht eindeutigen, logisch aber teils widersprüchlichen, Leerstellen aufweisenden Diskurstheorie zugunsten eines zwar uneindeutigeren (Kammler moniert etwa – zu Unrecht! –, dass es „kein dispositiv-analytisches nichtdiskursives Pendant zur Aussage“³³¹ gebe), aber umfassenderen Ansatzes, scheint indes bloß aus der Perspektive eines vom ihm selbst ins Feld geführten „strukturalistische[n] oder positivistische[n] Methodenideal[s]“³³² zu gelten. Insofern ist es auch keineswegs als stichhaltige Kritik zu werten, dass „die begrifflichen Instrumente, die Foucault einführt, [...] in seinen materialen Analysen offensichtlich eher eine Art Orientierungsfunktion [haben], als dass sie den Gegenständen in der Art eines Rasters aufgezwungen würden“³³³. Im Gegenteil, genau das ist der große Gewinn des Foucaultschen Projekts, wird doch damit der Transformabilität der Macht(strategien) Rechnung getragen. So „ähneln die komplexe und überraschungsbe-reite Logik der Strategie“ etwa Gehring zufolge „eher einer Mischung aus lauter Komponenten, die sich ständig in Bewegung befinden, als einer ‚Ordnung‘ oder einer festen ‚Rationalität‘“ – diese „Pluralisierungseffekte“³³⁴ eröffnen also neue Perspektiven auch auf Diskurse und den in ihnen aufscheinenden Willen zur Wahrheit.

cault bekanntlich in GL und SuS.

328 WW, 33.

329 Vgl. Kapitel 2.5. Vgl. dazu und zur uneindeutigen Darlegung der ‚theoretischen Wahl‘ in der *Archäologie des Wissens*, die durch die Machtanalytik präzisiert wird, auch Kammler 1986, 156.

330 Ebd., 159.

331 Ebd., 160.

332 Ebd.

333 Ebd.

334 Gehring 2004a, 127.

Alle dargelegten Eigenschaften einer Strategie weisen eine Gemeinsamkeit auf: Es handelt sich dabei um Prozesse innerhalb einer Mikrophysik (oder auch -biologie) von Macht – um Zugriffe auf der Ebene der Individuen, die zwar vielleicht von einem ‚Oben‘ ausgehen, also einer Strategie und möglicherweise auch „institutionelle[n] Kristallisierungen [wie] den Staatsapparaten, [...] der Gesetzgebung und [...] den gesellschaftlichen Hegemonien“³³⁵ unterliegen, die aber immer auch im ‚Unten‘ ihre Effekte zeitigen, reproduziert werden, sich entfalten. Machtbeziehungen sind daher stets auf der Mikro- und der Makroebene zu denken und es ist zu untersuchen, „wie die großen Machtstrategien sich in Mikrobeziehungen der Macht einnisten“³³⁶. Damit Machtausübung ‚von oben‘ möglich wird, muss es nämlich stets auch „Kapillarität von unten nach oben“³³⁷ geben:

„Zwischen jedem Punkt eines Gesellschaftskörpers, zwischen einem Mann und einer Frau, in einer Familie, zwischen einem Lehrer und seinem Schüler, zwischen demjenigen, der weiß, und demjenigen, der nicht weiß, verlaufen Machtbeziehungen, die nicht die schlichte und einfache Projektion der großen souveränen Macht auf die Individuen sind; sie sind vielmehr der mobile und konkrete Boden, auf dem sie sich verankern kann, die Bedingungen der Möglichkeit, dass sie funktionieren kann.“³³⁸

Die Mikrobeziehungen stellen also die Voraussetzungen größerer Machtverhältnisse dar.³³⁹ Nun zeigt Foucault die Mobilität der Strategien, ihre Dynamik und Anpassungsfähigkeit sehr eindrücklich an einem prominenten Beispiel innerhalb der Disziplinen. Die Gefängnisstrafen zeitigten nämlich eine Wirkung, die mit den eigentlichen strategischen Zielen – der Fabrikation (nutzbringender) Individuen, ihrer Rehabilitation als nicht bloß rechtlich, sondern auch ökonomisch wiederhergestellter, produktiver Mitglieder der Gesellschaft – nicht im Einklang standen, ihnen vordergründig sogar zuwiderliefen: Es zeigte sich (und zeigt sich noch heute), dass das Gefängnis den erhofften Effekt der ‚Besserung‘ nur bei einem Teil seiner Insassen erreicht; ein anderer, nicht unerheblicher Teil der einmal Inhaftierten kehrt immer wieder in die Anstalten zurück. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Die Möglichkeiten der Rehabilitation im Gefängnis greifen zu kurz; wenn die Verbrecher ihre Strafen abgesehen haben, werden sie in Verhältnisse entlassen, die es ihnen nicht erlauben, auf legale Weise für ihren und den Lebensunterhalt ihrer Familien zu

335 WW, 93. Dies gilt, darauf weist Ewald hin, vor allem für die Disziplinarmacht: „Die Disziplinen sind nicht mehr die Apanage ‚geschlossener, an den Rändern aufgerichteter‘ Institutionen; und jede Institution wird in den Stand versetzt, das Disziplinschema zu verwenden.“

336 DeE III, 398.

337 Ebd., 399. Deleuze verweist in diesem Zusammenhang insbesondere auf Foucaults Analyse der *lettres de cachet*, Bittbriefen an den Souverän, Nachbarn, Freunde oder Verwandte zu inhaftieren. Sie zeigt, wie Macht „das Alltägliche in allen Richtungen durchquert und sich dem unendlich kleinen Bösen bedeutungsloser Leben annimmt, allerdings auf eine vom Geständnis absolut verschiedene Weise“ (DeE III, 325). Deleuze zieht daraus den weitergehenden Schluss: „Die Macht hat kein Wesen, sie ist operativ. Sie ist kein Attribut, sondern ein Verhältnis“ (Deleuze 2013 [1986], 42f.).

338 DeE III, 303.

339 Vgl. dazu auch Deleuze 2013 [1986], 55.

sorgen; sie werden geächtet und an den Rand der Gesellschaft gedrängt und bilden dort Gruppen von (Klein-)Kriminellen, die sich mit Diebstahl, Drogenhandel und anderen Ungesetzlichkeiten über Wasser halten. In dieser Hinsicht scheint die Haft also versagt zu haben; es handelt sich bei der „Delinquenz“³⁴⁰ um ein zunächst ungewolltes Resultat dieser Taktik. Warum also existiert die Technik der Inhaftierung noch heute? Weil sich die Strategie, so Foucault, neu formiert hat: Die Delinquenten verhalten sich zwar nicht nach den Maßgaben, die die herrschenden Normen vorgeben. Aber sie sind eben auch keine Schwerverbrecher, keine Räuber, Gewaltverbrecher, Mörder. Und da ihre Ausbreitung quantitativ wie räumlich begrenzt ist, sind sie relativ leicht zu überwachen, ja, sie sind sogar mit verhältnismäßig wenig Druck dazu zu bringen, sich gegenseitig, aber auch die Milieus von tatsächlich als gefährlich geltenden Verbrechern zu denunzieren. Es zeigen sich also bei näherer Betrachtung und nur kleinen ‚Umbauten‘, so Foucault, die (innerhalb der Logik der ökonomisch-gesellschaftlichen Strategie) durchaus produktiven Folgen der Ungesetzlichkeit. Sie „ist kein Unfall, keine mehr oder weniger unvermeidliche Unvollkommenheit. Sie ist ein absolut positives Element des sozialen Funktionszusammenhangs, dessen Rolle in der Strategie der Gesellschaft vorgesehen ist“³⁴¹. Deleuze zeigt im Anschluss daran, dass das „Postulat der Legalität“, das im Zusammenhang mit Machtbestimmungen meist im Vordergrund steht, genau deswegen nicht zutreffen kann. Das Recht ist nicht die bevorzugte Form der Macht, sondern bloß eine ihrer Techniken: „Das Gesetz ist eine Verwaltung der Gesetzesübertretungen; die einen erlaubt, ermöglicht oder erfindet es als Privileg der herrschenden Klasse; die anderen toleriert es als Kompensation der herrschenden Klassen oder lässt sie sogar der herrschenden Klasse dienen.“³⁴²

In Anbetracht dieser Ausführungen stellt sich erneut die Frage: Wie nun gegen Strategien der Macht Widerstand leisten, wo der Widerstand doch bloß zu einer Transformation der Strategie, nicht aber zu einer Auflösung der Machtverhältnisse führt? Foucault zeigt anhand der Kontrastierung der Homosexuellen- mit der Frauenbewegung, wie erfolgversprechender Widerstand aussehen muss: Während die Vertreter ersterer sich ganz auf den Mechanismus der Biomacht einlassen und offensiv ihr Recht auf selbstbestimmte Sexualität einfordern, bleiben sie dem innerhalb dieser Strategie herrschenden Willen zur Wahrheit verpflichtet: Sie erkennen an, dass Sexualität ein geeignetes Kriterium zur Qualifizierung des Individuums, ja zur Individualisierung *per se* ist, und fordern bloß eine andere Wertung der Homosexualität. Damit büßen sie von vorneherein je-

340 ÜS, 357.

341 DeE II, 886. Vgl. auch Kammler 1986, 166: Es handelt sich bei der Entstehung der Delinquenz um einen „Effekt“, der „im Rahmen der Strategie einer Unterwerfung der Illegalität [...] zu einer Modifikation innerhalb ihrer Disposition [führt], indem [er] – als ihr Produkt – vom Negativen ins Positive gewendet wird.“

342 Deleuze 2013 [1986], 45.

de Chance auf Freiheit ein; ihr vermeintlicher Widerstand zementiert bloß die vorherrschenden Machtverhältnisse. Die Frauenbewegung hingegen wehrt sich gegen die (Ab-)Qualifizierung *als Frau* schlechthin. Ihre Vertreterinnen fordern die Aufgabe des Kriteriums – und stellen so eine der wirkungsvollsten Taktiken innerhalb der Strategie in Frage.³⁴³ Indem sie dies tun, indem sie die Taktik umzudeuten versuchen, indem sie deren Tauglichkeit in Frage stellen, leisten sie eine Neuordnung der strategischen Konfigurationen:

„Wer einsieht, dass die Identifizierungen als ‚Homosexueller‘ oder als ‚Orientalin‘ [oder als ‚Frau‘, T.G.] im Kontext (sozialtechnologischer, medizinischer, kolonialgeschichtlicher etc.) Normen und Machtgefüge steht, die ihm oder ihr wenig Spielräume lassen, wird beginnen, diese Askriptionen abzuwehren oder zu transformieren oder sie zumindest nicht mehr zum Hauptbezugspunkt seines oder ihres eigenen Selbstverstehens zu machen. Weil aber ein So-genannt-Werden Teil eines So-gemacht-Werdens ist, ist die Abwehr der fremden Namen der erste Schritt dahin zu verstehen, wie man zu dem- oder derjenigen gemacht wurde, der oder die man ist.“³⁴⁴

Widerstand bleibt daher möglich, kann sich aber, wie angedeutet, bloß auf dem Boden entfalten, den die Machtverhältnisse ihm bieten:

„Wenn Foucault sich nach Abschluss des *Willens zum Wissen* in einer Sackgasse befindet, so nicht aufgrund seiner Art und Weise, die Macht zu denken, sondern eher, weil er die Sackgasse entdeckt hat, in die uns die Macht selbst führt, in unserem Leben wie in unserem Denken, uns, die wir in unseren winzigsten Wahrheiten auf sie stoßen.“³⁴⁵

Insofern lässt sich auch die Rede vom historischen Apriori nun präzisieren: Nicht bloß ein spezifischer (Wille zum) Wissen, der auf bestehenden (und referenzierbaren) Aussagen im Archiv basiert, präformiert die Existenz möglicher Subjekte und neuer Aussagen, sondern es muss auch von einer Voraussetzung, einem Möglichkeitsgrund ausgegangen werden, der eben nicht bloß diskursiv, sondern praktisch, situational und räumlich Existenzbedingungen für Subjektwirkungen liefert. Es muss, so lässt sich im Anschluss an Foucaults Terminologie formulieren, also neben dem historischen auch von einem *strategischen Apriori* ausgegangen werden, das das historisch präexistente Wissen in einen Wirkungs-, d.h. Funktionszusammenhang mit Praktiken, mit „Mauern, Raum, Institutionen, Regeln, Diskursen“³⁴⁶ u.a. Elementen stellt und so den existenziellen Grund für Subjektivierungsprozesse³⁴⁷ liefert.

343 Vgl. DeE III, 420.

344 Saar 2003, 170.

345 Deleuze 2013 [1986], 133f.

346 ÜS, 397.

347 „Wir haben nur die kulturellen Praktiken, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind“ (Dreyfus/Rabinow 1987, 236). Vgl. auch Gehring 2004a, 136: „Subjektivierungsprozesse geschehen nicht machtfrei, sie haben stets den Charakter praktischer (technischer, strategischer) Interventionen.“

4.5 Felder der Macht

Foucaults Machtdenken und die Gegenstände seiner genealogischen Analysen weisen unübersehbare (strukturelle) Analogien auf.³⁴⁸ Die folgenden Überlegungen haben zum Ziel, genau diese Analogien terminologisch zu fassen. Sie bewegen sich – auf dem Fundament, das die Analyse der Foucaultschen Texte schafft – teils deutlich über die sich nah an den Texten bewegendende Rezeption von Foucaults Denken auf den vorangehenden Seiten hinaus.³⁴⁹ Einige Begriffe lassen sich zwar aus dessen Machtanalytik extrahieren; zum überwiegenden Teil werden im Folgenden aber neue Termini geprägt, denn Foucaults eigene Texte erweisen sich in der machtanalytischen ‚Phase‘ als wenig definitorisch. Dies hat sicherlich mehrere Gründe – die oft monierte ‚Sackgasse‘ der *Archäologie des Wissens* (Foucaults theoretischstes Buch), deren Abstraktheit schon die Identitätskriterien von Diskursen und Aussagen nicht zu formulieren wusste, und die in der Folge möglicherweise eine Scheu vor der Formulierung globalerer Konzepte auslöste, ist wohl nur ein zu konstatierender. Immerhin hatte Foucault bekanntlich stets darauf beharrt, bloß eine *Machtanalytik*, aber keine *Machttheorie* vorzulegen. Wie auch immer – die Frage nach den Gründen für Foucaults terminologische Offenheit ist für die folgenden Ausführungen nicht relevant, sie selbst ist aber für das Verständnis (s)eines Dispositivkonzepts virulent. Dennoch mag die Einführung einer neuen Terminologie zunächst merkwürdig erscheinen – wozu, wo doch die „von Foucault zur Beschreibung der Macht herausgearbeiteten Konzepte der Strategie, des Dispositivs, der Technologie und der Ökonomie“³⁵⁰ bereits vorliegen? Nun, weil Strategie, Technologie und Ökonomie zwar Elemente eines Machtfeldes sein mögen, die damit verbundenen Konzepte aber nicht auf denselben Ordnungsebenen wie die Elemente des Wissensfeldes liegen, und daher die spezifischen Analogien im Wissens- und Machtdenken Foucaults nicht zu offenbaren verhelfen. Weil, wichtiger, zumindest der Dispositivbegriff kein reiner Machtbegriff ist, sondern, so die Foucault präzisierende These, die ich im Folgenden vertreten möchte, vielmehr ein integratives Konzept darstellt, in dem Macht und Wissen im folgenden Sinne aufeinandertreffen:

348 Darauf weist auch Fink-Eitel hin: „Es scheint mir nämlich nahezu unbekannt zu sein, dass es neben jener von außen beeinflussten Entwicklungsgeschichte [von Foucaults Denken, T.G.] mit ihrem Einschnitt durch das Thema ‚Macht‘ gleichsam noch eine zweite gibt, die einer kontinuierlichen innertheoretischen Entwicklungslogik. Ihr ist es wohl zu verdanken, wenn der Bruch nicht zum Auseinanderbrechen führte, denn sie präfigurierte das Thema ‚Macht‘ konsequent, zwar nicht inhaltlich, aber *strukturell*“ (Fink-Eitel 1980, 41; eigene Hervorhebung). Vgl. zudem Bührmann 2004, 30ff.

349 Giorgio Agamben hat dies als die Suche nach der „*Entwicklungsfähigkeit* [der Texte und Kontexte], de[m] Zeitpunkt und *locus*, an denen sie entwickelbar sind“ bezeichnet und in Rechnung gestellt, dass es darin einen „Moment [gebe], in dem man sich eingestehen muss, nicht weiter fortfahren zu können, ohne gegen die elementarsten Regeln der Hermeneutik zu verstoßen. Das bedeutet, dass die Entwicklung des in Rede stehenden Textes einen Punkt der Unentscheidbarkeit erreicht hat, an dem es unmöglich wird, zwischen Autor und Interpret zu unterscheiden. Obgleich dies für den Interpreten ein besonders glücklicher Moment ist, weiß er, dass es nun an der Zeit ist, von dem Text, den er analysiert, abzulassen und auf eigene Rechnung fortzuschreiten“ (Agamben 2008, 25; Hervorhebungen i.O.).

350 Ewald 1978, 12; Hervorhebung i.O.

„Die allgemeine Hypothese seiner [Foucaults, T.G.] Arbeit würde darin bestehen, dass die Beziehungen, Strategien und Technologien der Macht, die uns konstituieren, uns durchqueren und ausmachen, von Formationen des Wissens und der Wahrheit begleitet sind, die sie ermöglichen und produzieren und die unentbehrlich für sie sind, um sich als evident und naturgegeben zu verfestigen und sich damit zugleich unsichtbar zu machen. Umgekehrt muss die Analyse des Wissens, der diskursiven Formationen und ihrer Aussagen in Abhängigkeit von den Machtstrategien durchgeführt werden, die in einer gegebenen Gesellschaft die Körper und die Willen besetzen.“³⁵¹

Wenn dem so ist – dann ist es notwendig, eine klare Terminologie für das Machtfeld zu eröffnen, um zu verdeutlichen, wo und wie Macht und Wissen ‚interagieren‘. Die von mir vorgeschlagene Ausdifferenzierung dessen, was in aller Regel unter dem diffusen Begriff des ‚Nicht-Diskursiven‘ versammelt wird, fundiert so dreierlei: 1) Ermöglicht sie die bereits erwähnten strukturellen Analogien zwischen Foucaults Diskurs- und Machtdenken nicht bloß zu behaupten, sondern nachzuzeichnen, und dient damit einer nicht bloß resümierenden, sondern auch präzisierenden Zusammenfassung seines im vorliegenden Kapitel 4 rezipierten Machtdenkens. 2) Erlaubt sie damit eine theoretische Abstraktion von Foucaults konkreten materialen Analysen, die etwa zur Basis einer machtanalytischen Methodologie werden könnte, die sich ihrer Prämissen ebenso deutlich bewusst werden kann, wie dies die Diskursanalyse dank der *Archäologie des Wissens* und der an sie anschließenden Rezeptionsvorschläge bereits ist. Einen in diesem Sinne methodischen Vorschlag zur Dispositivanalyse haben bereits etwa Andrea D. Bührmann und Werner Schneider vorgelegt, ohne allerdings darin das Machtfeld begrifflich systematisch in Analogie zum Wissensfeld zu entwickeln.³⁵² 3) Wird sie im Anschluss an das vorliegende Kapitel ihre Potenz hinsichtlich einer Präzisierung des *Dispositivbegriffs* erweisen, der in Anbetracht seiner ‚kursorischen Rezeption‘, die ihn ‚in Gefahr [bringt], zu einem unbestimmten ‚One Concept Fits All‘ zu werden‘³⁵³, dringend nötig scheint.

4.5.1 Institution

Wie auf den vorhergehenden Seiten angedeutet, ist davon auszugehen, dass sich Machtprozesse analog zu Wissensprozessen beschreiben lassen, d.h. dass eine strukturelle Analogie zwischen der Konfiguration von Aussagenpraktiken und Monumenten und der Konfiguration konkreter

³⁵¹ Ebd., 10.

³⁵² Vgl. etwa Bührmann/Schneider 2008, 2013. Vgl. auch Schneider 2015. Die Schwachstelle des dispositivanalytischen Ansatzes von Bührmann/Schneider wird darin in einer Formulierung Schneiders explizit: „Während – bildhaft gesprochen – der/die Diskursanalytiker/in durch die Äußerungen hindurch und jenseits der Äußerungen die Bedingungen und Regeln der Aussagepraxis ‚ent-decken‘ möchte und von dort aus auf die Folgen des dergestalt prozessierten ‚wahren Wissens‘ schließt, bilden aus dispositivtheoretischer Perspektive die *Aussagenformationen* in ihrer raum-zeitlichen Situiertheit den analytischen Ausgangspunkt der Forschungsperspektive“ (ebd., 31; eigene Hervorhebung). Auch eine solchermaßen fundierte Dispositivanalyse bleibt dann bloß *Diskursanalyse* mit anderen Mitteln.

³⁵³ Bührmann/Schneider 2008, 14.

Machtstechniken, Architekturen, Zeit- und Raumeinteilungen, Körperzurichtungen und verschiedenen Subjektstatus respektive Gruppierungen von Subjekten besteht. Das machtanalytische Analogon zur diskurstheoretischen Einheit der Aussage(praxis) – einem durchaus materiellen, und das heißt auch: historischen Element – ist damit umrissen. Es besteht aus ebenso materiellen, aber auf den ersten Blick deutlich weniger homogenen Entitäten. Sie unterscheiden sich untereinander etwa im Hinblick auf ihre Langlebigkeit: An die wirkliche Lebens-, d.h. Existenzdauer bestimmter architektonischer Gebilde reicht beispielsweise wohl keines der anderen Elemente heran. Der Geltungsanspruch bzw. die *Funktion* von Bauwerken hat aber potenziell ein ähnliches Verfallsdatum wie etwa die Machttechnik des peinlichen Verhörs – so existiert der *Tower of London* zwar immer noch, wird aber schon lange nicht mehr als Kerker verwendet. Andererseits finden sich sicherlich Gebäude, die eine ähnliche Raumeinteilung aufweisen, und auch aktuell als Kerker fungieren, ebenso wie es in bestimmten Kulturen bzw. unter bestimmten Umständen noch immer Verhöre unter Folter gibt. Die machtanalytischen Elemente sind also – analog zur (normativen) Kraft – oder der ‚Anerkennbarkeit‘ – von Aussagen ebenfalls (zeitlich, räumlich und gesellschaftlich) begrenzt; sie weisen eine ähnliche, an die mit ihnen verbundenen Praktiken geknüpfte *Persistenz* auf. Die Persistenz der Aussagen hatte Foucault stets betont und aus ihr abgeleitet, dass die Identität von Aussagen nicht von morphologischen (also der grammatischen Formung) oder von Subjektkategorien (wie der Einheit des Werks) abhängig gemacht werden könne. Für die Aussagen steht vielmehr die Frage nach ihren Existenzfunktionen im Vordergrund, also die Frage danach, welche Gegenstände, welche Begriffe und welche Subjektpositionen in welcher Kombination durch die Formulierung von Aussagen und deren Konfiguration *tatsächlich erscheinen*.³⁵⁴ Ähnliches lässt sich nun auch für Raum- und Zeiteinteilungen, Körperzu- und -abrichtungen, Machtstechniken wie Prüfung und Geständnis, Architekturen und Rituale usw. konstatieren: Erst ihre Kon-Figuration, ihr kombiniertes Auftreten, ermöglicht etwa die Existenz von bestimmten Subjekten, von Subjektgruppierungen (oder sozialen Gefügen, die beispielsweise hierarchisch organisiert sind) etc. Foucault hatte dies etwa im Zusammenhang mit dem Gefängnis deutlich gezeigt. Zudem existieren sie selbst, nimmt man dies an – ebenfalls in Analogie zur Persistenz der Aussagen – in einem gewissen Sinne, nämlich im Hinblick auf ihre Funktionalität, allererst in solchen Kombinationen. Konkret heißt das, dass es etwa nicht vorstellbar ist, dass die Technik der Überwachung außerhalb einer Architektur oder jedenfalls eines sozialen Raums, der seinerseits bestimmte Raumeinteilungen vorsieht, die die Überwachung ermöglichen, und ohne die Technik der Sanktion, die dem überwachten Verhalten eine bestimmte Konsequenz hinzufügt, tatsächlich einen Machteffekt hätte, eine Macht-Technik darstellte in dem Sinn,

354 Vgl. dazu Kapitel 2.

dass sie einen Einfluss auf das Verhalten oder das Selbstverstehen eines Subjekts erzielte. Vor dem Hintergrund dieser Annahmen stellt sich daher die Frage, was als machtanalytisches Pendant zu den (wissensanalytischen) *Diskursen* zu verstehen ist. Foucault selbst würde wohl das Dispositiv als solches Analogon ansehen, als das Moment, in dem die Verknüpfung der o.g. Elemente miteinander und mit diskursiven Elementen geschaffen wird. Diese Auffassung birgt indes eine Reihe von Problemen, denn sie ist terminologisch *unscharf*. Fasste man das Dispositiv nämlich als Konfiguration nicht-diskursiver Elemente, wie sie oben aufgelistet wurden, dann wäre es als machtanalytischer Gegenbegriff zum Diskurs zu verstehen: Der Diskurs gruppiert Aussagenpraktiken, das Dispositiv gruppierte dann Machtpraktiken nach Maßgabe von bzw. mit der Konsequenz verschiedenen/r Existenzfunktionen. Nun werden die weiteren Überlegungen zeigen, dass mit dem Dispositiv aber eine Konfiguration von nicht-diskursiven *und* diskursiven Elementen gemeint sein soll. Der Diskurs wäre demzufolge also einerseits auf derselben, andererseits auf einer Organisationsebene unterhalb des Dispositivs angesiedelt. Zudem stellte sich dann die Frage, in welchem Rahmen ein solches Dispositiv seine Elemente konfigurierte: Vor dem Hintergrund eines Willens zum Wissen? Oder vor dem Hintergrund einer Machtstrategie?

Bei Foucault findet sich ein geeigneter Begriff, dem er selbst allerdings nicht die Aufmerksamkeit zuteil werden ließ, die der Diskurs erhielt: die *Institution*. Wie immer wieder im Zusammenhang mit den Skizzen von Foucaults Machtanalytik betont wurde, lehnt Foucault selbst dieses Konzept – jedenfalls als ‚Geburtsstätte der Macht – sogar meist ab. Dabei handelt es sich jedoch wahrscheinlich nicht um eine Ablehnung, die in der Sache begründet liegt, sondern vielmehr um eine Wendung gegen die Überbetonung der Rolle *staatlicher* Institutionen bei der Machtausübung, die etwa im Rahmen der marxistisch-materialistischen Theorietradition³⁵⁵ vertreten wird. Für Foucault existiert Macht aber immer schon, wenn zwei Individuen aufeinandertreffen, es ist nicht nötig, dass ihnen innerhalb eines hierarchischen Aufbaus Macht ‚angetan‘ wird – dies hatte die Rede von den *Kräfteverhältnissen* impliziert. Dass allerdings institutionalisierte Formen von Macht existieren, dass möglicherweise ein Großteil von Machtausübung im Rahmen von Institutionen stattfindet, hätte Foucault, wie ein Blick auf seine Analyse der alles durchdringenden Biomacht belegt, sicher nicht bestritten. Es finden sich zudem auch konkrete Hinweise darauf, dass Foucault die Konzepte ‚Diskurs‘ und ‚Institution‘ einander gegenüberstellt. So antwortet er beispielsweise auf die Frage eines Interviewpartners, was es „außerhalb der Aussagen in einem Dispositiv anderes als die Institutionen“ gebe, es sei ihm „nicht so sehr wichtig, ob es heißt: Dies da

355 Deren Idee einer Machtausübung im Sinne eines *top-down*-Prozesses unterminierte Foucault schließlich mit der Metapher von der *Mikrophysik*, die die Kapillarität von Macht(zugriffen) betont.

ist diskursiv, das da ist es nicht. Was ist [...] selbst diskursiv und was ist institutionell?³⁵⁶ Wenn er auch die Relevanz der Trennung von Diskurs und Institution (aus den angedeuteten Gründen) verneint – deren Existenz scheint doch unzweifelhaft zu sein. An derselben Textstelle gibt Foucault so auch eine recht eindeutige Definition seines Institutionsverständnisses:

„Das, was man allgemein ‚Institution‘ nennt, ist jedes mehr oder weniger erzwungene, erworbene Verhalten. Alles das, was in einer Gesellschaft als Zwangssystem funktioniert, ohne dass es eine Aussage ist, zusammengefasst, *das gesamte nicht diskursive Soziale*, ist die Institution.“³⁵⁷

Aus dieser Stelle geht – neben der Tatsache, dass er durchaus von einem systematischen Zusammenhang des ‚nicht-diskursiven‘ Sozialen (also der Machtelemente) ausgeht – eine wichtige Annahme Foucaults hervor: Die Auffassung nämlich, dass man es im Falle der o.g. Elemente mit einem ‚erworbenen Verhalten‘, einer Art *kultureller Praxis* also, zu tun hat. Dies lässt den Schluss zu, dass Subjekte – die in den vorangegangenen Reflexionen stets als den Determinationen der Diskurse und der Macht mehr oder weniger hilflos ausgesetzt, nachträgliche beschrieben wurden – eine durchaus aktive Rolle bei der Konstitution von Wissens- und/oder Machtsystemen spielen, wobei jedoch einschränkend vermerkt werden muss, dass diese Konstitution ihrerseits durchaus nicht voraussetzungslos ist. Institutionen stellen in diesem Sinne – und wenn man sie, wie hier vorgeschlagen, als den wissensanalytischen Diskursen analoge machtanalytische Konfigurationen ansieht – Kombinationen aus Architekturen, Raum- und Zeiteinteilungen, Machttechniken, Körperzu- und -abrichtungen (die Liste institutioneller Elemente ließe sich im Zuge empirischer Untersuchungen sicherlich noch erweitern) dar, die an das praktische Handeln von Subjekten gebunden sind und, über dieses Handeln vermittelt, netzwerkartige Formationen bilden. In Analogie zum Archiv findet sich hier also wiederum ein Zusammenspiel von machtmantestierenden und -ausübenden *Machtmonumenten*, die allerdings keinerlei Geltung haben, die ihnen nicht durch entsprechende *Machtpraktiken* verliehen würde. Im Folgenden werden die Elemente der Institution daher mit dem Terminus *Machtpraktiken* (als machtanalytisches Analogon der Aussagen(praktiken)) zusammengefasst; sie beinhalten aber stets auch die jeweiligen Monumente. Sie präfigurieren auch die Subjekte, von denen sie handelnd immer wieder (wieder-)hergestellt werden, indem sie – ähnlich wie Diskurse – Subjektpositionen bereitstellen, die von den Individuen eingenommen werden können oder müssen: So weisen etwa Gefängnisse mindestens zwei solcher Subjektstatus auf: die des Wärters (eine fakultative) und die des Gefangenen (eine obligatorische Subjektposition). Indem sie die an den jeweiligen Status gebundenen Verhaltensweisen bzw. Handlungen vollziehen, tragen die jeweiligen Individuen einerseits zu

356 DeE III, 396.

357 Ebd.; eigene Hervorhebung. Im Hinblick auf diese Definition ließe sich dann auch *Überwachen und Strafen* viel eher als Institutionen- denn als Dispositivanalyse lesen.

ihrer Eingebundenheit in die Institution bei (vgl. Selbsttechnik), sichern sich also in gewissem Sinne ihre Position, andererseits ‚aktualisieren‘ sie damit das Netz der Institution Gefängnis, schreiben es transformierend fort, in einem Wort: *iterieren* es. Im Grunde schafft damit die Institution die Bedingung ihrer eigenen Existenz, auch in diesem Zusammenhang hat man es also mit einer metaleptischen Logik zu tun.

4.5.2 Diagramm

Der Begriff der ‚Institution‘ stellt insofern im Hinblick auf Macht einen geeigneten – wenn auch von Foucault so nicht systematisch verwendeten – Gegenbegriff zum ‚Diskurs‘ im Feld des Wissens dar. Nun hatte Foucault im Zusammenhang mit dem Diskurs von größeren Ordnungen gesprochen, innerhalb derer Einzeldiskurse zusammengefasst werden können: den diskursiven Formationen. Der Begriff ‚diskursive Formation‘, so lässt sich mit Blick auf Kapitel 2.6.1 skizzieren, beschreibt eine Konfiguration von Diskursen, so wie es etwa vorstellbar wäre, den Diskurs um die Menschenrechte, den Diskurs um die Todesstrafe, aber auch den Diskurs um die Zwangsheirat oder um die Rechte von Frauen unter einer diskursiven Formation zu vereinen, die man ‚juristisch‘ nennen könnte – jedenfalls wenn Teile dieser Diskurse betroffen sind, die anhand von Regeln konstituiert sind, die mit den juristischen Vorgaben übereinstimmen. Umgekehrt präformiert das Vorhandensein von Diskursen, die ähnlichen Konstitutionsregeln folgen, die diskursiven Formationen. Selbstverständlich sind einige der hier exemplarisch angeführten Diskurse auch unter anderen Formationen fassbar – etwa der (Moral-)Philosophie –, d.h. eine trennscharfe Zuordnung von Diskursen zu immer derselben diskursiven Formation ist nicht möglich. Dies hat aber keine Auswirkungen auf Foucaults Argument, dass es auch oberhalb der Ebene der Diskurse Einheiten gibt, die gewisse Ordnungen konstituieren. Diskursive Formationen speisen sich also aus (konkreten) Diskursen, dienen andererseits aber auch den Diskursen als Reservoirs von (mehr oder weniger abstrakten) Regularitäten, anhand derer diese wiederum Aussagen zu gruppieren in der Lage sind. Ähnliches, so die Vermutung, muss nun auch für die Institutionen gelten; es muss also Ordnungen geben, die oberhalb der Ebene der Institutionen existieren und es erlauben, Institutionen oder Teile von ihnen zusammenzufassen. Nun hat Foucault solche Einheiten auch benannt, allerdings meist in ihrer Verknüpfung mit einem bestimmten, diskursiv verfassten Wissen. Zur hier angestrebten analytischen Trennung sind die so verwandten Begriffe – wie etwa ‚Kerkernetz‘ oder auch ‚Sexualitätsdispositiv‘ – daher nicht geeignet. Auf den vorangegangenen Seiten wurde annäherungsweise von ‚Machtstechnologien‘ gesprochen. Aber auch dieser Begriff ist wegen seiner etymologischen und auch assoziativen Nähe zu den ‚Machtstechniken‘, die (‚bloß‘) institutionelle Elemente auf dem Niveau von Aussagen darstellen, eher ungeeignet. Es

findet sich indes bei Foucault ein geeigneter Begriff, der in seiner eigenen Argumentation allerdings bloß randständig aufscheint. So lässt sich in *Überwachen und Strafen* im Hinblick auf das Panopticon nachlesen, es sei

„das *Diagramm* eines auf seine ideale Form reduzierten Machtmechanismus; sein Funktionieren, das von jedem Hemmnis, von jedem Widerstand und jeder Reibung abstrahiert, kann zwar als ein rein architektonisches und optisches System vorgestellt werden: tatsächlich ist es eine Gestalt politischer Technologie, die man von ihrer spezifischen Verwendung ablösen kann und muss“³⁵⁸.

Diagramme in diesem Sinne bezeichnen also abstrakte, mehr oder weniger habitualisierte Operationszusammenhänge von Regierung und/oder Herrschaft – sozusagen ‚Schaltpläne‘ für das Funktionieren vermeintlich recht unterschiedlicher, jedoch ähnlichen Logiken folgender Institutionen. Letztere stehen zwar in einem (durchaus auch engen) Zusammenhang mit diskursiven Wissens-elementen, können jedoch zunächst (analytisch) durchaus unabhängig von diesen beschrieben werden.

Nun findet sich eine Verwendung des Diagramm-Begriffs, der sich von der von mir vorgeschlagenen durchaus unterscheidet, in der Foucault-Rezeption aber sicher einen zentralen Platz einnimmt – Deleuze macht ihn gar zum zentralen Ankerpunkt seiner Auslegung des Foucaultschen Dispositiv-Verständnisses. Dessen Verwendung des Begriffs unterscheidet sich von der oben entwickelten Auffassung vor allem im Hinblick auf das Verhältnis institutioneller zu diskursiven Elementen, denn er versteht das Diagramm als eine „abstrakte Maschine“³⁵⁹, „die nicht nur ganz allgemein auf sichtbare Materie Anwendung findet (Werkstatt, Kaserne, Schule, Hospital und ebenso das Gefängnis), sondern auch ganz allgemein *alle aussagbaren Funktionen* durchzieht“³⁶⁰. Man hat es dabei – wie weiter oben entwickelt³⁶¹ – also mit verschiedenen Machttechnologien zu tun, wie etwa der souveränen, der Disziplinar- und/oder der Biomacht etc., die eine bestimmte *Topologie* von Kräfteverhältnissen präformieren – *und* deren Beziehungen zu den Diskursen. Nun ist diese Erweiterung im Begriff des Diagramms bei Foucault nicht enthalten und für die hier verfolgten Zwecke auch nicht dienlich. Indes widerspricht sie auch nicht direkt der hier vertretenen Lesart: „Das Diagramm oder die abstrakte Maschine ist die Karte der Kräftebeziehungen, der Dichteverhältnisse, der Intensitäten, die über die nicht-lokalisierbaren primären Verbindungen wirksam wird und jeden Augenblick durch jeden Punkt [...] verläuft.“³⁶² De-

358 ÜS, 264; eigene Hervorhebung.

359 Deleuze 2013 [1986], 59.

360 Ebd., 51; eigene Hervorhebung.

361 Vgl. Kapitel 4.3 ff.

362 Deleuze 2013 [1986], 55f. Gehring vermerkt in diesem Zusammenhang, Deleuze habe „die Idee des Diagramms von beweglichen Kräftevektoren dem statischen Begriff der Struktur gegenübergestellt“ (Gehring 2004a, 114).

leuze bezeichnet Foucault daher mit Blick auf dessen Machtanalytik als „Kartograph“³⁶³: „Das *Diagramm* ist nicht mehr das audio-visuelle Archiv, es ist die Karte, die Kartographie, koextensiv zur Gesamtheit des sozialen Feldes.“³⁶⁴ Diese Karte ist aber mitnichten statisch zu denken; ähnlich wie bei diskursiven Formationen hat man es auch im Falle des Diagramms mit dynamischen Anordnungsverhältnissen zu tun. Nun fordert die Metapher der ‚abstrakten Maschine‘ einen Gegenbegriff: den der ‚konkreten Maschine‘. So wie der Begriff des Diagramms hier angelegt ist, als eine Art übergeordneter Formation, unter die sich die in Einzelinstitutionen existierenden Kräfteverhältnisse zusammenfassen lassen, müssten als konkrete Maschinen eigentlich die Institutionen gelten. Deleuze indes fasst darunter, ganz in der Logik seiner begrifflichen Erweiterung des Diagramms, *Dispositive*: Sie bezeichnet er als „konkrete[] Maschinen“³⁶⁵ bzw. „konkrete[] Einrichtungen“³⁶⁶. Konfigurationen wie das Sexualitäts- oder das panoptische Dispositiv sind in dieser Logik bloß Aktualisierungen oder Konkretisierungen einer ihnen vorgängigen, zugrundeliegenden, eher abstrakten (Denk-)Figur, dem Diagramm: „Die konkreten Maschinen, das sind die Einrichtungen, die aus zwei Formen bestehenden Dispositive; die abstrakte Maschine, das ist das informelle Diagramm.“³⁶⁷ Bei Foucault selbst ist von solch einem Bedingungsverhältnis nichts zu lesen. Wenn überhaupt, ist wie erwähnt bloß von *Machttechnologien*, die bestimmte Machttechniken zusammenklammern, die Rede, nicht aber von einer Art (metaphysischem) Typus, als dessen einfache Realisierung oder Aktualisierung Dispositive (oder Institutionen) zu verstehen seien. Es ist auch nicht in Foucaults Theorie impliziert: In der hier vorgelegten Skizze wurde stets das positive, beinahe materialistisch zu nennende Denken Foucaults betont – ob es sich nun in seiner Akzentuierung der *Persistenz* der Aussage oder in der Rede von der *Mikrophysik* der Macht zeigt – und daher erscheint der Ansatz Deleuzes in gewisser Hinsicht auch als eine Marginalisierung des tatsächlich Erscheinenden – der sichtbaren Praktiken und ihrer sichtbaren Resultate –, die schwerlich mit Foucaults Ansatz zu vereinbaren ist. Vor allem aber wird die (vorschnelle) Verklammerung diskursiver und institutioneller Elemente im Begriff des Diagramms der Komplexität und der (recht verschiedenen) Prozesslogiken diskursiver und institutioneller Elemente nicht gerecht: Während erstere nämlich Manifestationen von Wissen, Manifestationen gedanklicher Verbindungen, sozusagen materielle Sedimente – und zugleich Bausteine! – eines Willens zur Wahrheit darstellen, hat man es bei Institutionen mit Manifestationen, Se-

363 Deleuze 2013 [1986], 37.

364 Ebd., 52.

365 Ebd., 58.

366 Ebd., 56.

367 Ebd., 59. Die beiden Formen, aus denen das Dispositiv ‚besteht‘, sind das „Sagbare[]“ und das „Sichtbare[]“ (ebd., 58), die jeweils niemals als einzelne Figuren auftauchen, indes auch bei Deleuze nicht zwingend *miteinander* verbunden sein müssen: „[D]ie Aussagen existieren nur in einer diskursiven Mannigfaltigkeit, die Sichtbarkeiten nur in einer nicht-diskursiven Mannigfaltigkeit“ (ebd., 117).

dimenten, materiellen Resultaten und Voraussetzungen von (Kräfteverhältnisse etablierende oder unterminierende, sich jedenfalls immer schon in solchen bewegenden) Machtpraktiken zu tun. Dass beide nicht unabhängig voneinander sind, ändert nichts an ihren grundlegend differenten Logiken. Daher kann auch Gehrings Fassung des Diagramm-Begriffs, die sie in Anschluss an Foucault – aber wohl stärker unter dem Eindruck Deleuzes – formuliert, nicht gefolgt werden:

„Ein ‚Diagramm‘ ergibt sich also aus den Analysen jener hochwirksamen Maschinerien im Inneren der Sozialkörper: die Disziplinierung hat Diagrammcharakter, ebenso die Delinquenz, die Normalisierung, die Gestalten der sexuellen Disparität, oder eben jener Panoptismus, der eine bestimmte Art von Subjekt, das an der Unvereinbarkeit der Blicke verzweifelt, konstituiert. Worum es der historischen Analyse von daher gehen muss, ist in der Vielfalt der Archive solche ‚Diagramme‘ zu finden, solche Manifestationen machtvoller Ordnungsmuster, die tatsächlich als diejenigen signifikanten Muster gelten können, die wie ein historisches Apriori wirken und die das Bild einer bestimmten Zeit für uns prägen.“³⁶⁸

Es soll daher unter Diagramm nicht eine abstrakte oder konkrete Maschine, nicht die bloß abstrakte ‚mögliche‘ Form einer oder mehrerer Formationen von Institutionen verstanden werden, sondern – durchaus analog zu den diskursiven Formationen – *ein* Möglichkeitsraum strategischer Praktiken, der sich aus tatsächlich erschienenen Institutionen speist, aber auch Praktiken enthält, die bloß denkbar/machbar wären, jedoch (noch) nicht zur Existenz gekommen sind. Diese den Diagrammen innewohnende Potenz hatte Foucault im Hinblick auf das Panopticon beschrieben, das bekanntlich in seiner ‚reinen‘, von Bentham angelegten Form nie in aller Vollständigkeit existierte. Das Diagramm (des Panopticons) beinhaltet also die *tatsächlichen* Institutionen ebenso wie die aus ihrer Existenz sich ergebenden *möglichen* Institutionen/Praktiken im *Zwischenraum* dieser Institutionen.

4.5.3 Strategische(s) Apriori(s)

Der Foucaults Machtanalytik zu konstatierenden terminologischen Offenheit wurden im Verlauf dieser Ausführungen bereits zwei Konzepte entgegengesetzt, die es erlauben, die Machtsphäre *analytisch* von der Wissenssphäre zu trennen und zugleich die in Foucaults Denken angelegten strukturellen Analogien beider Sphären aufzuzeigen. So konnten etwa die als Machtpraktiken bzw. -monumente zu verstehenden Machttechniken, Architekturen, Raum- und Zeiteinteilungen und Subjektivierungsoperationen als Analoga der Aussagen(praktiken und -monumente) insofern ausgemacht werden, als sie iterierbare, (re-)kombinierbare Elemente strategischer Machtzugriffe darstellen, die bestimmte Subjektpositionen eröffnen, Gegenstandsfelder (etwa die Sexualität) figurieren und räumliche Ordnungen formieren. Ihre Konfiguration zu Institutionen erfolgt nun in der Regel auf der Basis einer größeren ‚Technologie‘, die sich als Diagramm bezeichnen lässt,

³⁶⁸ Gehring 1992, 93.

wobei die Genese von Institutionen, also das konkrete Zur-Existenz-Gelangen von Kombinationen dieser Praktiken und Monumente einerseits letztere nicht eins-zu-eins kopiert, sondern transformierend wiederholt, iteriert, und andererseits allererst den Grund für die (abstrakteren) Diagramme liefert. So lassen sich also sowohl die Elemente von Macht als auch die Rekonfigurationen dieser Elemente – die in Foucaults Diskurstheorie sogenannten ‚primären Beziehungen‘, die zwar genannt, aber nicht ausgeführt werden – präzisierend fassen.

Nun hat Foucault im Zusammenhang seiner Machtanalytik stets die Metapher des Kampfes priorisiert und in deren Rahmen von ‚Strategien der Macht‘ gesprochen.³⁶⁹ Welchen Ort nehmen diese Strategien nun in der hier vorgeschlagenen Logik ein? Es wäre sicher richtig, wenn auch trivial, zu behaupten, sie durchzögen die Machtpraktiken wie die Institutionen und Diagramme. Pointierter kann festgehalten werden, dass die Strategien ebenso sehr als Voraussetzungen wie als Effekte von Institutionen und Diagrammen verstanden werden müssen, denn die Bildung von Institutionen und Diagrammen ist schwerlich als rein kontingentes Phänomen zu fassen. Vielmehr unterliegt ihr – auch das hatte Foucault in *Überwachen und Strafen* und *Der Wille zum Wissen* in aller Ausführlichkeit gezeigt – stets ein bestimmter *Zweck*, eine spezifische strategische Ausrichtung (wie etwa das Panopticon u.a. den Nutzen verfolgt(e), zuvor räumlich flexible Bevölkerungsteile zu fixieren und so für den Produktionskreislauf nutzbar zu machen). Dieser Zweck, der sich in der Konfiguration bestimmter Praktiken und Monumente zu Institutionen und den diese Kombinationen regulierenden Diagrammen niederschlägt, ist nicht universal, sondern historisch und topographisch – mithin kulturell – spezifisch und präformiert die möglichen Machtzugriffe und -institutionen sowie deren eigentümliche *Subjektwirkungen*. Diese Beschreibung erinnert an die Kategorie, die in der Sphäre des Wissens spezifische Konfigurationen (und Subjektwirkungen) fundierte: das historische Apriori. Es präformiert, welche Aussagen tatsächlich ausgesagt, welche Aussagen zu Diskursen gruppiert und welche Diskurse schließlich in diskursiven Formationen sedimentieren, die – sobald sie gewisse Schwellen überschreiten – beispielsweise wissenschaftliche Disziplinen bilden. Es handelt sich dabei also um einen Raum derjenigen (abstrakten) diskursiven Formationen, die miteinander vereinbar sind, und die einerseits auf demselben spezifischen Willen zum Wissen und zur Wahrheit basieren, andererseits selbigen (trans-)formieren, und es beinhaltet (virtuell) auch die Diskurse, die hätten erscheinen *können*.³⁷⁰ Für die Felder der Macht möchte ich für ein ganz ähnliches Phänomen das *strategische Apriori* einführen. Es ist geeignet, um in Analogie zum historischen Apriori auf den Begriff zu bringen, dass die spezifische ‚Strategie‘ nicht allein die möglichen institutionellen Praktiken und Monu-

369 Vgl. dazu insbesondere Kapitel 4.4.

370 Vgl. zur ausführlicheren Darstellung des respektive *der* historischen Aprioris Kapitel 2.6.2.

mente sowie deren Konfiguration determiniert, sondern auch die möglichen Subjekte einer Epoche präfiguriert. Pointierter formuliert: Wenn das historische Apriori determiniert, was ‚im Wahren‘ sein kann, determiniert das strategische Apriori, wer über wen in welcher Weise Macht ausüben kann, oder, in der Metapher der Auseinandersetzung: welches Ziel mit welchen Mitteln erreicht werden kann. Ebenso wie beim historischen hat man es auch beim strategischen Apriori mit einer ‚Mannigfaltigkeit‘ zu tun, weswegen die Rede von mehreren Aprioris – auch wenn das begriffslogisch merkwürdig oder gar widersinnig erscheinen mag – angemessen ist: So machen Foucaults Machtanalysen etwa am Beispiel von *scientia sexualis* und *ars erotica* (zwei verschiedenen Diagrammen) deutlich, dass der Umgang mit Sexualität in unterschiedlichen Gesellschaften durchaus unterschiedlich ausfallen kann, und auch wenn Machtstrategien *on the long run* stets dem einen Ziel – dem *Machterhalt* im doppelten Sinne von *erhalten* und *behalten*, d.h. der Neukonfiguration oder der Stabilisierung einer fragilen Situation von Kräfteverhältnissen – zustreben, so lässt sich doch eine Pluralität von Interessen, eine Pluralität von Erfordernissen, anders formuliert: eine Vielzahl an ‚Schlachtfeldern‘ ausmachen.³⁷¹ Adaptiert man daher Foucaults Metapher des Kampfes, lässt sich festhalten, dass es niemals bloß *einen* Krieg gibt, lässt sich festhalten, dass nicht bloß an vielen Fronten, sondern auch um teils unvereinbare Ziele gekämpft wird. Wie in Kapitel 2.6.2 dargelegt, handelt es sich bei den im Zusammenhang mit den Institutionen referenzierten Praktiken um ‚primäre Verbindungen‘, um die Beziehungen also, die zwischen dem Nichtdiskursiven bestehen, zwischen den Elementen, die nicht ausgesagt werden können, sondern außerhalb jeder Aussage – und doch nicht unabhängig von ihr – existieren. Deren Existenz untersucht die Genealogie im Gegensatz zur Archäologie, und im Gegensatz zu den historischen Aprioris, die die denkbaren (intra- und inter-)diskursiven Beziehungen präformieren, präformieren die strategischen Aprioris diese *möglichen* primären Beziehungen, jedenfalls sofern sie in einen Machtzusammenhang eingebunden sind.³⁷²

Die auf den vergangenen Seiten eingeführte neue Terminologie erlaubt insofern eine Modellierung ebenjener so relevanten nicht-diskursiven Beziehungen: Es handelt sich bei letzteren um Effekte strategischer Konfigurationen von (Macht-)Praktiken, die mit Hilfe und auf der Basis von ebenso sehr vorgängigen wie durch die tatsächlichen Institutionen transformierbaren *strategischen Aprioris* Kräfteverhältnisse etablieren oder destruieren.

371 „Wenn ich von Strategie spreche, nehme ich den Ausdruck ernst: Damit ein bestimmtes Kräfteverhältnis nicht nur erhalten, sondern akzentuiert, stabilisiert wird, an Umfang gewinnt, ist es notwendig, dass es ein Manöver gibt“ (DeE III, 405).

372 Schwerlich sind allerdings in Zeiten der Biomacht Beziehungen denkbar, die nicht von Machtstrategien erfasst = institutionalisiert wären.

4.5.4 Arsenal

Bisher war von Machtpraktiken und -monumenten die Rede, deren Verknüpfung zu Institutionen – auf der Basis eines bestimmten strategischen Aprioris – nicht deren Aktualisierung, sondern ihre Re-Konfiguration, mithin ihre Iteration darstellt. Vergegenwärtigt man sich dies an einem Beispiel, bedeutet es, dass die Machttechnik des Geständnisses, die in den Institutionen, deren Konstitution dem Diagramm der Marter folgt, zwar strukturell, aber mitnichten in ihrer ‚Persistenz‘ identisch mit dem Geständnis in Institutionen, die dem Diagramm der Biomacht folgen, ist. Sie ist zwar als mit sich selbst identische Technik erkennbar, weil in beiden Fällen zwei Subjekte gefordert sind, eines, das das Geständnis abnimmt, ein anderes, das gesteht; zudem ist eine notwendige Voraussetzung, dass das gestehende Subjekt die Wahrheit über sich selbst aussagt. Die Zwecke, die damit verfolgt werden, und die strategischen Situationen, in denen es angewendet wird, sind jedoch äußerst unterschiedlich: Während das Geständnis in der Marter am Ende eines Folterprozesses steht und damit einerseits die nachträgliche Legitimation einer Gewalt, die dem Gestehenden bereits angetan wurde, andererseits die vorgängige Legitimation einer darauffolgenden (Sühne-)Strafe darstellt, hat das Geständnis in einer Institution der Biomacht – etwa beim eine Anamnese vollziehenden Arzt – die vordringliche Funktion, dem gestehenden Subjekt vorzuspiegeln, die Wahrheit, die es sage, sei seine eigene (und nicht eine, die einem überindividuellen Willen zum Wissen folgt), und die daraus zu ziehenden Konsequenzen seien keine (kontingenten) Machtzugriffe, sondern sozusagen deren ‚natürliche‘ Folgen. Die ‚Erneuerung‘ der Geständnisteknik stellt sie also nicht bloß in einen neuen (Funktions-)Zusammenhang, sondern verändert auch ihre Wahrnehmung und Bewertung durch die beteiligten Subjekte (im ersten Fall: Zwangspraktik, die der Demonstration der Übermacht des Souveräns gilt, im zweiten Fall: (vermeintlich) selbstgewählte Strategie zur Ermöglichung einer Heilung). Wenn Konfigurationen von Machtpraktiken und -monumenten in Institutionen also stets auf Iterationen beruhen – wie ist dann ihre Existenz zu modellieren – und wo? Foucault hatte für die Existenz der Aussagen einen recht ‚eindeutigen‘ Ort ausgemacht: das Archiv. Nimmt man die oben zitierte Lesart des Diagramms durch Deleuze ernst, dann wäre das Analogon zum Archiv das Diagramm, und damit wäre das Diagramm auch der Ort, an dem die institutionellen Praktiken und Monumente existierten. Indes ist etwa das diagrammatische Panopticon keine Lokalität, und wenn es auch – wie die Diskursivitäten – keine ‚allgemeine Rationalität‘ darstellt, so haben wir es dabei doch mit einer Technologie, einer Operationslogik also, zu tun. Nimmt man an, dass das Archiv, so wie es hier zu verstehen vorgeschlagen wurde, *alle* Aussagen ‚enthält‘, die jemals ausgesagt wurden, bedeutete dies aber erstens, dass jede Machttechnologie einen (wenn auch historisch spezifischen) uni-

versalen Anspruch hätte, weil sie *alle* Techniken, Architekturen, Subjektkonstellationen, Raumeinteilungen etc. enthielte. Dem ist im Hinblick auf das Diagramm aus naheliegenden Gründen nicht so: So beinhaltet etwa die Biomacht keine Martern, die souveräne Macht keine panoptischen Architekturen, die Disziplinarmacht keine Selbstauskünfte etc. Zweitens bezeichnet Deleuze selbst das Diagramm als *abstrakte* Maschine – das Archiv ist aber mitnichten abstrakt (oder gar metaphysisch), sondern im Gegenteil gerade durch die Persistenz der Aussagen, durch seine Konkretheit oder *Positivität* also, ausgezeichnet. In dieser liegt schließlich der Grund dafür, dass Aussagen historisch tradiert (d.h. referenziert, iteriert) werden können. *Im* Diagramm können also die Machtpraktiken nicht existieren (darin angelegt sind bloß ihre möglichen Verknüpfungen zu Institutionennetzen). Dennoch ist es sicherlich sinnvoll, von einer Instanz auszugehen, die analog zum Archiv alle ‚bisher dagewesenen‘ Machttechniken, Architekturen, Subjektpositionen und -konstellationen, Übungen, Rituale, Uniformen, Geräte, Instrumente etc. im Sinne eines dynamischen materiellen Gedächtnisses ‚aufbewahrt‘, so dass alle Formen der Macht (neben Herrschaft eben auch Widerstand) sich in ihren ‚Schlachten‘ daraus bedienen können, denn sonst gäbe es nicht die Möglichkeit, eine Machtpraxis als irgendeine bereits einmal angewandte zu identifizieren. Saar expliziert diesen Gedanken folgendermaßen:

„Was für die Archäologie das Archiv der Äußerungen (und nicht die Menge der Intentionen von Sprechern) ist, ist für die Genealogie das soziale Kräftespiel (und nicht die Menge der Intentionen der historischen Akteure). Beide setzen sprechende und schreibende bzw. gesellschaftlich interagierende Akteure voraus und sehen gleichzeitig von ihnen ab.“³⁷³

Die (fluiden) ‚Speicher‘³⁷⁴ dieses ‚Kräftespiels‘, in denen sich alle bis dato zur Existenz gekommenen Machttechnologien befinden, das wäre mein terminologischer Vorschlag, bilden das *Arsenal*. Das Arsenal als Gesamtheit aller institutioneller Elemente von Machttechnologien (= aller Machtpraktiken und -monumente) ist vorstellbar als eine Art ‚Machtbasis‘ einer Gesellschaft, insofern hier die tatsächlich zur Existenz gekommenen Praktiken und Monumente (oder auch nur Teile davon) versammelt sind – so wie das Wissen sich dem Archiv verdankt, insofern es stets auf bereits vorhandenen Aussagen beruht. Deleuze hat diese reziproke oder gar metaleptische Logik, die sich auch auf das *Arsenal* übertragen lässt, mit der Figur der ‚immanenten Ursache‘ beschrieben:

³⁷³ Saar 2007, 213.

³⁷⁴ Die Sprache und das gewohnte Denken setzen Schranken, wenn man versucht, einen nicht-statischen Speicher zu beschreiben und/oder vorzustellen. Ein Versuch: Man stelle sich einen Wasserspeicher vor, der sich in einer elastischen Blase befindet: Mit jedem Abfließen, also mit jedem Zugriff auf den Speicher, gerät das Innere in Bewegung und formiert sich neu, ohne dass der Speicher unbedingt leerer wird, weil das unten entnommene Wasser oben wieder hinzugefügt oder durch neues ersetzt wird – aber nicht unbedingt mit demselben Volumen oder derselben Masse, nicht an derselben Stelle, in Verbindung mit anderen Wassermolekülen etc. So transformiert sich der Inhalt der Blase, ihr Volumen nimmt ab oder zu, er und sie ist in Bewegung etc.

„Was soll hier immanente Ursache besagen? Es handelt sich um eine Ursache, die sich in ihrer Wirkung aktualisiert, die sich in ihrer Wirkung integriert, die sich in ihrer Wirkung differenziert. Oder genauer, die immanente Ursache ist die, die von einem Effekt aktualisiert, integriert und differenziert wird.“³⁷⁵

Anders formuliert: Jede Schlacht, jede Anwendung also einer Machttechnik, jede eigens errichtete oder umfunktionierte Architektur, die einen strategischen Nutzen erfüllt, jede tatsächliche Raumeinteilung etc. sind zugleich Teil dieses Arsenal und transformieren es, so wie das diskursiv zu (neuer) Existenz gebrachte, iterierte, kontextualisierte und funktionalisierte Wissen auf das Archiv zugreift und es in derselben Bewegung verändert. So wie das Archiv hat auch das Arsenal keinen abgrenzbaren, jedenfalls keinen physikalisch statischen Ort, es findet sich überall dort, wo Machtpraktiken zur Anwendung kommen, wo sich eine Machttechnologie in Gänze oder in Teilen figuriert hat oder hatte. So sind etwa alle ‚Manifestationen von Macht‘, die in Kapitel 4.2.1 beschrieben wurden, als Teile des Arsenal vorzustellen. Insofern ist auch plausibel, dass das Arsenal, anders als das/die strategische(n) Apriori(s), *materiell* ist; es ist *konkret* insofern, als es aus *positiven* Entitäten besteht.

4.5.5 Strategeme

Es lassen sich also, grenzt man die bisherigen Überlegungen zu Foucaults Theorie von Deleuzes Konzeption des Diagramms ab, auf dem Gebiet der Macht in Gestalt von strategischen Aprioris und Arsenal Pendants zu den Konzepten der historischen Aprioris und des Archivs finden. Nun hatte Foucault im Hinblick auf Wissen und Diskurse als drittes Moment die *Episteme* einer Epoche genannt, um die verschiedenen Aspekte von (Willen zum) Wissen und (zur) Wahrheit zu erfassen. Daher stellt sich die Frage, ob im Hinblick auf Macht eine analoge Instanz anzunehmen ist: eine Instanz also, die, ähnlich wie die Episteme alle bisher tatsächlich (historisch) existierenden und alle aus diesen tatsächlich existenten Formen ableitbaren Formen von Wissen vereint, alle bisher tatsächlich (historisch) existierenden und alle ableitbaren Formen (die Flächen, die auf der Karte der Macht, um in Deleuzes Bild zu bleiben, *zwischen* den definierten Flächen liegen) von *Macht* subsumiert. Ist das etwa gemeint, wenn Deleuze vom kartenförmigen Diagramm, der abstrakten Maschine spricht? Wie insbesondere unter Hinzuziehung von Foucaults Verwendung des Begriffs deutlich wurde, ist mit ‚Diagramm‘ eine (abstrakte) Machttechnologie wie der Panoptismus bezeichnet. Eine solche bietet zwar eine Basis für die konkrete Formierung von Machttechnologien – aber nur eine recht beschränkte, man hätte es dabei ja bloß mit einem Teil eines strategischen Aprioris zu tun. Insofern ist damit nicht annähernd die Reichweite oder das Abstraktionsniveau erreicht, das die Episteme aufweist, und die ein Konzept auch im Hin-

³⁷⁵ Deleuze 2013 [1986], 56.

blick auf Kräfteverhältnisse zu leisten hätte: Gesucht wird schließlich der Existenzgrund nicht für den *Willen zum Wissen* einer Epoche, sondern den *Willen zur Macht*³⁷⁶ einer Gesellschaft. In Anbetracht der Relevanz, die Foucault im Zusammenhang mit Fragen der Macht der *Strategie* beimisst, wird das machtanalytische Analogon zur Episteme daher im Folgenden *Strategeme* genannt. Unter ‚Strategeme‘ verstehe ich die Gesamtheit aller strategischen Aprioris einer gegebenen Zeit; sie umfasst nicht wie die Episteme das Erkenn- und ‚Wissbare‘ einer Epoche, sondern *die konkreten und sich daraus ergebenden möglichen Kräfteverhältnisse einer Gesellschaft in einer Epoche*. Stärker als dies bereits in den archäologischen Begrifflichkeiten anklingt, wird in der Machtanalytik mit ihrer Betonung des Sozialen auch ein topographischer Aspekt sichtbar: Die Strategeme ist nicht bloß historisch abgrenzbar, sondern auch auf eine Gesellschaft und einen Raum – mithin eine *Kultur* – zu beschränken. In diesem Sinne stellt sie einen *chronotopischen* Horizont dar. Wenn nun die Episteme, wie Daston formulierte, festlegt, ‚was nicht anders gedacht werden kann‘³⁷⁷, dann lässt sich die Strategeme als Determinante dessen fassen, *was in einer Kultur nicht anders getan werden kann*. So zeigt sie sich einerseits als abstraktes System, andererseits in den tatsächlichen Kräfteverhältnissen, den tatsächlich angewandten Machttechniken, den Subjektwirkungen, den Architekturen und Zeiteinteilungen etc. Die Zwischenräume, die Differenzen, die Techniken, die nicht erscheinen, aber denkbar wären, gehören dabei ebenso zur Strategeme wie dasjenige, was manifest wird. Die strategischen Aprioris, die Diagramme und Institutionen stellen dann, analog zu den historischen Aprioris, Diskursivitäten und Diskurse, einen Teil nicht der zeitgenössischen Episteme, sondern einen Teil der Strategeme dar, die aus jedem beendeten ‚Krieg‘ resultieren, ihre eigenen Praktiken entwickeln, und die wiederum in anderen ‚Auseinandersetzungen‘ angewandt, transformiert oder auch abgelehnt, verworfen werden können.

Die auf den vorangehenden Seiten vorgeschlagene Terminologie bewegt sich auf dem von Foucault bereiteten Boden, wenn sie auch dessen Vagheiten und Unsicherheiten zu meiden sucht, ohne die produktive Offenheit zu verlieren. Sie versteht sich auch insofern in Foucaults Nachfolge, als in dessen Tradition versucht wird, „Rationalität und Positivität zusammenzudenken, ohne auf einen Rationalismus fixer Vernunftformen auszuweichen oder in einen Empirismus nackter Tatsachen abzugleiten“³⁷⁸. Sie erlaubt zudem einerseits, die strukturellen Analogien zwi-

376 Der Terminus wurde bekanntlich von Nietzsche geprägt – indes steht hier nicht das Denken Foucaults in Nachfolge von Nietzsche oder gar Nietzsches Philosophie selbst zur Disposition. Mit der Rede vom ‚Willen zur Macht‘ soll hier bloß in Analogie zum ‚Willen zum Wissen/zur Wahrheit‘ angedeutet werden, dass sich in Foucaults Machtanalytik eine Figur finden lässt, die die Historizität und Konstruiertheit/Kreativität von Machtausübung und -typologien behauptet.

377 Vgl. Kapitel 2.6.2.

378 Waldenfels 2005 [1985], 123.

schen genealogischem und archäologischem Ansatz bei Foucault sichtbar zu machen, und so der terminologischen Unschärfe in Foucaults eigenen Texten eine trennscharfe Modellierung machtbezogener Instanzen entgegenzusetzen. Andererseits fallen die beiden Perspektiven, die damit verbundenen, voneinander getrennten Felder von Diskurs und Institution, (Wille zum) Wissen und (Wille zur) Macht so nicht einfach in eins, sondern es sind nach wie vor Untersuchungen möglich, die Fragen der Macht zumindest analytisch von Fragen des Wissens zu trennen erlauben. Damit weist sie einen Vorteil im Gegensatz zum Vorschlag Wolfgang Detels auf, der die strukturellen Analogien zum Anlass nimmt, Diskurs- und Machtanalyse einfach zu homogenisieren (und damit deren Unterschiede zu nivellieren):

„Vorherrschend scheint das Bild zu sein, dass bei Foucault Redepraktiken diskursanalytisch, Machtformen dagegen machtanalytisch und Selbstpraktiken ethisch untersucht werden. Dieses Bild ist jedoch offensichtlich unbefriedigend. Denn einerseits beschreiben jene Formen praktizierter Rede, die im Rahmen der Archäologie nach herkömmlicher Interpretation diskursanalytisch untersucht werden, auch bestimmte Praktiken – z.B. epistemische Praktiken –, und andererseits werden Machtformen und Selbsttechniken der historischen Untersuchung nur über Dokumente, also Beschreibungen und Formen praktizierter Rede, zugänglich. Der Diskursbegriff soll daher erweitert werden, und zwar so, dass wir auch im Rahmen der Machtanalytik und der Ethik von einer Diskursanalyse sprechen können.“³⁷⁹

Sie erlaubt also, nicht in die terminologische Falle zu tappen, die Bernhard Waldenfels als den „Punkt“ bezeichnet, „wo Foucaults Kritiker ansetzen und leichtes Spiel haben“³⁸⁰: „Nichts ist naheliegender als der Einwand, dass eine Theorie, die den Diskurs auf Machtstellung und Feldzüge reduziert, sich – auf sich selbst angewandt – als Theorie selber aufhebt.“³⁸¹ Der größte Nutzen der neuen Terminologie besteht aber sicherlich darin, dass sie die Präzisierung eines in den vergangenen Jahren zum neuen Foucaultschen ‚Modebegriff‘ avancierten Konzepts ermöglicht: eine Präzisierung des *Dispositivs*.

379 Detel 1998/2006, 35.

380 Waldenfels 2005 [1985], 124.

381 Ebd., 124f.

5. Dispositiv I: Wissen und Macht

Das Dispositiv ist sicherlich eines der offensten und damit auch anschlussfähigsten Konzepte Foucaults, das vor allem in den vergangenen zwanzig Jahren zunehmend an Prominenz gewonnen hat. Indes scheint das, was man unter ‚Dispositiv‘ zu verstehen hat, derart unbestimmt zu sein, dass Andrea D. Bührmann und Werner Schneider zurecht konstatieren, dass „[e]in kursorischer Blick auf die vorliegende, auf den Dispositivbegriff rekurrierende und damit hantierende Literatur [...] jedenfalls ein recht buntes Bild dessen, was in verschiedenen Forschungsfeldern alles als ‚Dispositiv‘ bezeichnet werden kann“¹, bietet. In ihrem methodischen Vorschlag *Vom Diskurs zum Dispositiv* findet sich ein erschöpfender Überblick über die (Sub-)Disziplinen, die den Begriff für sich vereinnahmten, und der von den Gender Studies über die Gouvernementalitätsforschung, die Disability und die Cultural Studies bis hin zu den Vertretern einer (Kritischen) Diskursanalyse reicht.² Nun ließe sich die Liste derer, die sich aus Foucaults sprichwörtlich gewordener „Werkzeugkiste“³ bedienen, sicherlich noch erweitern – schließlich hatte der historische Philosoph Foucault auch in der Geschichtswissenschaft, der Philosophie und anderen Disziplinen Aufmerksamkeit geweckt.⁴ Die Vielfältigkeit der Anschlüsse motiviert offenbar sogar dazu, über eine neue Wende nachzudenken: den *dispositive turn*⁵. Wie auch immer das zu bewerten ist⁶ – was die Vielfalt der Verwendungen jedenfalls anzeigt, ist die Unschärfe des von Gehring als „Arbeitsbegriff“⁷ bezeichneten Konzepts. Eine Präzisierung, wie sie im Folgenden vorgeschlagen wird, erlaubt daher auch einen inter- oder transdisziplinären Zugang, der sich auf ein klares begriffliches Gerüst stützt.

Bevor auf Basis des in Kapitel 4.5 entwickelten Vokabulars und unter Rückgriff auf die Skizzen in Kapitel 2 daher ein integratives Dispositivkonzept entwickelt wird, stehen zunächst die Definitionsversuche und Verwendungen des Begriffs durch Foucault selbst im Vordergrund der folgenden Ausführungen. Deren Reflexion wird einen Eindruck vermitteln, weswegen der Begriff überhaupt eine solche Unschärfe⁸ aufweist, aber auch zeigen, dass er keineswegs *beliebig* zu füllen ist. Vielmehr wird sich erweisen, dass sich die im vergangenen Kapitel vorgenommenen ter-

1 Bührmann/Schneider 2008, 11.

2 Ebd., 11ff. Vgl. auch dies. 2013, 22f.

3 So etwa in DeE III, 550.

4 Vgl. dazu etwa die Auflistung der an der „19. Internationalen Jahrestagung der Gesellschaft für Sprache und Sprachen“ beteiligten Disziplinenvertreter: Hier ist von „Erziehungswissenschaftler_innen, Soziolog_innen, Sprachwissenschaftler_innen, Forstwissenschaftler_innen, Bildungsexpert_innen und Politolog_innen, kurz: Vertreter_innen aus verschiedenen Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften“ die Rede (Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega 2013b, 7).

5 Etwa in Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega 2013a.

6 Vgl. dazu bspw. die Kritik von Nowicka 2013, 38ff.

7 Gehring 2004a, 119.

8 Diese Vagheit wird Foucault immer wieder vorgeworfen. So findet sich bspw. eine Einführung in Foucaults Werk mit dem etwas polemischen Titel *Das Foucaultsche Labyrinth* (Chlada/Dembowski 2002).

minologischen Versuche durchaus in Foucaults Denken spiegeln. Es steht also die Aufgabe im Mittelpunkt, das für die vorliegende Arbeit zentrale und in jüngerer Vergangenheit auch in der Medienwissenschaft⁹ zum Schlagwort avancierte Dispositivkonzept wenn schon nicht abschließend zu definieren, dann doch zumindest so deutlich wie möglich *mit* – und nicht bloß „nach“¹⁰ – Foucault zu (re-)konstruieren.¹¹

5.1 Identität der Dispositive

Versuche, den Dispositivbegriff Foucaults zu definieren, beginnen nahezu immer mit dessen laut Jürgen Link „ausführlichste[r] Definition“¹², die auf ein Gespräch Foucaults „[k]urze Zeit nach dem Erscheinen von *La Volonté de savoir* [deutsch: *Der Wille zum Wissen*]“¹³ zurückgeht. Die im Folgenden zitierte Textstelle bezieht sich allerdings nicht auf den *Willen zum Wissen*, sondern auf *Überwachen und Strafen*¹⁴, die erste Monographie Foucaults, die mit dem Dispositivbegriff operiert.¹⁵ Darin versteht er unter dem Dispositiv

„erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes. Das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann.“

9 Vgl. dazu u.a. Kapitel 6 des vorliegenden Textes.

10 So etwa Warnke 2007b, 10. Warnke reflektiert an dieser Stelle die Ambiguität der Präposition ‚nach‘ – einmal im zeitlichen, einmal im inhaltlichen Sinne, interessieren ihn nur die Ansätze, „deren zentrales Merkmal die Ausrichtung an Foucault ist und die ihre Konzepte und Gegenstandsbereiche gemäß Foucault’scher Theoreme organisier[en] bzw. das heuristische Potential der Foucault’schen Arbeiten erkenn[en]“ (ebd.).

11 Die machtanalytischen Schriften strotzen geradezu vor der Verwendung des Dispositivbegriffs, der sich in Foucaults Denken vor allem ab *Überwachen und Strafen* etabliert. Die vorhergehenden Kapitel haben das Konzept insofern nahezu künstlich ausgespart, um der Gefahr zu entgehen, Foucaults Rhetorik zu imitieren und es bloß *en passant* und implizit einzuführen.

12 Link 2008, 239. Leider enden die meisten Bezüge auf Foucaults Dispositiv-Verständnis auch bei dieser ‚Definition‘.

13 DeE III, 391; Bemerkung von A. Grosrichard, einem der am Gespräch Beteiligten.

14 So etwa nachzulesen bei Link 2008, 239.

15 Dies scheint zunächst insofern unstimmig, als zumindest in der deutschsprachigen Übersetzung von *Überwachen und Strafen* der Begriff ‚Dispositiv‘ an keiner Stelle auftaucht. Nun lässt sich allerdings zeigen, dass im französischen Original sehr wohl etwa von einem „dispositif panoptique“ die Rede ist (Foucault 1975, 202. Vgl. dazu auch Dammann, der die Auffassung vertritt, der Begriff des Dispositivs sei das Resultat einer „Nicht-Übersetzung“ des französischen *dispositif* (Dammann 2002, 4-6). Weder in Foucaults Umgang mit diesem Terminus noch in jenem der Foucault-Rezeption lassen sich dafür jedoch Hinweise finden. (Philologischer) Fakt indes ist, dass in den gängigen deutschen Übersetzungen von *Überwachen und Strafen* (etwa von Walter Seitter in der hier zugrundegelegten deutschsprachigen Suhrkamp-Ausgabe (ÜS)) *dispositif* noch mit ‚Apparat‘, oder ‚Maschine‘, übersetzt wird. Es ist aber davon auszugehen, dass Foucault sicher *appareil* verwendet hätte, hätte er diese Metapher fruchtbarer gefunden – schließlich gehörte dieser Terminus in den 1970er Jahren durchaus zum gängigen Vokabular der französischsprachigen Theorie (vgl. etwa die *appareil*-Verwendung Baudry’s, die in Kapitel 6.3 des vorliegenden Textes thematisiert wird). Das Verhältnis der Begriffe ‚Apparat‘, ‚Maschine‘ und ‚Dispositiv‘ stellte sicher ein lohnendes Forschungsdesiderat dar, das indes im vorliegenden Text höchstens tangiert werden kann). Auch inhaltlich findet sich ein Bezug, wenn man beachtet, wie Foucault die Genese von Dispositiven beschreibt. Vgl. dazu die folgenden Ausführungen.

Zweitens ist das, was ich im Dispositiv festhalten möchte, gerade die Natur der Verbindung, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann. So kann irgendein Diskurs mal als Programm einer Institution, mal im Gegenteil als ein Element erscheinen, das es erlaubt, eine Praktik zu rechtfertigen oder zu verschleiern, die selbst stumm bleibt, oder er kann als Sekundärinterpretation dieser Praktik funktionieren und ihr Zugang zu einem neuen Rationalitätsfeld verschaffen. Kurz, zwischen diesen diskursiven oder nicht diskursiven Elementen gibt es gleichsam ein Spiel, gibt es Positionswechsel und Veränderungen in den Funktionen, die ebenfalls sehr unterschiedlich sein können.

Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden Anforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion. Dies konnte zum Beispiel die Aufnahme einer unstillen Bevölkerungsmasse sein, die eine Gesellschaft einer Ökonomie von im Wesentlichen merkantilistischer Art lästig fand: Es hat damit einen strategischen Imperativ gegeben, der als Matrix für ein Dispositiv fungierte, das nach und nach zum Dispositiv für die Kontrolle und Unterwerfung des Wahnsinns, der Geisteskrankheit und der Neurose wurde.¹⁶

Im Hinblick auf das Konzept des Dispositivs lässt sich also folgendes konstatieren: 1) Die Elemente des Dispositivs sind sowohl diskursiver als auch nichtdiskursiver Natur, daher lässt sich das Dispositiv als die Ebene bezeichnen, auf der archäologischer und genealogischer Gegenstand respektive Diskurs- und Machtanalytik zusammenkommen. Allerdings *besteht* das Dispositiv nicht *aus* diesen Teilen, sondern damit ist bloß die *Verknüpfung* dieser Teile zu einem ‚Netz‘ bezeichnet. Insofern bleibt (jedenfalls im Hinblick auf diese Textstelle) zweifelhaft, ob und inwiefern es sich beim Dispositiv um eine ontologische oder eine eher heuristische Einheit handelt. Die Argumentationslogik erinnert in diesem Punkt sowohl an Foucaults Diskurs- als auch an den oben vorgeschlagenen Institutionsbegriff: Bei Diskursen handelt es sich um Konfigurationen von Aussagenpraktiken und -monumenten, bei Institutionen um Konfigurationen von Machtpraktiken und -monumenten. Sie werden anhand der aus ihren Existenzfunktionen resultierenden Gegenstände, Subjekte, koexistierenden Aussage- bzw. Praxisfeldern (also anderen, abgrenzbaren Diskursen/Institutionen) und ihrer spezifischen Persistenz¹⁷ gruppiert. 2) Die Gruppierung der diskursiven und nichtdiskursiven Elemente zu einem dispositiven Netz folgt aber (wahrscheinlich) anderen Kriterien, die mit der Rede von der ‚Natur der Verbindung‘ noch unbestimmt bleiben.

16 DeE III, 392f. Die zitierte Fassung stellt seit dem Erscheinen der *Dits et Ecrits* die gebräuchliche dar. Wie bereits angedeutet, bestehen aber nicht irrelevante begriffliche Differenzen zur früheren Übersetzung: So ist in Foucault 1978b nicht von von einer „entschieden heterogene[n] Gesamtheit“ die Rede, sondern es heißt, ein Dispositiv „umfasst“ (ebd., 120) ein „entschieden heterogenes Ensemble“ (ebd., 119). Dies unterstreicht die Randunschärfe des Phänomens und öffnet gleichsam die Grenzen des Dispositivs. Auch die „Natur der Verbindung“, die in der oben zitierten Stelle „bestehen kann“, kann „sich“ im älteren Exemplar „herstellen“ (ebd., 120), was die Prozessualität (und ‚Eigenmacht‘) von Dispositiven betont – sowie die Abwesenheit intentional handelnder Subjekte. Schließlich wird „urgence“ in den DeE mit „dringende[r] Anforderung“, im früheren Text aber mit „Notstand“ (ebd.; alles eigene Hervorhebungen) übersetzt usf. Die neuere Transkription marginalisiert so tendenziell den durchaus politischen Charakter des Begriffs.

17 Vgl. dazu Kapitel 2.1.6 bzw. 4.5.

Die *Funktion* der Elemente ist jedoch auch für die Einheit des Dispositivs offenbar von essenzieller Bedeutung. 3) Diese Funktion wird zuletzt präzisiert: Sie ist ‚dominant strategisch‘ – d.h. die Identität des Dispositivs ist durchdrungen von *Machtstrategien*. Anders formuliert: Machtstrategien, Machttypen präformieren das Dispositiv. Dazu gehören im Wesentlichen zwei Momente, die im oben zitierten Text anhand der in *Überwachen und Strafen* analysierten ‚Haftmaßnahmen‘¹⁸ expliziert werden: So braucht es für die Entstehung eines Dispositivs nämlich zunächst die

„Prävalenz eines strategischen Ziels. Erst anschließend konstituiert sich das Dispositiv eigentlich als solches und bleibt in dem Maße Dispositiv, wie es der Ort eines doppelten Prozesses ist: *Prozess einer funktionalen Überdeterminierung* einerseits, da jeder positive wie negative, gewollte oder ungewollte Effekt mit allen anderen in Resonanz oder Widerspruch treten wird und nach einer Wiederaufnahme, einer Wiederanpassung heterogener Elemente verlangt, die hier und da entstehen. *Prozess einer ständigen strategischen Ausfüllung* andererseits.“¹⁹

Die Rede vom ‚strategischen Ziel‘ betont (erneut) die Priorität der Funktionalität für das Entstehen des Dispositivs. Sie impliziert – auch dies erinnert an die Abgrenzungen von Transzendentalphilosophie, Phänomenologie und Hermeneutik, die Foucault bereits in seiner Diskurstheorie vornimmt²⁰ – mitnichten die im vorhinein geplante ‚strategische[] List irgendeines meta- oder transhistorischen Subjekts [...], das dies wahrgenommen und gewollt hätte‘²¹. Vielmehr entsteht und entwickelt sich das Dispositiv aus einem ‚Notstand‘, einer ‚Anforderung‘ heraus, die beispielsweise im Falle des Kerkernetzes darin bestand, Teile der Bevölkerung, die sich in der vorindustriellen Zeit noch durch ihre räumliche Flexibilität und die Missachtung des Eigentums (anderer) auszeichnete, räumlich zu fixieren und damit beobachtbar und kontrollierbar sowie für das sich entwickelnde kapitalistische System nutzbar zu machen. Ganz deutlich kristallisiert sich hier heraus, dass das Dispositiv, dass also die Zusammenschaltung bestimmter diskursiver (Wissens-)Elemente und nichtdiskursiver (Macht-)Elemente zu einer funktionalen ‚Gesamtheit‘ einer

18 DeE III, 393.

19 Ebd.; eigene Hervorhebungen. Auch hier zeigen sich wieder die oben konstatierten Unterschiede in den beiden Übersetzungen: In der früheren deutschen Ausgabe (Foucault 1978b) ist nämlich nicht von einer ‚strategischen Ausfüllung‘, sondern von einer ‚strategischen *Wiederauffüllung*‘ (ebd., 121; eigene Hervorhebung) die Rede. Die letzte Variante fokussiert wiederum stärker die Variabilität des Dispositivs und der mit ihm verbundenen Ziele.

20 Vgl. dazu etwa Kapitel 2.1.2.

21 DeE III, 393f. Vgl. dazu auch Detel 1998/2006, 36: „Die Strukturen der Macht und der Diskurse sind die Formen und zum Teil auch die Wirkungen konkreter Kräfteverhältnisse und Redeweisen. Zusammen mit ihren individuellen Substraten formieren sie sich jedoch zu einem umfassenden, komplexen Netzwerk, von dem sich nicht mehr sinnvoll sagen lässt, dass bestimmte Individuen seine Existenz und Form planen oder auch nur – im gewöhnlichen Sinne – ‚kennen‘; eher ließe sich aus theoretischer Perspektive sagen, dass sich Netzwerke dieser Art immer wieder neu auf kontingente Weise herstellen oder transformieren (dass diese Netzwerke *sich* herstellen oder transformieren, soll heißen, dass ihre Formierung und Transformation eine – meist nicht-intendierte – kumulierte Folge konkreter Machtrelationen und historischer Formen praktizierter Sprache sind).“

Anforderung folgt, die gleichsam von der und an die herrschende Macht gestellt wird. Anders formuliert: Wenn von *urgence* die Rede ist, ist eine *strategische* Erfordernis gemeint, die sich vor allem aus einem (möglicherweise) gewandelten (ökonomischen, politischen o.a.) Kräfteverhältnis ergibt: Die (herrschende) Macht muss auf ihre Widerstände reagieren. Weder die Genese dieses Zusammenhangs noch die Reaktion darauf lassen sich jedoch eindeutig auf das intentionale Handeln eines Individuums oder auch einer Gruppe von Individuen zurückführen. Mit anderen Worten: Die (Trans-)Formation von Dispositiven geht auf einen bestimmten Notstand (jedenfalls aus der Perspektive der herrschenden Macht) in einer historischen Situation zurück; innerhalb derer zeichnet sie sich allerdings auch durch eine gewisse Eigendynamik aus, denn in und aus Dispositiven können auch Wirkungen entstehen, die mit der ursprünglichen *urgence* nichts zu tun haben, dieser möglicherweise sogar entgegenstehen, sie unterminieren, andere Anforderungen an ihre Stelle treten lassen. Gehring nennt Dispositive mit Blick auf ihre diskursiven und nichtdiskursiven Elemente, die strategisch/über eine Anforderung miteinander verbunden sind, daher „Funktionsknoten von Wahrheiten und implizit institutionalisierten Zugriffsformen“ und betont, sie seien *„relational“*, das heißt: sie bestehen aus Beziehungen, nicht aus fixen Objekten. Sie sind *prozessförmig*, das heißt: sie nehmen einen Verlauf, sie haben keine zeitlose Form. Und sie sind *dynamisch*, das heißt: sie sind nicht statisch, sondern aus sich heraus kraftvoll, von Kräften geladen.“²²

Man hat es also genau dann mit Dispositiven zu tun, wenn – anhand eines Feldes wie etwa dem des Wahnsinns, der Bestrafung oder der Sexualität – archivierte und ‚arsenalisierte‘ Elemente unter der Maßgabe einer Strategie und eines damit verbundenen Willens zum Wissen in Beziehung zueinander treten, wobei diese Konfigurationen spezifische Wirkungen zeitigen, Wirkungen insbesondere auf dem Feld der Subjektivierung. Dispositive sind so als bewegliche Konfigurationen von ‚Positivitäten‘, von *tatsächlich existenten* Praktiken, Institutionen, Subjektkonstellationen, Aussagen, Diskursen etc. vorzustellen, in denen jedoch keineswegs die ‚Quasi-Transzendentalität‘ *des* historischen oder *des* strategischen Aprioris²³ in seinen Relationen zu diesen anderen, heterogenen Elementen schlicht ‚zum Ausdruck‘ käme oder ‚aktualisiert‘ würde. Vielmehr wird sich im Lauf der folgenden Überlegungen zeigen, dass auch im Hinblick auf das Dispositiv von einer metaleptischen Logik die Rede sein muss.

Insbesondere für die Machtanalytik gilt die von Giorgio Agamben attestierte „entscheidende[] Bedeutung“ des „Wort[es] ‚Dispositiv‘ als Terminus technicus für Foucaults Denkstrategie“²⁴ al-

22 Gehring 2004a, 109; Hervorhebung i.O.

23 Dass es sinnvoll ist, nicht von einem, sondern durchaus von mehreren (inter-, aber ebenso sehr auch intra-)kulturellen Aprioris zu sprechen, haben die Überlegungen in Kapitel 2.6.2 sowie 4.5.3 verdeutlicht.

24 Agamben 2008, 7.

so zweifellos. Allerdings scheinen hier bereits die Schwierigkeiten auf, die Foucault selbst im Zusammenhang mit dem Dispositivdenken ganz explizit formuliert:

„Was das Dispositiv betrifft, stehe ich vor einem Problem, für das ich noch keine richtige Lösung gefunden habe. Ich habe gesagt, dass das Dispositiv von einer wesentlich strategischen Beschaffenheit wäre, was unterstellt, dass es sich dabei um eine bestimmte Manipulation von Kräfteverhältnissen handelt, um einen rationalen und abgestimmten Eingriff in diese Kräfteverhältnisse, um sie in irgendeine Richtung zu entwickeln, um sie zu blockieren oder um sie zu stabilisieren, sie zu verwenden. Das Dispositiv ist also immer in ein Machtspiel eingeschrieben, doch immer auch an eine oder an mehrere Wissensgrenzen gebunden, die daraus hervorgehen, es aber genauso auch bedingen. Das eben ist das Dispositiv: Strategien von Kräfteverhältnissen, die Arten von Wissen unterstützen und von diesen unterstützt werden.“²⁵

Die vornehmliche Schwierigkeit Foucaults liegt also *in der Trennung von Wissen und Macht* bzw. in der Modellierung der Beziehungen von diskursiven und nicht-diskursiven Elementen. Betrachtet er das Dispositiv als eine Konfiguration dieser Elemente, die vornehmlich den Maßgaben einer *Macht* folgen, muss er die Bedeutung des Wissens oder vielmehr des Willens zum Wissen bei der Genese der Dispositive zwingend marginalisieren. Es wäre dann anzunehmen, dass „das, was ich Dispositiv nenne, ein viel allgemeinerer Fall der Episteme ist. Oder vielmehr, dass die Episteme ein spezifisch diskursives Dispositiv ist, im Unterschied zu dem Dispositiv, das selbst diskursiv und nicht diskursiv ist und dessen Elemente viel heterogener sind.“²⁶ Betrachten wir dies am Beispiel der Psychoanalyse: Sie ist nicht (bloß) eine spezifische diskursive Formation, wie Foucault dies noch am Ende der *Ordnung der Dinge* nahelegte²⁷, sondern besteht in Ensembles von tatsächlich aufgetretenen Machttechniken (etwa das Geständnis) in tatsächlich existierenden Räumen (etwa psychoanalytischen Praxen mit ihrer idiosynkratischen (Beobachtungs- respektive Überwachungs-)Anordnung von Couch und Sessel) mit tatsächlichen Subjekten (etwa den (die ‚Wahrheit‘ bewertenden) Psychoanalytikern und deren (die ‚Wahrheit‘ sagenden) Patientinnen) und tatsächlichen Aussagen (etwa die Formulierung des Todestriebs) und Diskursen (innerhalb der humanwissenschaftlichen Disziplin ‚Psychoanalyse‘), die ein spezifisches (psychoanalytisches) Wissen konstituieren, das mit der Etablierung einer Norm einhergeht, und die spezifische (und tatsächliche) Wirkungen aufweisen (etwa jene Form von Subjektivierung, die mit der (vermeintlichen) ‚Heilung‘ der Hysterikerinnen einhergeht, oder das Wissen, das sich aus den Anwendungen der psychoanalytischen Methode ergibt). Wissen und Institution zeigen sich darin untrennbar miteinander verbunden.

Nun hinkt das Beispiel der Psychoanalyse an einem Punkt, der indes keine Auswirkungen auf die

25 DeE III, 394f.

26 Ebd., 395.

27 Vgl. OD, 447ff.

hier dargelegten Zusammenhänge hat: Die beschriebene Anordnung stellt nämlich selbst (noch) gar kein eigenständiges Dispositiv dar, vielmehr hätte man es hierbei nur mit einem *Teil* eines möglichen Dispositivs zu tun. Je nachdem, was nämlich als Identitätskriterium eines Dispositivs anzusehen ist – Foucault hatte das selbst in der oben zitierten ‚Definition‘ eigentümlich offen gelassen, was die zweifelsfreie Definition des Begriffs mühsam macht und an das Problem der Identifizierung von Diskursen erinnert²⁸ –, lassen sich dem andere Ensembles zu-ordnen. So wäre etwa 1) denkbar, die Verbindung der *Institution* der Psychoanalyse, verstanden als eine Kombination von Raum, Personal und (Zwangs-)Praktiken, mit der *Machttechnik* des Geständnisses und dem spezifischen *Wissen* über Neurosen, Verdrängung etc., das diskursiv formiert wird, als Teil des Sexualitätsdispositivs anzusehen, weil die Sexualität der Psychoanalyse als die zu entdeckende Tiefenstruktur und als Ursache aller seelischen Störungen gilt, die Psychoanalyse einen spezifischen Willen zum Wissen über die Sexualität fundiert und weil ihre zentrale Operation die Produktion von Äußerungen über die Sexualität darstellt. Allerdings wäre das Sexualitätsdispositiv damit noch nicht hinreichend definiert – vielmehr gehören Foucault zufolge auch so heterogene Phänomene wie der juristische (Sexualitäts-)Diskurs, der von der Psychoanalyse scheinbar unabhängig ist, zu seinen Elementen, zudem das Onanieverbot (eine Norm, die von der Psychoanalyse nicht geteilt wird – so zeigt sich, dass auch miteinander unvereinbare Elemente zu ein und demselben Dispositiv gehören können), die Homosexuellenbewegung etc. Andererseits lässt sich die Psychoanalyse 2) als Bestandteil eines Gefüges verstehen, das einer panoptischen Logik folgt und daher dem Kerkernetz, dem *dispositif panoptique*, angehört. Für eine solche Einordnung spräche wiederum etwa die spezifische räumliche Ordnung in der (klassischen) psychoanalytischen Behandlungssituation, innerhalb derer der Therapeut auf einem Stuhl hinter der auf der sprichwörtlichen Couch liegenden Patientin sitzt, und in der so eine Achse der Sichtbarkeit konstituiert wird, die es ermöglicht, die Patientin zu sehen, ohne dass der Therapeut seinerseits von ihr gesehen werden kann. Eine der bevorzugten Machttechniken der psychoanalytischen Praxis ist also – neben der des Geständnisses – auch die Beobachtung bzw. *Überwachung*, die wiederum dergestalt durchgeführt wird, dass die Überwachten sich dieser einerseits nie ganz sicher sein können, andererseits damit aber (paradoxe Weise) immer auch von ihrer Existenz ausgehen müssen (und dies auch tun). Anders formuliert: Die Macht macht sich unsichtbar, zwingt aber zur Sichtbarkeit. Nur durch seine Internalisierung lässt sich der Zwang zum Geständnis – welches in einer psychoanalytischen Situation unbenommen essenziell ist – dauerhaft aufrechterhalten. Das Beispiel macht die Problematik sichtbar: Zwar lässt sich das Phänomen ‚Psychoanalyse‘ als Konfiguration diskursiver und nicht-diskursiver, also institutioneller Elemente be-

28 Vgl. dazu etwa oben Kapitel 2.1.

schreiben – aber sie lässt sich eben auch größeren Konfigurationen zuordnen. Foucault selbst hat wohl nicht vom Dispositiv der Psychoanalyse gesprochen.

Sexualitätsdispositiv (wahlweise auch „Dispositive sexueller Sättigung“²⁹ oder „Dispositiv der Sexualität“³⁰) auf der einen, *dispositif panoptique* auf der anderen Seite – die Zusammenfassung verschiedener Phänomene zu (Einzel-)Dispositiven erfolgt einmal auf der Basis eines (diskursiven) Gegenstandsbereichs (der Sexualität), ein anderes Mal wird sie in einer bestimmten *Machttechnologie* (dem Panoptismus) fundiert. Diese weisen zwar beide einen gewissen *funktionalen Stellenwert* innerhalb einer Machtsituation, eines spezifischen Kräfteverhältnisses, auf. Die Auswahl eines Identifikationskriteriums, das die eindeutige Klassifikation resp. Zuordnung spezifischer Phänomene zu einem (einzigen) Dispositiv erlaubt, obliegt dennoch viel mehr dem Genealogen, als er etwa ‚in der Natur‘ der jeweiligen ‚Sache‘ läge: „Um zu sagen: Hier ist ein Dispositiv, suche ich heraus, welches die Elemente gewesen sind, die in eine Rationalität, eine gegebene Verständigung eingegriffen haben, bis auf das...“³¹ Dies verwischt aber nicht die Grenzen des Konzepts – vielmehr hat man es bei Dispositiven zwar mit materiellen Praktiken, Architekturen, Subjekten etc. zu tun, aber ihre Konfiguration ist nicht statisch, sondern fließend, sie ist *dynamisch* im Sinne Gehrings, und wie im Verlauf dieses Textes dargelegt wurde, bedient sich die Macht stets recht unterschiedlich gearteter Funktionsstellen, um eine bestimmte Strategie zu verfolgen. In der wechselnden Relevanz verschiedener Kriterien zur (Re-)Konstruktion von Dispositiven kommt in Foucaults Texten zumindest implizit aber auch dessen *Methode* zum Ausdruck: Dessen Interesse hatte sich nach *Überwachen und Strafen* nämlich in gewisser Hinsicht von der Untersuchung nichtdiskursiver Elemente ab- und der (erneuten) Priorisierung des Diskursiven zugewandt. Was sich vor allem im Hinblick auf das Sexualitätsdispositiv ausdrückt, die Betonung der diskursproduktiven Funktion von Dispositiven, kann also auch als (partielle) Renaissance der Archäologie gewertet werden.³² Dies löst indes das (theoretische wie praktische) Problem der eindeutigen Identifizierung eines Dispositivs nicht.

Die spezifischen Vorkommnisse des Begriffs können möglicherweise einen Hinweis darauf geben, wie sich einzelne Dispositive voneinander abgrenzen lassen. Zunächst ist den Verwendungen beispielsweise gemein, dass ‚Dispositiv‘ in Foucaults Texten selten allein steht. Der Begriff taucht vielmehr einerseits als Determinatum (?!) eines *Kompositums* auf („Sexualitätsdisposi-

29 WW, 49.

30 DeE IV, 812.

31 So Foucaults Selbstaussage in DeE III, 395.

32 Dieser Eindruck verstärkt sich noch, stellt man etwa die Betonung der (diskursiven) Geständnisteknik in *Der Wille zum Wissen* im Gegensatz zur eher institutionellen Überwachungstechnik in *Überwachen und Strafen* in Rechnung.

tiv³³, aber auch „Gesetzgebungsdispositiv“³⁴ – ein Teil der (parlamentarischen) Regierung – und „Allianzdispositiv“³⁵ – gemeint ist damit, grob gesprochen, die Institution Familie, weswegen der Begriff meist synonym mit „Familiendispositiv“³⁶ verwendet wird), dann aber stets im *Singular*, was darauf hinweist, dass man es hier, wie oben angedeutet, mit *Einzeldispositiven* zu tun hat, die sich nicht noch weiter differenzieren lassen. Die Begriffe, mit denen dann jeweils komponiert wird, unterscheiden sich indes – wie bereits am Beispiel von Sexualitäts- bzw. panoptischem Dispositiv dargelegt – recht deutlich. Zudem muss die sehr unterschiedliche ‚Körnung‘ der mit diesen Begriffen jeweils verbundenen Perspektiven beachtet werden: So gelten sowohl Sexualitäts- als auch panoptisches Dispositiv zumindest innerhalb einer europäischen Sphäre einzelkulturübergreifend; ihre Elemente und Effekte finden sich sowohl in Frankreich als auch in England, den Niederlanden oder Deutschland. Dies haben Foucaults Analysen deutlich gezeigt. Allerdings lassen sie sich nur schwerlich auf außereuropäische Kulturräume übertragen. Auch dies ist im Zusammenhang mit *scientia sexualis* und *ars erotica*³⁷, zwei fundamental unterschiedlichen Sexualitätsdiagrammen, in *Der Wille zum Wissen* hinreichend erläutert worden.³⁸ Ist aber von einem ‚Allianzdispositiv‘ die Rede, lassen sich dafür sicherlich in allen Kulturen (jeweils in ihren Details (oder Elementen) sicherlich differente, insgesamt aber unter dem Konzept der Allianz durchaus zusammenfassbare) ähnliche Konfigurationen detektieren. Man hätte es dann mit einem globalen Phänomen mit extrem hoher historischer Stabilität zu tun, das zwar verschiedene Ausprägungen aufweist, aber (überall und dauerhaft) ähnliche Funktionen zu erfüllen versucht. Am anderen Pol des dispositiven Kontinuums beschreibt Foucault aber auch die Verbindung „aus Bittschriften, ‚lettres de cachet‘, Inhaftierung und Polizei“ als „Dispositiv“³⁹. Dieses Dispositiv – das in einer strategischen Situation statthatte, in der ‚einfache Bürger‘ nicht bloß Bitt-, sondern auch Denunziationsbriefe (besagte *lettres de cachet*) an den König richten konnten, um etwa ungeliebte Nachbarn oder Konkurrenten buchstäblich ans Messer zu liefern – wies eine vergleichsweise geringe topographische und chronologische Reichweite auf: Es beschränkte sich

33 WW, 105.

34 DeE II, 886.

35 WW, 105.

36 Ebd., 109 (Anmerkung). So hatte man es beim Allianzdispositiv mit „einem System des Heiratens, der Festlegung und Entwicklung der Verwandtschaften, der Übermittlung der Namen und Güter“ (ebd., 105) zu tun. Die aktuelle Diskussion um die ‚Ehe für alle‘, die auch gleichgeschlechtlichen Partnern den Zugang zu diesem System sichern soll, zeigt die potenzielle Langlebigkeit, aber auch die Dynamik solcher Dispositive.

37 Vgl. WW, 61.

38 Die Reichweite des Sexualitätsdispositivs, das Foucault in *Der Wille zum Wissen* beschreibt, beschränkt sich nämlich auf einen bestimmten Kulturraum: „Nun gibt es allerdings ein grundlegendes Merkmal in der Ökonomie der Lüste, so wie sie *im Abendland* funktioniert: dass der Sex ihr zum Verstehbarkeits- und Maßprinzip dient.“ Und weiter: „Der Sex ist damit zum Gesetzbuch der Lust geworden. *Im Abendland* war [...] diese Kodifizierung der Lust durch die Gesetze des Sexes letztlich der Anlass für das gesamte Dispositiv der Sexualität“ (DeE III, 307; eigene Hervorhebung).

39 DeE III, 325.

auf Frankreich, und hier auf nur etwa hundert Jahre (1660-1760). So finden sich, folgt man Foucaults Begriffsverwendung (und seinen historischen Analysen), Dispositive recht unterschiedlicher Niveaus. Man könnte diese ‚komponierten‘ Formen anhand ihrer verschiedenen chronotopischen Reichweiten als Mikro-, Meso- und Makrodispositive beschreiben. Sie sind nicht mit Deleuzes ‚Mikro-Dispositiven‘⁴⁰ zu verwechseln, hinsichtlich derer Samuel Sieber konstatiert:

„Was Deleuze als Mikrodispositive bezeichnet, meint bei Foucault die lokalen oder regionalen und insofern ‚isoliert‘ beschreibbaren Machteffekte. Makrodispositive betonen dagegen eher die Diagrammatik der Macht: Weitet ein Mikrodispositiv sich aus, kongruiert und transformiert es sich mit weiteren Mikrodispositiven, so bildet es eine weitere Kraftlinie, deren diagrammatisches Schema die Ausrichtung weiterer Sagbarkeits- und Sichtbarkeitsfelder organisiert.“⁴¹

Die Psychoanalyse wäre in diesem Zusammenhang als ein solches Mikrodispositiv in den Blick zu nehmen. Allerdings ist Deleuzes Beschreibung der Mikrodispositive – der ‚diffusen, heterogenen Mannigfaltigkeit‘⁴², aus denen sich Dispositive zusammensetzen – nicht mit der hier vorgelegten Foucault-Präzisierung zu vereinbaren, weil sie die Unterscheidung von Institution und Dispositiv unterminiert. Im Folgenden werden daher bloß die ‚Ensembles‘ als (eigenständige) Dispositive verstanden, die in der hier eingeführten Unterscheidung wenigstens die Mesebene erreichen.⁴³

In einer völlig anderen Verwendungsweise werden dem Begriff Geltungsbereiche oder Merkmale recht unterschiedlicher Reichweite *attributioniert*: Man liest neben ‚institutionelle[n]‘⁴⁴ etwa von ‚diskursiven‘⁴⁵, ‚strategischen‘⁴⁶ und ‚materielle[n] Dispositive[n]‘⁴⁷. Die konsequente Verwendung des Plurals scheint hier darauf hinzuweisen, dass man es mit *Klassen* von Dispositiven zu tun hat, unter die sich die o.g. Einzeldispositive je subsumieren lassen. Dies würde allerdings der eingangs eingeführten Definition diametral widersprechen: So ist von ‚institutionellen Dispositiven‘ etwa im Zusammenhang mit ‚Bildungsanstalten des 18. Jahrhunderts‘⁴⁸ die Rede, die sich durch eine spezielle Architektur und innere Ordnung auszeichnen, wie etwa den ‚Klassenraum, die Form der Tische, die Gewährung von Ruhepausen, die Unterteilung der Schlafsäle [...], die für die Überwachung des Zubettgehens und des Schlafes vorgesehenen Regeln‘⁴⁹. Damit ver-

40 Deleuze 1996, 15.

41 Sieber 2014, 87. Sieber bezieht sich hier auf die Bedeutung, die Deleuze dem Diagramm-Begriff beilegt (vgl. Kapitel 4.5.2ff.).

42 Deleuze 1996, 15.

43 Die Gründe dafür ergeben sich insbesondere aus der in Kapitel 5.2 vorgeschlagenen Dispositivkonzeption.

44 WW, 35. Vgl. auch DeE III, 265: Dort spricht Foucault von einem ‚Dispositiv wie einer Armee oder einer Werkstatt oder irgendeiner anderen Art Institution‘.

45 WW, 37.

46 DeE III, 595.

47 DeE IV, 290.

48 WW, 32.

49 Ebd., 32f.

bunden zeigt sich zwar „eine ganze Literatur von Vorschriften, Ratschlägen, Beobachtungen, medizinischen Anweisungen, klinischen Fällen, Reformvorhaben und Plänen für ideale Anstalten“⁵⁰ – allerdings sind diese Elemente nicht Teil der ‚institutionellen Dispositive‘, sondern „diskursive Strategien“⁵¹, wie Foucault konstatiert. Zunächst konstatiert, muss präzisiert werden, denn wenige Seiten später liest man (weiterhin in *Der Wille zum Wissen*), dass man es hierbei mit ‚diskursiven Dispositiven‘ zu tun habe. Diese Verwirrung stiftende (und inkonsequent scheinende) Begriffsverwendung ist sicherlich mit dafür verantwortlich, dass der Dispositivbegriff auch in der Nachfolge Foucaults recht unterschiedlich und (teils unzulässig) offen rezipiert wurde. Sie lässt sich allerdings auch argumentationslogisch deuten: So hat man es hier eigentlich bloß mit verschiedenen *Akzentuierungen* des Dispositivbegriffs zu tun, die einzig den Zweck erfüllen, bestimmte Elemente des jeweils in Frage stehenden Dispositivs besonders hervorzuheben. So ist es für Foucaults Argumentationsgang in *Der Wille zum Wissen* sinnvoll, in dieser der Kerkernetzstudie *Überwachen und Strafen* folgenden Untersuchung insofern an das vorhergehende Buch anzuknüpfen, als zunächst der institutionelle Teil des Sexualitätsdispositivs herausgestellt wird, um dann in einem zweiten Schritt die zuvor weniger prominenten Diskurse wieder in den Fokus zu rücken, deren massenhaftes Erscheinen im Zusammenhang mit der Sexualität schließlich die Pointe des Buchs darstellt.

Ähnliches lässt sich auch für die ‚strategischen Dispositive‘ nachweisen. Die Formulierung findet sich in einem Interview mit Foucault, in dem er auf die Frage eines Studenten hin, inwiefern sich seine Methode von der Phänomenologie unterscheidet, antwortet:

„Die von mir praktizierte Analyse befasst sich nicht mit dem Problem des sprechenden Subjekts, sondern untersucht, welche unterschiedlichen Rollen der Diskurs innerhalb eines strategischen Systems spielt, an dem auch Macht beteiligt ist und für das Macht eingesetzt wird. Die Macht befindet sich also nicht außerhalb des Diskurses. Die Macht ist weder Quelle noch Ursprung des Diskurses. Die Macht vollzieht sich über den Diskurs, denn der Diskurs ist selbst *Element in einem strategischen Dispositiv aus Machtbeziehungen*.“⁵²

Die Betonung des Strategischen am Dispositiv dient hier offensichtlich der Bekräftigung der Tatsache, dass sich Dispositive stets – wie bereits weiter oben gesehen – im Rahmen eines Kräfteverhältnisses und einer Strategie konfigurieren, dass also *Macht* eine dominante Rolle in der Genese und der Funktion(sausübung) von Dispositiven spielt, ohne dass diese wiederum von einem (konkreten) Individuum ausgeübt werden müsste. Auch das letzte der oben angeführten Attribute steht in einem Argumentationszusammenhang, der indes die nahezu globale Geltung des Dispositivkonzepts für die Machtanalyse tendenziell zurücknimmt. Es stammt aus einem der späteren,

50 Ebd., 34.

51 Ebd., 35.

52 DeE III, 595; eigene Hervorhebung.

eher im Zusammenhang mit der *Ethik* Foucaults entstandenen Text und verlässt damit in gewisser Hinsicht die Fundamente der hier verfolgten Argumentation. Dennoch, auch hierbei scheint die Konkretisierung, die durch das Attribut ‚materiell‘ vorgenommen wird, eher rhetorisch als inhaltlich motiviert zu sein. Der Dispositivbegriff taucht nämlich im Zusammenhang mit einer Auflistung (eine in Foucaults Texten insgesamt sehr beliebte Form) auf, die enthält, welche „[Punkte] zur Analyse der Machtbeziehungen [...] zu klären“⁵³ seien. Unter einigen anderen findet sich dabei auch die Frage der „*instrumentellen Modalitäten*“⁵⁴, die Frage danach also,

„ob die Macht durch Drohung mit Waffengewalt, durch das Wort, über ökonomische Ungleichheit, über mehr oder weniger komplexe Kontrollmechanismen oder Überwachungssysteme, mit oder ohne Archive, nach expliziten oder stillschweigenden, dauerhaften oder veränderbaren Regeln, mit oder ohne *materielle Dispositive* usw. ausgeübt wird“⁵⁵.

Nun scheint mit dieser Verwendung insofern eine deutliche Marginalisierung des Dispositivkonzepts einherzugehen, als es, das in der bisherigen Reflexion auf der Basis der genealogischen Schriften Machttechniken wie Kontrolle und Überwachung, aber auch Archivinhalte (Aussagen und Diskurse) sowie Regeln (resp. Normen) umfassen sollte, nun auf Materielles wie Architekturen mit ihrer spezifischen räumlichen Ordnung u.ä. reduziert wird. Im selben Aufsatz ist allerdings an späterer Stelle von „Machtdispositiv[en]“⁵⁶ die Rede. Die (Weiter-)Verwendung dieses Kompositums, das sich durchgängig in Foucaults (Dispositiv-)Texten findet⁵⁷, deutet darauf hin, dass er dem Dispositivkonzept auch in der ethischen ‚Phase‘ noch einen zentralen Stellenwert beimisst, wenn es um die Analyse von Macht(beziehungen) geht.

Stellt sich die Frage, was unter ‚Machtdispositiven‘ eigentlich zu verstehen ist – die Formulierung mutet immerhin tautologisch an, wenn man sich vor Augen führt, dass jedem Dispositiv die ‚Prävalenz eines strategischen Ziels‘ eignet. Handelt es sich dabei erneut um einen rhetorischen ‚Kniff‘? Oder muss hier dann doch davon ausgegangen werden, dass die Verwendung des Plurals eine Dispositivklasse andeutet? Sollte letzteres der Fall sein, müsste es auch andere Dispositive geben, unter die sich kleinere Dispositive zu größeren „Gesamtdispositiven“⁵⁸ gruppieren lassen. Ein Hinweis auf ein Konzept, das sich zumindest potenziell auf demselben Abstraktionsniveau bewegt wie die ‚Dispositive der Macht‘, findet sich am Beginn von *Der Wille zum Wissen*: Hier ist von „Dispositive[n] der Herrschaft“⁵⁹ die Rede. Nun wurde im Verlauf der Reflexion aller-

53 DeE IV, 289.

54 Ebd.; Hervorhebung i.O.

55 Ebd., 289f.; eigene Hervorhebung.

56 Ebd., 292, auch ebd., 293.

57 Etwa WW, 146, DeE III, 267; auch als „Dispositive[] der Macht“ in DeE III, 102 oder DeE III, 541 u.a.

58 WW, 95.

59 Ebd., 87.

dings wiederholt darauf hingewiesen, dass die Abgrenzung von ‚Herrschaft‘ und ‚Macht‘ insbesondere dann nicht ganz eindeutig ist, wenn man als *tertium* ‚Widerstand‘ hinzuzieht (der in den Texten stets als gegen Macht, gegen bestehende Kräfteverhältnisse, ob stabil oder nicht, selten aber wirklich als gegen Herrschaft gerichtet beschrieben wird).⁶⁰ Zieht man folgende Textstelle in Betracht, dann ist Herrschaft bloß als *eine* konkrete *Formierung* von Macht zu verstehen:

„Herrschaft ist eine globale Machtstruktur, deren Bedeutung und Folgen oft bis in die kleinsten Verästelungen der Gesellschaft reichen. Zugleich ist sie jedoch auch eine strategische Situation, die sich über lange geschichtliche Zeiträume zwischen Gegnern herausgebildet und verfestigt hat.“⁶¹

Nicht alle Machtdispositive sind daher Dispositive der Herrschaft, Herrschaftsdispositive aber sind stets *Dispositive der Macht*. Im Grunde gilt dies für alle hier betrachteten Einzeldispositive, und selbst die o.g. Nuancierungen wie ‚diskursives‘ oder ‚institutionelles Dispositiv‘ kommen nicht ohne Machtaspekt aus. Dispositive sind, mit Deleuze gesprochen, „Ordnungen, die es für das Sichtbare und das Aussagbare zu definieren gilt – mit ihren Abweichungen, ihren Transformationen und ihren Mutationen“, die durch „Kräftelinien“⁶² gestiftet werden – die Verwendung des Begriffs ‚Machtdispositiv‘ betont genau diese Tatsache.

5.2 Im Dispositiv: Institutionen und Diskurse

Die bisherige Reflexion von Foucaults Dispositivverständnis hat eine Reihe von Bestimmungsfaktoren zutage gefördert: Zunächst, dass man unter einem Dispositiv eine spezifische Form des In-Beziehung-Setzens heterogener Elemente unter der Maßgabe einer strategischen Funktion zu verstehen hat, d.h. Dispositive stellen, kommt man auf den metaphorischen Raum des Krieges, als den Foucault die Aushandlung der Kräfteverhältnisse beschrieben hatte, zurück, insofern Manifestationen solcher strategischen Auseinandersetzungen dar, als sie bestimmte ‚Kampfmittel‘ miteinander kombinieren, um den größtmöglichen kriegerischen Nutzen zu erzielen. Dabei können einmal die institutionellen Elemente einen höheren Stellenwert (bei deren Analyse) einnehmen, einmal die diskursiven, ein anderes Mal die materiellen Anteile. Als grundlegend erweist sich jedoch die *Verknüpfung* der ‚heterogenen Elemente‘, das ‚Netz‘, das zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Elementen unter der Maßgabe von Macht hergestellt wird: Im Dispositiv *verbinden sich Wissen und Macht*. Im Hinblick auf die in Kapitel 4.5 entwickelten Begriffe lässt sich daher für Foucaults Denken Folgendes festhalten: Dispositive sind ihm mehr oder weniger abstrakte Verbindungen verschiedener Institutionen und Diskurse, die – vergegenwärtigt man sich die ‚Prävalenz eines strategischen Ziels‘ – im Hinblick auf eine strategische Funktion, oder,

60 Vgl. hierzu insbesondere die Kapitel 4.2-4.4.

61 DeE IV, 293.

62 Deleuze 1991, 154.

anders formuliert, nach der Maßgabe eines bestimmten strategischen Aprioris entstehen. Macht, oder ein bestimmter, sich in strategischen Aprioris niederschlagender ‚Wille zur Macht‘ ist für Foucault im Hinblick auf Dispositive also primär, während der Wille zum Wissen, während also Diskurse, Diskursivitäten und sogar historische Aprioris mehr oder weniger als (mittelbare) Macht-Effekte angesehen werden können.⁶³ Ins Vokabular der Diskurstheorie übersetzt hieße das: Die primären Beziehungen, die Machtfelder also, die sich aus der Konfiguration von Machtpraktiken und -monumenten (den arsenalisierten Elementen) in Institutionen ergeben, sind nicht bloß wichtige Determinanten der diskursiven und interdiskursiven Beziehungen, sondern ihnen vorgängige Existenzbedingungen. Diskurse sind den Institutionen also tendenziell *untergeordnet*. Nun ist die Relevanz von Machtbeziehungen für die Genese und Reichweite von Diskursen aus mehreren Gründen sicherlich unstrittig und wurde von Foucault bereits in der *Archäologie des Wissens* formuliert: So ist bereits die Konstitution von diskursiven *Gegenständen*, d.h. dessen, worüber als wahr anerkannte Aussagen getroffen werden können, an das Feld primärer Beziehungen gebunden, und zwar insofern, als diese – etwa die neu entstandenen Herbarien, die Foucault für die Naturgeschichte beschreibt, und die eine neuartige Kategorisierung von Pflanzen präformieren⁶⁴ – bestimmte Aussagen allererst ermöglichen. Zudem sind wenigstens zwei der von Foucault beschriebenen Determinanten von *Subjektpositionen*, d.h. der Frage danach, wer Aussagen treffen darf und von wo aus, in Diskursen nichtdiskursiver, oder genauer: institutioneller Natur. So lassen sich etwa ‚institutionelle Plätze‘, d.h. die Räume und Ritualisierungen, innerhalb derer bestimmte Subjekte bestimmte (anerkennbare) Aussagen formulieren dürfen, sicher nicht ohne machtvolle institutionelle Rahmungen (= Kombinationen aus Machttechniken, Architekturen, Raum- und Zeiteinteilungen etc.) vorstellen; und auch die spezifischen ‚Situationen‘, die für die Geltung von Aussagen durch Subjekte mitentscheidend sind, haben in der Regel strategischen Charakter.⁶⁵ Auch die recht abstrakte Redeweise von ‚Feldern der *Aussagekoexistenz*‘, die Foucault in der *Archäologie des Wissens* als dritte von vier Existenzfunktionen der Aussage fasst, lässt sich unter Einbezug des ‚Faktors Macht‘ konkretisieren: Aussagen sind nämlich dadurch bestimmt, dass sie in Relationen zu anderen Aussagen stehen, die nicht zwingend zum selben Diskurs wie sie selbst gehören. Deswegen lassen sich etwa unterschiedliche Diskurse zu größeren Diskursivitäten verbinden, weil sie dieselben Begriffe verwenden – selbst wenn sie mit-

63 Das stimmt nicht ganz: „Nicht weil man auf verschiedene Weise denkt oder weil man einander widersprechende Thesen vertritt, stehen die Diskurse gegeneinander. Sondern zunächst einmal, weil der Diskurs eine Waffe der Macht, der Kontrolle, der Unterwerfung, der Qualifizierung und Disqualifizierung ist, ist er das, worum ein grundsätzlicher Kampf geführt wird“ (Foucault 2013e [1976], 192).

64 Vgl. dazu Kapitel 2.1.2.

65 Vgl. dazu Kapitel 2.1.3.

einander unvereinbare Aussagen enthalten⁶⁶. Nun ist das Auftreten von Begriffen aber sicherlich ebenfalls an strategische Voraussetzungen gebunden: Betrachtet man etwa die kontrastierende Verwendung von ‚Asylant‘ und ‚Flüchtling‘ durch unterschiedliche politische Akteure in öffentlichen Debatten, ist damit nämlich eine jeweils andere Strategie (der Ablehnung bzw. Zustimmung) verbunden. Zuletzt (und am offensichtlichsten) zeigt sich der Einfluss der Macht auf die Genese von Diskursen aber in der Frage danach, was in Diskursen *thematisch* wird bzw. werden kann. Dies unterliegt nämlich, so Foucault, einer ‚theoretischen Wahl‘ der diskursiven Subjekte, die einer (ihnen wiederum vorgängigen, das haben die Überlegungen zur Machtanalytik gezeigt) *Strategie* unterliegen.⁶⁷ Betrachtet man Foucaults Diagnosen hinsichtlich der Diskurse und Aussagen vor dem Hintergrund seiner Machtanalytik, lässt sich daher konstatieren, dass Wissensphänomene ohne Macht undenkbar sind. Anders formuliert: Diskurse, Aussagen, diskursive Formationen – und damit mittelbar auch Archive und historische Aprioris sowie die gesamte Episteme – existieren niemals außerhalb von Machtphänomenen. Folgt man dieser Logik, unterliegt die Episteme in all ihren Konkretisierungen (Diskursivität, Diskurs, Aussage) der Strategeme. Darin jedenfalls scheint die Pointe des Foucaultschen Dispositivbegriffs zu liegen. Er selbst formuliert im Hinblick auf die Frage nach dem Zusammenhang von Episteme und Dispositiv demgemäß auch:

„Wenn du so willst, dann würde ich, wenn ich auf sie zurückkomme, die Episteme als ein strategisches Dispositiv definieren, das es gestattet, unter all den möglichen Aussagen jene auszulesen, die nicht einer wissenschaftlichen Theorie, sondern eines Feldes von Wissenschaftlichkeit annehmbar sein können“⁶⁸.

Diskurse sind den Dispositiven also keine vorgängigen Elemente, sondern existieren selbst bloß innerhalb dispositiver Gefüge.

Nun erweist der Blick auf die Existenzfunktionen der Aussagen bzw. die Bestimmungsfaktoren der Diskurse allerdings noch eine ganz anders geartete Facette: So lässt sich etwa für die *Gegenstände*, die in Diskursen verhandelt werden, zwar konstatieren, dass ihnen reale Objekte vorausgehen. Andererseits aber ist offensichtlich, dass der Umgang mit diesen Objekten, ihre Funktionalisierung, viel grundlegender aber noch ihre Wahrnehmung und Erkenntnis selbst von einem diskursiv etablierten Wissen (das man selbst als eine Form von ‚Praxis‘ fassen kann⁶⁹) nicht bloß abhängt, sondern allererst *ermöglicht* wird. Dass die Machtbeziehungen, die zwischen konkreten Gegenständen/Sachverhalten existieren, also überhaupt erkenn- und verhandelbar werden können, wird nicht allein von ihrem strategischen Stellenwert oder ihrer institutionellen Einbettung

66 Vgl. Kapitel 2.1.4.

67 Vgl. Kapitel 2.1.5.

68 DeE III, 395f.

69 Vgl. Dreyfus/Rabinow 1987, 88.

determiniert, sondern ebenso sehr davon, ob sie – vermittelt durch Aussagen – Bestandteil eines historischen Aprioris, eines Willens zum Wissen sind. Exemplarisch formuliert: Gäbe es keine diskursive Wissensbildung über Viren, wäre die Annahme von Viren nicht (potenzieller) Teil eines historischen Aprioris, hätten sich Forschungseinrichtungen zur Virologie niemals etablieren können. Dies gilt auch für den *Subjektstatus* in Diskursen. Ob ein Individuum nämlich in der Lage ist, von einer bestimmten Position aus eine Aussage zu tätigen, die im Wahren ist, wird von Voraussetzungen beschränkt, die eng mit einem bestimmten Wissen verbunden sind: So ist das Kriterium etwa einer ärztlichen Ausbildung, die es erlaubt, in einem medizinischen Diskurs Aussagen zu treffen, an die Kenntnis (der Regeln) des dazugehörigen Fachdiskurses gebunden, die wiederum nur bestimmten Individuen zugänglich ist. Anders formuliert: Diskurse konstituieren die Kriterien, die an Individuen angelegt werden, die innerhalb ihrer Wahres aussagen wollen, selbst – auch wenn sie nur in bestimmten institutionellen Rahmungen existieren. Gerade die Verwendung von *Begriffen*, die u.a. als Gruppierungsprinzip von Aussagen zu Diskursen dienen können, verweist darüber hinaus stärker auf die intra- und interdiskursiven Beziehungen als auf die Beziehungen des Diskurses zu Nicht-Diskursivem. Auch wenn sie innerhalb bestimmter ‚strategischer Arrangements‘ eingesetzt werden können, d.h. um etwa einen strategischen Standpunkt zu markieren, sind Begriffe doch immer bloß *in* Diskursen vorstellbar, nicht aber unabhängig von selbigen. Sie werden innerhalb diskursiver Settings gebildet, die zwar offensichtlich nicht unverbunden mit institutionellen Maßgaben sind. Aber die Konstitution von Begriffen ist sicherlich viel stärker von intra- und interdiskursiven Relationen abhängig als von den primären Beziehungen. Zuletzt lässt sich auch die *theoretische Wahl* durchaus in der diskursiven Logik verorten. Zwar wurde oben gezeigt, dass man es dabei mit einer Wahl zu tun hat, die nur innerhalb und auf dem Boden eines strategischen Aprioris denkbar ist. Allerdings wird sie ebenso sehr von den bereits existierenden Diskursen determiniert – auch die theoretische Wahl dessen, was in Diskursen thematisch werden soll oder kann, ist also abhängig vom Feld des Wahren, das von der Episteme umrissen ist. Selbst wenn es daher etwa strategisch sinnvoll wäre, über etwas zu sprechen, darüber ein Wissen zu bilden o.ä. – dass dies anerkannt wird, dass es gelingen kann, hängt davon ab, ob es sich potenziell innerhalb des geltenden Willens zum Wissen bewegt. So zeigt sich, dass nicht bloß die Episteme von der Strategeme abhängt – sondern auch, dass die Strategeme in all ihren Konkretisierungen (Diagramm, Institution, Machtpraktiken) in ihrer Reichweite von der Episteme beschränkt wird. *Ebenso wie für den Diskurs gilt daher auch für die Institution, dass sie nur in der Verbindung mit dem Wissen – im Element des Dispositivs also – überhaupt denkbar ist.* Diese Diagnose geht über den Horizont des Foucaultschen Begriffs insofern hinaus, als sie die Interdependenz von Wissen und Macht betont, ohne dass es zu einer

Hierarchisierung von Wissen und Macht, von Diskurs und Institution kommt.

Ein letzter Hinweis auf die zu konstatierende Interdependenz von epistemischen und strategischen Elementen (von Diskurs und Institution) findet sich schließlich in der Figur der *Norm*. Begreift man die Norm mit Foucault als ein Wissen, das ‚normend, normierend, normalisierend‘ auf die Subjekte wirkt, das sie also nach bestimmten Kriterien qualifiziert, unterwirft und determiniert, wird Wissen nämlich nur dann, um eine Formulierung von Butler zu verwenden, *anerkanntbar*, wenn seine Geltung machtvoll durchgesetzt wird. Andererseits erlaubt aber erst die (diskursive) Formulierung einer Norm die Ausgestaltung institutioneller Anordnungen. Im Beispiel der Psychoanalyse ließe sich etwa eine Norm darin detektieren, stets möglichst die unverfälschte ‚Wahrheit‘ (oder das, was dafür gehalten wird – schließlich handelt es sich dabei um einen Diskurseffekt) über sich auszusagen. Diese Prämisse entsteht aus und formiert ihrerseits die Machttechnik des Geständnisses, für die wiederum auf der Basis anderer Wissensbestandteile (etwa des Diskurses um Übertragung und Gegenübertragung) räumliche Anordnungen geschaffen werden, die die Einhaltung dieser Norm fordern und fördern. Zusammenfassend lässt sich daher konstatieren: Normen können nur dann auftreten, wenn Institutionen und Diskurse *zusammenwirken*.

In Abgrenzung von Foucaults Ansatz lässt sich daher auf Basis der obigen Skizzen festhalten, dass Wissen und Macht in einem *gleichberechtigten* Wechselverhältnis stehen. Sie bedingen sich gegenseitig und treten niemals isoliert auf, lassen sich jedoch in gewisser Hinsicht unabhängig voneinander analysieren⁷⁰. Es gilt also: Es existiert keine Macht ohne Wissen, und es existiert kein Wissen ohne Macht. Der Ort, an dem sich Macht und Wissen treffen, der Ort, an dem (bestimmte) strategische und historische Aprioris zusammenkommen, darauf laufen die angestellten Überlegungen hinaus, ist das *Dispositiv*. Es handelt sich bei diesen Dispositiven nicht um Orte, an denen Episteme und Strategeme oder gar Archiv und Arsenal in eins fallen. Sie treffen in diesen ‚dynamischen Ontologien‘ aufeinander, aber sie *sind* sie nicht. Sie sind bestenfalls Teile davon; Dispositive sind Verbindungen von Aktualisierungen eines spezifischen (historischen) Wissens und einer spezifischen (historisch-kulturellen) Macht; in ihnen konkretisieren sie sich: Anders formuliert: Ein Dispositiv „geht [...] aus einer Verschränkung von Macht- und Wissensverhältnissen hervor“⁷¹, unterliegt also den Existenzbedingungen, die die Strategeme und die Episteme vorgeben und wirkt auf sie zurück. Seine Elemente speisen sich aus Archiv und Arsenal, aber die Elemente von Archiv und Arsenal, die Wissens- und Machtpraktiken und -monumente, verdanken sich ihrerseits insofern dem Dispositiv, als es allererst erlaubt, Diskurse und Institutionen unter der Maßgabe einer subjektwirksamen Funktion zu bilden. Daher ist Wolfgang Detels

70 Vgl. dazu Bührmann/Schneider 2008, 2013.

71 Agamben 2008, 9.

Diagnose im Hinblick auf die Lokalisierungen resp. Globalisierungen von Machtbeziehungen nur in Teilen zuzustimmen:

„Die individuellen, lokalen Machtbeziehungen aktualisieren demnach die Machtformen, und die Machtformen aktualisieren ihrerseits die globalen Machtstrukturen und Dispositive – keine lokale Machtbeziehung ohne Machtform und globale Machtstruktur, und keine Machtform oder globale Machtstruktur ohne lokale Machtbeziehungen. Macht tritt historisch nie in einem ordnungsfreien Raum auf, aber die sozialen Ordnungen und Strukturen sind stets an ihre Aktualisierung durch lokale Machtbeziehungen gebunden.“⁷²

Die Schichten, die Detel hier für die Macht aufzeigt, stehen sicher in Analogie zu den hier vorgeschlagenen Konzepten. Allerdings handelt es sich beim Verhältnis von Dispositiv, strategischen Aprioris, Arsenal und Strategeme keineswegs um eine einfache *bottom-up-* bzw. *top-down-*Beziehung, und auch die Kreuzungslinien mit historischen Aprioris, Archiv, Episteme und Diskurs sind ins Kalkül zu ziehen. Ließ sich für das Verhältnis dieser Wissensinstanzen bereits eine meta-leptische Logik attestieren, findet sich ein ähnliches Prinzip auch für die Machtfelder. So ist jede ‚Aktualisierung‘, weil sie nicht bloß eine Eins-zu-eins-Kopie darstellt, sondern vielmehr einer iterativen Logik folgt, zugleich auch als (Trans-)Formation oder (Trans-)Figuration der abstrakteren Ebene zu verstehen, welche dann wiederum auf die Existenzbedingung der Aktualisierung zurückwirkt. Klarheit mag ein Beispiel schaffen: Ein im Rahmen psychoanalytischer Therapie (also innerhalb einer Institution, die Teil eines Dispositivs ist) tatsächlich erfolgtes Geständnis einer sexuellen Perversion etwa mit einem Haustier (die Iteration einer Machttechnik, deren erfolgreiche Anwendung nur dann gegeben ist, wenn sie dem Willen zum Wissen gerecht wird – durch die für ein Geständnis notwendige Voraussetzung eines Normverstoßes, im Beispiel etwa gegen die eheliche Sexualität) geht einerseits selbst ins Arsenal ein, erfolgt aber andererseits allererst auf der Basis dieser etablierten Technik, die bereits Teil des Arsenalis ist. Das iterierte Sediment – die konkrete Praxis des Geständnisses – wirkt mit seinem Erscheinen als Bestätigung und als (Neu-)Begründung der Geständnisteknik als solcher, denn es erlaubt, den Patienten, der mit dem Geständnis die Geltung der Norm anerkennt, zu beherrschen. Zudem bestätigt und transformiert es den Raum möglicher Aussagen, indem es eine der bereits existenten Aussagen des Archivs (die sexuelle Norm) zur Basis dessen nimmt, was es formuliert. Selbige Aussagen werden dadurch wiederum transformiert. Die Transformation von archivierten und arsenalisierten Elementen ist substanziell, weil ihre *Persistenz* berührt wird: Ihr Erscheinen dynamisiert den raum-zeitlichen Zusammenhang (Diskurs und Institution in der Mittlerfigur des Dispositivs) insofern, als im Beispiel nicht bloß die Sexualität zwischen Menschen zum Anwendungsfeld der Norm gemacht wird, sondern Fragen etwa des Tierschutzes an den Sexualitätsdiskurs und das

72 Detel 1998/2006, 31f.

-dispositiv anschließen (können). Die Elemente des Dispositivs erweitern sich, bereits vorhandene Relationen verschieben sich, seine Funktionen werden transformiert. Davon wird wiederum das strategische Apriori berührt, insofern die Kontrolltechnologie der Biomacht ihr Gegenstandsfeld auf den Sex mit Tieren ausweiten kann; das historische Apriori der *scientia sexualis* erweitert den Raum des Wahren, in dem Aussagen über tierischen Sex existieren können. Dies alles wirkt auf das tatsächliche Geständnisereignis im psychoanalytischen Raum zurück: Es hätte – als diskursive Praxis innerhalb eines Dispositivs – nicht erscheinen können, hätte es nicht solche Effekte hervorgerufen. Insofern wird die ‚Aktualisierung‘ zur Voraussetzung ihrer eigenen Existenz, oder anders formuliert: Die Praktizierung von im Archiv angelegten Elementen im Raum eines Willens zum Wissen ‚drücken‘ einen spezifischen Willen zur Macht ebenso sehr ‚aus‘, wie sie ihn allererst ‚herstellen‘. Daher sind sowohl Diskurse als auch Institutionen nur im Rahmen von Dispositiven überhaupt denkbar⁷³ (und es kann keine Rede davon sein, dass „der Dispositivbegriff als eine weitere analytische Kategorie angesehen werden kann, mit der die bisher entwickelten Überlegungen zum Diskursbegriff ergänzt werden“⁷⁴ können). Allerdings verweist etwa Michel de Certeau bereits mit Blick auf *Überwachen und Strafen* auf die vielen kleinen Machtpraktiken, die, (zunächst) mehr oder weniger unabhängig von komplementären Diskursen, *außerhalb* einer dispositiven Umgebung existieren:

„Eine Gesellschaft wäre somit aus bestimmten herausragenden Praktiken, die ihre normativen Institutionen organisieren, und aus zahllosen anderen Praktiken zusammengesetzt, die ‚klein‘, ‚minoritär‘, [sic] geblieben sind, die (auch wenn sie keinen Diskurs organisieren) da sind und die ersten Sprösslinge oder Reste von differnten (institutionellen oder wissenschaftlichen) Hypothesen für diese oder für andere Gesellschaften enthalten.“⁷⁵

73 Auf die Abhängigkeit der Diskurse von den Institutionen weisen auch Bührmann/Schneider hin; die Abhängigkeit der Institutionen von den Diskursen hingegen wird auch von ihnen marginalisiert: „Ihre [der Diskurse, T.G.] wirklichkeitsschaffenden Machtwirkungen entfalten sie erst über die durch sie prozessierten Wissensordnungen, die durch institutionalisierte diskursive Praktiken im Sinne von Wissenspolitiken hergestellt, durchgesetzt, stabilisiert oder verändert, umgestürzt werden, und die schließlich als vorherrschende Bedeutungen, Sinngehalte, Deutungsmuster das alltägliche Denken und Handeln der Menschen als gesellschaftliche Praxis orientieren“ (dies. 2008, 28f.). Ähnliches findet sich auch bei Veyne: „Der Diskurs ist nicht Produkt des Bewusstseins, sondern der objektiven Bedingungen, zu denen etwa soziale Klassen, die ökonomischen Interessen, die Glaubensüberzeugungen, die Normen, die Institutionen und Reglementierungen, die Techniken der Einwirkung auf Dinge und der Einwirkung auf sich selbst gehören. Seit mehr als einem Jahrhundert sind diese einfachen Gedanken uns vertraut, und wir vergessen gern, dass der Marxismus für ihre Verbreitung gesorgt hat. [...] Auch Foucault hat nicht gezögert, sich zu einem ‚Materialismus des Unkörperlichen‘, zu bekennen. Für diesen Materialismus des Unkörperlichen ist das Denken nur ein Element der Dispositive, ein einfaches Korrelat der Praktiken“ (Veyne 2003, 36. Zitat im Zitat: ODis, 40. Dieser Annahme liegt indes die hier verworfene Konzeption des Dispositivs zugrunde).

74 Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega 2013b, 8.

75 Certeau 1988, 109f.; Hervorhebung i.O. Certeaus Kritik basiert allerdings v.a. auf einer Fehlannahme: Er versteht Foucaults Behandlung des panoptischen Dispositivs in *Überwachen und Strafen*, als sei damit die Auffassung (Foucaults) verbunden, jenes sei das *einzig*e für die behandelte Zeitspanne existente Dispositiv. Dies ist indes im Text nicht so angelegt; es widerspricht im Gegenteil gar der Annahme Foucaults, dass sich Dispositive in ihrer Wirkdauer und Reichweite überschneiden.

Handelt es sich dabei um – wenigstens potenziell – *widerständige Praktiken*?⁷⁶ Wohl eher nicht: Die oben angestellten Überlegungen weisen vielmehr darauf hin, dass sich die für das Sexualitätsdispositiv skizzierten Veränderungen – wenn man so will, auf der Basis ‚minoritärer Praktiken‘ – als eine Art Dispositivumbau fassen lassen. Foucault selbst hatte mögliche Umstände für dem zugrundeliegende Diskontinuitäten angegeben. Sie hängen eng mit dem avisierten Nutzen von Dispositiven zusammen. Erfüllen letztere nämlich ihre (noch näher zu bestimmende) Funktion, bleiben sie relativ stabil (selbst relative Stabilität ändert indes nichts an der in der Prozessualität von Dispositiven fundierten *Dynamik*) oder weiten sich sogar aus. Erweisen sie sich aber als un- oder gar kontraproduktiv, kommt es zu einer Re- oder Transformation entweder der Elemente oder des Gegenstandsfeldes, das ihnen als Ordnungsprinzip gilt. So zeigte Foucault etwa für die „Haftmaßnahmen“, dass sie eine Wirkung zeitigten, „die im Vorhinein absolut nicht vorausgesehen wurde“⁷⁷: „Diese Wirkung war die Bildung eines delinquenten Milieus“⁷⁸. Statt zum *Zusammenbruch* des Kerkernetzes führte die Entstehung der Delinquenz aber zu einem dispositiven *Umbau*: Sie wurde in das existierende panoptische Dispositiv eingebaut; die Kleinkriminellen wurden ihrerseits nicht weiter verfolgt, sondern dienten nun der Überwachung der ‚echten Verbrecher‘.⁷⁹ Was sich in der neuen strategischen Situation verändern musste, waren neben den gesetzlichen Grundlagen auch die Normen, die dem Strafen zugrundeliegen, damit das bestehende Kräfteverhältnis stabil respektive der Herrschaftsmechanismus funktional bleiben konnte. Die anderen Elemente des ‚Netzes‘ indes transformierten sich (jedenfalls auf den ersten Blick) ihrem Wesen nach nicht: Weiterhin, auch nach der Diskontinuität der Delinquenz, bestand (und besteht) etwa die Machttechnik der Überwachung in der Mechanik des Strafens fort. Allerdings verändern sich die Positionen der jeweiligen dispositiven Elemente, wenn sie sich wie im hier angeführten Beispiel etwa auf der Basis einer anderen Norm figurieren: Beispielsweise wird die Überwachung über die Gefängnisse hinaus auf die ‚Leben‘ der Delinquenten ausgeweitet. Folgt man Foucaults Argumentation für die Persistenz der Aussagen, dann verändern die Elemente des Dispositivs sich mit einer solchen Transformation, die mit ihrer Re-Positionierung einhergeht, grundlegend. Diskurse und Institutionen im Element des Dispositivs zeichnen sich daher durch Momente von Stabilität und Dynamik aus. Deleuze hatte im Hinblick darauf (prozessual) von

76 Auch wenn diese Praktiken oder auch Formationen des Selbst durchaus „an seinen Randbereichen oder sogar außerhalb des Dispositivs möglich [sind], und zwar durch Zurückweisung eines Teils der Dispositivbeziehungen“ (Nowicka 2013, 49), nutzen sie doch die Existenz der Dispositive. Ein Totalausstieg ist nicht möglich: Das zeigen auch so unterschiedliche Selbstermächtigungsformen wie *Occupy* zur Finanzkrise oder das sog. *Crowdfunding* zur gemeinschaftlichen Finanzierung von Kunst- oder Privatprojekten, die zur *Re-Dispositivierung* tendieren.

77 DeE III, 393.

78 Ebd., 394.

79 Vgl. dazu genauer auch Kapitel 4.4.2.

„Linien der Schichtung oder der Sedimentierung“ bzw. „Linien der Aktualisierung oder Kreativität“⁸⁰ gesprochen. Insofern lassen sich Diskurse und Institutionen wie Dispositive als *dynamische Ontologien* fassen.

Nun bleibt für die (Neu-)Konzeption des Dispositivbegriffs eine letzte Frage offen: Welcherart sind die Funktionen, die ‚strategischen Ziele‘, der ‚Notstand‘, die/der überhaupt zur Bildung von Dispositiven, und das heißt mit Blick auf das hier Entwickelte: zur Verknüpfung und Genese von Diskursen und Institutionen führt? Grundsätzlich hatte Foucault diese Funktion bereits in der Diskurstheorie in den Vordergrund seiner Überlegungen gestellt, und auch in der Machtanalytik stand stets nicht die Struktur/Systematik/Vernetzung o.ä. im Mittelpunkt, sondern die Frage nach deren *Subjektwirkungen*. Die Schlussfolgerung, dass Dispositive daher funktional im Hinblick auf ihre Subjektivierungen sind, liegt nahe: Schon für Deleuze waren die „Subjektivierungslinien“⁸¹ von herausragender Relevanz für die Dispositive. Und auch Foucaults Selbstaussage betont deren Wichtigkeit: „Das umfassende Thema meiner Arbeit ist also nicht die Macht, sondern das Subjekt.“⁸² In diesem Sinne kann die Funktionalität von Dispositiven folgendermaßen präzisiert werden: Sie dienen nicht allein der Stabilisierung von Kräfteverhältnissen (im Sinne der Installation eines spezifischen Willens zur Macht) oder der Stabilisierung von Diskursivitäten (im Sinne der Installation eines Willens zum Wissen), sondern zielen daneben, darüber hinaus und mit Hilfe dessen in erster Linie auf Subjektivierung. Im vorliegenden Text hat die Genese bzw. Produktion des Subjekts daher durchgehend eine Rolle gespielt, und es wurde gezeigt, dass Subjekte bereits in der Diskurstheorie einen zentralen Raum einnehmen. Im Hinblick auf Subjektivierungsstrategien in Diskursen betont Foucault (retrospektiv) vor allem den Mechanismus „der Objektivierung des sprechenden Subjekts in der Grammatik, der Philologie und der Sprachwissenschaft“ bzw. die „Objektivierung des produzierenden, arbeitenden Subjekts in den Wirtschaftswissenschaften“⁸³, die bekanntlich Gegenstand seiner archäologischen Untersuchungen in *Die Ordnung der Dinge* war. Den Menschen zum Objekt zu machen, seine Sprache oder seine Arbeit zu analysieren und damit ein holistisches Menschenbild zu partikularisieren, um so Jede/n beschreib- und kategorisierbar zu machen – das ist die Logik dieser Strategie.⁸⁴ Partikularisierungstendenzen nehmen indes auch institutionelle Formen an – das zeigt Foucault, wenn er in *Überwachen und Strafen* die „Objektivierung des Subjekts in den auf Unterscheidung und Teilung ausgerichteten Praktiken untersucht. Das Subjekt wird entweder in sich selbst geteilt oder

80 Deleuze 1991, 161.

81 Ebd., 155.

82 DeE IV, 270.

83 Ebd., 269.

84 Vgl. dazu besonders auch die Kapitel 2.3 und 4.3.2.

von den anderen unterschieden und getrennt. Dadurch wird es zum Objekt.⁸⁵ Wirken Diskurs und Institution nun im Dispositiv zusammen, dann lässt sich, wie von Foucault in *Der Wille zum Wissen* am bevorzugten Beispiel der Sexualität vorgeführt, untersuchen, „auf welche Weise ein Mensch zum Subjekt wird“⁸⁶. Dienen die Partikularisierungen in Diskursen und Institutionen noch der Objektivierung und damit sozusagen der Detektierung (strategisch günstiger) Kriterien, anhand derer sich Menschen individualisieren und subjektivieren lassen, hat man es im Falle der ‚eigentlichen‘ Subjektgenerierung mit der positiven Zuschreibung dieser Kriterien zu tun, denen kein Individuum, möchte es eine Form kultureller Teilhabe wahrnehmen, entkommt.⁸⁷ Nun wurde bereits im Zusammenhang mit der Reflexion eines möglichen Widerstands darauf hingewiesen, dass Machtzugriffe – infolgedessen auch die Subjektivierungsprozesse, die im Dispositiv ermöglicht werden – nicht bloß gehemmte, eingeschränkte oder unterworfenen Subjekte produzieren. Vielmehr betont Foucault gerade in seinen späteren Schriften – etwa dem *Gebrauch der Lüste* oder der *Sorge um sich* – dass Machtausübung stets „freie Subjekte“ benötigt, frei insofern, als sie „über mehrere Verhaltens-, Reaktions- oder Handlungsmöglichkeiten verfügen“⁸⁸, die es ihnen erlauben, sich gegen dispositive Anordnungen zur Wehr zu setzen und deren Subjektivierungsversuche durch selbstgesetzte zu vereiteln. Hieran knüpft Deleuze an, wenn er Dispositive als „Kurven der Sichtbarkeit“⁸⁹ (in der hier vorgeschlagenen Terminologie: iterierte Inhalte des Arsenal) und „Kurven des Aussagens“ (iterierte Inhalte des Archivs), die über „Kräftelinien“⁹⁰ miteinander verbunden sind, beschreibt, die schließlich ‚Subjektivierungslinien‘ hervorbringen, welche wiederum die Geschlossenheit der Dispositive zu sprengen vermögen, auch wenn die Subjekte eigentlich selbst erst aus ihnen hervorgehen:

„Noch dort ist eine Subjektivierungslinie ein Prozess, eine Produktion von Subjektivität in einem Dispositiv: sie muss, insoweit es das Dispositiv zulässt oder ermöglicht, geschaffen werden. Sie ist eine Fluchtlinie. Sie entgeht allen vorangehenden Linien, sie macht *sich davon*. Das Selbst ist weder ein Wissen noch eine Macht. Es ist ein Individuierungsprozess, der sich auf Gruppen oder Personen bezieht und sich den etablierten Kräfteverhältnissen sowie den konstituierenden Wissensarten entzieht: eine Art Mehrwert. Es ist nicht sicher, dass jedes Dispositiv so etwas zulässt.“⁹¹

85 DeE IV, 270. Betrachtet man die Subjektivierungsmechanismen, zeigt sich erneut, dass die unter den Großthemen ‚Diskurs‘ und ‚Dispositiv‘ verhandelten Komplexe im Denken Foucaults noch eine Zwischenstufe aufweisen. *Überwachen und Strafen* beschäftigt sich im Grunde noch nicht mit Dispositiven, sondern beschreibt zunächst einmal *Institutionen*.

86 Ebd.

87 Vgl. dazu auch Kapitel 4.3.2. Darin steckt der eigentliche Machtzugriff der Biomacht, er zielt auf das „unmittelbare[] Alltagsleben, das die Individuen in Kategorien einteilt, ihnen ihre Individualität zuweist, sie an ihre Identität bindet und ihnen das Gesetz einer Wahrheit auferlegt, die sie in sich selbst und die anderen in ihnen zu erkennen haben. Diese Machtform verwandelt die Individuen in Subjekte“ (DeE IV, 275).

88 Ebd., 285.

89 Deleuze 1991, 153.

90 Ebd., 154.

91 Ebd., 155f.; Hervorhebung i.O.

Subjekte sind insofern Resultate von Dispositiven, wobei nicht eindeutig prädeterniert werden kann, ob aus dispositiven Zugriffen tatsächlich strategisch ‚gewollte‘ oder ‚ungewollte‘ Subjekte resultieren – das ist sicherlich mit der Rede davon gemeint, dass sich die Subjektivierungslinie *davonmache*. Bei Foucault findet sich die Figur des ‚Selbst‘ insbesondere im Zusammenhang mit dem Konzept der Gouvernamentalität, der „Regierung des Selbst“⁹², das u.a. im „Dispositiv des athenischen Stadtstaates“⁹³ begründet liegt: Dort etablierte sich eine Norm, die als Grundlage des Regierungshandelns einflussreicher Männer von ihnen die Beherrschung der „Künste der Existenz“⁹⁴ verlangte:

„Darunter sind gewusste und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.“⁹⁴

An diese „Selbsttechniken“⁹⁵ also schließt Deleuzes Argumentation an, wenn er „Produktionen von Subjektivität, die den Mächten und den Wissensarten eines Dispositivs entgehen, um sich in denen eines anderen, in anderen Formen, die noch zur Welt zu bringen sind, neu anzusetzen“⁹⁶, attestiert. Doch er beschreibt damit nicht bloß, inwiefern innerhalb von Dispositiven auch alternative Subjektivierungslinien ent- und bestehen, sondern eben auch, wie es überhaupt zur Genese von *neuen* Dispositiven kommen kann. Denn Linien der Subjektivierung stellen potenzielle „Riss-, Spalt- und Bruchlinien“⁹⁷ etablierter Dispositive dar; anders formuliert: Während institutionelle und diskursive Anteile des Dispositivs dessen Historizität betonen, weil sie funktionale Iterationen bereits vorhandener Elemente darstellen (Deleuze nennt sie die ‚Linien der Schichtung und Sedimentierung‘), steckt in den Subjektivierungsprozessen der Dispositive nicht bloß eine deterministische Unterwerfungsbedrohlichkeit, sondern auch die Verheißung ihrer Veränderlichkeit (Deleuzes ‚Linien der Aktualisierung und Kreativität‘). Subjekte sind nämlich nicht bloß (mehr oder minder virtuelle) Resultate von dispositiven Subjektivierungsprozessen, sondern gehen als ‚dingliche‘ Entitäten in den Wirkzusammenhang von Diskurs und Institution mit ein. Darauf weist etwa Bührmann mit Blick auf die Konstituierung von Geschlechteridentitäten hin: „In diesem Kontext fasse ich das Körpergeschlecht zugleich als wirkliches, materiell existierendes Produkt und als ein zentrales Element dieses Geschlechterdispositivs auf“⁹⁸. Darin liegt die

92 Vgl. etwa RS.

93 Deleuze 1991, 156.

94 GL, 18.

95 Ebd. Insofern lässt sich wohl doch an Certeaus ‚minoritäre Praktiken‘ anschließen – Subjekte konstituieren durch ihre *Performanzen*, ihre Wissens- und Macht-Praktiken Dispositive mit.

96 Deleuze 1991, 157.

97 Ebd.

98 Bührmann 2004, 24.

grundsätzliche Freiheit unserer Handlungen begründet, daher haben wir die Wahl, auf welche Weise wir uns (selbst) subjektivieren (lassen): Wir sind selbst nicht bloß immer schon bestimmt, sondern sind auch stets *Teil* dessen, was uns determiniert.⁹⁹ Allerdings, darauf weist etwa Ewald hin, hatte Foucault stets versucht, „in jeder der Figuren, in denen wir uns erkannt haben, etwas Transitorisches, Singuläres und Sterbliches aufzuzeigen“¹⁰⁰, denn „die Geschichte unserer Identität formuliert Foucault als Analyse der Verhältnisse von Macht und Wissen in unserer Gesellschaft“.¹⁰¹ Auch der Widerstand gegen die Subjektivierungsprozesse in Dispositiven bewegt sich daher nicht außerhalb des dispositiven Gefüges, und das widerständige Potenzial gipfelt wohl meist nicht in der Zerschlagung ‚alter‘, sondern vielmehr in der Bildung neuer Dispositive. Dafür gibt es eine Reihe historischer Beispiele; im vorliegenden Text wurden etwa die Frauen- und die Homosexuellenbewegung thematisiert. Schafft es letztere nicht einmal, aus dem Sexualitätsdispositiv ‚auszusteigen‘, weil sie zur Selbstidentifikation weiterhin eine Norm anlegt, die überhaupt erst zu ihrer Unterdrückung führte, formiert sich um erstere ein neues institutionalisiertes Wissen (oder eine wissende Institution). Man könnte dabei etwa vom ‚Genderdispositiv‘ sprechen, das sich institutionell beispielsweise in Gleichstellungsstellen, Frauenförderungsprojekten etc., diskursiv in diskursiven Formationen wie den Gender Studies, Antidiskriminierungs-Gesetzgebungen usf. niederschlägt. Man hat es dabei nicht mit einem Machtausstieg, nicht mit einer Machtastinenz zu tun, denn die Funktion dieses Dispositivs besteht natürlich ebenfalls darin, Individuen zu subjektivieren, und zwar weiterhin nach ihrem Geschlecht: Dass man es nun mit der Kategorie der kulturellen im Gegensatz zur biologischen Geschlechtlichkeit zu tun hat, macht offenbar keinen entscheidenden Unterschied aus, denn sie dienen noch immer dazu, zu klassifizieren, zu bewerten und zu unterwerfen. Die Anschlüsse von Homo-, Trans- und Intersexuellenbewegung(en) an dieses Genderdispositiv, dies sei zuletzt bloß angedeutet, zeigen diese Indifferenz (die indes von den beteiligten Subjekten sicherlich ganz anders ausgelegt würde) in aller Deutlichkeit.

99 So geht auch Bührmann davon aus, „dass Menschen zugleich (Mit-)Produzenten bzw. (Mit-)Produzentinnen und Produkte von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken sind“ (Bührmann 2004, 25).

100 Ewald 1978, 7.

101 Ebd., 10; Hervorhebung i.O.

6. (Medien-)Dispositivkonzepte: Anschlüsse an Foucault?

Anschlüsse an Foucaults Dispositivkonzept sind reichlich vorhanden und in ihrer Fülle kaum zu überblicken, das wurde bereits an mehreren Stellen des vorliegenden Textes konstatiert. Daher wird es im Folgenden nicht darum gehen, (mehr oder weniger) moderne Dispositivkonzepte zu referieren, die sich mal mehr, mal weniger explizit (oder gelungen) an das anschließen, was oben als differenzierte Präzisierung von Foucaults Annahmen entwickelt wurde. Vielmehr ist das Satzzeichen im Titel dieses Kapitels ernstzunehmen: Es markiert eine Frage danach, ob die neben Foucault meistgenannten ‚Urheber‘ des Dispositivbegriffs sich an ersteren anschließen oder sich von ihm abheben, wo Differenzen in den Konzepten bestehen und wo Übereinstimmungen. Es handelt sich bei diesen ‚Urhebern‘ namentlich um Giorgio Agamben (6.1), Jean-François Lyotard (6.2) und Jean-Louis Baudry (6.3) (auch Deleuzes Konzept gehörte sicherlich in diese Reihe; seine Lesart des Dispositivs ist indes auf den vorangehenden Seiten hinreichend mit Foucaults Auffassungen kontrastiert worden). Damit wird nicht bloß der hier vorgelegte Entwurf geschärft. Vielmehr wird sich diese Auseinandersetzung auch als Erweiterung insofern erweisen, als sowohl Agamben als auch Lyotard von Dispositiven sprechen, von denen bei Foucault keine Rede war: Was in ihren Konzepten mehr oder weniger explizit auf den Plan tritt, ist die Figur des *medialen Dispositivs*. Als ‚Begründer‘ des *Mediendispositiv*-Denkens wird indes Jean-Louis Baudry gehandelt, der in zwei Essays ausführlich das ‚Dispositiv des Kinos‘ beschreibt. Sein Entwurf hat trotz des geringen Umfangs seiner Überlegungen eine ungewöhnlich fruchtbare Rezeption erfahren, wenn auch die sich direkt anschließende ‚Apparatusdebatte‘ sich vor allem kritisch von Baudry absetzte, indem sie das von ihm marginalisierte ‚Filmische‘ fokussierte (6.4.1). Im Zusammenhang mit der Apparatusdebatte wird im Folgenden auch ein jüngerer Ansatz diskutiert, der sich nahezu nahtlos an die dort vertretenen Überlegungen anschließen lässt. Moderne Mediendispositiv-Konzepte finden sich schließlich in der deutschen Medienwissenschaft, in der der Versuch unternommen wird, den Dispositivbegriff vom Kino zu lösen und auf andere Einzelmedien zu übertragen (etwa durch Joachim Paech). Deren sicher prominentester Vertreter ist jedoch Knut Hickethier, der den Dispositivbegriff erstmals auf das Fernsehen übertrug und mit Foucaults Überlegungen zusammenzuführen versuchte. Noch deutlicher an Foucault orientiert zeigt sich Jan Distelmeyers Vorschlag zum DVD-Dispositiv, dessen Ansatz als letzter Vertreter der hier exemplarisch skizzierten Debatte (6.4.2) thematisiert wird.

6.1 Giorgio Agamben: Was ist ein Dispositiv?

Giorgio Agambens Essay mit dem sprechenden Titel *Was ist ein Dispositiv?*¹ ist sicher einer der prominentesten Anschlüsse an *Foucaults* Dispositivkonzept – jedenfalls, wenn man seiner stufenweisen (etymologischen) Annäherung, die ihn zu einer ganz eigenen Definition führt, folgen mag. Er beschreibt darin die Entwicklung des Begriffs aus der *oikonomia* und stellt sie in eine direkte Beziehung zu Heideggers „Ge-Stell“², um dann festzustellen:

„Die Gemeinsamkeit all dieser Termini besteht darin, auf eine *oikonomia* zu verweisen, das heißt auf eine Gesamtheit von Praxen, Kenntnissen, Maßnahmen und Institutionen, deren Ziel es ist, das Verhalten, die Gesten und die Gedanken der Menschen zu verwalten, zu regieren, zu kontrollieren und in eine vorgeblich nützliche Richtung zu lenken.“³

Die Nähe zu Foucaults Konzept ist hier durchaus wahrnehmbar. Agambens Konzeption eines Subjekts, das als Produkt eines „Nahkampf[s] zwischen den Lebewesen und den Dispositiven“⁴ hervorgeht, scheint Foucaults Ansatz (und auch Deleuzes Deutung – wenn auch in einer anderen metaphorischen Wendung) im Hinblick auf die aktive Rolle, die Individuen bei den Subjektivierungsprozessen in und im Zusammenspiel mit Dispositiven innehaben, zunächst ebenfalls zu unterstreichen. Erste deutliche Differenzen zeigen sich jedoch in der Auffassung von Dispositiven. Sie ergibt sich sicherlich aus einer Priorisierung von deren Subjektivierungsfunktion, denn Agamben bezeichnet damit

„alles, was irgendwie dazu imstande ist, die Gesten, das Betragen, die Meinungen und die Reden der Lebewesen zu ergreifen, zu lenken, zu bestimmen, zu hemmen, zu formen, zu kontrollieren und zu sichern. Also nicht nur die Gefängnisse, die Irrenanstalten, das Panoptikum, die Schulen, die Beichte, die Fabriken, die Disziplinen, die juristischen Maßnahmen etc., deren Zusammenhang mit der Macht in gewissem Sinne offensichtlich ist, sondern auch der Federhalter, die Schrift, die Literatur, die Philosophie, die Landwirtschaft, die Zigarette, die Schifffahrt, die Computer, die Mobiltelefone und – warum nicht – die Sprache selbst, die das vielleicht älteste Dispositiv ist“⁵.

Nun trifft die Auflistung dessen, was hier als „Foucaultsche[] Dispositive“⁶ gekennzeichnet ist, sicher nicht den Kern von deren Konzeption, wie sie oben in präzisierender Wendung Foucaults vorgeschlagen wurde. Gefängnisse, Irrenanstalten, Schulen und Fabriken sind beispielsweise wenigstens in *Überwachen und Strafen*, dem Text, aus dem Agamben seine Beispiele wohl entnommen hat, keine eigenständigen Dispositive, sondern jeweils für sich genommen (nur) *Institutio-*

1 Agamben 2008.

2 Ebd., 24. Vgl. auch ebd., 22ff.

3 Ebd., 24.

4 Ebd., 26. Ersteres bezeichnet die „Ontologie der Geschöpfe“, zweiteres die „*oikonomia* der Dispositive, die darauf abzielt, jene zu regieren und zum Guten zu führen“ (ebd.).

5 Ebd.

6 Ebd.

nen, die sich aber durchaus als (institutionelle) Elemente eines Dispositivs zusammenfassen lassen: Nun ist diese Einschränkung auch mit Blick auf das oben vorgeschlagene Dispositiv-Verständnis sicherlich sinnvoll: Foucault hatte es das ‚Kerkernetz‘ oder auch *dispositif panoptique* genannt. Folgt man daher wörtlich dem, was Agamben hier vorschlägt, also etwa auch Machttechniken wie die Beichte oder auch die Überwachung als eigenständige Dispositive zu verstehen, verliert der Begriff seine heuristische Potenz: Wenn (nahezu) alles Dispositiv ist, ist (nahezu) nichts *kein* Dispositiv.

Agamben verwässert so Foucaults bei aller definatorischen Offenheit doch recht differenzierten Begriffe, um in einem zweiten Schritt das Konzept noch weiter zu „verallgemeinern“⁷, indem er vorschlägt, auch so offenkundig unterschiedliche Dinge wie ‚Federhalter‘, ‚Landwirtschaft‘ und ‚Zigaretten‘ als Dispositive zu verstehen. Nun verpflichtet er sich nicht, Foucaults Begriff buchstabengetreu nachzuvollziehen. Allerdings steht die von ihm vorgeschlagene Erweiterung recht offensichtlich in einem rhetorischen Zusammenhang, der es ihm möglich machen soll, für „das äußerste Entwicklungsstadium des Kapitalismus, in dem wir leben“⁸ ein „maßlose[s] Anwachsen der Dispositive in unserer Zeit[, dem] eine ebenso maßlose Vermehrung der Subjektivierungsprozesse“⁹ entspricht, zu diagnostizieren. Das indes hätte es gar nicht gebraucht: Dass Individuen (oder ‚Lebewesen‘ in Agambens Diktion) in mehrere Dispositive eingebunden sein können, ja nahezu notwendig eingebunden sind, und dass daraus mehrere – teils sogar konfligierende – Subjekte in Gestalt eines einzigen Individuums hervorgehen, ist von Foucault zwar vielleicht nicht expliziert worden – ausgeschlossen wurde es indes, und zwar auch implizit – ebenfalls nicht. Im Gegenteil, es ist durchaus denkbar, einen Menschen, der einerseits als Gefängniswärter arbeitet und die Machttechnik der Überwachung ausübt, der also ein panoptisches Subjekt insofern bildet, als er die Geltung des damit verbundenen Willens zum Wissen durchsetzt, gleichzeitig als innerhalb der Institution selbst (von entsprechenden Kameras) überwachtetes Subjekt zu verstehen. D.h. bereits innerhalb *eines* Dispositivs können Individuen unterschiedliche Subjektstatus annehmen.¹⁰ Darüber hinaus ist – wie Foucault gezeigt hat – jeder Mensch wenigstens der westlichen Hemisphäre Teil des Sexualitätsdispositivs, innerhalb dessen er über das Geständnis zur Internalisierung sexueller Normen gezwungen ist, die bestimmen, dass er ein sexuelles Wesen ist – und welches. Die Liste der dispositiven Strukturen, denen ein solches Individuum unter-

7 Ebd.

8 Ebd., 29.

9 Ebd., 27.

10 Man hat es dabei aber im Grunde mit Prozessen zu tun, die derselben Mechanik unterliegen (um ein ‚disponierendes‘ Subjekt in einer panoptischen Institution zu werden, muss es vorher zu einer ‚Selbstaffirmation‘, der zugrundeliegenden Normen gekommen sein, die nur dann entsteht, wenn sich der Wärter seinerseits überwacht fühlt). Insofern ist Agambens Annahme, „dass jedem Dispositiv ein bestimmter Prozess der Subjektivierung [...] entspricht“ (ebd., 37) sicherlich zuzustimmen.

worfen ist oder wenigstens angehört, ließe sich wohl noch erweitern.

Bei aller Kritik eröffnet Agambens Dispositivdenken indes (potenziell) eine Perspektive, die der Foucault vorzuwerfenden Einseitigkeit, der in den konkreten Analysen allzu oft Macht mit Herrschaft ineinssetzt (auch wenn in den theoretischen Texten stets beteuert wird, dass Herrschaft bloß *eine* Existenzweise von Macht sei) und so auch Dispositive meist als ‚Herrschaftsdispositive‘ beschreibt, eine Auffassung entgegenzusetzen erlaubt, die den *Grund* für die Entstehung von Dispositiven überhaupt auf einer ganz anderen Ebene beschreiben lässt. Agamben verortet die Genese von Dispositiven nämlich in der – exklusiv dem Menschen eigenen – Fähigkeit, „Sein und Handeln“¹¹ voneinander zu trennen, d.h. die Unabhängigkeit vom tierischen Instinkt, die es erlaubt, die Welt als offene, die es zu gestalten gilt, zu begreifen. Dieses „Offene als solches [...] zu genießen“ kennzeichnet er als „allzumenschliches Glücksverlangen“¹², das die Existenz von Dispositiven allererst ermögliche. In gewisser Hinsicht erlaubt also die Installation von Dispositiven dem Menschen, seine Welt anzuordnen; es eröffnet Gestaltungs- und Teilhabepotenziale. Agambens Diagnose fällt indes nicht sonderlich positiv aus: „Doch mit dieser Möglichkeit ist unmittelbar auch die Möglichkeit der Dispositive gegeben, die das Offene mit Apparaten, Gegenständen, *gadgets*, Firlefanz und technischem Gerät aller Art bevölkern“¹³ und es so „in einen abgetrennten Bereich einschließt und subjektiviert“¹⁴. Damit bleibt er der Herrschaftsperspektive verpflichtet; ihm entgeht so die fundamentale Funktion von Dispositiven: einen Grund für (Selbst-)Subjektivierungsprozesse zu schaffen, die eine (handelnde) Beziehung des Menschen zu sich und zur Welt allererst *ermöglichen*. Auch der Ruf nach „Profanierung“, das heißt „dem allgemeinen Gebrauch zurück[zugeben], was ihm durch ein Opfer entzogen und abgesondert wurde“¹⁵, ist aus der hier vorgeschlagenen Perspektive erst *aus einem oder mehreren Dispositiven heraus* überhaupt *möglich*, denn erst in und durch sie wird eigentlich verknüpft, was getan und was gewusst werden kann. Wenn auch Agambens zeitgenössische Diagnose überzeugt, in Zeiten von Mobiltelefonen (und, ganz aktuell, des *Big-Data-Hypes*) sei dispositive Subjektivierung nun eigentlich keine Konstitution von Subjekten, sondern in Anbetracht von Telefonnummern oder MAC-Adressen viel eher „Desubjektivierung“¹⁶, und wenn auch dem daraus folgenden Schluss, „dass sich das Problem der Dispositive [nicht] auf die Frage ihres richtigen Gebrauchs reduzieren lasse“¹⁷, zu folgen ist: An der essenziellen Bedeutung von Dispositiven für Subjektivierung,

11 Ebd., 30.

12 Ebd., 31.

13 Ebd., 30.

14 Ebd., 31.

15 Ebd., 34.

16 Ebd., 37.

17 Ebd.

für das In-Beziehung-Setzen zur Welt und zu uns selbst, das ein apriorisches *Auseinander-Stellen* (*dis-ponere*) fordert, ändert dies nichts; selbst die Reduktion ‚auf eine Nummer‘ ist noch eine Form der Regierung des Selbst und der anderen.

Kommt man noch einmal auf Agambens o.a. Aufzählung zurück, dann zeigt sich eine Auffälligkeit, die im Verlauf der hier verfolgten Argumentation an Relevanz gewinnen wird: Sie beinhaltet mit dem ‚Federhalter‘, der ‚Schrift‘, dem ‚Computer‘, dem ‚Mobiltelefon‘ und natürlich der ‚Sprache‘ überdurchschnittlich viele Phänomene, die mit Kommunikation oder Medialität verbunden sind. Interessant auch, dass an späterer Stelle im Text von einem ‚medialen Dispositiv[]‘¹⁸ die Rede ist. In Foucaults Diskurs- und in den machtanalytischen Schriften wird solches nicht genannt; die o.g. Elemente spielen zudem meist – wenn überhaupt – nur eine nebengeordnete Rolle. Für Agamben scheinen sie indes (auch wenn sie, wie dargelegt, nicht als eigenständige Dispositive verstanden werden können) von besonderer subjektivierender Potenz zu sein. Nun bewegt er sich damit in einer Art stillschweigenden, weil von ihm nicht offengelegten Tradition, die – auch wenn sich in der Folge zeigen wird, dass die zeitgenössische Rezeption dies anders interpretiert – eigentlich mit Jean-François Lyotard beginnt.

6.2 Jean-François Lyotard: Libidodispositive

Lyotard spricht bereits 1973 – d.h. ganze zwei Jahre vor Erscheinen von *Überwachen und Strafen* (dem Buch Foucaults, in dem der Dispositivbegriff zu dessen Standardvokabular wird)– in einigen kleineren Essays überhaupt von Dispositiven. Indes unterscheiden sich seine Annahmen doch recht deutlich – und noch viel deutlicher, als etwa Deleuzes oder Agambens – von der hier vorgeschlagenen Dispositivkonzeption.¹⁹ Für Foucault hatten *Medien* nämlich bloß eine marginale Rolle gespielt²⁰; Agamben stellt sie in den Mittelpunkt: Lyotard muss vielleicht als der erste angesehen werden, der *mediale Dispositive* überhaupt in den Diskurs einbrachte.²¹

Lyotards Konzeption differiert also teils deutlich von der oben vorgeschlagenen Lesart des Foucaultschen Dispositivkonzepts, weil sie vor allem einen (medien-)kritischen Impetus aufweist.

18 Ebd., 38.

19 Vgl. dazu Kapitel 5.2.

20 Vgl. dazu die folgenden Ausführungen; besonders Kapitel 8.1.

21 Umso merkwürdiger, dass in den meisten Texten zum Mediendispositiv (u.a. auch jenen, die im vorliegenden Kapitel zugrunde gelegt werden) die Verwendung des Dispositivbegriffs ‚durch Lyotard kaum mehr als eine Fußnote wert‘ bleibt (Pelleter 2015, 143). Und doch deutet sich bei Lyotard an, was Bührmann/Schneider auch der zeitgenössischen (meist deutschsprachigen) Mediendispositiv-Debatte diagnostizieren: ‚[V]or allem in den Medienwissenschaften basiert dispositivanalytische Forschung auf der Überlegung, dass sich machtvolle, weil wahrnehmungs- und handlungsrelevante Wirklichkeitsdefinitionen in ‚Medien-Dispositiven‘ bilden und prozessieren. ‚Dispositiv‘ wird dabei verstanden als komplexes Zusammenspiel von technischer Apparatur, Medieninhalten sowie institutionellen Praktiken ihrer Produktion und vor allem ihrer Rezeption bzw. Nutzung‘ (Bührmann/Schneider 2008, 12f.).

Seine Überlegungen lassen sich nämlich beinahe nahtlos etwa an Baudrillards Simulakrentheorie anschließen. Was Baudrillard im Zusammenhang mit der *Agonie des Realen*²² skizziert, findet sich etwa in Lyotards Überlegungen zur „Theatralität“ wieder: Sprach ersterer vom Aussterben der Repräsentation, welcher der Verlust der Referenz zum Verhängnis wird²³, ist bei Lyotard von einem „Dispositiv des Nihilismus“²⁴ die Rede, das in ähnlicher Weise wie das Baudrillardsche ‚Hyperreale‘ die Überschreitung einer Logik der „Ersetzung“²⁵ organisiert. Ausgehebelt wird in diesem ‚Dispositiv‘ das Prinzip der (zeichenhaften) Repräsentation, welches den Sinn des Substituts noch im Substituierten sucht. Die Bedeutung des Erscheinenden, dessen, was tatsächlich existiert (etwa die Mimik des Schauspielers auf der Bühne, die beispielsweise Trauer ausdrücken soll), wird in der Ersetzungslogik zurückgeführt auf eine verborgene „Wahrheit“²⁶, die im Repräsentierten liegt und daher notwendig – weil abwesend – verborgen bleibt. Der Eigensinn des Erscheinenden wird damit zwar nicht bloß marginalisiert, sondern schlicht negiert, jedoch bleibt stets eine (wenngleich mehr oder weniger unverfügbare) Quelle von Sinn bestehen. Überschritten wird dieses (semiotische) Prinzip Lyotard zufolge nun im Sinne a) des Libidokonzepts Freuds, der – folgt man Lyotards Deutung – etwa die Besetzung von Körperteilen mit (libidinöser) Energie nicht länger (wie die Repräsentation) als irreversible, also unidirektionale, Beziehung versteht, sondern als *reversibel*. Im Hinblick auf das Theater hieße das etwa, dass das Gefühl der Trauer nicht bloß von der schauspielerischen Mimik repräsentiert wird, sondern die Trauer umgekehrt auch selbst die traurige Mimik repräsentieren kann – die Differenz von Zeichen und Bezeichnetem schwindet. Ähnlich hatte auch Baudrillard argumentiert (wer sich auf wen bezieht, ist für das hier Dargestellte letztlich irrelevant, um nicht zu sagen: *reversibel*).

22 So der deutsche Titel einer Aufsatzsammlung Baudrillards (Baudrillard 1978a).

23 Für Baudrillard beginnt der Verlust der Referenz im Grunde mit dem Siegeszug des Strukturalismus: Mit der Einführung der Differenzlogik von Zeichen durch Saussure tritt nämlich die Realität als *das* Referenzobjekt in den Hintergrund. Vielmehr ist mit der Figur des Werts, so Baudrillard, die „dem allgemeinen System innewohnende[] Relativität sämtlicher Terme untereinander“ (Baudrillard 1978c, 39; vgl. auch ders. 1978d) zum Maßstab geworden. Darin verweisen Zeichen(ausdrücke) nicht mehr auf Imaginäres, das von der Realität wenigstens ‚inspiriert‘ ist, sondern sie verweisen allein *aufeinander*, erhalten ihre Bedeutung also nur noch durch Verweise auf andere arbiträre Zeichen, sind nicht mehr (positive) Entitäten, sondern (negative) *Werte*. Verweisen Zeichen nur noch auf Zeichen und nicht mehr auf die Realität, dann öffnet sich die Sphäre der „Simulation“, die Baudrillard als „Gegenkraft zur Repräsentation“ (Baudrillard 1978e, 14) verstanden wissen will, und in der „[d]as Imaginäre der Repräsentation [...] verschwindet“: Ihre „Operationen und Maßnahmen sind nuklearer und genetischer Natur und keineswegs spiegelartig und diskursiv“ (ebd., 8); in ihr findet die „Substituierung des Realen durch *Zeichen des Realen*“ (ebd., 9; eigene Hervorhebung) statt. Die Virulenz der Simulation ist darin angelegt, dass sie uns keine Imagination der Realität, sondern ein vollständig relatives (Zeichen-)Universum vorstellt. Dazu muss das Reale nicht existieren; vielmehr entsteht durch die schleifenförmige Bezugnahme von Zeichen auf Zeichen, selbst wenn diese einmal mit dem Realen assoziiert waren, „das Hyperreale: weder schön noch hässlich – sondern das Reale, plus dem Realen, plus dem Bild des Realen, usw.“ (Baudrillard 1978c, 45).

24 Lyotard 1982b [1973], 11. Veyne kennzeichnet in einer blumigen Formulierung „Nihilismus [als] die Momente der Geschichte, in denen die Denker das Gefühl haben, dass die Wahrheiten ohne Wahrheit und ohne Grundlage sind“ (Veyne 1991, 334). Dies scheint auch den Kern von Lyotards Gestus zu treffen.

25 Lyotard 1982b [1973], 11.

26 Ebd.

Diese Austauschbarkeit der Operatoren – die Tatsache, dass A für B, aber ebenso sehr B für A stehen kann – „führt zur Zerstörung des Zeichens und der Theologie und vielleicht des Theatralen“²⁷. Noch deutlicher wird diese Auflösung des Semiotischen, betrachtet man b) das „Wertgesetz“²⁸ im Kapitalismus, denn darin gipfelt das Reversibilitätsprinzip: Arbeit kann durch Geld, Geld durch Arbeit ersetzt werden; weder gilt das eine dem anderen als Sinnquelle, noch umgekehrt; „austauschbar sein ist die einzige Bedingung“²⁹:

„Das extrem Nihilistische am Buddhismus treibt diese Semiotik auf die Spitze, da es diese Zeichen alle zu *Zeichen des Nichts* macht, des Nichts, das *zwischen den Zeichen*, zwischen A und B liegt: der Schauspieler wird, wie Seami sagt, in den Intervallen zwischen den gesprochenen, gesungenen, getanzten oder gemimten Handlungen, wenn er also nichts tut, wirklich zum Zeichen, er bedeutet dann die Bedeutungskraft selber, die Zurücktreten und Leere ist, die Marionette nämlich.“³⁰

Sowohl Lyotard als auch Baudrillard eignet insofern ein eher kulturpessimistischer Impetus, der sich auf psychoanalytische wie auch marxistisch-materialistische Fundamente – und deren kritische Umarbeitung – gründet. Nun erinnert Lyotards Analyse eher an die von Foucault angestellten archäologischen Untersuchungen etwa in der *Ordnung der Dinge* denn an eine (genealogische) Machtanalyse. Was also zum Vorschein kommt, ist kein Dispositiv im hier vorgeschlagenen Sinne, sondern – wenn Lyotard mit dem ‚Dispositiv des Nihilismus‘ eine bestimmte Weise, Zeichenbeziehungen, Bezeichnungen-von-etwas, zu konzipieren und zu verstehen, meint – vielmehr ein spezieller Teil eines Willens zum Wissen, der in gewisser Hinsicht und in einem bestimmten Raum epochal wirksam war oder ist – was Lyotard also beschreibt, indem er die diskursiven Formationen von Psychoanalyse und (kapitalistischer) Ökonomie heranzieht, und deren Auswirkungen etwa auf das Theater darlegt, ist eigentlich ein spezifisches *historisches Apriori*. Der Eindruck verstärkt sich, wenn er von „dem sehr eigenartigen Dispositiv der Moderne, des Kapitals“, wahlweise auch des „Kapitalismus“, spricht, das

„seine Probleme nicht in Sinnkategorien [stellt] (Marx beschreibt den Kapitalismus nicht als Sinnsystem). Der Kapitalismus stellt seine Probleme in Kategorien von Energie und Energieumwandlung: Umwandlung von Rohstoffen, Umwandlung von Apparaten, Produktion von Apparaten, manuelle, intellektuelle Arbeitskraft, Produktion, Umwandlung dieser Arbeitskraft, Geld... schlicht Energie, die zirkuliert, ausgetauscht wird, d.h. die sich umsetzt“³¹.

27 Ebd., 12.

28 Ebd. Deren Analogie hatte bereits Saussure konstatiert: Saussure 2001 [1916/1931], 94; Hervorhebung i.O. gesperrt: „[E]ine dem ganz entsprechende Notwendigkeit zwingt uns nun, die Sprachwissenschaft in zwei prinzipiell verschiedene Teile zu gliedern. Das kommt daher, dass wir hier wie bei der Nationalökonomie der Begriff des Wertes eine Rolle spielt; in beiden Wissenschaften handelt es sich um ein *System von Gleichwertigkeiten zwischen Dingen verschiedener Ordnung*: in der einen eine Arbeit und ein Lohn, in der andern ein Bezeichnetes und ein Bezeichnendes.“

29 Lyotard 1982c [1973], 51.

30 Lyotard 1982b [1973], 15.

31 Lyotard 1982c [1973], 51.

Das Lyotardsche Dispositiv zeigt sich hier als Foucaultsche diskursive Formation – es geht darum, wie Gegenstände problematisiert (oder generiert), wie diskursive Felder miteinander related, welche Einheiten also, um es deutlich in diskurstheoretischen Termini auszudrücken, aus den Existenzfunktionen von (kapitalistischen) Aussagen hervorgehen.³² Es geht darin also nicht vordergründig um die Institutionen, in denen sich die Manifestationen eines solchen Macht-Wissens zeigen, es geht zunächst nicht um die Praktiken, die daraus erwachsen, es geht (vermeintlich) nicht um die Subjektivierungsprozesse, die dem entspringen. Aber die Einwirkung des Kapitalismusdispositivs auf die eher ‚ästhetischen (oder gar *medialen*) Dispositive‘ Theater, Film und Malerei bzw. deren reziproke Verschränkungen fokussiert Lyotard durchaus. Beginnen wir mit dem Theater: Es wird von einem ‚Sprachdispositiv‘³³ beeinflusst, das die Voraussetzung dessen darstellt, was im Theater als ‚Erkenntnis‘ produziert wird. Das ‚Sprachdispositiv des Theaters‘ meint Lyotard im ‚marxistische[n] Materialismus‘³⁴ detektiert zu haben, der, wie eben dargestellt, jene Logik des Nihilismus thematisiere. Damit aber wäre im Foucaultschen Vokabular erneut eine spezifische *diskursive Formation* bezeichnet, die als solche noch kein eigenständiges Dispositiv ausmachen kann. Zwar zeigt Lyotard, dass selbiges etwa in der Brechtschen Theaterpraxis mit der ‚Verfremdung‘³⁵, d.h. der distanzierenden Mittelbarkeit der Darstellung, buchstäblich ‚in Szene gesetzt‘ wird. Allerdings bezeichnet er jene Verfremdung, die doch eigentlich eine *Praxis*, eine bestimmte *Technik* (ob schon *Machttechnik*, bleibt offen) darstellt, also möglicherweise Teil einer Institution (des Theaters) ist, ihrerseits selbst als ‚nicht weniger präzises Dispositiv‘³⁶ (als das ‚Sprachdispositiv‘). Zuletzt wird im Zusammenhang des Theatralen auch das *Theatergebäude* als Dispositiv bezeichnet:

„Tatsächlich ist jedes Theater ein Dispositiv [...]; es wird also aus zwei Grenzen, zwei Sperren gebildet, welche die Eingangs- und die Ausgangsenergie filtern: eine Grenze (1), die bestimmt, was dem Theater ‚äußerlich‘ ist (die ‚Realität‘) und was ihm ‚innerlich‘ ist; und eine Grenze (2), die das Innere aufteilt in das, was wahrzunehmen ist und was nicht (Schnürboden, Kulissen, Bestuhlung, Publikum...).“³⁷

Nun sollte deutlich geworden sein, dass selbstverständlich nicht von einem Dispositiv die Rede sein kann, wenn damit etwa nur die ‚Singularität‘ *eines* Theaters gemeint ist. Doch selbst wenn man von diesem Einwand absieht und alle existierenden Theater als Elemente eines größeren ‚Theaterdispositivs‘ ansieht, ist doch viel eher von der *Institution* Theater zu sprechen als vom Dispositiv des Theaters. Die Gründe dafür ergeben sich aus dem in den vorangehenden Kapiteln

32 Vgl. zu den Existenzfunktionen von Aussagen und ihrer Verknüpfung mit dem Diskursiven bei Foucault detailliert die Kapitel 2.1.2 bis 2.1.5.

33 Lyotard 1982b [1973], 18.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Ebd., 22.

Entwickelten: Selbst wenn man in Betracht zieht, dass in dieser Institution Theater (und daher in allen Singularitäten, die sich als ‚Aktualisierungen‘ solcher Institutionen fassen lassen) ein bestimmter Ausschnitt eines Willens zum Wissen, dasselbe historische Apriori, wirkt, das man in Annäherung an Lyotard als ‚nihilistisch‘ identifizieren könnte, und das aus verschiedenen Diskursen verschiedener Diskursivitäten gespeist wird, und selbst wenn man etwa die ‚Verfremdung‘ als darin vorherrschende (Macht-?)Technik identifizierte, selbst wenn schließlich als strategische Funktion ‚des‘ Theaters etwa die (Illusion der) Trennung von ‚realer‘ und ‚künstlicher‘ Realität, also die Illusion, das Simulakrum sei gar kein Simulakrum, die von der (räumlich installierten) Trennung von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ geschaffen wird, angesehen würde – selbst dann erschöpfte sich das umfassende Dispositiv nicht in der Institution des Theaters. Denkbar wäre nämlich, dazu etwa auch das Kino zu rechnen, das schließlich eine ähnliche (architektonische) Anordnung, ähnliche Verhaltensnormen für die Zuschauer, ähnliche Blickachsen, eine ähnliche strategische Funktion usf. aufweist, anders formuliert: eine ähnliche „Heterotopie“³⁸ darstellt. Wollte man nämlich die Schaffung von „[a]ndere[n] Räume[n]“³⁹, die Lyotard zufolge vom Kino ja vorgenommen wird, unbedingt in Foucaults Vokabular übersetzen, wäre dies sicherlich ein angemessenerer Terminus als ‚Dispositiv‘:

„In aller Regel bringen Heterotopien an ein und demselben Ort mehrere Räume zusammen, die eigentlich unvereinbar sind. So bringt das Theater auf dem Rechteck der Bühne nacheinander eine ganze Reihe von Orten zur Darstellung, die sich gänzlich fremd sind. Und das Kino ist ein großer rechteckiger Saal, an dessen Ende man auf eine zweidimensionale Leinwand einen dreidimensionalen Raum projiziert.“⁴⁰

Zudem erfüllen – wie Lyotard betont – sowohl Kino als auch Theater die zentrale Bedingung, „dass Heterotopien stets ein System der Öffnung und Abschließung besitzen, welches sie von der Umgebung isoliert“.⁴¹ Insofern sind Lyotards und Foucaults Überlegungen durchaus miteinander vermittelbar – nur eben nicht zwangsläufig unter dem Begriff des ‚Dispositivs‘.

Bei Lyotard findet sich darüber hinaus eine recht prominente Reflexion des Geschehens im Kino, die aber vor allem den (dort vorgeführten) Film und weniger dessen Topographie fokussiert, dabei allerdings erneut den Zusammenhang mit dem kapitalistischen Dispositiv in den Mittelpunkt stellt. In seinem Essay *L'acinéma* beschreibt er das Herstellen eines Films als regulierten Ordnungsprozess:

„Mit Bewegungen zu schreiben, kinematographieren, wird als stete Organisierung von Bewegung aufgefasst

38 Foucault 2013f [1966], 120.

39 So der Titel eines Radiovortrags Foucaults (Foucault 1999c [1967]), der die Überarbeitung des ursprünglich unter dem Titel *Die Heterotopien* gehaltenen Vortrags ein Jahr vorher darstellt (vgl. Foucault 2013f [1966]).

40 Ebd., 122.

41 Ebd., 124.

und dementsprechend gehandhabt. Es gibt Regeln der Repräsentation für die Lokalisierung im Raum, Regeln der Narration für die Strukturierung der Sprache, Regeln des Genres ‚Filmmusik‘ für die Tonspur. Und der sogenannte Realitätseindruck ist in Wirklichkeit ein Ordnungszwang.⁴²

Diese Ordnungen gehen nun vor allem aus einem Ausschließungsprozess hervor: Nichts soll beispielsweise vom Mienenspiel eines Schauspielers in Großaufnahme ablenken – ein beispielsweise im (realen) Hintergrund kläffender Hund wird daher aus dem diegetischen Raum getilgt.⁴³ Dieser Ausschluss von Ungewolltem – seine „*Exszenierung*“⁴⁴ – ist für Lyotard ebenso wichtig wie die Ordnung der gezeigten bewegten Objekte, ihre *Inszenierung*, und erfolgt ebenso wie diese nicht spontan, sondern regelgeleitet, mit dem Ziel einer möglichst ‚realistischen‘ Darstellung. Was aber paradoxerweise geschieht, wenn Filme unter dieser Prämisse produziert werden, ist eine regulierte *Tilgung* des Wirklichen; ähnlich wie die Grenzen, die das Theatergebäude eröffnet, werden auch im Film Grenzen gezogen, die in- und exszenieren, was als wirklich und was als relevant gelten soll:

„[D]as richtige Licht, die richtige Montage, das richtige Mischen sind nicht richtig, weil sie der perzeptiven oder sozialen Realität entsprechen, sondern weil sie a priori die szenographischen Operateure sind, die im Gegenteil bestimmen, welche Objekte auf dem Bildschirm und in der ‚Wirklichkeit‘ aufzunehmen sind.“⁴⁵

Mit Blick auf Foucault ließe sich daher konstatieren: Das ‚Kinematographieren‘ ist – wie die Architektur des Theaters, aber auch des Kinos – (Teil) eine(r) Machttechnik des Ein- und Ausschließens, die einen Machteffekt bewirkt, der die mögliche Wahrnehmung und Erkenntnis, d.h. die Perzeption der disponierten Subjekte von Wirklichem und Unwirklichem einschränkt:

„[S]oll die Funktion der Repräsentation gewährleistet werden, muss die Arbeit der Inszenierung nicht nur, wie gesagt, gleichzeitig eine Exszenierung sein, sondern auch eine Arbeit, die *alle* Bewegungen *rings um* den Bildausschnitt vereinheitlicht, die *hier* und *dort*, in der ‚Realität‘ wie im Realen *die gleichen Normen* durchsetzt, die alle Impulse gleichermaßen einer Instanz unterstellt und die folglich *nicht weniger ex scena* als in *scena* ausschließt und auslöscht. Die gleichen Merkmale, die sie dem Filmobjekt auferlegt, legt sie notwendig auch jedem Objekt außerhalb des Films auf.“⁴⁶

42 Lyotard 1982d [1973], 26.

43 „Die Inszenierung besteht im wesentlichen aus solchen Auslöschungen und Ausschließungen. Dadurch, dass sie z.B. die Spiegelreflexe vor und/oder nach der Aufnahme beseitigen, verurteilen der Kameramann und der Regisseur das gefilmte Bild zu der heiligen Aufgabe, für das Auge erkennbar zu sein, und verlangen vom Auge, dass es sich dieses Objekts oder dieses Objektkomplexes bemächtigt, als sei es das Dublikat [sic] einer von nun für wirklich gehaltenen Situation“ (ebd., 32).

44 Ebd., 34.

45 Ebd., 34; Hervorhebung i.O.

46 Ebd., 35; Hervorhebung i.O. Auf diese realitätswirksame Kraft der Reproduktion in der Kulturindustrie haben bereits Horkheimer/Adorno hingewiesen, wenn sie beschreiben, wie die im Kino eingepprägten Sehgewohnheiten Schemata produzieren, die auch nach dem Verlassen des Kinosaaes weiterwirken: „Die Leistung, die der kantische Schematismus noch von den Subjekten erwartet hatte, nämlich die sinnliche Mannigfaltigkeit vorweg auf die fundamentalen Begriffe zu beziehen, wird dem Subjekt von der Industrie abgenommen. Sie betreibt den Schematismus als ersten Dienst am Kunden“ (Horkheimer/Adorno 2003 [1947/1969], 132).

Ähnlich wie das Theater wird schließlich auch das bzw. werden vielmehr *die* „Malereidispositive“ vom Kapitalismusdispositiv beeinflusst. So diagnostiziert Lyotard etwa der (modernen) Malerei eine Vielzahl verschiedener Dispositive, die „pikturale Einschreibung“⁴⁷ je unterschiedlich organisieren, und damit auf die Homogenisierungstendenzen des kapitalistischen Dispositivs, das allein einer Logik des Wertgesetzes folgt, mit Heterogenität reagieren. Es finden sich „zahlreiche mögliche Malerei-Dispositive“⁴⁸, wobei „[j]edes Malerei-Dispositiv eine Kombination von Elementen, die aus [...] verschiedenen Produktionsmitteln ausgewählt werden“⁴⁹, ist. Unter die potenziellen Elemente des Malereidispositivs fallen etwa verschiedene Gesten von Fingern, Handgelenk, Körper etc.; verschiedene Werkzeuge: Spachtel, Pinsel, Stempel etc.; verschiedene Medien: Wasser, Öl, Tinte etc.; verschiedene Träger: Papier, Leinwand, Holz etc.; verschiedene Techniken („Arbeitskraft“⁵⁰): Klecksen, Imprägnieren, Falten usf.⁵¹ Die Vielzahl der Elemente ermöglicht eine Unzahl möglicher Verknüpfungen, die wiederum Wahrnehmung, Repräsentation, kurz: Ein- und Ausschließung von Wirklichem und Un-Wirklichem, Relevantem und Ir-Relevantem determinieren. Die heterogenen Formen der Malerei vermögen mit den Wahrnehmungskventionen, den kulturellen Normen (im Falle des Kapitalismus: „austauschbar sein ist die einzige Bedingung“⁵²) zu brechen; sie erlauben eine neue Kanalisierung von Begehrens-Energie, wie Lyotard dies in Anlehnung an Freuds Libidokzept fasst:

„Einerseits wiederholt sich also diese Energie, wiederholt sie unendlich Positionen, Besetzungen, die in Dispositiven gefangen sind; aber andererseits löst sie diese Dispositive auf, löst sie die Energiedepots auf, bringt sie sie im Überschwang erneut in Umlauf, verflüssigt und vermischt sie alles; Energie als Ordnung und Unordnung zugleich, als Eros und als Tod, und dies immer zusammen.“⁵³

Diese abstrakte Rede von den ‚Energien‘ lässt sich recht leicht exemplifizieren, wenn man ein Beispiel bemüht, das Lyotard selbst anführt. So beschreibt er etwa den ‚Glastafelapparat‘ – eine

47 Lyotard 1982c [1973], 53. Den Terminus ‚Einschreibung‘ gebraucht Lyotard in psychoanalytischer Weise. Insofern ist damit nicht bloß die Einprägung von Farben in Oberflächen, sondern auch die der Wahrnehmung ins Unbewusste mitgemeint. Freud hat diesen Prozess mit dem berühmten „Wunderblock“ (einem zeitgenössischen, aber auch heute noch erhältlichen Zeichenwerkzeug für Kinder) verglichen (Freud 1968 [1925]): Schreibt man auf ihm, erscheinen auf seiner Oberfläche, die aus Zelluloid besteht, die Worte dank eines Mechanismus‘ der *Einschreibung* auf dem darunterliegenden Wachspapier. Dieses verbindet sich im Zuge des Schreibens mit einer weiter dahinter liegenden Wachstafel und macht so das Geschriebene sichtbar. Hebt man die oberflächliche Folie an, verschwinden die sichtbaren Buchstaben, die Inskriptionen im Wachs jedoch bleiben bestehen. Die Ähnlichkeiten mit dem „seelische[n] Apparat“ (ebd., 4) liegen für Freud auf der Hand: „Immerhin scheint es mir jetzt nicht allzu gewagt, das aus Zelluloid und Wachspapier bestehende Deckblatt mit dem System *W-Bw* und seinem Reizschutz, die Wachstafel mit dem Unbewussten dahinter, das Sichtbarwerden der Schrift und ihr Verschwinden mit dem Aufleuchten und Vergehen des Bewusstseins bei der Wahrnehmung gleichzustellen“ (ebd., 7).

48 Lyotard 1982c [1973], 60; eigene Hervorhebung.

49 Ebd., 61.

50 Ebd.

51 Vgl. ebd. 60f.

52 Ebd., 51.

53 Ebd., 49.

Glasscheibe, auf die das dahinter zu Sehende wie durch dünnes Papier ‚abgepaust‘ wurde, um dann auf die Leinwand übertragen zu werden, wobei der Künstler sein Kinn ‚mit einem Metallkinnband so fest[schnallt], dass sich der Kopf nicht bewegen kann‘, und der so eine genaue zentralperspektivische Darstellung erlaubt – als ‚das Dispositiv Leonardos und Dürers‘, ‚das dem entspricht, was man im Abendland zwischen dem 15. und 19. Jhdt. ‚Malerei‘ nennt‘⁵⁴. Wahrnehmungsenergien – ‚Einschreibung‘ in Freuds Sinne – werden darin in homogenisierender Weise kanalisiert. Inwiefern dann etwa der Kubismus Picassos mit seiner Dekonstruktion dieser perspektivischen Darstellungskonvention eine ‚Auflösung der Malerei‘⁵⁵ kolportiert, liegt auf der Hand.

Pelleter weist darauf hin, dass die so beschriebenen Dispositive bei Lyotard vor allem ‚dreier[lei] Grenzziehungen‘⁵⁶ beinhalteten, Grenzziehungen, die sich aus der Ausstellung des ‚Werk[s] an einem spezifisch umgrenzten Ort (Museum, Galerie)‘ – dem ließen sich Kinosaal und Theatergebäude anschließen – ergeben, an dem ‚wiederum doppelt‘ abgegrenzt wird: ‚von der Betrachtlerin ebenso wie von der Technizität und Materialität des Bildes‘⁵⁷ (und des Films bzw. des Schauspiels). Nun folgt Pelleter mit dieser – mit Blick auf Lyotards Darlegungen durchaus angemessenen – Interpretation einer *topographischen Lesart* des Dispositivbegriffs, den bereits Deleuze für Foucaults Dispositiv-Verständnis konstatierte.⁵⁸ Und doch zeigt sich Lyotards Verwendung des Dispositivbegriffs deutlich offener als Foucaults oder gar des hier vorgeschlagenen, das kann aus den exemplarischen Darlegungen der vergangenen Seiten wohl geschlossen werden. Was Foucault sehr differenziert als Wissens- und als Machtkonfigurationen fasst – etwa Diskurse oder diskursive Formationen (wie Marx’ Lesart des Kapitalismus), Institutionen (wie das Theater), Machttechniken (der Ein- und Ausschließung wie das Kinematographieren) usf. – wird bei Lyotard unter dem Begriff des Dispositivs vereinheitlicht. Dies ist sicherlich in dessen Theoriehorizont begründet, der sich von dem Foucaults deutlich unterscheidet, und der (naturgemäß) eine andere Perspektive bedingt. So konstatiert etwa Florian Leitner: ‚Foucaults Dispositivbegriff richtet sich explizit gegen die Psychoanalyse.‘⁵⁹ Dem ist sicher zuzustimmen; interessanter im Zusammenhang mit Lyotards Überlegungen ist aber, warum sich Foucault gegen die Psychoanalyse als ‚Stichwortgeberin‘ für die Erklärung von Subjektivierungsprozessen wehrt: Unter

54 Ebd., 56.

55 Ebd., 52.

56 Pelleter 2015, 143f.

57 Ebd., 144.

58 Vgl. dazu Kapitel 4.5.2. Dieser Lesart folgt auch die – systemtheoretische – Herleitung des Mediendispositivbegriffs, die Jörg Brauns in seiner Dissertation vornimmt (Brauns 2007). Für die hier vorgeschlagene Konzeption stellt die dort vertretene Auffassung, das Dispositiv sei bloß eine spezifisch räumliche Anordnung, eine eher reduktive Grenzziehung dar.

59 Leitner 2015, 62.

anderem eben deswegen, weil er sie selbst als bloßen *Effekt* von Dispositiven versteht, was durch die Nachzeichnung der diskursiven Genese der Psychoanalyse in *Die Ordnung der Dinge* und die Skizzen zur Genese der Psychoanalyse als Teil des Sexualitätsdispositivs in *Der Wille zum Wissen* deutlich wird. Damit sind alle psychoanalytischen Ansätze Teil dessen, was sie zu erklären versuchen, schlimmer noch: Sie sind selbst Teil des zu Erklärenden. Bei Lyotard wird aber die Libidoenergie⁶⁰, d.h. Erregungszustände im Inneren, auf deren Verringerung bzw. Homöostase das Verhalten des Einzelnen – sowohl auf bewusstem als auch auf unbewusstem Niveau – ausgerichtet ist, zum bevorzugten (wenn nicht einzigen) *telos* von Anordnungen, von Mechaniken, von Kombinationen – kurz: von Dispositiven. Daraus erklärt sich die (sehr kurze) Definition, die er vom Malerei-Dispositiv gibt: „Das Dispositiv ist ein Schaltplan, der die Energie, ihre Zufuhr und ihre Abfuhr als chromatische Einschreibung kanalisiert und reguliert.“⁶¹ Nun lässt sich die Auffassung eines Schaltplans, der „die De-Lokalisierung der Energie durch eine Re-Lokalisierung anderswo“⁶² vornimmt, sicher auch auf andere als bloß die Malerei-Dispositive übertragen – jedenfalls wenn man der so entwickelten Logik folgt. So findet sich auch in der schauspielerischen Leistung eine Umwandlung von einer Energie in eine andere, eine Um- oder Über-Setzung von (schriftlichem) Drama in (performative) Schauspielerei, die andere Besetzungen vornimmt, andere Wahrnehmungen, andere Verarbeitungen erlaubt, auch wenn strukturell recht große Übereinstimmungen⁶³ bestehen. Die entscheidende Frage indes, die sich für Lyotard aus diesen Überlegungen ergibt, ist, wie es überhaupt dazu kommt, dass – mit Blick auf Lacan⁶⁴ – im Prozess der Ichbildung solche energetischen Besetzungen etwa der Leinwand überhaupt stattfinden:

„Man sollte nicht mehr so tun, als verstünde man die Bildung der Einheit des Subjekts ausgehend von seinem Bild im Spiegel, vielmehr sollte man fragen, wie und warum die *Spiegelfläche* im allgemeinen, und also der kinematographische Bildschirm im besonderen, ein privilegierter Ort libidinöser Besetzung werden kann, wie und warum die Triebregungen sich auf der dünnen Haut, auf dem Filmmaterial niederlassen und es sich sozusagen entgegenstellen als Ort ihrer Einschreibung und darüberhinaus als Träger, den das kinematographische

60 Vgl. zur Libidoenergie v.a. Freud 1963 [1940], auf den sich Lyotard ausdrücklich bezieht.

61 Lyotard 1982c [1973], 56.

62 Ebd., 57.

63 Lyotard nennt hier bspw. den Opfer-Mythos der christlichen Kirche, der ein sprachliches Dispositiv bilde, nach dessen Vorbild weitgehend parallel „das rituelle Dispositiv der heiligen Messe“ (ebd., 69) aufgebaut sei: „Ich glaube, es gibt eine weitgehende Isomorphie zwischen diesen unterschiedlichen Dispositiven, die die Energie auf unterschiedliche Einschreibungsgebiete lenken“ (ebd., 69f.).

64 Lyotard referiert hier auf das von Jacques Lacan eingeführte „Spiegelstadium“ (Lacan 1973 [1949]). Lacan beschreibt damit die fundierende Subjektivierungsoperation des sich konstituierenden Selbst (bzw., in psychoanalytischen Termini, des *Ichs*): Säuglinge um den sechsten Lebensmonat erhalten dadurch allererst ein Bewusstsein ihrer selbst, dass sie die kinästhetisch wahrgenommenen Bewegungen ihres eigenen, bis dahin bloß fragmentarisch erlebten Körpers durch die Rückkopplung mit dessen visueller Wahrnehmung im Spiegel zu einem homogenen Ich (oder gar Leib?) synthetisieren. Ich-Bildung in diesem Sinne ist folglich für Lacan eng verknüpft mit einer (indexikalischen) Zeichenoperation (die Bewegungen von visuell wahrgenommenem Körper existieren bloß, weil die Bewegungen des kinästhetisch wahrgenommenen existieren), die wiederum auf ein *Medium* verweist, das dem Kind äußerlich ist: den Spiegel.

Verfahren samt und sonders beseitigen wird. Eine Libidoökonomie des Kinos müsste buchstäblich die Operatoren erst erstellen, die dann im sozialen und organischen Körper die Abweichungen ausschließen und die Triebregungen in dieses Dispositiv kanalisieren.“⁶⁵

6.3 Jean-Louis Baudry: Dispositiv und Basisapparat

Bei Lyotard wird mit dieser Frage genau der Perspektivwechsel vorgezeichnet, der für Jean-Louis Baudry erkenntnisleitend werden sollte. Auf ihn wird der Begriff des *Mediendispositivs*, darin zeigt sich die (Medientheorie-)Geschichtsschreibung einig⁶⁶, eigentlich zurückgeführt. Er explizierte 1970 und 1975 in zwei kurzen Essays, inwiefern die technisch-apparativen und räumlichen Anordnungen im Kino nicht nur einen Einfluss auf die Filmrezeption haben, sondern wie sie spezifische Subjekt-Wirkungen zeitigen, die auch über den jeweiligen Kinobesuch hinausweisen. Bezüge zu Foucaults Auffassungen lassen sich zwar herstellen – von Baudry werden sie jedoch nicht explizit kenntlich gemacht. Ansonsten weisen seine Texte aber eine Vielzahl von impliziten und expliziten Bezügen auf⁶⁷, lassen sich insbesondere als Weiterentwicklung und Differenzierung einer von Marcelin Pleynet und Jean Thibaudeau konstatierten ‚Ideologie des Apparats‘ lesen.⁶⁸ Jene Autoren hatten – ähnlich wie Lyotard – nämlich betont, dass nicht so sehr die (von der Ideologiekritik als Gegenstand bevorzugten) medialen *Inhalte* auf ihre manipulative, erkenntnis- und wahrnehmungsleitende Rolle zu untersuchen seien, sondern vielmehr die diese Inhalte produzierenden Apparate. Sie zweifelten am „A priori einer nicht-signifikanten Existenz eines Bilderproduktionsapparates [...], den man unterschiedslos für dies und das, rechts und links, verwenden kann“⁶⁹, und forderten, dass

„die Filmemacher sich für die Ideologie interessieren sollten, die der Apparat (die Kamera) produziert, die das Kino determiniert. Der kinematographische Apparat ist ein ideologischer im ureigensten Sinn, ein Apparat, der bürgerliche Ideologie verbreitet, bevor er was auch immer verbreitet. Bevor sie einen Film produziert, produziert die technische Konstruktion der Kamera bürgerliche Ideologie.“⁷⁰

Wenn auch Foucault sich von seinem Lehrer Louis Althusser, auf dessen Ideologiebegriff⁷¹ hier

65 Lyotard 1982d [1973], 37.

66 Vgl. dazu die im vorliegenden Kapitel erfolgenden, exemplarischen Skizzen von Mediendispositiv-Ansätzen.

67 Etwa an Louis Althusser, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, Jacques Lacan, Sigmund Freud, Bertram D. Lewin, Edmund Husserl, Jean Baudrillard u.a.

68 Wie dies vom deutschsprachigen Diskurs in der Regel getan wird – darüber hinaus lässt sich etwa bei Hartmut Winkler nachlesen, dass „sowohl die Texte Althussters als auch diejenigen der Apparatusautoren [...] Motive auf[greifen], die die politisch-philosophische Debatte in Frankreich zu jener Zeit bestimmten“ (Winkler 1992, 66). Dem ist sicherlich zuzustimmen.

69 Pleynet/Thibaudeau 2003 [1969], 17.

70 Ebd., 18. Baudry verleiht seiner Verwunderung ob der Verkürzung der Kritik auf recht ähnliche Weise Ausdruck: „Es ist jedenfalls merkwürdig [...], dass fast ausschließlich nur ihr Einfluss [jener der Filme, T.G.] hervorgehoben wurde, die Effekte, die sie als fertige Produkte zeitigen, ihr Inhalt, das Feld des Signifikanten, wenn Sie so wollen; die technischen Grundlagen, von denen diese Effekte abhängen, und die spezifischen Eigenschaften dieser Grundlagen wurden jedoch ignoriert“ (Baudry 2003 [1970], 28).

71 Althusser unterscheidet zwischen *den* Ideologien (im Plural) und *der* Ideologie (im Singular): Während die

referiert wird, mehr oder weniger deutlich distanziert hatte⁷², lassen sich doch Foucaults diskurs-theoretische Überlegungen durchaus daran anknüpfen. Dann kann die Bemerkung von Pleynet/Thibaudeau als Forderung nach der Aufdeckung der institutionellen Strukturen gelesen werden, die ein spezifisches historisches Apriori (die ‚bürgerliche Ideologie‘) prozessieren (d.h. re-konstituieren).

Baudry wiederum fokussiert genau diesen Punkt, wenn er vom ‚[i]deologische[n] Effekt‘⁷³ des Kinos spricht. Dieser Effekt ist, so Baudry, insbesondere in einer sehr fruchtbaren und für das Kino essenziellen Darstellungskonvention begründet: der *Zentralperspektive*. Als ‚*perspectiva artificialis*‘⁷⁴ zunächst in der bildenden Kunst entstanden und eingesetzt, schreibt sie sich mit der Zeit in die Entwicklung/Erfindung von Darstellungstechniken mit ein: So können in der Folge beispielsweise die Bilder der *Camera Obscura*⁷⁵ als vollkommenste Abbildung der Realität (da

einen durchaus historisch verortbar sind (bspw. als die verschiedenen (gesellschaftlichen) Phasen: *der* Feudalismus, *der* Sozialismus, *der* Kapitalismus etc.), hat ‚*die* Ideologie *im Allgemeinen keine Geschichte*‘ (Althusser 1977 [1970], 132; Hervorhebung i.O.). Das heißt nicht, dass sie realiter nicht existiere – es heißt vielmehr, dass die Ideologie ‚eine Struktur und eine Funktionsweise hat, die sie zu einer nicht-historischen, d.h. *omnihistorischen* Realität machen, insofern diese Struktur und diese Funktionsweise in derselben Form in der sogenannten gesamten Geschichte [...] präsent sind‘ (ebd.; Hervorhebung i.O.). Man hat es also mit einem nahezu transzendentalen, d.h. universalen Konzept zu tun, das potenziell unabhängig von Staats- oder Gesellschaftsformen, Zeit, Raum, Kultur etc. besteht. Diese Idee wird plausibel, wenn man Ideologie als ‚Vorstellung‘ zeichnet, als Repräsentation ‚des imaginären Verhältnisses der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen‘ (ebd., 133; i.O. hervorgehoben). Dann nämlich kann sie sich von der Semantik des (konkret) Politischen lösen und wird zu einer universellen Beschreibung der Relation von Einzelnem und Welt. Der Status des Imaginären beschreibt dabei keine reine Illusion, sondern ebenso eine ‚Allusion (Anspielung) auf die Wirklichkeit‘ (ebd., 134); Vorstellung und reale Existenzbedingung nähern sich einander also an. Anders formuliert: Die Imagination der realen Existenzbedingungen ist durchaus fundiert in einer auch außerhalb der Repräsentation existenten Welt, sie beinhaltet eine *Referenz*. Sie verstellt andererseits jedoch auch den Blick für ihre eigenen Bedingungen: Imagination wird von Althusser (in marxistischer Tradition) als *Entfremdung* gekennzeichnet, d.h. als ein notwendiges Ver-Kennen des Realen, was sicher darin begründet liegt, dass Althusser vor die ‚Imagination‘, die ‚Repräsentation‘ stellt. Damit hat man es mit einer zweistufigen Vermittlung zu tun: Die Ideologie repräsentiert die Imagination, die wiederum die realen Existenzbedingungen vorstellt (oder repräsentiert). Es bestehen also durchaus Parallelen zwischen dem von Foucault formulierten ‚Willen zum Wissen‘ bzw. dem historischen Apriori und der Ideologie Althussters, indes eignet letzterem ein deutlich kritischerer Impetus, der eher an Baudrillard's ‚Hyperreales‘ erinnert.

72 Vgl. Bogdal 2008.

73 So im Titel des ersten Kino-Essays *Ideologische Effekte erzeugt vom Basisapparat* (Baudry 2003 [1970]). Der Titel verweist indes nicht bloß auf Althussters Ideologieverständnis, sondern auch auf eine Nähe zur Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, wie sie etwa von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* vertreten wird (Horkheimer/Adorno 2003 [1947/1969]).

74 Baudry 2003 [1970], 27; Hervorhebung i.O. Die Erfindung der Zentralperspektive wird in der Regel auf 1435 datiert und Leon Battista Alberti zugeschrieben. Vgl. hierzu bspw. Mitchell 2008, 62. Auch Mitchell zeigt auf, dass sich mit der Einführung der Zentralperspektive fundamentale Effekte verbinden lassen; so führt er darauf bspw. die Theorie des Bildes als ‚Abbild‘ (ebd.) der Realität zurück. Dieser Glaube an die abbildende Kraft des Bildes erscheint, weil der *perspectiva artificialis* zugeschrieben wird, ‚sie verfüge über ein System zur automatischen und mechanischen Produktion von Wahrheiten‘ ‚unter dem Banner von Vernunft, Wissenschaft und Objektivität‘, das auf der Auffassung basiert, dass ‚die perspektivischen Bilder mit dem natürlichen menschlichen Sehvermögen und dem objektiven äußeren Raum in gewisser Hinsicht identisch‘ (ebd., 63) seien. Ihre Entdeckung fällt zudem zeitlich mit der kopernikanischen Wende zusammen, die bekanntlich nicht nur den Übergang vom geo- zum heliozentrischen Weltbild, sondern auch einen grundlegenden Wandel in der Modellierung der Subjektkonstitution markiert und zum Aufkommen des Kritischen Idealismus führte.

75 Baudry 2003 [1970], 29.

sich letztere unmittelbar in ihnen spiegelt – oder vielmehr zeigt) gelten und die Rolle „einer referentiellen Norm“⁷⁶ einnehmen, weil ihre indexikalische Struktur, die nur daher so natürlich wirkt, weil ihr die inzwischen durchgängig konventionalisierte Zentralperspektive zugrunde liegt, scheinbar keinen Zweifel an dem zulässt, was sie darstellen. Ihre gesamtgesellschaftliche Geltung erlangt die Zentralperspektive zudem dadurch, dass sie auch in wissenschaftlichen Diskursen als ‚objektive‘ Darstellungsweise verhandelt wird.⁷⁷ Aus der *Camera Obscura* wiederum entstand die Fotokamera, die ihre nahezu natürlich scheinende Evidenz aus jener (vermeintlichen) *Unmittelbarkeit der Darstellung* bezieht, die sie von der Camera Obscura erbt und die sie wiederum an die Filmkamera, als deren direkte Vorläuferin sie gilt, weitergibt. So lässt sich eine Traditionslinie (oder Archäologie) der zentralperspektivischen Darstellung nachzeichnen, innerhalb derer ihr grundlegender Effekt, „eine Rezentrierung oder wenigstens eine Verschiebung des Zentrums [...], das sich im Auge festsetzt; was so viel bedeutet wie die Absicherung der Installation des ‚Subjekts‘ als aktiven Sitz und Ursprung des Sinns“⁷⁸, erhalten bleibt. Dieser beruht auf der Tatsache, dass die Zentralperspektive nur dann als ‚natürliche‘ Darstellung wahrgenommen wird, wenn der Beobachter an einem genau bezeichneten Standort steht – dieser ideale Standort wird beispielsweise im Kino von der Kamera eingenommen. Insofern substituiert die Kamera das Auge des (idealen) Betrachters:

„Basierend auf dem Prinzip eines Fixpunktes, im Bezug auf den die visualisierten Gegenstände angeordnet sind, umschreibt sie wiederum die Position des ‚Subjekts‘, den genauen Ort, den es notwendigerweise einnehmen muss. Darauf fokussiert erscheint die optische Konstruktion wirklich wie die Projektion-Reflexion eines ‚virtuellen Bildes‘, dessen halluzinatorische Realität sie erzeugt: sie steckt das Feld eines idealen Blicks ab und sichert auf diese Weise die Notwendigkeit einer Transzendenz“.⁷⁹

76 Ebd., 30.

77 Vgl. Baudry 2003 [1970], 27f. Vgl. hierzu auch Mitchell 2008; insbesondere 62-67. Vgl. zudem bspw. Daston/Galison 2007, die exemplarisch am Einsatz bildlicher Repräsentationen in der Naturgeschichte und der modernen Biologie vorführen, wie disziplinar verankerte Darstellungsweisen die Theoriebildung beeinflussen (können). Ihr Buch lässt sich in gewisser Weise als eine Fortsetzung von Foucaults Archäologie der Naturgeschichte in der *Ordnung der Dinge* lesen, jedoch mit einem Fokus, der nicht die sprachlichen, sondern die *zeichnerisch-visuellen* Aussagen in den Vordergrund stellt.

78 Ebd., 27. Baudry spielt hier auf Husserls ‚apodiktisches Ego‘ an, das die Transzendenz der Welt voraussetzt: Sie ist *für mich* nur das, was und wie ich „erfahre, wahrnehme, mich seiner erinnere, daran irgendwie denke, es beurteile, es werte, begehre usw. Das alles bezeichnet Descartes bekanntlich unter dem Titel *cogito*. Die Welt als solche ist für mich überhaupt gar nichts anderes als die in solchem *cogito* bewußt seiende und mir geltende“ (Husserl 1950, 60).

79 Baudry 2003 [1970], 30. Geht man von der Transzendenz der Welt aus, determiniert sie selbst nichts, hat sie also keinen ‚Einfluss‘ mehr auf unsere Wahrnehmung, auf unsere Erkenntnis von ihr als *solche*. Mit diesem Mangel an Referenz ist, und das ist einer der Kernpunkte der Baudry'schen Kritik (an Husserl), der Relativität und so der Simulation und den Simulakren Tür und Tor weit geöffnet. Laut Baudry ist sie das Ergebnis „der ideologischen Funktion der Kunst, die darin besteht, dem Metaphysischen eine sinnlich wahrnehmbare Repräsentation zu sichern. Dieses Prinzip der Transzendenz [wird durch die] in der Malerei und in dem sie kopierenden photographischen Bild repräsentierte perspektivische Konstruktion zugleich bedingt und durch es konditioniert“ (ebd., 31). Die filmische Praxis, determiniert durch ihre Techniken, führt damit zu einer *Vereinheitlichung* der Sichtweisen, wie sie auch der spätmittelalterlichen Raumauffassung entspricht. Baudry plausibilisiert dies am Beispiel der Malerei: „Im Gegensatz zur chinesischen und japanischen Malerei wird im westlichen Staffelei-

Die Herstellung jenes vereinheitlichenden ‚idealen Blicks‘ des wahrnehmenden Subjekts setzt also die Fixierung des letzteren voraus.⁸⁰ Dies ist durchaus wörtlich zu verstehen: Die Bewegungslosigkeit der Zuschauer im Kino ist die *Möglichkeitsbedingung* für die Substitution des Auges durch die Kamera – und in gewisser Hinsicht auch deren Effekt:

„Ohne Zweifel präsentieren schon der verdunkelte Raum und die schwarz – gleichsam wie ein Beileidsbrief – umrahmte Leinwand privilegierte Bedingungen der Wirksamkeit. Keine Zirkulation, kein Austausch, keine Übertragung mit einem Draußen. Die Projektion und die Reflexion stellen sich in einem geschlossenen Raum her und jene, die sich dort aufhalten, befinden sich – ob sie es wissen oder nicht (aber sie wissen es nicht) – angekettet, gefangen oder ergriffen“.⁸¹

Neben der Nähe zum Höhlengleichnis Platons erinnert diese Formulierung stark an Lyotards Fassung des ‚Theaterdispositivs‘: Dieses ist vornehmlich als räumliche Anordnung konzipiert, die ein Innen und ein Außen konstituiert. Auch Foucaults ‚Heterotopien‘ sind hieran sicherlich anschlussfähig – vor allem vor dem Hintergrund, dass sie Räume beschreiben, die Markierungen von ‚Andersartigkeit‘ manifestieren/produzieren. Interessant, das genau die oben beschriebene Anordnung daher von Baudry als „besonderes Dispositiv“⁸² bezeichnet wird: Individuen, die in einem Innen, das von ihnen *Bewegungslosigkeit* fordert, und das aufgrund der Abdunkelung alle Sinne auf den visuellen beschränkt, vor den auf die Leinwand projizierten Bildern sitzen, während das Außen nahezu nicht mehr präsent ist. Innen und Außen des Kinos sind durch die grundlegende Zweidimensionalität der Projektion aber viel stärker verdichtet als im Theater, und daher

Bild, da es ein bewegungsloses und zwischenraumloses Ganzes darbietet, eine Gesamtvision ausgearbeitet, die der idealistischen Konzeption der Fülle und der Homogenität des ‚Seins‘ entspricht und sozusagen der Repräsentant derselben ist“ (ebd.). Interessanterweise wurde dieser Zusammenhang bereits gut 40 Jahre zuvor vom russischen Formalisten Sergej Eisenstein beschrieben, der dem Film diagnostiziert, dass, wolle er zur Kunst werden, er eben genau die Anlehnung an die japanische Zeichenkunst, die sich auf das Detail fokussiert, praktizieren müsse (vgl. Eisenstein 2006 [1929], 70f.). Ob Baudry mit seiner Einlassung darauf referiert, ist nicht bekannt.

80 Einwände der Art, dass die Kamera nicht zu einer Einschränkung, sondern vielmehr zu einer Vervielfältigung der Perspektiven beitragen könne, liegen auf der Hand, produziert sie doch einerseits (spätestens seit der Einführung der Montage) Reihen diskontinuierlicher Einheiten, deren Kontinuität aus ihnen selbst heraus nicht gesichert ist, und lässt andererseits die Anwendung von Verfahren wie jenen der verschiedenen Einstellungsgrößen, Perspektiven und auch Kamerafahrten zu, die der sog. ‚natürlichen‘ Wahrnehmung (oder den Eindrücken in einer Camera Obscura) nicht entsprechen (können). Vgl. bspw. Eisensteins Schilderung solcher Diskontinuitäten: „Und tun nicht auch wir das gleiche in zeitlicher Abfolge [...], wenn wir ungeheuerliche Disproportionen von Elementen eines normal ablaufenden Vorgangs herbeibeschwören [...] – und zwar bei der Aufspaltung eines Geschehens in einzelne Einstellungen?! Ein Auge, das zweimal so groß ist wie ein Mensch? Und durch Kombinieren dieser ungeheueren Widersinnigkeiten setzen wir das segmentierte Ereignis erneut zusammen, nun allerdings unter unserem Aspekt; aus unserem Blickwinkel auf die betreffende Einstellung“ (ebd., 63). Eisenstein sieht hierin, ganz im Gegensatz zu Baudry, nicht die Einwirkung der oben beschriebenen ‚Ideologie‘, sondern vielmehr die Chance des Films, (ideologie-)kritisch zu wirken.

81 Baudry 2003 [1970], 38. Die Ähnlichkeit zum Platonischen Höhlengleichnis ist sicherlich nicht zufällig; Baudry nutzt diese Analogie insbesondere in seinem zweiten ‚Dispositiv-Artikel‘; vgl. die folgenden Ausführungen. Ein ganz ähnliches Bild verwenden unter Bezug auf den Mythos des Odysseus zudem auch Horkheimer/Adorno 2003 [1947/1969], 43: „Die Ruderer, die nicht zueinander sprechen können, sind einer wie der andere im gleichen Takte eingespannt wie der moderne Arbeiter in der Fabrik, im Kino und im Kollektiv.“

82 Ebd., 36.

gewinnt die Bewegungslosigkeit des Zuschauers an Relevanz für die Wirkeffizienz des ideologischen Effekts. Steht man im Kino auf, bewegt sich, ist man nicht mehr in der Lage, dem Film zu folgen, büßt also den eigentlichen Genuss ein. Anders formuliert: Einen Film anzuschauen setzt eine gewisse Einschränkung der Motilität zwingend voraus.⁸³ Dadurch kann das Subjekt, so Baudry, in einem Maße entkörperlicht werden, in dem der Körper für die Konstitution von Wirklichkeit nicht mehr notwendig ist⁸⁴, was wiederum die Voraussetzung für einen Prozess ist, infolgedessen die „Kontinuität der diskontinuierlichen Elemente wiederhergestellt“ wird, indem mithilfe der „Wahl der minimalen Differenz“⁸⁵ zwischen den zuvor nur als Einzelbilder vorliegenden Elementen des Films eine kontinuierliche *Bewegung* re-konstituiert wird, die das Subjekt als einzig mögliche Bewegung nachvollzieht – und zugleich schafft. Das Subjekt⁸⁶, welches die Substitution seines Auges durch die Kamera nicht erkennt, wird sich selbst so als Quelle und Zentrum der als transzendent verstandenen Welt vor-gestellt, weil es die Instanz zu sein scheint, die selbige wahrnimmt und wahrnehmend verarbeitet, d.h. kategorisiert und kontinuierisiert (= synthetisiert)⁸⁷. Die während der Projektion auf der Leinwand zu erblickenden bewegten, diskohärenten Bilder, die sich durch eine (minimale) Differenz auszeichnen, werden nur vermeintlich von ihm

83 Baudry weist darauf in seinem zweiten Aufsatz zum Kinodispositiv hin: „Das Subjekt kann zwar stets die Augen schließen, sich aus dem Schauspiel heraushalten und weggehen, aber genau so wenig wie im Traum verfügt es über die Mittel, auf den Gegenstand seiner Wahrnehmung handelnd einzuwirken und den eigenen Gesichtspunkt willkürlich zu wechseln. Es hat es natürlich mit Bildern zu tun, und der Ablauf dieser Bilder, der Rhythmus des Sehens sowie die Bewegung werden ihm ebenso wie die Traumvorstellungen und Halluzinationen auferlegt“ (Baudry 2003 [1975], 59).

84 Zugrunde liegt dem die Auffassung, dass die Welt normalerweise *handelnd* erfasst wird – d.h. über Bewegung im Raum. Dies ist im Kino nicht mehr möglich, und „dann wird die Welt nicht nur wesentlich durch es [das Auge, Anm. d. Ü.] begründet, sondern für es [das Auge, Anm. d. Ü.]“ (Baudry 2003 [1970], 34). Horkheimer/Adorno konstatierten Ähnliches für die Rolle des Radios: „Das menschliche Wort absolut zu setzen, das falsche Gebot, ist die immanente Botschaft des Radios. Empfehlung wird zum Befehl“ (dies. 2003 [1947/1969], 168). Daher ist bei Baudry und auch in der Apparatusdebatte immer wieder von einer ‚Ideologie des Sichtbaren‘ die Rede.

85 Baudry 2003 [1970], 32. Er betont, dass diese Wahl essenziell sei, um „Abweichungen“ (ebd.) zwischen den Bildern, die die Illusion der Kontinuität zerstören könnten, auszuschließen. Andererseits gibt er an, dass, falls es zu solchen Abweichungen komme, sie durch eine Veränderung der Perspektive begründet sein müssen, die für die Zuschauer signifikant ist. Wie diese ‚Signifikanz‘ zu quantifizieren ist, ist in der filmischen Praxis bekannt: Zwischen zwei Schnitten muss sich der Winkel der Kameraperspektive um mindestens 30° verändern, damit es nicht zum Eindruck einer ‚holprigen‘ Kameraführung kommt und damit die *partielle Illusion* ge- oder gar zerstört wird. Beispiele, die diese Regel verdeutlichen, gibt es spätestens seit Jean-Luc Godard, der erstmals 1960 in seinem der *Nouvelle Vague* zugeschriebenen Film *Außer Atem* (im Original *À bout de souffle*) an einigen Stellen sog. *Jump Cuts* einsetzt – Schnitte zwischen zwei Einstellungen, deren Perspektivierung weniger als 30° Unterschied aufweisen.

86 „Wir verstehen unter dem Begriff ‚Subjekt‘ hier seine Funktion als Vehikel und Ort der Schnittstelle [recoupe-ment] ideologischer Implikationen, die wir nach und nach noch zu präzisieren versuchen, und nicht etwa die strukturelle Funktion, die der analytische Diskurs damit zu markieren sich bemüht. Vielmehr nimmt es zum Teil den Platz des ‚moi‘ ein, von dem man genau weiß, welche Abweichungen es im analytischen Feld unterhält“ (ebd., 30). Lacan beschreibt jenes *moi*, indem er zeigt, „dass das Subjekt nur Subjekt ist als Hörigkeit, Unterwerfung auf dem Felde des Andern“ (Lacan 1978, 197) und grenzt es so vom *je*, dem Ich, das ich für mich bin, ab. Das Spiegelstadium markiert den Wendepunkt des *je* zum *moi*.

87 Vgl. zu dieser Konzeption von Perception v.a. Husserl 1950, von dessen Auffassung sich Baudry in seinen Aufsätzen eklatant abgrenzt.

in (formal und narrativ) kontinuierliche, sinnhafte Narrationsverläufe umgewandelt⁸⁸ – geleitet sind sie eigentlich von der Bewegung der Kamera, die vom Subjekt als eigene Bewegung verkannt bzw. ideologisch der „synthetische[n] Aktivität“⁸⁹ des Subjekts zugesprochen wird. Sie beruht jedoch auf der *Arbeit*, die der Filmproduktion und -distribution zugrunde liegt: War die (narrative) Kontinuität bislang „ein Attribut des Subjekts“⁹⁰, muss insofern davon ausgegangen werden, dass letzterem nur vorgegaukelt wird, es sei der Ursprung seiner (Welt-)Erkenntnis. Der ideologische Effekt des Kinos besteht also im Glauben an ein (vorideologisches, freies) Subjekt.

Die Apparatur des Kinos schafft damit, so Baudry, eine ganz besondere Situation: Erstens steht im Kino die visuelle Wahrnehmung im Vordergrund – andere Sinneswahrnehmungen sind zwar latent vorhanden, aber für das Geschehen auf der Leinwand irrelevant – und zweitens ist die Bewegungsfähigkeit der Zuschauer stark eingeschränkt. Auch Baudry ist die Parallele dieser Bedingungen zum Lacanschen Spiegelstadium, das der Psychoanalyse als jeweils individuelle Geburtsstunde des Ichs gilt, nicht entgangen.⁹¹ Allerdings markiert er einen grundlegenden Unterschied: Hat die (im unerreichbaren Außen befindliche) Welt nämlich als transzendent zu gelten, dann fehlt dem Prozess der Ich-Bildung die Verankerung im synthetisierenden *Körper*, der dieser Welt angehört. Identifiziert sich also der Zuschauer mit den auf der Leinwand handelnden Personen als den ‚Andern‘, fehlt das, was gespiegelt wird, es bleibt in der Schwebel, weil das ‚objektive Reale‘ für den Zuschauer notwendig unsichtbar bleibt⁹²: Das Gespiegelte oder Projizierte verbleibt im transzendenten Außen.⁹³ Damit muss dieser Platz durch den Ort des Subjekts, den es von der industriellen Gesellschaft resp. ihrer Kulturindustrie geformt bekommt – und der im Kino vom Auge der es bewegenden Kamera substituiert wird –, ausgefüllt werden. Die Konstitu-

88 Dem Kino „geht [es] darum, die synthetische Einheit des originären Ortes von Sinn um jeden Preis zu bewahren, – die konstitutive transzendente Funktion, auf welche die narrative Kontinuität zurückverweist wie auf ihren natürlichen Ausfluss“ (Baudry 2003 [1970], 35f.).

89 Husserl 1950, 102.

90 Baudry 2003 [1970], 35.

91 Lacan beschreibt als Voraussetzung für die Ich-Bildung während des Spiegelstadiums, dass sich Säuglinge bloß fragmentarisch und damit inhomogen wahrnehmen; der *Blick* erreicht nur Ausschnitte des Körpers. Die (noch) eingeschränkte Bewegungsfähigkeit ist zudem nicht in der Lage, dies auszugleichen (kinästhetische Informationen bleiben ebenfalls bruchstückhaft). Dementsprechend hat die Spiegelphase – genauso wie das Kino – „zwei komplementäre Bedingungen“ (Baudry 2003 [1970], 36, Anmerkung), nämlich einerseits die einer ungeriffen Motorik und andererseits jene der Dominanz des visuellen Kanals.

92 „Die Realität wird niemals erscheinen außer in Relation zu den Bildern, die sie reflektieren, auf irgendeine Weise inauguriert durch eine vor ihr erschienene Reflexion“ (ebd., 37, Anmerkung).

93 „Ohne Zweifel besteht der paradoxe Charakter des filmischen Leinwand-Spiegels darin, dass beim Reflektieren der Bilder die Ambiguität bestehen bleibt, dass das reflektierte Bild nicht Bild der ‚Realität‘ ist (eine Ambiguität, die darin besteht, dass die Transitivität des Worts ‚reflektieren‘ in der Schwebel bleibt. [sic] (Die Realität,) die auf jeden Fall von einem Ort hinter dem *Kopf* des Zuschauers kommt (würde er sich umdrehen und sie direkt anschauen, sähe er nur die sich bewegenden Strahlenbündel einer schon verschleierte[n] Lichtquelle). Die Disposition der verschiedenen Elemente – der Projektor, der ‚dunkle Saal‘ [salle obscure], die Leinwand – rekonstruiert [...] das für die Auslösung der von Lacan entdeckten Spiegelphase notwendige Dispositiv“ (ebd., 36f.).

tion des Ichs, die auf dem Feld des Andern – dem Spiegel – sich abspielt, wird so gewissermaßen im Kino wiederholt, allerdings derart, dass sie nicht mehr abhängt von der (imaginären) Einheit des eigenen Körpers, sondern vielmehr von den ideologischen Sinndeutungen, die von der Kulturindustrie vorgegeben (dabei aber als dem Subjekt eigene synthetische vorgegaukelt) werden⁹⁴: „Eingeschränkt durch die Bestimmung der Kadrierung, anvisiert, in der richtigen Entfernung aufgestellt liefert sie ein durch Sinn gestiftetes Objekt, ein intentionales Objekt, impliziert von der Handlung des ‚Subjekts‘ – welches das Objekt anvisiert – und dieses andeutend“.⁹⁵

Lag das Interesse Baudrys in seinem ersten Aufsatz noch in erster Linie in einer Offenlegung des Vorganges, innerhalb dessen sich Ideologie(n) in die technischen Apparate und Prozeduren eines medialen Apparats einschreiben, stellt er sich in seinem zweiten Text, der sich ausdrücklich mit dem *Kinodispositiv* auseinandersetzt, die Frage, wie es dazu kommt, dass sich die Zuschauer immer wieder in diese für sie so prekäre Situation begeben (selbst wenn sie ihnen unbewusst bleibt). Der Kern seiner Argumentation liegt in der Parallele des Kinos zu Platons Höhlengleichnis⁹⁶: Ähnlich wie den Höhleninsassen bleibt nämlich auch den Kinobesuchern die eigentliche Realität im Außen verstellt. Der Insasse/Zuschauer befindet sich daher in einem Zustand der fortwährenden „Realitäts-Illusion [...]“; er ist das Opfer des *Eindrucks, eines Realitätseindrucks*⁹⁷. Die oben beschriebene Anordnung im Kino führt daher zu einer *Simulation* von Realität⁹⁸, weil die Insassen/Zuschauer gelähmt sind, unfähig, sich von der Leinwand wegzubewegen, so dass

94 „Die Sinne sind vom Begriffsapparat je schon bestimmt, bevor die Wahrnehmung erfolgt, der Bürger sieht a priori die Welt als den Stoff, aus dem er sich selbst herstellt. Kant hat intuitiv vorweggenommen, was erst Hollywood bewusst verwirklichte: die Bilder werden schon bei ihrer Produktion nach den Standards des Verstandes vorzensiert, dem gemäß sie nachher angesehen werden sollen. Die Wahrnehmung, durch die das öffentliche Urteil sich bestätigt findet, war von ihm schon zugerichtet, ehe sie noch aufkam“ (Horkheimer/Adorno 2003 [1947/1969], 91).

95 Baudry 2003 [1970], 34.

96 Vgl. Baudry 2003 [1975], 47. Auch hier zieht Baudry eine Parallele zu Baudrillard: Jene Nachbildungen bei Platon seien „keine direkten Schatten der Realität, sondern bereits ein Abbild von ihr“, „das wiederum nichts anderes ist als ein Träger der Realität, ein Bild, eine Reproduktion, ein *Simulacrum*“ (ebd., 47, eigene Hervorhebung).

97 Ebd., 45; Hervorhebung i.O. Dieser Effekt, das ‚Gefühl‘, man sei als Zuschauer Teil der Handlung, trieb einige Filmtheoretiker um. Rudolf Arnheim bspw. prägte dafür den Begriff der „partiellen Illusion“. Er entstand in ebenjener Theoriebildung, die Baudry kritisiert, da sie sich zur Erklärung des Realitätseindrucks insbesondere der „innerfilmischen“ Mittel bediene (Arnheim 1974 [1932], 30). Die Rolle, die Arnheim der Projektionssituation zugesteht, scheint beschränkt zu sein auf die Verankerung der Zuschauer im außerfilmischen Raum: Anders als in Baudrys Konzeption jedoch identifizieren sie sich nicht wegen, sondern trotz der Projektion (der Kadrierung der Bildfläche, des Aufbaus des Kinosaals, der ausschnitthaften Darstellung des ‚Realen‘), und sie identifizieren sich mit den filmischen Inhalten oder gar den handelnden Figuren, nicht mit der Perspektive der Kamera. Vgl. dazu auch die folgenden Ausführungen, insbesondere aber Heaths Suture-Konzept (wie skizziert in Kapitel 6.4.1.3).

98 Vgl. zur Anordnung der Höhle Platon 2009. Dort beschreibt Platon den Effekt, den Baudry im Verlauf seines Textes mit der Formulierung „*Mehr-als-Reales*“ (Baudry 2003 [1975], 54; Hervorhebung i.O.) noch aufgreifen wird: Wird der Gefangene entfesselt und tritt in das blendende Licht, wird er, nachdem er aufgeklärt wird, dass es sich beim Draußen um die eigentliche Realität handelt, wohl „ganz verwirrt sein und glauben, was er damals gesehen sei doch wirklicher als ihm jetzt gezeigt werde“ (Platon 2009, 185).

das Letzte, was sie zu sehen bekommen, „bevor sie einschlafen“⁹⁹, die darauf projizierten Bilder sind. Dieser ‚Realitätseindruck‘ ist gewissermaßen ein Teil des ideologischen Effekts, denn er beschreibt näher, *was* man im Leinwandspiegel zu sehen (und selbständig zu synthetisieren) vermeint. Nun besteht allerdings ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Insassen der Höhle und den Kinozuschauern: Erstere sind nicht ohne weiteres in der Lage, ihr Gefängnis zu verlassen (wenn sie es denn überhaupt als solches wahrnehmen, schließlich besteht darin ihre ganze ‚Realität‘), während Zuschauer sich freiwillig, und immer wieder, ins Kino begeben. Woher rührt diese (libidinöse) Lust an der Täuschung?¹⁰⁰

Baudrys Antwort ist in erster Linie psychoanalytisch fundiert: Zunächst weisen, wie bereits angedeutet, die Bedingungen der Höhle Analogien zu jenen des Spiegelstadiums auf: Dunkelheit, die die Aufmerksamkeit auf die (illuminierte) Leinwand lenkt, Marginalisierung anderer Sinnesempfindungen und damit einhergehende Priorisierung des Visuellen, Einschränkung der Motilität – u.a. „[d]aher kann das Kino als eine Art psychischer *Substitutionsapparat* erscheinen, der dem durch die dominante Ideologie definierten Modell entspricht“¹⁰¹. Baudry hatte jedoch schon darauf hingewiesen, dass eine Wiederholung des Spiegelstadiums im Kino stets simulativ verbleibe – gespiegelt wird, und das wird im Zusammenhang mit dem Höhlengleichnis noch deutlicher, schließlich etwas, was notwendig transzendent ist; die Identifikation bleibt sozusagen ‚unvollständig‘. Die eigentümliche Kinolust lässt sich so also nicht hinreichend erklären. Ein genauer Blick auf die *Topographie* der Höhle führt in diesem Zusammenhang weiter: Sie ähnelt nämlich nicht nur dem Kino, sondern auch Freuds Entwurf der menschlichen Psyche. So könnte man die Höhle mit dem menschlichen Unbewussten (*Ubw*), das Draußen mit dem Bewusstsein (*Bw*) assoziieren.¹⁰² Mit Blick auf den Zusammenhang von Freud und Platon konstatiert Baudry daher: „Die Bühne des einen scheint jedoch genau die andere Szene des anderen zu sein. Es ist, kurz gesagt, eine Frage der ‚Wahrheit‘. Oder: ‚Der Irrtum hat die Seite gewechselt‘.“¹⁰³ Die Wahrheit, das Unbewusste, dasjenige also, wo sich die Abkömmlinge des Verdrängten und die schlummernden „*Erinnerungsspur[en]*“¹⁰⁴ tummeln, und was die Handlungen, Empfindungen und Gedanken des Ichs bewegt, verbirgt sich nämlich nicht mehr im ‚blendenden‘ Außen, sondern die Insassen befinden sich mitten darin. Das Kino, so Baudry, ähnelt so gewissermaßen Freuds

99 Baudry 2003 [1975], 47.

100 Vgl. hierzu auch Lyotards am Ausgang von Kapitel 6.2 zitierte Frage.

101 Baudry 2003 [1970], 39, eigene Hervorhebung; vgl. auch hier die Analogie zu McLuhans Ansatz. Die herrschende Ideologie meint, wie oben bereits beschrieben, jene des Kritischen Idealismus, wie Pleynet, aber auch Horkheimer/Adorno sie entfaltet haben.

102 Vgl. dazu etwa die Überlegungen zum Wunderblock, die Baudry inspirierten, und in denen Freud auf seine Unterscheidung der Systeme *Wahrnehmung (W)*, *Bewusstsein (Bw)* und *Unbewusstsein (Ubw)* referiert (Freud 1968 [1925]).

103 Baudry 2003 [1975], 40.

104 Freud 2010 [1925], 561, Hervorhebung i.O.

Wunderblock; es bietet die Möglichkeit, die eigentlich unzugänglichen Inskriptionen im Wachs (dem Unbewussten) sichtbar zu machen. Dies ist bekanntlich nicht ohne weiteres möglich, denn die Inhalte des Unbewussten werden eigentlich von einer strengen Zensur daran gehindert, bewusstseinsfähig zu werden. Einzig in besonderen Zuständen lässt sich der Zensor umgehen – in der Psychose, der Halluzination und im Traum¹⁰⁵; dort muten die Erinnerungsspuren wie Wahrnehmungen an.¹⁰⁶ „Der Traum“, schreibt Baudry, „ist [...] ein Zustand, in welchem die mentalen Vorstellungen für Realitätswahrnehmungen gehalten werden.“¹⁰⁷ Dies ist möglich, weil „[e]ine Wahrnehmung, die durch Handeln zum Verschwinden gebracht werden kann, [...] als äußerliche erkannt [wird]. Die Realitätsprüfung ist von der Motilität abhängig“.¹⁰⁸ Beinahe überflüssig darauf hinzuweisen, dass die oben geschilderten Umstände im Kino jenen des Traums entsprechen (eingeschränkte Motilität, Prädominanz des Visuellen). Der Realitätseindruck im Kino lässt sich so genauer beschreiben als „Wahrnehmung von Vorstellung(sbildern)-die-sich-als-Wahrnehmung-darbiehen“¹⁰⁹, als Folge von Bildern, die für die Zuschauer zwar die Qualität von Wahrnehmungen (der ‚objektiven Realität‘) haben, aber, um es noch einmal zu wiederholen, gerade *nicht* als Abbildungen der Realität zu verstehen sind. Vielmehr produziert das Dispositiv das „Mehr-als-Reale“, das „vom Fernhalten [...] des Sekundärprozesses und des Realitätsprinzips“¹¹⁰ abhängt, eine Art Baudrillardische ‚Hyper-Realität‘, die jedes Bezugs zum objektiven Realen entbehrt. Und dennoch: Die dort vorgeführten Vorstellungen müssen jenen, die sich im *Ubw* bereits eingeschrieben haben, wenigstens ähneln¹¹¹; sie müssen zumindest den Anlass bieten, eine for-

105 Vgl. Freud 2010 [1925], 559. Auch ebd.: „Ferner wollen wir gleich hier daran denken, dass solche Verwandlung von Vorstellungen in Sinnesbilder nicht dem Traum allein zukommt, sondern ebenso der Halluzination, den Visionen, die etwa selbständig in der Gesundheit auftreten oder als Symptome der Psychoneurosen.“

106 Baudry meint, „dass das kinematographische Dispositiv einen künstlichen Regressionszustand determiniert, wenn man die Dunkelheit des Saals berücksichtigt, die Situation der relativen Passivität, die erzwungene Unbeweglichkeit des Kino-Subjekts und natürlich die der Projektion beweglicher Bilder innewohnenden Effekte“ (Baudry 2003 [1975], 58).

107 Ebd., 52f.

108 Ebd., 54. In Platons Höhle jedoch bieten sich uns die Ideen als Wahrnehmung an; es lässt sich konstatieren, „dass nämlich das sinnlich Wahrnehmbare im gleichen Verhältnis zum Intelligiblen steht wie die Projektion in der Höhle zum sinnlich Wahrnehmbaren (d.h. zur gewöhnlichen Realität)“ (ebd., 49).

109 Ebd., 59. Vgl. dazu auch Freud 2010 [1925], 558: „ein Gedanke, in der Regel der gewünschte, wird im Traume objektiviert, als Szene dargestellt oder, wie wir meinen, *erlebt*“ (eigene Hervorhebung).

110 Baudry 2003 [1975], 59.

111 Selbst der Ton, also die Klänge der Musik und die Laute der Sprache sowie die Töne anders hervorgerufener Geräusche, ist nicht in der Lage, diesen grundlegenden Realitätseindruck zu stören, und das, obwohl Baudry darauf verweist, dass man es hier mit grundlegend anders verfahrenen Systemen zu tun habe: Anders als das Bild nämlich sind alle tonalen Medien ein- und nicht zweistufige Vermittlungsverfahren. Die Schallwellen, also die materielle Substanz von Sprache, Musik und Geräusch, dienen als Darstellungs- wie als Übertragungsfläche zugleich, während beim Bild zusätzlich eine Leinwand – sei diese aus Leinen oder nur Projektionsfläche – zwischen Dargestelltes und Rezipienten tritt. Das Bild ist also ein Simulationsmedium *in situ* (vgl. auch Baudrillard 1978e, 15). Dieser Tatsache verdient sich die Diagnose Baudrys, der Ton sei „schwieriger nachzuahmen, ihn funktionieren zu lassen wie ein Bild, wenn es um das Sichtbare geht: Es ist so, als ob das Gehör im Unterschied zum Gesichtssinn sich nicht von Simulacra einfangen ließe“ (Baudry 2003 [1975], 47f.). „Die Verfahren der Aufzeichnung und der Wiedergabe können die Töne zwar verzerren, doch diese werden reproduziert, wiedergegeben, und nicht nachgeahmt. Die Illusion kann sich nur auf die Quelle ihrer Herkunft beziehen, nicht auf ihre

mative und narrative Kontinuität zu synthetisieren, wie es eben der Traum tut. Andernfalls – doch diese Einschränkung wird von Baudry nur angedeutet – führen die filmischen Inhalte, ganz wie jene des Unbewussten, zum Erlöschen des Realitätseindrucks, zum Erwachen. Kinematographische Beispiele hierfür wären Verstöße gegen bestimmte Konventionen – beispielsweise gegen die 30°-Regel, oder, noch stärker, wenn sich der Schauspieler als Identifikationsfigur unvermittelt mit der Kamera konfrontiert und (meist verbal, doch häufig genügt schon der direkte Blick in das Objektiv hinein) den Zuschauer adressiert.¹¹² Diese Irritation, die weiten Teilen der Medientheorie zufolge eine plötzliche ‚Opazität‘ der eigentlich bestehenden ‚Transparenz‘ bewirkt, und damit die strukturell-materiellen Eigenschaften/Voraussetzungen der Medialität (oder Medientechnik) zu Bewusstsein bringt¹¹³, wäre, folgt man der Baudry'schen Logik, nicht zu erklären, nähme man nicht an, dass es trotz aller Betonung der technisch-räumlichen Anordnungseffekte doch einen Bezug des Dargestellten zur Realität gäbe bzw. geben müsse.¹¹⁴

Das Kino erlaubt also, an die Ursprünge der Ich-Bildung zurückzukommen, die Spuren dessen, was die Subjekte (im wörtlichen Sinne) *geprägt* hat, bewusst zu machen. Doch woher rührt die Faszination für eine solche ‚Nabelschau‘? Schließlich gelangt hier das Subjekt nicht wirklich zu

eigene Realität“ (ebd., 48). Es gilt also zumindest in der Gestaltung des Tons, die Wirklichkeit so genau wie möglich zu kopieren, um zu ermöglichen, dass auch tonale Informationen im Geist des Zuschauers, wieder analog zur Höhle, in die bestehende Halluzination integriert werden können, oder, anders formuliert, sich, „dank der Reflexion, vom Dispositiv zumindest absorbieren lassen“ (ebd.). Dabei verlieren die Worte ihre arbiträre Bedeutung, die insofern unabhängig von deren Gestalt existiert, als sie sich an jede andere Form ebenso hätte anheften können; sie haben „keine diskursive, keine begriffliche Rolle; sie dienen nicht dazu, irgendeine Botschaft mitzuteilen; sie gehören der sinnlich wahrnehmbaren Realität an, die den Gefangenen ebenso präsent ist wie die Bilder; sie lösen sich von diesen nicht ab; sie sind durch denselben Existenzmodus definiert und werden im großen und ganzen behandelt wie die Wörter im Traum“, nämlich als assoziativ mit den Inhalten des Unbewussten, aus dem sie selber stammen, verbundene Fragmente, „die dieselbe Funktion wie die anderen Traumvorstellungen haben“ (ebd., 49).

112 Vgl. bspw. Heath 1986 [1976], 393, der als Beispiel den „revealing and disturbing moment, when a character in a film throws something, as is said, ‚at the screen““ anführt. Dort findet sich auch der Hinweis auf die Wichtigkeit der 30°- bzw. der 180°-Regel, die „nothing other than a specific rule for a smooth line of direction in film, for the achievement of a smooth line in from shot to shot“ darstellt, damit aber „the image flow into a unified subject-space, immediately and fully conscious, reconstitutive“ fundiert (ebd., 396).

113 Vgl. ebd., 396: Transparenz ist für Heath eben jenes „proposal of a discourse that disavows its operations and positions in the name of the signified that it proposes as its preexistent justification“.

114 Hier gibt es eine Differenz des Kinos zur Höhle: In letzterer spielt es nämlich keine Rolle, ob die Eindrücke mit der – den Insassen unbekannt – Realität übereinstimmen; vielmehr hängt der Realitätseindruck bei Platon, so Baudry, „weniger mit einer genauen Verdopplung des Realen zusammen[] [...], als mit der Wiedergabe, mit der Wiederholung eines bestimmten Zustands, mit der Vorstellung eines bestimmten Ortes, von dem dieser Zustand abhängt“ (Baudry 2003 [1975], 50). Dies kann den im Kino entstehenden Realitätseindruck nur teilweise beschreiben, denn hier meinen die Zuschauer schließlich, die ‚objektive Realität‘ zu kennen. Horkheimer/Adorno geben in diesem Zusammenhang mit Bezug auf die Werke von Orson Welles jedoch zu bedenken, dass selbst solche ‚Ausbrüche‘ aus dem bisher Üblichen das grundlegende System der Kulturindustrie nicht aushebeln, sondern es vielmehr im Sinne einer Ausnahme von der Regel *bestätigen* (vgl. Horkheimer/Adorno 2003 [1947/1969], 137). Baudrillard wiederum propagiert die Auffassung, dass die Simulation „sich verschiedener Modelle zur Generierung eines Realen *ohne Ursprung oder Realität*, d.h. eines Hyper-Realen“ (Baudrillard 1978e, 7; eigene Hervorhebung) bedient, ohne dass die Existenz eines ‚objektiven Realen‘ dazu noch vonnöten ist, denn „[e]s geht nicht mehr um die Imitation, um die Verdoppelung oder um die Parodie. Es geht um die Substituierung des Realen durch Zeichen des Realen, d.h. um eine dissuasive Operation“ (ebd., 9).

seinen Konstitutionsbedingungen; vielmehr wird im Kino nur das sichtbar, was die herrschende Ideologie zu sehen erlaubt. Dennoch: Baudry zufolge ähnelt das Kinogeschehen strukturell einem Traumgeschehen. Nun hatte Freud gezeigt, dass jedem Traum ein *Wunsch* entspricht.¹¹⁵ Kann es also einen Wunsch geben, als dessen Ziel das Kino angesehen werden kann, einen „Wunsch, [...] eine Form von verlorengegangener Befriedigung, die auf die eine oder andere Art wiederzuerlangen das Ziel des Dispositivs ist (bis hin zu ihrer Simulation) und zu welcher der Realitätseindruck den Schlüssel zu liefern scheint“¹¹⁶?

Baudry bezieht zur Klärung dieser Frage Überlegungen Bertram D. Lewins, eines amerikanischen Psychoanalytikers, in seine Argumentation ein. Jener hatte gezeigt, dass nicht eigentlich die Inhalte des Traums, sondern die (Traum-)Leinwand das Ziel des Schlaf-Wunsches ist. Sie steht nämlich stellvertretend für die mütterliche Brust und damit für die Rückkehr in die orale Phase, als die Trennung zwischen den Systemen *Ubw*, *Vbw* und *Bw* noch nicht installiert war.¹¹⁷ Durch sie kommt es zu „einer Verschmelzung von Innen und Außen“¹¹⁸, zu einer Regression also in eine Phase *vor* der Ich-Bildung, zu einer ursprünglichen Erfahrung, in der (transzendente) Welt und (apodiktisches) Ich noch verbunden waren.

Hier greifen ideologischer Effekt und Realitätseindruck schließlich ineinander: Das Kino ist eine

115 Freud zufolge besteht die Funktion des Traums als „vollgültiges psychisches Phänomen“ in der „*Wunscherfüllung*“ (Freud 2010 [1925], 140; eigene Hervorhebung). „Seine Triebkraft ist alle Male ein zu erfüllender Wunsch; seine Unkenntlichkeit als Wunsch und seine vielen Sonderbarkeiten rühren von dem Einfluss der psychischen Zensur her, den er bei der Bildung erfahren hat“ (ebd., 557). Dieser Wunsch ist auf die (Wieder-)Herstellung eines von der Psychoanalyse als ‚Urzustand‘ gefassten Status gerichtet, in dem die Trennung von Subjekt und Objekt noch nicht bestand – ein Zustand also, der ontogenetisch *vor* dem Lacanschen Spiegelstadium liegt.

116 Vgl. Baudry 2003 [1975], 51. Und weiter: „Bevor das Kino die Erfüllung technischer Voraussetzungen und eines bestimmten Gesellschaftszustandes war (die für seine Realisierung und seine Vollendung notwendig waren), mag es zunächst das Ziel eines Wunsches gewesen sein, den übrigens sowohl sein unmittelbarer Erfolg als auch das von seinen Vorfahren geweckte Interesse hinlänglich zum Ausdruck brachten“ (ebd. 9). Damit geht Baudry über Horkheimer/Adornos Thesen hinaus – oder präzisiert sie –, die die eigentliche Verlockung des Kinos als Teil der Kulturindustrie (vgl. zu diesem Terminus Horkheimer/Adorno 2003 [1947/ 1969], 128ff.) im ‚Amusement‘ fundieren: „Die Befreiung, die Amusement verspricht, ist die von Denken als von Negation. Die Unverschämtheit der rhetorischen Frage ‚Was wollen die Leute haben!‘ besteht darin, dass sie auf dieselben Leute als denkende Subjekte sich beruft, die der Subjektivität zu entwöhnen ihre spezifische Aufgabe darstellt“ (ebd., 153).

117 „There is nothing new, therefore, in the idea that sleep, even in adults, repeats an orally determined infantile situation, and is consciously oder unconsciously associated with the idea of being a satiated nursling“ (Lewin 1946, 420); und weiter: „The dream screen appears to represent the breast during sleep, but it is ordinarily obscured by the various derivatives of the preconscious and unconscious that locate themselves before it or upon it. [...] On the other hand, the dream screen is sleep itself; it is not only the breast, but is as well that content of sleep or the dream that fulfils the wish to sleep. The visual contents represent its opponents, the wakers. The blank dream screen is the copy of primary infantile sleep“ (ebd., 422).

118 Baudry 2003 [1975], 56. Er betont, dass sich dieses *vor* „dem Spiegelstadium und der Ich-Bildung“ (ebd.) abspiele; hierin liegt folglich ein fataler Irrtum der (oft betriebenen) Anwendung der klassischen Spiegelmetapher (s.o.) auf das Kino. Vgl. dazu auch Lewin 1946, 428: „[T]here is primarily no appreciation in the baby of the distinction between itself—that is, its skin and mouth—and the surface of the mothers breast. The baby does not know what it is eating: it may be eating something on the breast or in the breast, or something that belongs to itself.“

„Simulationsmaschine [...], die in der Lage ist, dem Subjekt Wahrnehmungen darzubieten, die die Eigenschaften von Vorstellungen haben, welche als Wahrnehmungen aufgefasst werden – die Transformation von Gedanken durch bildliche Darstellung“¹¹⁹. Baudrys in unserem Zusammenhang eigentlich zentrale Begriffe des Kinogeschehens – *Basisapparat* und *Dispositiv* – wurden nun im Vorhergehenden nur *en passant* angedeutet und werden auch von Baudry nur in einer Anmerkung explizit definiert:

„Wir unterscheiden allgemein den Basisapparat [appareil de base], die Gesamtheit der für die Produktion und die Projektion eines Films notwendigen Apparatur und Operationen, von dem *Dispositiv*, das allein die Projektion betrifft und bei dem das Subjekt, an das die Projektion sich richtet, eingeschlossen ist. So umfasst der Basisapparat sowohl das Filmnegativ, die Kamera, die Entwicklung, die Montage in ihrem technischen Aspekt usw. als auch das Dispositiv der Projektion.“¹²⁰

Welchen besonderen Wert legt Baudry nun auf das *Dispositiv* des Kinos, das doch eigentlich im Begriff des Basisapparats bereits hinreichend enthalten ist und auch nicht getrennt von jenem in Erscheinung tritt? Nimmt man noch einmal näher in Augenschein, was *außerhalb* des Dispositiven, aber innerhalb des Apparativen liegt, wird die Differenz deutlich: Die Herstellung des Films, das Drehbuch, das jedem Film zugrunde liegt und das zunächst (teilweise) in ein *Storyboard*, dann in ein (szenisches) Schauspiel transformiert wird – vom Medium der Schrift in das der Zeichnung, dann in jenes der Aufführung oder Inszenierung, die sowohl Schauspieler als auch Kulissen, Kostüme, Dialoge u.v.m. umfasst – man hat es dabei bereits, um es mit Baudrillard zu formulieren, mit einer Bezugnahme von Zeichen auf Zeichen, mit einer Simulation also, zu tun. Die aufzeichnende Kamera fügt jener Transformation eine weitere hinzu, ‚übersetzt‘ das dreidimensionale Geschehen nach dem Paradigma der *perspectiva artificialis*¹²¹ in bewegte Bilder, die allerdings keine eigene Kontinuität inhärieren, sondern vielmehr aus diskontinuierlichen Elementen bestehen, die im nächsten Schritt, der Montage, nach Belieben zusammengefügt werden (ohne dass dieser Prozess das Ganze notwendig kohärenter machte).¹²² Diese *Arbeit* des Basisapparats, die ein Simulakrum, eine Hyper-Realität, herstellt, ist eine erste *Voraussetzung* für

119 Baudry 2003 [1975], 60.

120 Ebd., 45, Anmerkung 3.

121 Ihre Einführung ließe sich im Anschluss an McLuhans Studie zum Einfluss der Verbreitung des Buchdrucks – der in diesem Zusammenhang von der „Entstehung des typographischen Menschen“ spricht – als Ereignis fassen, das die Beziehung des Subjekts zur Welt nachhaltig veränderte (vgl. McLuhan 2011a [1962]). So akzentuiert sie unsere Wahrnehmung in der Weise, dass andere Darstellungen der Welt in ihrem Nachgang plötzlich als ‚unnatürlich‘ oder gar ‚verzerrt‘ empfunden werden; ‚naturalistisch‘ kann ein Gemälde nur dann sein, wenn es den Bedingungen folgt, die die Zentralperspektive vorgibt. In diesem Zusammenhang ist nun auch die semiotische Einordnung des Bildes als eines Signifikanten, der aufgrund von Ähnlichkeit für ein Signifikat stehen kann, zu verstehen: Der Grad von Ikonizität, wie wir sie heute zuschreiben, hängt von einer möglichst getreuen Befolgung des Diktats der Zentralperspektive ab.

122 Vgl. dazu auch Baudry 2003 [1970], 28.

den *ideologischen Effekt*, denn der Zuschauer, das „transzendente Subjekt“¹²³, tritt erst *danach* in Erscheinung: Streng getrennt von der Produktion des Films, wird es erst mit der Projektion, also beim Eintritt ins Kino-Dispositiv (dem es gleichwohl selbst zugehört), zum Bestandteil des Basisapparats und hat daher keine Möglichkeit, des vorhergehenden Transformationsprozesses gewahr zu werden – er bleibt opak. Der Übergang von der (in Baudrys Konzeption *subjektlosen*) Produktion durch den Basisapparat hin zur Projektion, die durch den Begriff *Dispositiv* markierte Schwelle, kennzeichnet also den Eintritt des (Kino-)Subjekts, die eigentümliche Subjektwirkung des Kinos, in den Fokus der Untersuchung. Innerhalb dieser besonderen Situation (der Projektion), die in Analogie zur Platonischen Höhle steht, ist das Subjekt eingebunden in eine Anordnung, die es auf einen streng limitierten Ort verweist, den es nicht verlassen kann – die Motilität wird erheblich eingeschränkt, haptisch-taktile und olfaktorische Wahrnehmungen beschränken sich auf die nächste Umgebung, liefern aber, bezogen auf die Projektion auf der Leinwand, keine relevanten Informationen. Zusammen mit der Dunkelheit im Saal führt dies zur Prädominanz der visuellen Wahrnehmung, und zwar jener des filmischen Geschehens. Diese Umstände schaffen damit die perfekte Voraussetzung der Substitution des Auges durch die Kamera und stellen den archimedischen Punkt für den ideologischen Effekt dar: Das „Kino-Subjekt[]“¹²⁴ vermeint¹²⁵, und dies insbesondere unterstützt durch die zentralperspektivische Darbietung, die insofern Produkt der Aufklärung ist, als sie als Fluchtpunkt immer schon den (synthetisierenden oder transzendentalen) Betrachter setzt, *selbst* Produzent des auf der Leinwand Wahrgenommenen zu sein; es betrachtet also das Simulakrum, die Hyper-Realität, als *eigene Synthese* von Welterfahrung. Die filmischen Inhalte sind dabei *sekundär*. Baudry deckt auf, inwiefern die Idee eines transzendentalen Subjekts, das in der Lage ist, Evidenz herzustellen, d.h. seine Meinungen an der Welt zu verifizieren, ebenso sehr in der modernen Gesellschaft verankert wie trügerisch ist: Ein objektives Reales ist uns nicht zugänglich, jedenfalls nicht in den Apparaturen der Massenindustrie. Sie sind nurmehr „Simulationsmaschine[n]“¹²⁶, Apparate zur Herstellung des Hyper-Realen.

Insofern muss von einer spezifischen *Subjektwirkung*, einem Prozess der *Subjektivierung* die Rede sein, der zunächst eine Darstellungskonvention verankert und sie als die einzig mögliche, nahezu natürliche Weise der Wahrnehmung konstituiert, um auf dieser Basis die Ich-Bildung des Zuschauers zu kontaminieren. Baudrys Analyse lässt sich daher als Anschluss an Pleynets/Thibaudeaus These und gewissermaßen als Antwort auf Lyotards Frage danach, warum ausgerech-

123 Ebd., 33.

124 Baudry 2003 [1975], 58.

125 Es ver-meint tatsächlich nur; vgl. Husserl 1950, 51: „Urteilen ist ein Meinen und im allgemeinen ein bloßes Vermeynen, es sei das und das; das Urteil [...] ist dann bloß vermeinte Sache, bzw. vermeinter Sach-Verhalt, Sach-verhaltensmeinung“, aber noch nicht in der Sache liegende Evidenz.

126 Baudry 2003 [1975], 60.

net die Kinoleinwand vom ‚Begehren‘ der Subjekte besetzt werde, lesen, er zeigt, dass und inwiefern dieser Effekt aus einer institutionellen Architektur resultiert, innerhalb derer der (heterotopische) Raum so eingeteilt/funktionalisiert ist, dass die zu subjektivierenden Individuen in der ‚richtigen‘ Blickachse vor der Leinwand zum Sitzen kommen, um zu gewährleisten, dass die zu gerichteten Inhalte den Zuschauern erscheinen, als seien sie Produkte ihrer *eigenen* synthetisierenden Wahrnehmung.¹²⁷ Kinoarchitektur und Kamertechnik aber sind es, die diesen Realitätseindruck prädeternieren: Die „Apparatur“¹²⁸ des Kinos ist es, die „[m]it der wiederhergestellten Kontinuität [...] zugleich Bewusstsein und Sinn re-etabliert“¹²⁹. Auch Parallelen zu Lyotards Dispositivbegriff scheinen auf: Das, was Baudry als *Dispositiv* fasst – die Projektionssituation, die Individuen in eine Anordnung einspannt – speist sich im Wesentlichen aus einer Logik von Ein- und Ausschließung. Man könnte Baudrys Ansatz zudem in den oben vorgeschlagenen, sich an Foucault anschließenden Termini lesen. Dann müsste die Zentralperspektive wohl als Teil eines historischen Aprioris, das die ‚realistische‘, die ‚wahre‘ Darstellung der Welt betrifft, verstanden werden. Allerdings hat man es dabei immerhin mit der *Form* der Darstellung zu tun, und Darstellungskonventionen – beispielsweise Textsorten oder Genres – sind von Foucault weder im Zusammenhang mit der Diskurstheorie noch mit der Machtanalytik beschrieben worden. Vielmehr hat man es hier wohl mit einem *medialen Anteil* zu tun, der sich mit den bis hierhin eingeführten Konzepten nicht mehr recht erklären (oder verstehen) lässt. Insofern ist auch fraglich, ob sich die Anordnung im Kinosaal als institutioneller Teil, als Konfiguration von Machtpraktiken innerhalb eines strategischen Aprioris fassen ließe, oder ob hierbei vom spezifisch *Medialen* des Kinos zu sprechen wäre.¹³⁰ Insofern lassen sich Baudrys Überlegungen nur mit Einschränkungen als Analyse der Verknüpfung von (diskursiven) Wahrheiten mit (institutionellen) Machttechnologien verstehen. Was Baudry mit der Untersuchung des ideologischen Effekts aber leistet, ist die detaillierte Beschreibung einer Struktur, die sich beispielsweise im Kino manifestiert und die ein Subjekt konstituiert, das sich als Urheber der es umgebenden Welt versteht,

„als ob das Subjekt selbst nicht in der Lage wäre – und das aus gutem Grund – für seinen eigenen Platz einzustehen, und es somit notwendig wäre, bei ihm sekundäre Organe auszuwechseln und einzupflanzen, seine eigenen defekten Organe mit Instrumenten oder ideologischen Formierungen zu ersetzen, die zur Ausfüllung

127 So die Pointe der Kulturindustrie-Kritik bei Horkheimer/Adorno (dies. 2003 [1947/1969]). „Die Leistung, die der kantische Schematismus noch von den Subjekten erwartet hatte, nämlich die sinnliche Mannigfaltigkeit vorweg auf die fundamentalen Begriffe zu beziehen, wird dem Subjekt von der Industrie abgenommen. Sie betreibt den Schematismus als ersten Dienst am Kunden“ (ebd., 132).

128 Bspw. ebd., 33, Anmerkung.

129 Ebd., 33. Vgl. dazu auch Baudrys Anmerkung, in der er den Bezug zu Lacan herstellt: „Wie eine Sprache [langage] funktioniert das Kino von daher zuerst auf dem Niveau der Apparatur; die Einschreibung der diskontinuierlichen Elemente, deren Auslöschung in der zwischen ihnen errichteten Beziehung der Sinnproduzent ist“ (ebd., Anmerkung).

130 Vgl. dazu v.a. Kapitel 7.2.1.

seiner Funktion [als Subjekt] tauglich sind¹³¹.

Kino leistet also Subjektivierung, und insofern liegt dennoch der Schluss nahe, dass Baudry eine Dispositiv-Struktur beschrieben hat. Der in dieser Textstelle anklingende kritische Impetus Baudrys ist mit der hier vertretenen Auffassung nicht recht zu vereinbaren. Wie insbesondere die Frage der Widerständigkeit des Subjekts im Zusammenhang mit Foucaults Machtanalytik gezeigt hat¹³², ist es schlicht undenkbar, von vollständig unabhängigen, sich außerhalb dispositiver Gefüge befindlicher Individuen auszugehen, die dennoch am Sozialen teilhaben, Wissen generieren etc. Die Stützung auf das (psychoanalytische) Spiegeltheorem Lacans vollzieht in gewisser Hinsicht einen Perspektivwechsel: Foucault hatte gezeigt, inwiefern Subjekte von Dispositiven konstituiert werden. Baudry verankert nun die Konfiguration dieser Dispositive in anthropologischen Universalien.¹³³ Diese stellen aber selbst bloß Diskurs- bzw. Dispositiveffekte dar: Nicht allein die triviale Tatsache, dass Lacan Ich-Bildung bloß deshalb als Spiegelprozess beschreiben konnte, weil ein solches Objekt (der Spiegel) bereits existierte, auch dessen diskursive Einordnung in/Vorbereitung durch topographische Auffassungen von Seele, Ich usw., wie sie in Freuds Œuvre zu finden sind, belegen, dass mitnichten von einer „mimetischen Beziehung“¹³⁴ des Kinos zum menschlichen ‚Seelenaufbau‘ die Rede sein kann, sondern man es dabei mit einem Produkt der – ihrerseits nicht voraussetzungslosen – Genese der Humanwissenschaften, die Foucault in der *Ordnung der Dinge* nachzeichnete, zu tun hat. Baudrys ‚Entdeckung‘, dass das Dispositiv jenem Subjekt nicht nur das Aufdecken der Artifizialität der kinematischen Inhalte verwehrt, ihm den Weg zum objektiven Realen verstellt, sondern ihm zudem mit Hilfe der Nachahmung des Traumgeschehens einen ursprünglichen Wunsch erfüllt, den Wunsch, der laut Freud und Lewin jedem Traum innewohnt, den Wunsch nach einer Regression des Ichs, also der Aufhebung der Trennung von Subjekt und Objekt, Ich und Anderem, lässt sich denn auch nur vor dieser Folie Plausibilität zubilligen. Das so entstehende „*Mehr-als-Reale*“¹³⁵, dass, wie Baudry lakonisch pointiert, die *eigentliche* Quelle des Realitätseindrucks sei (und nicht die Realität)¹³⁶,

131 Ebd., 39. Interessant, wie Baudry hier (unwissentlich?!) an McLuhan anschließt: Dieser postulierte, Medien seien, völlig unabhängig von ihrem Inhalt (und auch hier scheint eine Parallele zu Baudrys Gedanken auf), zunächst und vor allem als Erweiterungen der menschlichen (Sinnes-)Organe aufzufassen, deren Entwicklung zwei gegenläufige Wirkungen zeitige. Einerseits, so eine der Kernthesen McLuhans, erlauben sie uns die Ausweitung unserer physiologischen Fähigkeiten – wie etwa das Fernrohr eine Verlängerung des Auges darstellt –, andererseits beschränken sie sie in nicht unerheblichem Maße. Ähnlich wie Baudry verweist zudem auch McLuhan auf die vielfältigen Wirkungen, die die Einführung neuer Medien nach sich zieht, und versteht darunter primär die Veränderung unseres Umgangs mit oder gar unseres Zugangs zur Welt. Offensichtlich kommt Baudry also zu ähnlichen Schlüssen wie McLuhan (vgl. dazu v.a. McLuhan 1994 [1964] sowie die Ausführungen in Kapitel 7.1.2.1).

132 Vgl. dazu Kapitel 4.4.1 sowie 5.2.

133 Darauf weist beispielsweise Leitner 2005 hin.

134 Ebd., 63.

135 Baudry 2003 [1975], 54; Hervorhebung i.O.

136 „Es ist völlig klar, dass das Kino kein Traum ist: es reproduziert bloß einen Realitätseindruck, es löst einen Ki-

ist daher eine unglückliche Figur, die auf einer Art sich nach Letztbegründung sehndem Referenzglauben basiert, und der Foucault spätestens mit der *Archäologie des Wissens* eine Absage erteilte: Wahrheit ist *stets* ein historisch kontingenter Diskurseffekt.

Strukturell ist Baudrys Trennung des Basisapparats vom Dispositiv (in seinem Sinne) daher wohl nur vor dem Hintergrund der marxistisch-materialistischen Theoreme und unter Rückgriff auf Lyotards Dispositivbegriff, der die Prozesse von Ein- und Ausschließung in den Fokus rückt, nachvollziehbar – im Hinblick auf das hier vorgeschlagene Konzept indes ist nicht einzusehen, weswegen etwa die Filmproduktion nicht ebenfalls als institutionalisierte Praxis zu fassen ist, die auf die Subjektivierung der Zuschauer zielt. Zuletzt stellt sich die Frage, ob in diesem Zusammenhang wirklich von *dem Kinodispositiv* zu sprechen ist, oder ob nicht noch andere Institutionen als das Kino das historische Apriori der Zentralperspektive in ähnlicher Weise umsetzen/damit ähnliche Subjektwirkungen erzielen, ob also etwa nicht richtiger beispielsweise von einem *perspektivischen Dispositiv*, das die Malerei ebenso sehr wie das Theater, das Kino, das Fernsehen u.a. Medien miteinander verknüpft, die Rede sein sollte.

6.4 Mediendispositiv(e)

Wenn auch die oben formulierten Einwände gegenüber Baudrys Ansatz geltend gemacht werden müssen – seine kurzen Essays erwiesen (und erweisen sich noch) als fruchtbar und haben eine Debatte ausgelöst, die bis in die jüngere Vergangenheit nachverfolgt werden kann. Sie lassen sich vor allem in zwei (sich überschneidende) Stränge einteilen: So finden sich v.a. in der direkten (historischen) Nachfolge Baudrys Konzepte, die sich von seiner Betonung der Kino-Architektur abwenden und stärker die vom Kino hervorgebrachten resp. im Kino aufgeführten *Filme* fokussieren. Sie scheinen sich insofern an die archäologischen Untersuchungen Foucaults anschließen zu lassen, als sie ausgehend von den filmischen Diskursen deren Einbettung in größere soziale Zusammenhänge bzw. deren Wahrnehmungseffekte thematisieren, beziehen sich aber sämtlich hauptsächlich auf Baudry und (implizit) Lyotard und fanden zunächst in den 1970er und 80er Jahren in Frankreich und England als *Apparatusdebatte* statt. An sie schließen in den 1990er Jahren erste deutschsprachige Rezeptionen an. Teils parallel zu diesen ersten Anschlüssen in den 90er Jahren findet sich auch die erste Übertragung der Kinodispositiv-Konzepte auf ein anderes (Massen-)Medium: das Fernsehen. Das damit verbundene, sicherlich prominenteste modernere Mediendispositiv-Konzept geht auf Knut Hickethier zurück, wenn auch bereits Joachim

no-Effekt aus, der sich mit dem durch den Traum veranlassten Realitätseindruck vergleichen lässt. Um diese Simulation hervorzurufen, tritt das ganze kinematographische Dispositiv in Aktion: Dabei handelt es sich jedoch um die Simulation eines Subjektzustands, einer Subjektposition, einer Subjektwirkung, und nicht der Realität“ (ebd., 61).

Paech das Kino- zum ‚Heimkino‘-Dispositiv erweiterte. Weiterbe- und Überarbeitungen dieser Konzepte finden sich auch etwa bei Michael Mosel¹³⁷ für das Computerspieldispositiv, Siegfried Zielinski für das Video-Dispositiv¹³⁸ oder Jan Distelmeyer für das DVD-Dispositiv. Gerade die jüngeren deutschsprachigen Mediendispositiv-Konzeptionen versuchen, die Positionen Baudrys und Foucaults miteinander zu vereinbaren. Bemerkenswert ist dabei, dass die Frage nach dem Status des Mediums/der Medien/des Medialen meist bloß implizit thematisiert wird, ganz so, als habe man es hier mit unstrittigen Begriffen zu tun.

6.4.1 Dispositive des Filmischen

6.4.1.1 Apparatusdebatte in Frankreich

Direkte Anschlüsse an Baudry firmierten also zunächst unter dem Begriff der *Apparatusdebatte*¹³⁹. Sie ist in den 1970er Jahren in Frankreich im Zusammenhang mit einer Reihe von Theoretikern geführt worden, die sich in der sogenannten *Tel Quel*-Gruppe zusammenfanden. Zu jener zählten neben anderen so illustre Vertreter wie Julia Kristeva, Roland Barthes und Jacques Derrida, die sich insbesondere um poststrukturalistische Theoriebildung in der Nachfolge und in Abgrenzung von Saussure verdient machten; thematisch wurden daneben auch psychoanalytische und marxistisch-ideologi(ekriti)sche Ansätze. Die elaborierten Beiträge beispielsweise aus der feministischen Filmtheorie, deren Vertreterinnen im Anschluss an Baudry darauf hinwiesen, dass dessen Überlegungen spezifisch *weibliche* Filmrezeption ausschließen, sind ebenfalls lohnenswerter Gegenstand für eine weiterführende Auseinandersetzung.¹⁴⁰ Auch Christian Metz zählt sicher zu den prominenten (Neben-)Figuren der Apparatusdebatte. Seine dezidiert *semiotische* Blickrichtung¹⁴¹ nimmt allerdings apparative Voraussetzungen des Films nicht in den Blick und stellt daher bloß einen Nebenschauplatz dar. Ein typischer Vertreter ihrer französischen Ausprägung ist aber der auch praktisch mit dem Film vertraute Jean-Louis Comolli, der in einer Reihe kleinerer Texte explizit zum Dispositiv arbeitete und in der Folge auch im (viel späteren) deutschsprachigen Diskurs Erwähnung findet. In seinem wie in vielen Entwürfen der französischsprachigen Debatte steht nicht länger (allein) die technische Anordnung des Kinos, sondern

137 Wie etwa vertreten in Mosel 2009. Dort finden sich neben einem Versuch Mosels, das Baudrysche Schema auf Computerspiele anzuwenden, auch noch andere Texte der teils studentischen AutorInnen, die zentrale Konzepte der Apparatusdebatte für das neue Medium fruchtbar zu machen versuchen.

138 Vgl. etwa Zielinski 1986, ders. 1992 und neueren Datums ders. 2003.

139 Jedenfalls im deutschsprachigen Diskurs zum Mediendispositiv-Begriff wird Baudry so wahrgenommen, vgl. etwa Paech 2003 [1997], 176: „Zwei Aufsätze von Jean-Louis Baudry zum kinematographischen Basisapparat (1970) und Dispositiv (1975) sind als symptomatische Texte immer wieder an den Anfang einer filmtheoretischen Debatte gestellt worden, die entweder als poststrukturalistische Wende oder als ‚Apparatus-Theory‘ firmiert.“

140 Prominente Vertreterinnen sind etwa Mary Ann Doane (vgl. beispielsweise Doane 1991), Laura Mulvey (Mulvey 1994 [1985]) oder Teresa de Lauretis (etwa Lauretis 1987).

141 Vgl. etwa Metz 1984.

stehen vielmehr die Regularitäten der Kinematographie im Vordergrund – im Anschluss an die oben vorgeschlagene Erweiterung von Foucaults ‚Aussagen‘ könnte man sagen: Die filmischen Diskurse treten auf den Plan.

Comolli Ausgangspunkt ist aber zunächst historisch: Er wehrt sich (ähnlich wie Foucault) gegen die Auffassung, technische Entwicklung führten einfach kausal zu Veränderungen gesellschaftlicher (oder kultureller) Ordnungen. Am Beispiel des Kinos zeigt er vielmehr, dass man dessen Entstehung als *Resultat* solcher Umordnungen anzusehen habe: Es ist „an *effect* (i.e., not just [sic] a form which ‚takes on‘ or ‚gives‘ a meaning, but itself already a meaning, a signifier activated as a signified on the other screen of film, its outside: history, economy, ideology“¹⁴². Das Kino ist also selbst als *Signifikant* einer bestimmten Gesellschaftsordnung zu betrachten; es entstand insbesondere wegen „seiner *gesellschaftlichen Profitträchtigkeit* – ökonomisch, ideologisch und symbolisch“¹⁴³:

„Das Kino wird unmittelbar als gesellschaftliche Maschine geboren“; „[e]s ist eine Maschine: Ein *Dispositiv*, das zwischen unterschiedlichsten Gefügen vermittelt, sicherlich technologischen, aber auch wirtschaftlichen und ideologischen. Ein *Dispositiv* war erforderlich, das bestimmte Beweggründe beinhaltet, welche aus dem Arrangement von Nachfragen, Wünschen, Spekulationen (im doppelten Sinn von Kommerz und Imaginärem) besteht. Ein Arrangement, das dem Apparat und den Techniken sozialen Stellenwert und Funktion zukommen lässt.“¹⁴⁴

Diese Diagnose erinnert sicherlich stark an Foucaults Dispositive, die wegen eines bestimmten *Notstands* entstehen. Stellt sich also die Frage, welcherart der vom Kino zu erwartende Profit – oder, anders formuliert, seine *spezifische Subjektfunktion* – sei. Comolli verortet sie – ganz ähnlich wie Baudry – als Folge des Realitätseindrucks, den das Kino vermittelt. Jener ergibt sich aber nicht aus der *Kinoarchitektur*, sondern entsteht vielmehr als Resultat aus den „codes of analogy and realism“¹⁴⁵, also den Techniken der Darstellung (den Regularitäten der filmischen Diskurse?). Im Fokus steht für Comolli also nicht länger der Basisapparat, sondern stehen die filmischen Diskurse, die aufgrund bestimmter Regularitäten (den ‚Codes‘) bestimmte Sehkonventionen (re-)produzieren. Sie gelten zwar als Garant der Glaubwürdigkeit für die Realitätsnähe, kön-

142 Comolli 1986 [1971], 430.

143 Ebd., Hervorhebung i.O.

144 Ebd., 64; Hervorhebung i.O.

145 Comolli 1986 [1971], 433. Joachim Paech weist in einem Einführungstext darauf hin, was mit „Code“ im Anschluss an Christian Metz’ Filmsemiotik gemeint ist:

„- Code ist mehr als ein einzelner Film (wie Sprache mehr ist als Deutsch, Englisch, Französisch etc.)

- Code ist ein System, nicht jedes System ist ein Code (das Singuläre System z.B. ist ein Text)

- Codes sind spezifisch und unspezifisch für das Sprachsystem, in dem sie verwendet werden (die Codes der verbalen Sprache sind im Film z.B. unspezifisch); wesentlich sind die spezifischen, da sie das System als besonderes konstituieren

- Die kinematographische Sprache ist selbst eine Kombination von spezifisch kinematographischen Codes“ (Paech 1985, 105).

nen sich aber nicht auf Ähnlichkeits- oder indexikalische Beziehungen stützen, sind selbst daher durchaus variabel¹⁴⁶ – es handelt sich dabei also um mehr oder weniger arbiträre Darstellungskonventionen, die sich einerseits aus sozialen Verhältnissen speisen, andererseits ihrerseits gesellschaftliche Geltung aufweisen, denn sie beeinflussen die Art und Weise, wie Zuschauer *die Welt sehen*. Insofern wandeln sich nicht nur die Codes mit dem Wandel der Gesellschaft, sondern auch umgekehrt.

Das *Kinodispositiv* ist für Comolli nicht, wie noch bei Baudry, nur in der Topologie der Projektionssituation aufzufinden, sondern innerhalb eines deutlich größeren (sozialen und ‚realen‘) Raums, und seine Elemente erweitern sich um andere ‚repräsentative Maschinen‘, eigene (individuelle) Voraussetzungen des Subjekts, Technologien, Techniken u.v.m., die über die Codes der Darstellung miteinander vermittelt sind. Im Mittelpunkt stehen dabei also weniger die Institutionen im oben vorgeschlagenen Sinne, sondern vielmehr die diskursiven Regularitäten. Diese Wendung von der Anordnung im Kinosaal hin zur Filmtechnik wirkt sich auch auf das (filmische oder Kino-)Subjekt aus: Das Kino ist für Comolli kein Manipulationsinstrument; Subjektivierung ist dort nicht als Machteffekt oder gar Unterwerfung zu denken. War das *Subjekt* bei Baudry noch (unbewusstes) Opfer der „Simulationsmaschine[]“¹⁴⁷, ist der *Zuschauer* Comollis emanzipiert, er ist sich „ohnehin der List bewusst“, die beispielsweise die „Verleugnung der Farbe, der Plastizität, des Tons“ im Stummfilm benötigt, er *selbst* gleicht jenen „Mangel, der das eigentliche Prinzip eines jeden Simulakrums ist“¹⁴⁸, aus. „Man muss schon annehmen, dass Zuschauer vollkommene Idioten sind, um zu glauben, dass sie von Simulakra durchgehend getäuscht und verleitet werden.“¹⁴⁹ Kinozuschauer sind sich also der Tatsache bewusst, dass sie im Kino den Wahrheitsspielen der Diskursproduktion sowie *medialen Spezifika* unterworfen sind, so ließe sich Comollis Annahme wohl zusammenfassen. Mit der hier mit Foucault vertretenen Ansicht, dass es sich dabei aber mitnichten um Simulakra handelt, sondern vielmehr um all das, *was überhaupt und tatsächlich* wahrgenommen und erkannt werden *kann*, ist dies nicht vereinbar. Insofern bewegt sich Comolli durchaus in Baudrys Tradition (und jener der Kritischen Theorie, von Baudrillard usf.); der Manipulationsvorwurf und mit ihm der dort inhärente Gedanke, es gebe eine präsoziale, prädiskursive, prädispositive Realität wird nicht aufgegeben, sondern bloß

146 Vgl. dazu ebd. 432ff. und Comolli 2003 [1980], 69ff. Die genaue Darlegung der (ideologisch, ökonomisch und symbolisch begründeten technischen) Entwicklung der Tiefenschärfe ist hier aus naheliegenden Gründen nicht möglich; die instruktive Schilderung Comollis ist gleichwohl lesenswert.

147 Baudry 2003 [1975], 60.

148 Comolli 2003 [1980], 73. Damit relativiert Comolli auch die kulturpessimistischen Diagnosen Baudrillards (vgl. Baudrillard 1978a). Vgl. dazu auch Heath 1985 [1977/78], 134: „Film als Diskurs hängt grundsätzlich mit Verlust zusammen, dem Verlust der Vollständigkeit des Bildes, dem Verlust der spezifischen Lust, vom Bild absorbiert zu werden, sobald der Zuschauer als Subjekt des Films gesetzt wird“.

149 Ebd., 80.

umgedeutet.

6.4.1.2 Erste deutsche Anschlüsse

Eine der ersten deutschsprachigen Bearbeitungen der Apparatusdebatte¹⁵⁰ legt Hartmut Winkler 1992 mit seiner Dissertation *Der filmische Raum und der Zuschauer. ‚Apparatus‘ – Semantik – ‚Ideology‘*¹⁵¹ vor. Er schließt sich mit den Fragen, „auf welche Weise die filmische Technik und das symbolische System des Films zusammenspielen“¹⁵² sowie „welche Funktion die Medientechnik im Rahmen allgemeinerer kultureller und gesellschaftlicher Prozesse übernimmt“¹⁵³, insbesondere an Comollis Idee des ‚Codes‘ an. Diesen Code versucht Winkler – klassisch strukturalistisch – genauer zu fassen; er möchte die spezifische *langue* des Kinos aufdecken: „Der Film ist eine Sprache im direkten, materialen Sinn. Er gliedert seinen scheinbar kontinuierlichen Raum in semantische Einheiten, er etabliert diese Einheiten im Mechanismus der Wiederholung, und wie die Sprache setzt er Abstraktion und Subsumption voraus“.¹⁵⁴ Nun liegt die Analogie von gesprochener Sprache und filmischem Medium sicher nicht gerade auf der Hand. Schließlich setzte dies voraus, dass der Film ebenso wie die Sprache distinkte, iterierbare Elemente aufweist, die nach spezifischen Regeln zu größeren Einheiten kombinierbar sind – und das, obwohl man es nicht mit einer sequenziellen Reihung von Zeichen, sondern mit ihrer simultanen Präsentation zu tun hat. Winkler geht jedoch unter Rückgriff auf die Gestalttheorie davon aus, dass

„‚Wissen‘ in der Sphäre der Bilder [...] vollständig parallel zum Mechanismus der Sprache durch wiederholtes syntagmatisches Nebeneinander entstehen“ kann, denn „[v]isuelle Elemente, die wiederholt im gleichen Zusammenhang auftauchen, werden in paradigmatische Beziehung zueinander treten, Schritt für Schritt wird sich die ‚Bedeutung‘ dieser Elemente verhärtet und in einem ebenfalls sich zunehmend verhärtenden Kosmos von Kontexterwartungen lokalisiert werden“¹⁵⁵.

So ergibt sich ein mehr oder weniger arbiträres System von filmischen Zeichen, die ihre Repräsentationsleistungen nicht mehr deswegen erbringen, weil sie in einer Ähnlichkeits- oder einer Kausalbeziehung zum von ihnen Dargestellten stehen, sondern allein aufgrund von sozialen Konventionen. Winkler begründet das Verhältnis von Film und Gesellschaft also auf eine völlig andere Weise als Comolli oder auch Baudry: Nicht länger die Wahrnehmungsorgane oder seeli-

150 Winkler ist sicher nicht eigentlich zu den Vertretern der Apparatusdebatte zu zählen; sein Ansatz ist aber so eng an Stephen Heath (vgl. Kapitel 6.4.1.3) angelehnt, dass er durchaus in ihrer Tradition steht. Heath wird wiederum von Winkler, anders als herkömmlicherweise, nicht zu den ‚eigentlichen‘ Apparatus-theoretikern gerechnet. Einerseits liegt dies sicherlich in der von Winkler vorgenommenen regionalen (und auch temporalen) Eingrenzung der Debatte begründet, andererseits spielt dies in seine Argumentation, denn die von ihm vorgeschlagenen ‚Erweiterungen‘ sind teils bereits bei Heath angelegt, teils dort auch ausformuliert.

151 Winkler 1992.

152 Ebd., 13.

153 Ebd., 17.

154 Ebd., 151.

155 Ebd., 175.

schen Systeme werden vom Film adressiert oder gar imitiert – der Film ist als Zeichensystem bloß *Resultat* intersubjektiver Prozesse. Allerdings, so die Pointe von Winklers Annahme, „verdeckt“ der Film „seinen *symbolischen Charakter*, und damit seine Bindung an den gesellschaftlichen Konsens, in gleichfalls systematischer Weise“¹⁵⁶ wie es die das Auge substituierende Technik in Baudrys Dispositiv tut. Indes ist die Semiosis der filmischen Zeichen nicht unabhängig von der sie prozessierenden Technik. Auch für Winkler ist das perspektivische Apriori zentral: „Zwischen den Betrachter und den Autor vielmehr schieben sich ein weiteres Mal die Gesetze der Maschinerie, und, bislang von diesen kaum zu trennen, bestimmte Konventionen, die sich zu maschinenähnlicher Härte verfestigt haben.“¹⁵⁷ Auch hier hat man es also beim Kino mit einer einfachen *Manifestation* diskursiv generierter Wahrnehmungskonventionen zu tun – im Grunde findet sich in dieser Figur keine *Betonung* des Apparativ-Technischen, sondern dessen *Marginalisierung*, auch wenn Winkler mit einem Seitenblick auf Foucault konstatiert, dass das Film-Subjekt, fest eingespannt in „die Struktur gewordene Gewalt der bürgerlichen ‚Disziplinen‘“¹⁵⁸, auch da getäuscht werde, wo es doch eigentlich an der Produktion eines filmischen Zeichensystems¹⁵⁹ beteiligt sei. Comollis Zuschauer-Subjekt büßt damit seine (vermeintlich) wiederhergestellte Eigenmacht ein.

156 Ebd., 178; Hervorhebung i.O.

157 Ebd., 179. Nun lässt sich kritisch einwenden, dass es sehr wohl Beispiele in der filmischen Praxis gibt, die die Raumindizes des klassisch narrativen Hollywood-Kinos aufbrechen; und Winkler selbst führt sie an, um sie dann als ‚Ausnahmen von der Regel‘ für seine Argumentation in die Pflicht zu nehmen. Letzteres scheint zunächst wenig angemessen – auch die Herausbildung anderer Konventionen als jene der Zentralperspektive wäre im filmischen Apparat möglich und denkbar. Und so wirken auch die Gegenargumente, die Winkler anführt, eigentümlich schwach; er qualifiziert die Leistungen der Regisseure als absonderlich („Dieser Genuss aber ist völlig anderen Typs als der im Kino übliche“ (ebd., 92)) und randständig („nicht mehr als ein Grenzwert markiert“ (ebd., 99)) ab und gibt doch zu, dass sie „*innerhalb* des vordefinierten Rahmens“ operierten. Der Grund für diese Einschränkung liegt auf der Hand, denn Winkler versteht sich durchaus in der Tradition der Apparattheoretiker, und er teilt mit ihnen die Basis ihrer Argumentation: Was ihn interessiert, ist neben der filmischen *langue* die Transparenzillusion, der eigentümliche Realitätseindruck, der im Kino entsteht, und der insbesondere durch die Einschreibung der Technik in die Vermittlung (Apparattheoretiker) und Darstellung konstituiert wird. Es nimmt also nicht wunder, dass der Dreh- und Angelpunkt dieser Einschreibung, die Zentralperspektive, nicht einfach aufgegeben werden kann. Dabei war der ‚Macht‘ der Zentralperspektive, wie Winkler selbst zeigt, dort, wo sie entstand, in der Malerei also, nur eine sehr beschränkte Lebensdauer beschieden (vgl. ebd., 11); sie wurde in der Kunst durch die Pluralität der Perspektiven (paradigmatisch etwa im Kubismus) ersetzt. Dass der Film nun *nicht* jener Fragmentarisierung der Kohärenz erliegt, obwohl er eigentlich diskontinuierliche Einheiten montiert, scheint stärker in einer *Konventionalisierung*, die von Faktoren abhängt, die außerhalb des technischen Feldes verortet sind, als in einer nahezu natürlichen, von den Merkmalen der Technik abhängigen Ordnung dieser ‚Kontinuitätstechniken‘ begründet.

158 Ebd., 199. Im Zusammenhang mit dieser Formulierung bezieht sich Winkler ausdrücklich auf Foucaults *Überwachen und Strafen*.

159 Sprache als Struktur zu verstehen, ist sicherlich an sich bereits nicht ganz unstrittig. Die strukturalistische Idee auf bewegte Bilder anzuwenden, also zu versuchen, simultane, kontinuierliche, zweidimensionale, wenn man so möchte diagrammatische Phänomene als aus distinkten Einheiten zusammengesetzte Zeichenkombinationen zu verstehen, *ohne* dabei zumindest auf einschlägige bildtheoretische Annahmen einzugehen, ist indes beinahe fahrlässig, selbst wenn man großzügig außer acht lässt, dass Filme selbstverständlich nicht bloß bewegte Bilder inhärieren, sondern auch auf auditive Quellen (also Musik, Geräusche, Sprache) zurückgreifen, die in höchst komplexer Weise mit den Bildern vermittelt werden.

Das filmische Zeichensystem aber ist nicht der Grund für die *Wahrheitseffekte*, die die filmischen Diskurse ebenso wie die sprachlichen (bzw. schriftlichen) Diskurse zeitigen: Die Äußerung als dingliche Entität, auch die filmische, erlangt nicht aufgrund ihrer zeichenhaften Struktur, sondern aufgrund ihrer *kulturellen Geltung* Aussagenstatus. Aussagen produzieren – konfiguriert zu Diskursen – nur dann Wahrheitseffekte (oder Wissensstatus), wenn sie über institutionelle Einbettung mit strategischen Aprioris vermittelt werden. Zugespitzt formuliert ist also die Frage nach einer filmischen *langue* für die Frage danach, wie (film-)diskursive Effekte mit institutionellen (sprich: kinotechnischen) Anordnungen interagieren und welche Subjektwirkungen daraus entstehen, – zumindest im Hinblick auf die *dispositiven* Effekte – schlicht *irrelevant*. Lässt sich daher Comolli insofern noch recht mühelos an Foucaultsche Begriffe und Annahmen anlehnen, als er von einer sozial eingebetteten Diskursproduktion ausgeht, die sich im Filmischen niederschlägt – auch wenn er davon ausgeht, dass ein eindeutiger Abstand zwischen Diskurs und Realität existiere – so sind Winklers Überlegungen, jedenfalls auf der so wichtigen Ebene der Diskursformation, nicht mehr an die Grundannahmen der Archäologie anzuschließen.

6.4.1.3 Apparatusdebatte in England/USA

In den 1980er Jahren verlängerte sich die Apparatusdebatte in den englischsprachigen Raum, innerhalb dessen es wiederum zu einer relativ breiten Diskussion kam, die, ebenso wie in Frankreich, aber nicht mit längeren Monographien gesegnet war. Als wichtiges Dokument ist hier der 1980 von Stephen Heath und Teresa de Lauretis herausgegebene Band *The Cinematic Apparatus*¹⁶⁰ zu nennen, der einige der damit befassten Autorinnen und Autoren versammelt. Insbesondere an den französischen Vordenkern und hier vor allem Christian Metz orientiert, gilt Heath als eine der Hauptfiguren und fand auch im deutschen Diskurs Interesse. Waren Comollis Argumente fundiert in Einwänden gegen die „technicist“ views of the history of cinematic technology and style, and to their study isolated from conceptualizing their place in the social whole¹⁶¹, fokussiert Heath Ähnliches: die Verquickung von technisch-technologischem Apparat, Ideologie, Subjekt und ästhetisch-formalen Aspekten des *Films*. Letzterer blieb, so Heath, in der *Kinogeschichtsschreibung* meist unterbelichtet; es galt die „relativ langlebige Annahme, dass die Industrie effektiv eher eine des Kinos als der Filme wäre; letztere waren Elemente in der Erfahrung der Maschine, ein uniformes Produkt“¹⁶². Die Geschichte des Films (verstanden als Diskurs) zu betrachten, so Heath, zeige aber, dass er als Ankerpunkt des Realitätseindrucks verstanden werden müsse:

160 Lauretis/Heath 1980. Ein Großteil der dort veröffentlichten Aufsätze ist in deutscher Übersetzung in Riesinger 2003 erschienen.

161 Rosen 1986b, 377.

162 Heath 2003 [1980], 85.

„That reality, the match of the film and the world, is a matter of representation, and representation is in turn a matter of *discourse*, of the organization of the images, the definition of the ‚views‘, their construction. [...] [F]ilm works with photographs and, in the technological, economic, and ideological conjuncture of the birth and exploitation of cinema, the photograph is given as the very standard of the reproduction of the real (‚photographic realism‘).“¹⁶³

Auch Heath legt das Augenmerk also auf den Code des Quattrocento¹⁶⁴, die Zentralperspektive. Doch sie ist nur insofern wichtig, als sie es ist, die die statische, perspektivisch korrekte Position des „spectator/subject“¹⁶⁵ sichert, indem sie das Auge des Zuschauers, ganz in Analogie zur Annahme Baudrys, substituiert. Sie stellt aber nicht insofern das Schlüsselkonzept des Filmischen dar, als im Film die quasi-natürliche, alltägliche Wahrnehmung imitiert würde: Vielmehr sind Diskontinuitäten, Sprünge, unmögliche Perspektiven etc. im Film übliche Darstellungsmodi, die von den Zuschauern aber nicht als inkohärent wahrgenommen werden.¹⁶⁶ Wie lässt sich dies nun erklären? Heath zufolge werden die Zuschauer-Subjekte gerade *durch* die Kombination aus Sprüngen/Absenzen und substituierender Kamera (die die Adressiertheit des Filmischen sichert) in die Filmrezeption involviert, weil sie, um die Diskohärenzen auszugleichen, aktiv eine „suture“¹⁶⁷, eine ‚Naht‘ der löchrigen Stellen vornehmen müssen:

„[D]as Bild allein ist niemals vollständig (wenn es das wäre, gäbe es keinen Platz für den Betrachter und also auch keine Bilder); seine Begrenztheit liegt in seiner Adressierung (seine Unvollständigkeit lässt es in die

163 Ebd., 384; eigene Hervorhebung.

164 Vgl. dazu ebd., 385ff. Vgl. auch die diesbezüglichen Anmerkungen in Kapitel 6.3. Der Begriff des Codes, wie er in Anlehnung an Metz von Paech zusammengefasst wurde, ist auch und gerade für Heath relevant; auch darauf weist Paech in seinem Text hin (vgl. Paech 1985, 106; hier bemerkt er, dass Heath anhand einiger Filmanalysen hatte zeigen können, „was für ein fruchtbarer Spielraum entsteht, wenn man den Film als narrativ strukturiertes System mit multipler Codierung auffasst“).

165 Ebd., 387. Heath macht – anders als Baudry oder Comolli – explizit darauf aufmerksam, dass die vermeintlich so ‚natürlichen‘ Parallelen zwischen Sehen und Photographie, der Analogie von Auge und Kamera deutliche Grenzen gesetzt sind: So bewegen sich die Augen beim Sehen, weil sie es aus biochemischen Gründen müssen und um ein kohärentes Bild des Raums zu erhalten, Sehen ist niemals monokular usw. (vgl. dazu näher ebd., 388; zudem jedes beliebige biologische/medizinische Lehrbuch zum menschlichen visuellen Apparat). Um so erstaunlicher, dass diese Unterschiede stets ignoriert werden – laut Heath liegt die Pointe der Fotografie in genau jener Ignoranz, in der Vorstellung also, dass sie kohärente Bilder der Welt produziere und dass die Welt in Form einer Summe aller möglichen Bilder von ihr vollständig fassbar werde. Das ist das Erbe des Kinos, hierin steckt sein *ideologischer Effekt*: „Cinema is not simply and specifically ideological ‚in itself‘; but it is developed in the context of the concrete and specific ideological determinations which inform as well the ‚technical‘ as the ‚commercial‘ or ‚artistic‘ sides of that development“ (ebd., 389).

166 Die diskontinuierlichen Bilder, die im Film frei kombiniert werden, sind also ebenso sehr unverzichtbare *Natur* des Films wie potenzielle *Störquellen* des Realitätseindrucks. Dieses Problems war sich auch Baudry bewusst, beobachtete indes ebenso wie Heath, dass die Bilder das Subjekt keineswegs verwirrten. Aufgelöst wird in seinem Konzept alles durch das Dispositiv: „Die Operation der Projektion (der Projektor, die Leinwand) stellt die Kontinuität der Bewegung und die zeitliche Dimension in der Aufeinanderfolge der statischen Bilder wieder her“ (Baudry 2003 [1970], 32f.).

167 Ebd., 403. Der Terminus stammt ursprünglich von Jacques-Alain Miller, der ihn in einem Artikel in Anschluss an Lacan für das Kino fruchtbar machte (vgl. Miller 1977/78), und wird von Heath reflektiert in seinem Aufsatz „Notes on Suture“ (Heath: 1977/78; hier verwendet in der deutschen Übersetzung: Heath 1985 [1977/78]). Paech fasst ihn folgendermaßen zusammen: „Sutur ist also eine strukturierte Abwesenheit in einem Diskurs, der, indem er geäußert wird (énonciation, symbolische Ebene) das Subjekt seiner Äußerung (énoncé, imaginäre Ebene) als verbindendes, die Lücke schließendes Glied in den Diskurs einbezieht“ (Paech 1985, 113).

Kette eintreten, wo es sich mit dem Subjekt vervollständigt)¹⁶⁸.

Dabei ist der Zuschauer selbst nicht nur aktiver Produzent jenes Prozesses, sondern ebenso sehr „effect of the signifier in which it is represented, stood in for, taken place (the signifier is the narration of the subject)¹⁶⁹. Das Dispositiv Heaths – das nicht als solches bezeichnet wird – weist also Subjektivierungspotenziale auf und lässt sich zudem in eine Nähe zu den Dispositiven Lyotards stellen. Es enthält Energieumwandlungen, es reguliert Einschreibungen:

„The ideological operation lies in the balance, in the capture and regulation of energy, film circulates–rhythms, spaces, surfaces, moments, multiple intensities of signification–and narrativization entertains the subject–on screen, in frame–in exact turnings of difference and repetition, semiotic and suture, negativity and negation; in short, the spectator is *moved*, and *related* as subject in the process and images of that movement.“¹⁷⁰

6.4.1.4 Der Status des Medialen in der Apparatusdebatte

Die oben exemplarisch skizzierten Konzeptionen weisen eine Reihe von Parallelen, aber auch Differenzen gegenüber Baudrys Dispositiv-Konzept auf. So wenden sie sich zwar den bei Baudry zugunsten der technisch-räumlichen Anordnung marginalisierten *Filmen* zu, bleiben aber insofern auf dem Boden, den Baudry bereitete, als sie etwa Diskurse, die nicht filmisch realisiert sind, aber gleichwohl die filmischen Aussagen beeinflussen, nicht in die Modellierung des Filmischen einschließen. Auch im Hinblick auf den in Kapitel 5.2 vorgeschlagenen Dispositiv-Begriff lassen sich die Ansätze durchaus kritisieren: Die *Kinoinstitution* wird beispielsweise bloß insofern als Machtinstitution beschreibbar, als sich in ihr die Manifestation des perspektivischen Aprioris zeigt; der institutionelle Teil des Dispositivs ist also stets dem diskursiven *nachträglich*. Welches spezifisch *strategische* Apriori zum Tragen kommt, d.h. welche Form der Subjektivierung (und weswegen) verfolgt wird, wird entweder mit dem (an Baudry angelehnten) Verweis auf die Herstellung eines (transzendentalen) Subjekts, das sich selbst als Urheber seiner Erkenntnis und seiner Wahrnehmungen versteht, auf den Manipulationsvorwurf der Kritischen Theorie bzw. der Baudrillard'schen Simulakrentheorie verkürzt oder – wie bei Comolli – völlig negiert. Insofern lassen sich weder Comolli noch Heath oder gar Winkler nahtlos an das anfügen, was

168 Heath 1985 [1977/78], 139.

169 Heath 1986 [1976], 400. Dass hier Parallelen zu Lacans Spiegelstadium aufscheinen, liegt auf der Hand. Einschränkung sei hier erwähnt, dass Heath darauf hinweist, dass das Subjekt des Kinos mitnichten das Spiegelstadium wiederholt – denn das hat es als erwachsenes bereits geleistet – sondern sich vielmehr in selbiges zurückversetzen lässt und sich damit in einer Dialektik von Imagination (seiner selbst als dem Anderen, Gespiegelten) und Symbolisierung (des Anderen als Anderem) bewegt. Vgl. dazu Heath 1985 [1977/78], 135 und 143f.: „[D]er Film geht mir voraus, er sieht mich (ich bin sein Adressat), ich kann niemals die Position einnehmen, von der aus er mich sieht, es sei denn, er macht mich zum Zentrum seines Gleitens, seines Fortgangs (er bewegt sich durch mich hindurch, ich bin der Dreh- und Angelpunkt seiner Darstellung) – eine Situation, in der ich zugleich im Symbolischen und im Imaginären, Produktion und Produkt bin.“

170 Heath 1986 [1976], 410.

hier als Dispositiv zu verstehen vorgeschlagen wurde. Indes lassen sich im Vergleich zu Baudrys Überlegungen eine Reihe von Präzisierungen feststellen: Sowohl Comollis als auch Heaths Ansatz nimmt eine Neumodellierung der Rolle des Zuschauersubjekts vor, das nicht länger als (unbewusst) unterworfenen Subjekt hilflos einer Maschine ausgeliefert ist, die aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit dem Seelenapparat das Unbewusste direkt anspricht, ihre Erinnerungsspuren in es einschreibt – einer Maschine also, die an jene aus Kafkas *Strafkolonie* erinnert¹⁷¹ –, sondern das aktiver Konstituent des Realitätseindrucks im Kino, der Sinnggebung in der Narration, ist. Indes unterscheiden sich die Involvierungen des Subjekts doch erheblich, denn Comollis Zuschauer weist einen viel höheren Grad an Unabhängigkeit vom filmischen Diskurs auf als Heaths Subjekt, das *vom Film erzählt wird*. Im Grunde kann Heath damit – sozusagen im Vorgriff – plausibel machen, inwiefern, wenn man Winklers Diktion folgen möchte, die *langue* des Films Nahtstellen eröffnet, die für die Involvierung – oder gar Konstitution – des Subjekts vorgesehen sind, ohne indes die Besonderheiten der filmischen Diskursformation zu marginalisieren. Der Film ist nun eigentlich – auch wenn die vorangehenden Skizzen dies mehr oder weniger explizit behaupteten – gar nicht als Diskurs im Foucaultschen Sinne anzusehen. Zwar muss, wie bereits in Kapitel 2.6.2 angedeutet, sicherlich von der Möglichkeit ausgegangen werden, dass auch *filmische* Aussagen existieren. Was aber für die Apparatustheoretiker relevant ist, ist nicht eigentlich das Diskursive oder Aussagenartige am Film. Vielmehr stehen der Film als Zeichensystem oder jedenfalls die Operationsweise des Filmischen im Fokus. Foucault aber hat (schrift-)sprachliche (Eigen-)Logiken gerade aus seiner Reflexion des Diskursiven *ausgeschlossen*, so etwa die pragmatische oder auch strukturalistische Perspektive auf sprachliche Vermittlungsgeschehen. Allein die Frage, ob und in welcher Weise schriftlich/sprachlich Verfasstes eine Beziehung zur Macht eingeht, also kulturelle Geltung erlangt, ist in diesem Zusammenhang relevant, so Foucault. Was die Apparatustheoretiker daher mit dem (Medien-)Dispositiv in Verbindung bringen, ist in diesem Zusammenhang im Grunde völlig neu: Der Status des Medialen des Kinos/des Films steht hier zur Disposition. Während Baudry ‚bloß‘ die äußeren Bedingungen des Rezeptionsgeschehens in den Blick nimmt und die Manifestation der ‚Ideologie‘ im filmischen Apparat konstatiert, erweitern Heath und Comolli dessen Modellierung um die spezifischen Verfahren des Films, die Operationslogik des Filmischen, seine spezifische Medialität, die filmische Weise der *Vermittlung*. Ob man diese nun als in einem Zeichensystem fundiert verstehen möchte, wie

171 In Kafkas Kurzgeschichte *Die Strafkolonie* werden (ohne Prozess, ohne Anhörung, ja sogar ohne Urteilsverkündung) Verurteilte in eine Maschine eingeschlossen, deren ausgeklügelte (und nur von Spezialisten in Gang zu setzende) Mechanik den Delinquenten das Urteil in die Haut ritzt, es also *einschreibt*. Sie selbst erkennen es erst an den Wunden, lesen es sozusagen mit dem Körper. An einem bestimmten Punkt des Verfahrens – kurz vor ihrem Tod – erreichen die so Gequälten einen seligen Zustand der inneren Ruhe und des Einvernehmens (vgl. Kafka 2002 [1919]).

Winkler es vorschlägt, oder nicht: Die Erkenntnis, dass der Film nicht bloß einfach (unabhängige) Botschaften, nicht bloß die vorgefertigten Clichés der Kulturindustrie *überträgt*, sondern zugleich genau dadurch *Subjektwirkungen produziert*, dass er den Zuschauer als aktiv Mitarbeitenden auffordert, ist sicherlich als *das* Verdienst der Apparatusdebatte anzusehen.

6.4.2 Dispositive des Kinos, des Fernsehens, der DVD

An ebendieses Verdienst knüpft Joachim Paech (6.4.2.1) in den späten 1980er und frühen 90er Jahren an. Er beschreibt im Anschluss an Heath, dass die Diskontinuitäten der aneinandergeschnittenen Bilder im Film, die vom Zuschauer aktiv ‚vernährt‘ werden müssen, dass also die Zwischenräume des Filmischen sich in der Distanz zwischen Zuschauer und Leinwand spiegeln. So zeigt sich nicht bloß die ‚strukturgewordene‘ Zentralperspektive in der Tatsache, dass der Zuschauer frontal auf die Leinwand trifft – auch die spezifische *Medialität* des Films findet sich in räumliche Ordnungen übersetzt. Andererseits deutet Paech als Erster die Möglichkeit der Übertragung des Dispositiv-Gedankens auf andere (Einzel-)Medien an und bereitet so gewissermaßen den Boden für Knut Hickethiers Beschreibung des Fernseh-Dispositivs (6.4.2.2). Dieser stellt weder die Filme noch die apparativ-räumlichen Ordnungen in den Mittelpunkt – wenn er sie auch als konstitutive Elemente des TV-Dispositivs begreift – sondern beschreibt das *Programm* als Schnittstelle zwischen den verschiedenen Elementen, die das Fernsehen prägen. Jan Distelmeyer schließlich führt für seine Beschreibung des DVD-Dispositivs (6.4.2.3) eine *ästhetische* Perspektive in die Diskussion ein. Allen Überlegungen ist zueigen, dass sie die Ansätze Baudry's und Foucault's miteinander zu vermitteln versuchen.

6.4.2.1 Übergang vom Kino zum Heimkino

Paech's Konzept lässt sich gewissermaßen als Gelenkstelle zwischen den der Apparatusdebatte verbundenen Theoremen¹⁷² und moderneren Mediendispositiv-Konzeptionen verstehen. So verbindet Paech etwa Baudry's psychoanalytische Ansätze mit jenen Lyotard's und zeigt, inwiefern beide an die Postulate der Apparatusdebatte, die die Rolle der Diskurse fokussierte, rückzukoppeln sind: vornehmlich im Hinblick auf die Konstitution des (filmischen) Subjekts. Dieses ist im Kino in eine ganz besondere Anordnung hineingestellt: Die Leerstellen des Films, die Räume zwischen den Schnitten, wiederholen sich in der Distanz zur Leinwand, in die der Zuschauer vom Apparat gestellt wird, und koppeln ihn so wieder zurück an die Leinwand¹⁷³. Damit ist nicht

172 Paech liefert auch die sicher ausführlichste deutschsprachige Aufarbeitung der gesamten englischsprachigen Apparatusdebatte, etwa in Paech 1985.

173 „Das apparative Erscheinen ist an eine Anordnung des Sehens gebunden, die den Sehenden mit der (apparativ hergestellten) Sichtbarkeit koppelt. Insofern geht die Ordnung des Sehens (oder die dispositive Struktur) über die apparativen Herstellungen von Sichtbarkeit hinaus und schließt jene ein. Die Anordnung des Sehenden (Beobachters) im Dispositiv distanziert ihn zugleich und nähert ihn dem Sichtbaren an. Die dispositive Struktur ap-

bloß der Ort des Zuschauers im Kino beschrieben: „Nicht die apparative Technik verbürgte ihre Identität, sondern der mediale Effekt einer Differenz, der sowohl mechanisch als auch elektronisch ermöglicht, was wir nach wie vor ‚Film‘ nennen.“¹⁷⁴ Die Differenz gilt es aufzulösen: Filmrezeption erfordert vom Zuschauer einerseits „Identifikation als Imagination von Nähe“¹⁷⁵, andererseits ermöglicht die vom Kino ererbte „Perspektivkonstruktion der Renaissance“, sowohl die „Sichtbarkeit [...] als auch den Platz des Beobachters“¹⁷⁶ nach ihren Maßgaben anzuordnen. Paech schließt so zwar direkt an Baudrys Fassung des Realitätseindrucks sowie des ideologischen Effekts in der Konfiguration von Zentralperspektive und Spiegelphase an, verortet ihn aber woanders¹⁷⁷: „Das *Bild* vertritt den Körper (sogar als Leerstelle)“¹⁷⁸, d.h. also auch dann, wenn gar kein Bild (keine Figur) zu sehen ist, erblickt (ein aktiver Prozess) sich der Zuschauer im filmischen Bild *als sich*. So kommt es zu einer „EinBILDung“¹⁷⁹ (im Gegensatz zu jener EinSCHREIBung, die Freud mit der Wunderblockmetapher beschreibt) des Filmischen ins Subjekt. Das erinnert sicher nicht von ungefähr an Foucaults Beschreibung der *Einkörperung* der verschiedenen Sexualitäten, die das Sexualitätsdispositiv bewirkt. Paech zeigt so – unter Zuhilfenahme der Spiegelmetapher – für das Beispiel des Films, wie genau diese Form der disziplinären Subjektivierung vonstatten geht.

Paechs Kinoverständnis rückt daher, ähnlich wie es bereits von den Apparatustheoretikern angelegt wurde, die vom Kino-Dispositiv inhärierte *Medialität* in den Vordergrund.

„Dennoch haben wir es nicht mit rein symbolischen Formen zu tun, weil sie als Spur ihrer medialen Bedingungen auf ihre materialen, apparativen, technischen etc. Bedingungen zurückverweisen, deren Ausdruck sie sind und die daher als apparative Techniken auch medienwissenschaftlicher Gegenstand sind.“¹⁸⁰

parativen Erscheinens will Nähe durch Distanz“ (Paech 1991, 777).

174 Paech 2008, 20f. Vgl. dazu auch ebd., 26: „Das Bild der Bewegung, das zwischen den bewegungslos projizierten einzelnen Reihen fotografien diese als deren Differenzbild verbindet, ist genau die konstitutive Differenz, die die Reihenbilder des Films in der Projektion zum filmischen Bewegungsbild macht.“

175 Paech 1991, 779. Vgl. auch ebd.: Die Identifikation besteht in „der imaginären Homogenisierung (Bewältigung) erfahrener Differenz“.

176 Ebd., 778.

177 Paech kritisiert Baudrys Konzept auch an anderen Stellen; so hält er etwa die Forderung Baudrys, dass die (filmerische) Arbeit durch den Apparat offengelegt werden solle, aus verschiedenen Gründen für unerfüllbar (vgl. Paech 2008, 19); zudem lasse sich die Universalität, die Baudry diesem kinematographischen Dispositiv zuspreche, mitnichten plausibilisieren: „Kinogänger [...] können sich durchaus dissymmetrisch zu den dispositiven Strukturen verhalten, die ihnen für die Rezeption des klassischen diegetischen Films nahegelegt werden“ (Paech 2003 [1997], 184) – will heißen, Baudrys Konzeption geht an den entscheidenden Stellen genau dann nicht auf, wenn die Zuschauer *nicht* stillsitzen, mit ihren Nachbarn reden usf. Sich zu verhalten wie die Insassen von Platons Höhle ist, betont Paech, selbst eine *kulturelle Konvention*, ein bestimmter *Habitus*, der mit dem Dispositiv kongruieren – oder konfliktieren – kann.

178 Paech 1991, 781; eigene Hervorhebung.

179 Ebd., 780f.

180 Paech 2008, 27. Medien sind also nur dann adäquat als solche zu fassen, wenn sie als Zusammenspiel – als Dispositiv eben – von jenen Bedingungen *mit* der symbolischen Form, hinter der ebenjene Bedingungen im Falle eines ungestörten Vermittlungsprozesses verschwinden, beschrieben werden. Die Betonung des Apparats zuungunsten der Form ist also ebenso wenig legitim wie die Konzentration auf den Film unter Ausblendung seiner

Der Film ist daher bloß eine von vielen Bedingungen des Kinos, das insgesamt als eine *Konfiguration verschiedener Dispositionen* verstanden werden kann, wobei etwa

„die apparative Dimension [...] technisch-apparative *Dispositionen* innerhalb eines Dispositivs bereit[stellt]; andere derartige Dispositionen betreffen die kulturelle, soziale etc. Disposition des Zuschauers etc., sämtlich sind sie veränderbare Teilmomente innerhalb des Funktionierens eines kinematographischen Dispositivs“¹⁸¹.

Ein Dispositiv ist für die verschiedenen Dispositionen insofern „eine Figur ihrer Ordnung“¹⁸², eine *Topik*, innerhalb derer dem Diskurs (etwa dem Film) aber dennoch eine privilegierte Rolle zukommt: Filme sind „die Orte, an denen die figurative An/Ordnung Sinn produziert, an denen die dispositive Struktur operiert“¹⁸³. Im Anschluss an Foucault bedeutet das für etwaige dispositive Transformationen: „Jede Ordnung antwortet auf eine Unordnung (i.S. der Ordnung), die Anordnung des Dispositivs ist das Wissen um den Bruch, der sich in seinem Diskurs artikuliert, um den Bruch zu maskieren oder ihm zum Durchbruch zu verhelfen.“¹⁸⁴ Nun ist, folgt man der oben vorgeschlagenen Dispositivfassung, dieser Diagnose sicherlich nicht (in Gänze) zuzustimmen. Es ist nämlich nicht einsichtig, weswegen Institutionen als Phänomene der Macht nicht auch z.B. einen dispositiven Wandel verursachen können, der seinerseits auf die Ordnungen des Wissens zurückwirkt. Paechs Priorisierung des Diskursiven liegt wohl vor allem darin begründet, dass er den Film, und nicht die Apparate, als *Medien* und die Medien als Diskurse begreift, als jenes, was den Medienwissenschaftler daher zu interessieren hat, als es Wahrnehmungen von etwas, was es selbst *nicht* ist, ermöglicht.¹⁸⁵ Die Gleichsetzung des Mediums (Film) mit dem Diskursbegriff Foucaults erwächst wohl aus dieser Parallele, daraus, dass beide Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesse präformieren sollen. In dieser Logik gilt: „*Nicht die Apparate, sondern was an ihnen Medium ist, steht zur Debatte*“¹⁸⁶. Die Einschreibung der technisch-apparativen Dispositionen in die Ästhetik filmischer Diskurse soll also fokussiert werden. Indes wird dabei – ironischerweise wohl, um einer technizistischen Verkürzung des Medienbegriffs entgegenzuwirken – der institutionelle Anteil des Dispositivs seinerseits auf einen technisch-apparativen Faktor reduziert, der soziale (Zwangs-)Praktiken, Raum- und Zeiteinteilungen, Verschaltungen von Subjekten und Objekten etc. einseitig prädestiniert und dessen Funktionalität vom Diskurs völlig unabhängig denkbar ist. Die *Interdependenz* dieser Elemente bleibt – ebenso wie die nicht-filmischen, gleichwohl aber etwa im Zusammenhang mit dem Kino relevanten anderen Diskurs(be-

Hervorbringung.

181 Paech 2003 [1997], 187; Hervorhebung i.O.

182 Ebd., 186.

183 Ebd., 189.

184 Ebd., 188. Paech nimmt hier implizit Bezug auf *Die Ordnung der Dinge* und die Anthologie *Dispositive der Macht* (Foucault 1978a).

185 Vgl. dazu Paech 2008, 21ff.

186 Ebd., 20; Hervorhebung i.O.

standteil)e – in Paechs Ansatz zwar nicht unbemerkt, wird aber marginalisiert. Und das, wo doch Paech selbst 1991 noch mit Blick auf den Übergang vom Kino zum Heimkino formulierte, dass gerade dann, „[w]enn das apparative Erscheinen in seiner dispositiven Struktur wahrgenommen wird, [...] die räumliche und soziale Veränderung dieser Struktur in den Blick [kommt]“¹⁸⁷, was beispielsweise erlaubt, den Wandel des Kinofilms zum Fernsehfilm zu beschreiben. Die Betonung der Medialität des Films und die Betrachtung des (sicherlich marginalisierten, wenn auch nicht nivellierten) dahinterstehenden (Basis-)Apparates ermöglichen es Paech also auch dann, Mediendispositive zu beschreiben, wenn die Zentralperspektive als zentrale Bindung des Apparats an das Subjekt wegfällt, weil es nicht mehr an den Kinossessel gefesselt ist: Schließlich erlaubt die VHS- bzw. DVD-Technik, Filme anzuhalten, vorzuspulen etc. Indes bleibt unklar, ob die Zentralperspektive tatsächlich aufgehoben ist und wenn ja, was an die Stelle der das Auge substituierenden Kamera tritt, wenn die Kinoarchitektur gegen das heimische Wohnzimmer getauscht wird. Der sicherlich im Zusammenhang mit der im Anschluss an Foucault vorgeschlagenen Dispositiv-Konzeption relevanteste ‚blinde Fleck‘ in Paechs Verständnis ist allerdings die Rolle der Macht – die Verknüpfung mit außer-diskursiven und außer-apparativen *Strategien*, auf die dispositive Strukturen reagieren oder in deren Spannungsverhältnis sie sich allererst herstellen, wird von Paech nicht in den Blick genommen.

6.4.2.2 Das Fernseh-Dispositiv

Knut Hickethiers Auseinandersetzung mit dem Mediendispositiv-Begriff ist im Versuch fundiert, eine Geschichte des Mediums Fernsehen zu schreiben. Unzufrieden mit eher linearen Historisierungen¹⁸⁸, kann Hickethier im Anschluss an Baudry, aber auch an Foucaults Dispositivbegriff¹⁸⁹ zeigen, inwiefern das Kino – wenn es denn überhaupt als solcher zu verstehen ist – nur *einen* unter anderen Vorläufern des Fernsehens darstellt.¹⁹⁰ Unterschiede zwischen beiden Medien finden sich nämlich vor allem auf der Ebene der ‚Mensch-Maschine-Anordnung‘, die Hickethier als zentralen Fortschritt des Dispositivkonzepts in der Beschreibung von (Massen-)Medien versteht: „In der dispositiven Anordnung [...] wird [...] vom Konstrukt einer Mensch-Maschine-Relation ausgegangen und nicht mehr [...] von einer Kommunikationssituation, in der es mithilfe der me-

187 Paech 1991, 786.

188 „Die lineare Konstruktion medienhistorischer Genese erscheint zunehmend als problematisch“ (Hickethier 1992, 26). Vielmehr erscheint es Hickethier angemessen, „die historischen Prozesse auch danach zu sichten, wie die aus der Wechselwirkung einzelner Faktoren resultierenden mediengeschichtlichen Veränderungen zustande kamen“ (ebd., 27).

189 Vgl. bspw. Hickethier 1991, 430; auch ders. 1992, 27; oder ders. 2003, 186f. In den Arbeiten Baudrys, Comollis und auch Heath’ fanden sich keine Hinweise auf Foucault.

190 So diagnostiziert bspw. Carsten Lenk: „Das Hauptproblem der Rezeptionshistoriographie ist es nun, diese Quellen in Beziehung zu setzen zur Entwicklung der Gerätetechnik, zur Entwicklung des Programms sowie zu juristischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich Rundfunkhören bewegte“ (Lenk 1996, 6).

dialen Apparatur miteinander Kommunizierende gibt¹⁹¹. Auch wenn sich die Rezeptionssituationen von Fernsehen und Kino vor allem in der Entstehungs- und Verbreitungszeit von Ersterem¹⁹² ähnelten, waren doch grundlegende Unterschiede bereits im *Apparat* angelegt – so ist beim Fernsehen erstens „eine Abdunkelung des Zuschauerraums nicht notwendig“¹⁹³, weil der Bildschirm an sich leuchtet und daher auch in hellen Zimmern betrachtet werden kann. Zweitens sind die Zuschauer zwar mit dem Bildschirm konfrontiert, sitzen ihm also gegenüber, aber die Projektionsrichtung ist eine andere als im Kino: der Bildschirm, und nicht ein hinter den Subjekten leuchtender Projektor erzeugt die Bilder, der Zuschauer ist also nicht *zwischen* Projektor und Leinwand „eingespannt“, sondern betrachtet „Lichtemanationen des Apparats“¹⁹⁴. Ein erster deutlicher Unterschied zum Kino ist also auf der Ebene des für Baudry so wesentlichen Projektions-*Dispositivs* darin zu sehen, dass eine der notwendigen Voraussetzungen für die psychologisch-ichbildnerischen Effekte im Fernsehen nicht reproduziert wird: die Prädominanz des visuellen Kanals, die im Kino an die Dunkelheit des Zuschauerraums gebunden ist, ist beim Fernsehen nicht oder wenigstens anders gegeben. Zudem greift die Analogie des Kinos zum Höhlengleichnis, die für die Entstehung des spezifischen Realitätseindrucks so wesentlich war, nicht mehr, wenn der Rezipient nicht zwischen Projektor und Leinwand ‚gefesselt‘ ist.¹⁹⁵ Letzteres wird verstärkt durch die nach 1945 auftretende „Ortsverschiebung hin zum Rezipienten“¹⁹⁶ – also „flächendeckende Ausstrahlung, individueller Besitz von Empfangsgeräten, Integration in den häuslichen Bereich, andere gesellschaftliche Organisation des Mediums, andere Programmkonzeptionen“¹⁹⁷. Durch diese ‚Privatisierung‘ und die damit einhergehende Flexibilisierung des Fernsehkonsums kommt es zu einer ersten ‚Freisetzung des Zuschauers‘¹⁹⁸, der nun nicht mehr an alte kulturelle Konventionen des Kinos gebunden ist: Er kann sich frei bewegen, kann sich

191 Hickethier 1991, 431.

192 So war insbesondere im Dritten Reich der Fernsehempfang in sogenannten „kollektiven Fernsehstuben, die zumeist in den Postämtern untergebracht waren“ (Hickethier 1993, 177), und der demzufolge fast ausschließlich öffentlich stattfand, institutionalisiert; die Zuschauer sind auch beim Fernsehen mit dem Bildschirm konfrontiert und in eine ähnliche Blickachse eingespannt wie im Kino (vgl. ders. 2003, 195f.); die Darstellung im Fernsehen schließlich orientiert sich an der kulturellen Konvention der Zentralperspektive, die eine bestimmte Verortung des Zuschauers erfordert (vgl. ders. 1995, 64).

193 Hickethier 2003, 193.

194 Ebd., 194. Rückbewegungen zeigen sich heute in der Entwicklung von ‚rückstrahlenden‘ Fernsehapparaten, die einen ‚Heimkinogenuss‘ ermöglichen sollen, indem sie farbiges Licht, das an die Bilder auf dem Bildschirm angepasst ist, auf die Wand hinter dem Fernseher projizieren; vgl. beispielsweise die ‚Ambilight‘-Technologie von Philips. Die Bilder, so Hickethier, zeigen sich zudem auf einer deutlich „kleinere[n] Bildfläche“ und weisen eine „geringere Auflösung resp. Bildschärfe“ auf (Hickethier 1995, 65). Letzteres war 1995 noch der Fall, heute ist die Bildauflösung der modernen Fernsehapparate natürlich deutlich höher als im Kino.

195 Paech weist darauf hin, dass das auch im Kino bloß eine kulturelle Konvention darstellt: „Kinogänger [...] können sich durchaus dissymmetrisch zu den dispositiven Strukturen verhalten, die ihnen für die Rezeption des klassischen diegetischen Films nahegelegt werden“ (Paech 2003 [1997], 184).

196 Hickethier 1991, 428; im Original hervorgehoben.

197 Hickethier 1993, 179.

198 Hickethier 1995, 75.

den Sendungen (partiell) entziehen, indem er ihnen nur noch auditiv folgt oder den Apparat ganz ausschaltet; es ist möglich, neben dem Fernsehen die Hausarbeit zu erledigen, sich zu unterhalten, zu essen etc.¹⁹⁹ In dieser ersten Beschreibung deutet sich bereits an, dass Hickethiers Dispositivkonzept sich deutlich von dem der Apparatustheoretiker unterscheidet und relativ nah an Foucaults Annahmen angelehnt ist: Die Konfiguration von Diskursen und Institutionen in einem medialen Dispositiv wie dem Fernsehen sind nicht beschränkt auf diskursive Hervorbringungen apparativ-architektonischer institutioneller Elemente, sondern Bestandteile des Dispositivs sind durchaus auch Senderkonzepte, veränderte Zeitverfügungen der Zuschauer, die sich aus veränderten Arbeitsorganisationen ergeben, und größere technisch-gesellschaftliche Entwicklungen wie die Verbreitung von Kabel- und Satellitenfernsehen usf. Hickethier zeigt auf, dass eine ähnliche Anordnungsstruktur auch beim Radioempfang vorherrscht und schließt, dass es zu einer „partielle[n] Überschneidung der Dispositive“²⁰⁰ Radio, Kino und auch Theater und Kirche²⁰¹ kommt. Diese entsteht

„nicht aus einem voluntaristischen Akt heraus, sondern aus einem Zusammenspiel von Apparate-Anordnung und Zuschauerpositionierung, von Organisationsform der Produktion von Sendungen und ihrer Ausstrahlung, von Erwartungsformulierung und dem Bild, das von einer technischen Erfindung als einem neuen Medium entsteht“²⁰².

Die Nähe zum oben angebotenen Dispositiv-Verständnis ist damit deutlich formuliert. Doch Kino und Fernsehen sind nicht völlig unterschiedlich: So lassen sich etwa für die Rezeption des Fernsehens Effekte beschreiben, die denen des Kinos ähneln: Auch beim Fernsehen findet sich ein spezifischer *Realitätseindruck*. Jener ist jedoch, anders als beim Kino, nicht in der ästhetischen Nähe zum Traum oder einer Transparenz des Herstellungsprozesses (der im Kino verborgenen ‚Arbeit‘) – letzteres wird von Hickethier durchaus konstatiert, denn die Produktionsbedingungen, die z.B. auch die gesetzlichen Regelungen einschließen, verbleiben beim Fernsehen unbewusst – zu fundieren, sondern ist vielmehr ein Effekt, der sich insbesondere dadurch ein-

199 Vgl. dazu Hickethier ebd., 66; auch ders. 2003, 194.

200 Hickethier 2003, 193; i.O. hervorgehoben.

201 Vgl. dazu bspw. Hickethier 1998, 127. Theater und Kirche haben bspw. die axiale Ausrichtung der Zuschauer/Gläubigen mit dem Kino und dem Fernsehen gemein.

202 Hickethier 1992, 27. Im Anschluss an Hickethier hatte Lenk versucht, dies schematisch zu fassen. So konstatiert er, dass es „[f]ür eine pragmatisch orientierte Analyse von Rezeptionssituationen[...] hilfreich [ist], das dyadische Modell des Dispositivs (im Sinne eines Koppelungsverhältnisses) zu einem triadischen Modell zu erweitern, in dessen Mittelpunkt sich Mediennutzung als *Verhältnis aus Apparat, Programm und Subjekt* konstituiert [...]. Zwischen den drei Faktoren existiert eine Relation gegenseitiger Bedingtheiten, die sich wechselseitig beeinflussen. Diese Verhältnisse (und nicht die Faktoren selbst) sind das eigentlich konstitutive Moment des Dispositiv-Modells“; sie werden zudem beeinflusst durch „*gesellschaftliche Rahmenmomente* [...], die Medienrezeption über Elemente des sozialen Wissens und Handelns erst mitbestimmen. Sie bilden [...] zugehörige Kontexte, die über die eigentliche Rezeptionssituation hinausweisen und sie zurückbinden an die Institutionen-, Programm- und Technikentwicklung“ (Lenk 1996, 8; eigene Hervorhebung). Lenk verkennt hier grundlegend die Reichweite des Dispositivbegriffs, die sich nicht in einer Art ‚Schaltplan‘ eines Rezeptionsprozesses erschöpft.

stellt, dass die Angebote in einem kontinuierlichen *Programmfloss* gesendet werden: Der Zuschauer hat dadurch das Gefühl, „[a]m ‚Fluss des Lebens‘ teilzuhaben, indem [er] dem Fluss des Programms zuschaut“²⁰³, einem Fluss, der auch außerhalb seiner selbst existiert, grundsätzlich also unabhängig von seiner Einwirkung ist²⁰⁴. So entsteht auch ein spezifischer „Rezeptionsdruck“²⁰⁵, da das Fernsehprogramm als ein Teil der kollektiven Realität verstanden und auch so kommuniziert wird. Die Verhandlung von gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Themen führt dann verstärkend dazu, dass „[d]as im Fernsehen Angebotene [...] gerade durch seinen *Diskurscharakter* als außerhalb der Zuschauerwelt verankerte mediale, parallel zur Zuschauerwelt ständig vorhandene Realität“²⁰⁶ erscheint. Der spezifische Realitätseindruck des Fernsehens ist also nicht in einem im Dispositiv angelegten „Überwältigungsversuch“²⁰⁷ begründet, sondern beruht auf dem *Wunsch nach gesellschaftlicher Teilhabe*. Unterstützt wird er durch ein ganz besonderes Format des Fernsehens: die Live-Übertragung. Sie weckt, so Hickethier, „den Eindruck von unmittelbarer Teilhabe, von Dabeisein an einem entfernten Ereignis“, einer Extension seiner Wahrnehmung also, ist aber insofern nur eine „Selbstsuggestion des Zuschauers“²⁰⁸, als jener meist nicht die Möglichkeit hat, das Gezeigte selbst zu verifizieren. Die Live-Übertragung bindet also den Zuschauer des Fernsehdispositivs an dessen (institutionellen) Apparat, der die Subjektwirkungen garantiert, und hat damit gewissermaßen den Status einer *Machttechnik*, ganz ähnlich jener, die im panoptischen Gefängnis den Gefangenen an die Architektur, ihre Raum- und Zeiteinteilungen etc. bindet: die Überwachung.

Der Unterschied von Kino- oder gar Gefängnisinsasse und Fernsehzuschauer ist allerdings, so Hickethier, erheblich: Beim Fernsehen scheint es viel stärker auf die aktive Teilnahme, die *Aneignung* des Sichtbaren durch den Zuschauer anzukommen. Die Vielzahl der parallelen Sender ermöglichen ihm, sein eigenes „individuelles Zuschauerprogramm“²⁰⁹ zu generieren, sein Interesse liegt in den „subjektiven Bedürfnissen nach informativer Orientierung, nach Unterhaltung und emotionaler wie kognitiver An- und Entspannung“²¹⁰. Damit ist er, so Hickethier, viel deutlicher als das Kinosubjekt in der Lage, der im Dispositiv inhärenten *Macht*²¹¹ zu entfliehen. Die-

203 Hickethier 1991, 440.

204 Hickethier 1995, 70.

205 Hickethier 1993, 207.

206 Hickethier 1995, 73; eigene Hervorhebung.

207 Wie er sich in der Höhle findet; ebd., 74.

208 Hickethier 1991, 440. Vgl. dazu auch Hickethier 1995, 68.

209 Hickethier 1991, 444; im Original hervorgehoben.

210 Hickethier 1995, 71. Bereits Heath hatte allerdings für das Kino darauf hingewiesen, dass der Zuschauer sich genussvoll einer Täuschung hingibt, und damit die von Baudry konstatierte ‚Überwältigung‘ relativiert. Vgl. dazu die Ausführungen in Kapitel 6.4.1.3.

211 Vgl. etwa Hickethier 2003, 187: „Wichtig ist für Foucault also das netzartige Zusammenwirken verschiedener Ebenen, auf denen sich gesellschaftliche Normen und Werte formulieren, sich durchsetzen und damit Macht ausüben.“

se wird im Fernseh-Dispositiv durch unterschiedliche Akteure ausgeübt: Neben gesetzlichen Bestimmungen wie Einschränkungen von Werbegegenstand und -zeit (letzteres insbesondere bei den öffentlich-rechtlichen Kanälen) oder FSK-Bestimmungen, die die Ausstrahlung von bestimmten Sendungen verbieten oder beschränken, sind dies auch politische Einflussnahmen einzelner Personen oder Parteien usf. Sie treten im Dispositiv, und dies ist die deutlichste Neuerung in Hickethiers Konzept, alle auf der (Zwischen-)Ebene der *Programme* zutage. Nicht nur deren kontinuierlicher Fluss und ihre Inhalte also zeigen sich auf der Ebene der Rezeption wirkmächtig, sondern auch ihre „Periodizität (die Wiederkehr ständig ähnlich oder gleich gefüllter Sendeplätze)“, ihre „Zeit-Gliederung durch die zeitliche Fixierung von Einheiten und Festlegung von bestimmten Anordnungsprinzipien“ und „die Zusammensetzung des Programms aus verschiedenen, häufig sogar disparaten Einheiten“²¹². Sie fungieren damit als *Rahmen* für die einzelnen inhaltlichen Formate, stellen intertextuelle Bezugnahmen her und ordnen so das vom Fernsehen Ausgestrahlte nach den Prinzipien der „Machtinstitutionen“²¹³. In Kombination mit dem Realitätseindruck ergibt sich so der Machteffekt des Fernsehens: Es leistet eine *Gliederung* der Welt, eine „mediale[] Präsentation der Wirklichkeit“, und wird so zu einem „massenhaft wirksame[n] Wahrnehmungsdispositiv“²¹⁴. Insofern stellen die Programme für Hickethier sozusagen den *missing link* zwischen den Produktions- und Rezeptionsbedingungen dar, die Relaisstelle, an der sich die Macht manifestiert: „Innerhalb der Anordnung von Apparat und Zuschauer bildet damit das Programm die dem Angebot als dem inhaltlichkommunikativen Bereich zugewandte Seite.“²¹⁵ Immer mit der Einschränkung, dass die Zuschauer ihre Programme selbst zusammenstellen, also die Freiheit der Wahl haben, *variabel* sind. So lässt sich denn auch Hickethiers abschließende Einschränkung nachvollziehen, dass „[u]nser Alltagshandeln, das immer noch unser Realitätsverständnis in dominanter Weise prägt, [...] durch unser Medienwissen nur zum Teil beeinflusst“²¹⁶ wird. In dieser Diagnose Hickethiers zeigen sich die Einflüsse der Apparatusdebatte: Auch für Comolli und Heath, in ihrer Nachfolge dann auch Winkler und Paech standen die Filme im Vordergrund, wenn es um die Bestimmung der Machteffekte des Kinos ging oder wenn Übergänge zwischen Medien(techniken) erklärt werden sollten. Wie die Reflexion ihrer Überlegungen gezeigt hat, handelte es sich dabei aber nicht um den diskursiven Anteil des Dispositivs, sondern, wie im Diktum Paechs treffend formuliert: „Was am Apparat Medium ist, ist interes-

212 Hickethier 1993, 175; im Original hervorgehoben.

213 Hickethier 1995, 71. Insofern zeigt sich in den Programmen – möchte man die Parallele zu Baudry ziehen – die herrschende Ideologie im Apparat. Zumindest für das Fernseh-Dispositiv scheint also die Zentralperspektive nur von sekundärer Bedeutung für die ideologischen Effekte zu sein.

214 Ebd., 67.

215 Hickethier 1991, 433; i.O. hervorgehoben.

216 Ebd., 441.

sant.‘ Die Neuerung Hickethiers ist allerdings darin zu sehen, dass er erstmals die diskursive Struktur des Fernsehprogramms plausibel machen kann: Das Programm ist ein *Ordnungsprinzip* von einzelnen Sendungen – die diskursive Formation ein Ordnungsprinzip von einzelnen Diskursen. In ihrer Struktur manifestieren sich Machtansprüche von Institutionen – hierin wird sichtbar, dass Diskurse, um ‚im Wahren‘ zu sein, auch ‚in der Macht‘ sein müssen. Dass dies auch für das *telos* jeder dispositiven Konfiguration, das Subjekt, gilt, bleibt indes der wunde Punkt: Hickethiers Ersetzung des in der Identitätssuche fundierten Wunschs des Kinosubjekts durch den emanzipierten Zuschauer, der – parallel zur Demokratisierung der BRD der 1950er Jahre – nur endlich selbst entscheiden möchte, ob und wie er gesellschaftliche Teilhabe wahrnimmt, vermag nicht vollständig zu überzeugen, auch vor dem Hintergrund der Tatsache, dass einerseits das neue *Leitmedium* Fernsehen etwa die Zeitungen, die sicher nicht auf die Konstitution aktiv aneignender Subjekte ausgerichtet sind, nicht vollständig ablösen konnte, andererseits sowohl Radio als auch Kino durchaus parallel weiterbestehen. Die Frage nach der Subjektwirkung des Fernsehens und seiner Verflechtung mit anderen perspektivischen Institutionen (bzw. als Element eines *perspektivischen Dispositivs*) ist daher nicht abschließend geklärt. Insofern tritt auch Hickethiers Konzept hinter Foucaults zurück, als es grundlegende *strategische Aprioris* nicht in die Überlegungen miteinbezieht. Indes deutet sich hier eine medienhistoriographische Potenz seiner Konzeption an, denn sie ermöglicht die Beantwortung der Frage nach den funktionalen Ausdifferenzierungen von Massenmedien, wie sie immer dann gestellt werden, wenn ‚neue‘ Medien die Bühne betreten, *in Termini von Macht und Subjekt*.

6.4.2.3 Das (ästhetische) DVD-Dispositiv

Distelmeyers Habilitationsschrift *Das flexible Kino. Ästhetik und Dispositiv der DVD & Blu-ray*²¹⁷ stellt nun einen insofern vielversprechenden Anwendungsversuch von Foucaults Dispositivbegriff dar, als er die konstatierten Schwachstellen von Hickethiers Konzept zu füllen versucht. Ausgangspunkt für Distelmeyers Argumentation ist jedoch zunächst ein Aspekt, der zentral für die Betrachtung *medialer* Dispositive scheint – jenen der *Ästhetik*, verstanden als „das Erscheinen [...], als Zeitwort, das im Gegensatz zur Erscheinung eine sich vollziehenden [sic] Tätigkeit, ein Tun bezeichnet und nicht sein Ergebnis“²¹⁸. Dies so eingeführte Kategorie ist deswegen so zentral, weil sie erlaubt, ein grundlegendes Problem zu lösen: Wie lassen sich die Unterschiede zwischen Filmen im Kino, Filmen im Fernsehen und Filmen auf VHS oder Filmen auf DVD formulieren, wenn doch alle bloß Filme sind (und d.h., dieselbe Operationslogik besitzen)? Baudry, die Apparatusdebatte und Winkler hatten das Problem der *Identifizierung* oder *Differen-*

217 Distelmeyer 2012.

218 Ebd., 28.

zierung medialer Dispositive gar nicht thematisiert und mehr oder weniger stillschweigend die technisch-apparative Disposition als Distinktionsmerkmal gesetzt. Hickethiers *Programm* verweist als erstes auf die Möglichkeit, die Operationsweise des Mediums – sie wurde oben mit den diskursiven Formationsregeln in Beziehung gesetzt – als dessen Identifikationskriterium in die Pflicht zu nehmen. Distelmeyers Ansatz lässt sich daran anschließen: Wenn man DVDs im Wohnzimmer über den Fernseher, halb öffentlich auf Leinwand projiziert, am PC – am Schreibtisch oder unterwegs – ansehen kann, determinieren die *Inhalte* der DVD die Abgrenzung zu anderen filmspeichernden und/oder -vermittelnden Medien in höherem Maße als die technisch-apparativen Bestandteile des Dispositivs.²¹⁹

Letztere spielen aber trotzdem eine wichtige Rolle, denn im Zusammenhang mit der DVD-Nutzung gibt es keine Begrenzung auf nur *einen* apparativen Zusammenhang. Vielmehr ist sie „hinsichtlich der Beziehung zwischen technischen Instrumenten und Apparaten“²²⁰ *intermedial* zu nennen. So lässt sie sich ebenso von DVD-Playern wie von DVD-Laufwerken auf Computern abspielen, beide sind zumindest potenziell *mobil*; die DVD wird damit „in unterschiedlichen Konstellationen nutz- und transportierbar“²²¹. Intermedial sind aber auch die Inhalte von DVDs: So nehmen sie an verschiedenen Stellen Bezug auf andere Medien, ‚inkorporieren‘ diese, indem z.B. auf Film-DVDs kleinere Spiele enthalten sind, die sich an Video- oder Computerspiele anlehnen²²², oder in Menü- oder Zusatzmaterialien andere Medien wie Karten, Bücher, Schultafeln o.ä. repräsentiert werden, wobei „[h]ier Medien nicht nur als Repräsentationen ihrer Inhalte auf[tauchen], sondern auch als Repräsentationen ihrer Nutzung“²²³. Mit dem (virtuellen) Einbau anderer Medienformate wird also auch an deren Verwendung angeknüpft, und damit an habitualisierte Nutzungskonventionen. Auf der Ebene der Instrumente wird die *Verbindung der Intermedialität mit der Interaktivität* der Nutzung deutlich: So weist Distelmeyer darauf hin, dass mit dem Instrument der Fernbedienung²²⁴ nicht bloß ein „Wechsel des Programms (Fernsehen) oder das Unterbrechen/Verlangsamten/Beschleunigen des Films (Video)“ verbunden ist, „sondern ein ‚Entdecken‘, ein Interagieren mit dem Programm“, das von den Nutzern „eine gewisse physische

219 Vgl. ebd., 25: „Was speichert die DVD, was trägt dieser Datenträger eigentlich? Und: Wie werden diese Inhalte zugänglich, wie zeigen sich mir die gespeicherten Inhalte? Beide Fragen gehören freilich zusammen: Ich kann nichts über konkrete Inhalte sagen, ohne Zugang zu ihnen gehabt zu haben, was den Akt des Zugangs selbst zu einem notwendigen Gegenstand der Überlegungen macht“.

220 Ebd., 217.

221 Ebd.

222 Vgl. etwa ebd., 84ff.

223 Ebd., 186. Ein anderes Beispiel hierfür ist die Räumlichkeit: „Die Betonung von Räumlichkeit auf DVDs lässt sich als eine Annäherung an die Ästhetik von Video- und Computerspielen im Besonderen und an die Ästhetik computerbasierter Medien im Allgemeinen verstehen“ (ebd., 172).

224 Diese galt Hickethier schon als Mittel zu größerer Partizipation, weil sie das schnelle Umschalten („Zapping“) erlaubt und so den Zuschauer zu seinem eigenen ‚Programmdirektor‘ werden lässt. Vgl. dazu Kapitel 6.4.2.2.

Aktion²²⁵ fordert. Diese Aktivität ist bei der Nutzung der DVD von besonderem Interesse: So hängt das Erscheinen, die Ästhetik bestimmter Inhalte immer davon ab, dass der Zuschauer aus dem Menü, das ihm die Disc präsentiert, eine Auswahl trifft, damit überhaupt etwas zu sehen ist. Damit wird „jene Bewegung, die Teilhabe am Erscheinen der Inhalte, nicht bloße Möglichkeit, sondern [ist], erstens, konstitutiv [...], und [wird], zweitens, von den Inhalten der DVDs in unterschiedlichen Features selbst herausgefordert“²²⁶ – wird also zu ‚echter‘ Interaktivität. Es ist daher deutlich, dass, damit die Diskursebene des DVD-Dispositivs erscheint, „Entscheidungen, die innerhalb des Erscheinenden getroffen und (z.B. mit der Fernbedienung) durchgeführt werden müssen“²²⁷, auch tatsächlich getroffen werden; damit gewinnen die „Bedingungen des Erscheinens“²²⁸, „gewinnt unweigerlich [...] die Mensch-Maschine(n)-Beziehung und der sie umgebende Raum an Bedeutung“²²⁹. In Foucaultschen Begriffen formuliert ist also die aktive Einwirkung eines dispositiven Subjekts vonnöten, um den diskursiven Anteil des Dispositivs *überhaupt erst sichtbar zu machen*: „Ästhetik und Dispositiv existieren immer in Abhängigkeit voneinander, das eine ist jeweils Teil des anderen.“²³⁰

Intermedialität und Interaktivität als distinktive Merkmale des DVD-Dispositivs fasst Distelmeyer unter dem (Kunst-)Begriff der *Versatilität* zusammen, und meint damit „jenes Angebot von Vielseitigkeit, Wandelbarkeit und Interaktivität, mit dem die DVD beworben wird“²³¹. Die propagierte „Ermächtigung des Zuschauers“²³² ist in dieser Versatilität begründet. Innerhalb dieses Geflechts herrschen damit, und auch hier wird die Verbindung zu Foucault sehr deutlich, *Machtverhältnisse*, die sich auf den Nutzer beziehen und von ihm – indem er sich den Anordnungen fügt oder ihnen entgeht – mitkonstituiert werden. Die Macht des Nutzers hat allerdings ihre Grenzen, denn 1) ist offensichtlich, dass sich die Partizipation an den DVD-Inhalten, also die vermeintlich freie Wahl, in engen, weil vorher von den Produzenten definierten und buchstäblich *vorprogrammierten* Grenzen hält – statt Interaktivität trifft also „Selektivität“²³³ die tatsächlichen Verhältnisse besser; 2) ist die Einflussnahme da beschränkt, wo sich gesetzliche Bestimmungen „z.B. in

225 Ebd., 44.

226 Ebd., 46.

227 Ebd., 31.

228 Ebd., 29.

229 Ebd., 31.

230 Ebd. Diese Einschätzung gilt sicherlich für alle (technischen) Medien, wurde so allerdings von den bisher referierten Autorinnen und Autoren nicht in Betracht gezogen. Dies ist sicherlich u.a. in der Verortung des Medien-dispositiv-Begriffs in der Baudryschen Lesart zu fundieren. M.E. ist Distelmeyer jedoch vorbehaltlos zuzustimmen, wenn er konstatiert, dass ihm „der Doppelblick auf Ästhetik und Dispositiv ein brauchbares Modell für die Auseinandersetzung mit technischen Medien überhaupt zu sein scheint“ (ebd., 32).

231 Ebd., 47.

232 Ebd., 55.

233 Ebd., 140.

Warnhinweisen materialisieren²³⁴, die von den Nutzern nicht übersprungen (i.S.v. ‚vorgespult‘) werden können; 3) schließlich *besitzen* die Nutzer zwar die DVD als Hardware, „[f]ür die darauf gespeicherten Daten indes, für die Software auf DVD & Blu-ray, soll das nicht gelten“²³⁵. Wenn von Macht in Dispositiven die Rede sein soll, dann, so schließt Distelmeyer, sind hier auf Seiten des Nutzers „die Möglichkeiten des Verfügens an die Aufforderung, sich zu fügen, gebunden“²³⁶. Das DVD-Dispositiv besteht also in einem nicht unwesentlichen Teil aus dem „Spiel zwischen Ermächtigung und Entmachtung der User“²³⁷.

Neben Apparaten und Nutzungsbedingungen versteht Distelmeyer auch *Diskurse* als Konstituenten des (DVD-)Dispositivs. Von Interesse sollen nun zunächst die von den DVDs ‚selbst‘ hervorgebrachten Diskurse sein: Distelmeyer gibt eine Übersicht über eine ganze Reihe von Bonusmaterialien²³⁸, die insbesondere insofern relevant sind, als er zeigen kann, dass sie nicht allein den ‚Hauptfilm‘ rahmen, sondern in ihrer Fülle und Originalität Zweifel daran aufkommen lassen, ob es sich bei ihnen wirklich nur um „sekundäre[] Texte“²³⁹ handelt. So kann er zeigen, dass beispielsweise Audiokommentare, deren Tonspur *über* jene des ‚normalen‘ Films gelegt werden, letzteren so transformieren, dass ein eigentlich völlig neues Produkt entsteht. Auch die „Seamless Branching“²⁴⁰-Technik, die es erlaubt, sogenannte ‚Deleted Scenes‘ nahtlos in den Hauptfilm zu integrieren, verändern ihn fundamental. Die Auswahl unterschiedlicher Darstellungsformate schließlich („Widescreen Version“ vs. „Standard Version“²⁴¹) beschneiden den Kinofilm um fast 50% seines Bildes. All diese Möglichkeiten fasst Distelmeyer „als medienspezifische Zuspitzung der anti-originalen Eigenschaften des Films“²⁴²; die Betonung der Variabilität der Inhalte – ein Bestandteil des Versatilitätsdiskurses – führt also zu genuinen Transformationen auf der Ebene der vom Dispositiv hervorgebrachten Diskurse, erschüttert die vermeintliche Stabilität des Produkts Film. Neben medieninternen (quasi intratextuellen) Diskursen finden sich aber auch medi-

234 Ebd., 59. Vgl. auch ebd., 105: Mit diesen Warnungen „präsentiert sich als Drohbärde ein bestimmtes diskursives Element des Dispositivs der DVD & BD. Hier geht es um Macht, und dies in zweifacher Weise: Die UOPs zeigen, erstens, als Blockade den Nutzenden ihre Grenzen und zugleich die Macht der Produktionsseite auf. An einem bestimmten Moment wird Versatilität außer Kraft gesetzt. Die Textbilder und Warnungsspots bekräftigen, zweitens, inhaltlich die Machtstellung jenseits der Nutzungsseite und bedeuten Konsequenzen von Verstößen gegen die damit eingesetzte Ordnung.“

235 Ebd., 202. So betont er auch, dass „anstelle von *Besitzverhältnissen* hier besser von *Verfügungsverhältnissen* gesprochen werden sollte. Wir besitzen diese Inhalte nicht, sie sind uns vielmehr zur Verfügung gestellt in einem gewissen Rahmen, über den wiederum andere zu verfügen beanspruchen. [...] Die hier wirksamen Strategien der Präsentation und Regelung von Gebrauchsweisen sind Strategien der Verfügbarkeit“ (ebd.; Hervorhebung i.O.).

236 Ebd., 12.

237 Ebd., 202f.

238 Vgl. dazu im Detail das 2. Kapitel seines Buchs: „Erscheinungsformen“, ebd., 64-98.

239 Ebd., 193.

240 Ebd., 91.

241 Ebd., 101.

242 Ebd.

enexterne (oder intertextuelle) Diskurse, die Nutzung, Architektur, Macht etc. im Dispositiv beeinflussen. In gewisser Hinsicht lässt sich Versatilität auch als einflussreicher (medienexterner) Diskurs über das Medium fassen. Der „Gestus der Versatilität als diskursives Element des DVD-Dispositivs“ aber wird „begleitet und wesentlich fundiert durch eine zweite, die ebenfalls als diskursives Element des DVD-Dispositivs angesehen werden muss: die Geste des Digitalen“²⁴³. Letztere lässt sich als Versprechen zu Teilhabe und Kontrolle verstehen, weswegen denn auch Versatilität und Digitalizität in enger Verbindung zueinander stehen,

„jedoch nicht nur insofern, als dem Mythos des Digitalen das Versprechen auf Interaktivität angehört, das wiederum die Grundlage der Vielseitig- und Wandelbarkeit bildet und als auch solche verstanden werden soll. Als diskursives Element des DVD-Dispositivs gehört Versatilität zudem deshalb zur Digitalizität, weil Vielseitig- und Wandelbarkeit selbst eines der zentralen Versprechen bedeutet, durch die sich Digitalizität auszeichnet“²⁴⁴.

Stellt sich schließlich die Frage danach, warum das Subjekt sich in das Dispositiv hineinbegibt, und wie es von jenem subjektiviert wird. Beide Fragen gehören in einem gewissen Sinne zusammen. So konstatiert Distelmeyer, dass die „Frage der Macht [...] hier eine der Verfügbarkeit“²⁴⁵ sei: So hat das Publikum das Gefühl, die Inhalte zu kontrollieren²⁴⁶ und wird zudem durch die (Zusatz-)Angebote zum (filmindustriellen) „Insider“²⁴⁷ – darin könnte man also in zeitweiser Rückkehr zum Baudry'schen Dispositiv den immanenten *Wunsch* des Dispositivsubjekts sehen; „die Ausstellung des DVD-/BD-Mehrwerts ruft uns [zudem] gleichzeitig als Subjekte an, die mit den gegebenen Möglichkeiten arbeiten sollen“²⁴⁸. Auch die Frage nach der strategischen Funktion des Dispositivs, wie sie sich im Anschluss an Foucault stellen ließe, beantwortet Distelmeyer überzeugend. So zeigt er zunächst, dass die DVD in einem bestimmten Klima, der „Ideologie des flexiblen Kapitalismus“, entstand, die sich insbesondere durch „*Flexibilität, Risiko und Aktivität*“²⁴⁹ auszeichne. Diese Werte finden sich auch im DVD-Dispositiv wieder:

„Die Versatilität des DVD-Dispositivs und die auch mittels Blu-ray gegebenen Angebote von Verfügung, die Nutzende als aktiv computerisiert (als Subjekte der ‚digitalen Ära‘) und mobil adressiert, stehen in einem Zusammenhang mit diesen unterschiedlich artikulierten Anforderungen des flexiblen Kapitalismus. Das Dispositiv der DVD und die damit realisierte Ästhetik [...] antwortet auf Prozesse der Flexibilisierung und bietet gleichsam das entsprechende Medium für Filmerfahrung bzw. -nutzung unter den Bedingungen des flexiblen Kapitalismus.“²⁵⁰

243 Ebd., 174.

244 Ebd., 177.

245 Ebd., 217.

246 Vgl. dazu die Ausführungen oben, insbesondere die ‚Versatilität‘ betreffend.

247 Ebd., 83.

248 Ebd., 217.

249 Ebd., 219.

250 Ebd., 223f.

In diesem Milieu antwortet das DVD-Dispositiv, so Distelmeyer, auf zwei ‚Dringlichkeiten‘: Die Dringlichkeit der Digitalität besteht darin, dass der größer werdende Videospieleanteil am ‚Freizeit-Markt‘ Druck auf die Filmverwertungsindustrie ausübt, Marktanteile zu sichern. Die Anlehnung der DVD an die Maßstäbe der Digitalität begegnet diesem Druck.²⁵¹ Die „Dringlichkeit der Flexibilisierung“²⁵² hingegen steht in engem Zusammenhang mit dem oben angedeuteten ‚flexiblen Kapitalismus‘: Der Film „kann, „an jedem beliebigen Ort zu jeder beliebigen Zeit“ sowie in diversen Erscheinungsformen gesehen werden. DVD *anywhere*: Er fügt sich auf DVD ein in die neue Ordnung, zeigt sich so mobil und flexibel, wie es von seinem Publikum erwartet wird“²⁵³. Die DVD wird so aber nicht nur zu einem Effekt dieser Entwicklungen, sondern verstärkt sie, indem sie „insofern zu ihrer gesellschaftlichen Realität bei[trägt], als sie [...] zur Internalisierung der ideologischen Anrufungen des Neoliberalismus (Anpassungsfähigkeit, Dynamik, Mobilität und Flexibilität) ihren Anteil leiste[t]“²⁵⁴. Damit erweist sich das Heilsversprechen der Versatilität, zeigt sich die „Ermächtigung der Zuschauer zugleich als eine Einübung in die Anforderungen der Flexibilisierung“²⁵⁵.

Nun zeigt sich die Variabilität des Dispositivs darin, dass solche strategischen Nutzen nicht dauerhaft stabil bleiben. Vielmehr finden sich, und das zeigt auch Distelmeyer für das DVD-Dispositiv, auch unvorhergesehene Folgen: „Die wohl öffentlichkeitswirksamste funktionelle Überdeterminierung des DVD-Dispositivs, verstanden als ein nicht vorhergesehener und ungewollter Effekt, ist die Verbreitung von DVD-Inhalten durch ‚Raubkopien‘.“²⁵⁶ Das Publikum, könnte man formulieren, erfüllt sich damit das Versprechen des DVD-Dispositivs selbst. Allerdings nicht ohne Gegenreaktionen: Die bereits erwähnten Warnhinweise, innerhalb derer die Tendenz zu „diskursive[r] Rejustierung“²⁵⁷ besonders deutlich wird, wenn das Softwarekopieren mit Ladendiebstahl und Schlimmerem gleichgesetzt wird, werden flankiert von Studien der Filmindustrie zur Piraterie, die dem Gebot der Objektivität nicht ganz gehorchen, und aufsehenerregenden Schadensersatzprozessen, die zu Inhaftierungen und der Zahlung hoher Summen führ(t)en. Umgekehrt lassen sich aber auch Vorläufer der DVD ausmachen, so Distelmeyer: Während die Analogie zum Erlebnispark mit der DVD insofern nicht greift, als erstere das Ziel haben, „[a]us Geschichten [...] Räume“²⁵⁸ entstehen zu lassen, die DVD-Inhalte, und hier besonders das Menü,

251 Vgl. dazu ebd., 225f.

252 Ebd., 227.

253 Ebd., 230; Hervorhebung i.O.

254 Ebd., 232.

255 Ebd., 231.

256 Ebd., 239.

257 Ebd., 244.

258 Ebd., 194.

aber eher durch den Versuch ausgezeichnet sind, „Atmosphäre zu evozieren“²⁵⁹, teilen sie doch eine etwas eigentümliche Auffassung von ‚Freiheit‘: „Die Freiheit im Umherwandern in (also: im Auswählen aus) den Bereichen des, wenn man so will, Erlebnisparks DVD/BD ist die Freiheit der Bewegung in einem von der Industrie entwickelten System.“²⁶⁰ Deutlicher noch zeigen sich die historischen Bezüge in den sogenannten ‚Blockbusters‘, die mithilfe diversifizierter Codierungen versuchen, „mit einem einzigen Film möglichst viele und durchaus heterogene Publikumsschichten zu erreichen“²⁶¹. Hinzu kamen massive Verwertungsbestrebungen, die sich beispielsweise in Soundtracks zum Film, Merchandising-Artikeln wie Kleidung und Spielzeug, Büchern zu Hintergründen, PC-Spiel-Adaptionen u.v.m. zeigten und noch heute zeigen. Diese Vielfalt findet sich in den Angeboten der DVD wieder.

Distelmeyers Anwendung des Dispositivbegriffs scheint unter den bisher referierten Ansätzen der gewinnbringendste zu sein. Als erster beschreibt er die heterogenen Elemente des Dispositivs in ihrer Verknüpfung und kann unter Einsatz eines ästhetisch verstandenen Ästhetikbegriffs auch die intramedialen diskursiven Bestandteile des Dispositivs überzeugend in ihrer Einbettung und Wirkung verankern. Insofern ist ihm zuzustimmen, wenn er betont, dass „[d]er Vorzug, daran [an Foucaults Überlegungen, T.G.] anzuknüpfen und mit sogenannten Einzelmedien also streng genommen Mikro-Dispositive zu untersuchen, [...] in der angemessenen Komplexität“ liegt, weil so „diskursive ebenso wie nicht-diskursive Elemente und zugleich das Prozessuale sowohl der historischen Genese als auch der Funktionsweise eines jeweiligen Mediendispositivs in den Blick“²⁶² kommen. Indes ist es weiterhin schwierig, solche Dispositive zweifelsfrei und endgültig zu identifizieren – so wäre es, nimmt man ihre kulturelle Geltung im Zusammenhang mit anderen Diskursen und Institutionen in den Blick, vielleicht sinnvoller, ähnlich wie Foucault etwa bevorzugte Themen oder Machttechniken als Identifikationskriterien in Erwägung zu ziehen. In der Reflexion der Apparatusdebatte wurde ähnliches bereits mit der Rede vom ‚perspektivischen Apriori‘ angedeutet. Die Tatsache, dass die DVD auf eine gesellschaftliche *urgence* antwortet, die bestimmte Forderungen an das Subjekt im neoliberalen Kapitalismus stellt, wäre eine

259 Ebd., 196.

260 Ebd., 200f.

261 Ebd., 205.

262 Ebd., 224f. Distelmeyer fasst die ‚heterogenen Elemente‘ des DVD-Dispositivs folgendermaßen zusammen: „Die DVD als Dispositiv zu begreifen, bedeutet nicht nur, Apparate, Anordnungen und damit ermöglichte Inhalte und Nutzungsoptionen in den Blick zu nehmen, sondern muss in gleicher Weise jene diskursiven Prozesse berücksichtigen, die mit den nicht-diskursiven in einem produktiven Verhältnis stehen und erst in ihrer Verflechtung unser Verhältnis zum Medium bedingen. [...] Gleichmaßen ist die Nutzung selbst, sind die damit erlaubten, herausgeforderten und untersagten Handlungen, ist das damit zum Erscheinen gebrachte und sind die mit der DVD verbundenen Diskurse elementar. Dazu gehören PR-Texte und -Filme, Manuals und Handlungsanweisungen, der Austausch in User-Foren, akademische Analysen und weitere Diskurse, die u.a. digitale Medien bzw. ‚das Digitale‘ und das Verhältnis von Arbeit und Freizeit verhandeln. Was wir wissen“ (ebd., 49f.).

solche Möglichkeit: Ein *Flexibilitätsdispositiv* zu untersuchen würde dann in Rechnung stellen können, dass die DVD nicht nur einen medialen Vorläufer moderner Smartphones, die den Verfügbarkeitsimperativ auf die Spitze treiben²⁶³, darstellt, sondern beispielsweise auch mit aktuellen Vorstößen international agierender Konzerne, weiblichen Angestellten das Einfrieren ihrer Eizellen zu finanzieren, in Verbindung steht. Dann ließen sich die sogenannten *Medien-Dispositive* als Elemente ‚echter‘ Dispositive, die eine viel größere kulturelle und historische Reichweite aufweisen, begreifen.

6.5 Medien als Dispositive?

Die vorangestellten Skizzen zeigten einen Ausschnitt aus der Fülle (Foucault) zeitgenössischer und moderner Dispositivkonzeptionen, die sich teils explizit an Foucaults Begriff anschließen, teils völlig eigenständig sind, teils die Beziehungen zwischen (vom Dispositiv gestifteten) Subjekt und anderen Dispositivelementen verändern. Sie wurden (exemplarisch) ausgewählt, weil sie – anders als Foucault – auch von *medialen* Dispositiven sprechen und daher geeignet schienen, das Verhältnis des Medialen zum Dispositiv zu modellieren. Bei aller Unterschiedlichkeit weisen sie eine Gemeinsamkeit auf, die auf eine mehr oder weniger homogene Modellierung zielt: Sie alle schlagen vor, *Medien als (Mikro-)Dispositive* zu begreifen, allerdings auf recht unterschiedliche Weisen: Leitner differenziert im Hinblick auf die Medienwissenschaft „zwei verschiedene Ausprägungen des Dispositivkonzepts“, die „zum einen auf die an Foucault anschließende, zunächst diskurstheoretisch begründete Perspektive, zum anderen auf die an der Psychoanalyse orientierte Sichtweise Baudry’s“²⁶⁴ zurückgehen. Während erstere die einseitige Beeinflussung des (vollständig unterworfenen) Subjekts durch apparative Anordnungen behauptete, stehe bei zweiterer die Mimesis der psychischen Disposition durch Apparate im Vordergrund.²⁶⁵

Die Linie beginnt (anders als der Text) mit Lyotard: Seine Verwendung des Dispositivbegriffs – er spricht recht unterschiedslos beispielsweise vom ‚Dispositiv des Nihilismus‘, dem ‚Theaterdispositiv‘ und gar mehreren ‚Malereidispositiven‘ – ist sehr offen; es finden sich keine ‚echten‘ Definitionen oder Einschränkungen, was genau denn nun unter einem Dispositiv zu verstehen sei. Die Beschreibungen der als Dispositiv bezeichneten Phänomene sind hingegen recht detailreich und beinhalten, übersetzt man in Foucaultsche Terminologie, institutionelle Machtpraktiken wie die von der Saalarchitektur gestützten Ein- und Ausschließungsprozeduren des Theaters

²⁶³ Vgl. dazu etwa Linz 2008.

²⁶⁴ Leitner 2015, 60.

²⁶⁵ Beide Perspektiven wiesen so eine Verkürzung des eigentlich herrschenden Wechselverhältnisses zwischen psychischer Disposition und apparativem Dispositiv auf, so Leitners These. Jene erweist sich indes für die hier betrachteten Zusammenhänge nur dann als relevant, sollten Medien überhaupt in Begriffen des Dispositivs beschreibbar sein. Auf diese Frage wird zurückzukommen sein.

ebenso wie diskursive Elemente wie das ‚Sprachdispositiv‘ des Materialismus (beim Theater und Kino). Wie Lyotard klug beobachtet, sind diskursive und institutionelle Praktiken auch ineinander übersetzbar: So finden sich Verfahren der In- und ‚Exszenierung‘ nicht bloß im Theater- oder Kinosaal, sondern auch im Film. Begründet sind diese *Anordnungen* – denn stets handelt es sich um Konfigurationen, um Ordnungen von Architekturen, Subjekten, Materialitäten wie Bilder, Filme etc. –, und damit verlässt Lyotard den mit Foucault gemeinsamen Boden, in der Tatsache, dass sie die Libidoenergie der in ihnen figurierten Subjekte (re-)kanalisieren; sie sind also psychologisch fundiert. Unklar bleibt hier allerdings der Status des Medialen: Die recht indifferente Verwendung des Dispositivbegriffs für dieses und jenes, das in irgendeiner Weise Subjektwirkungen aufweist oder auch nur bestimmte Zwangsordnungen herstellt, macht es schwer, dieses eindeutig zu klären – eine Diagnose, die sicher auch auf Agambens Verwendung des Begriffs zutrifft, der darunter ‚alles, was irgendwie dazu imstande ist, die Gesten, das Betragen, die Meinungen und die Reden der Lebewesen zu ergreifen, zu lenken, zu bestimmen, zu hemmen, zu formen, zu kontrollieren und zu sichern‘, versteht. Agamben ist damit in eine Traditionslinie mit Lyotard zu stellen und schließt – trotz anderslautender eigener Beteuerung – in seinem oben diskutierten essayistischen Beitrag nicht eigentlich an Foucaults Verständnis an. Zudem lassen sich Lyotardsche Dispositive – die ersten, die sich auf Medien beziehen, wenn auch Lyotard nicht explizit von medialen Dispositiven spricht, wahrscheinlich sogar die Bezeichnung ‚ästhetische‘ vorgezogen hätte²⁶⁶ –, anders als die modernen Mediendispositiv-Theoretiker meist konstatieren, wohl auch als der eigentliche Vorgänger von Baudry ausgemacht. Andersherum lassen sich Baudrys Überlegungen zum Kino-Dispositiv als eine Ausdifferenzierung von Lyotards Thesen lesen, gar als Antwort auf dessen Frage, warum gerade die Kinoleinwand für die libidinösen Besetzungen der Subjekte so geeignet sei. Baudrys Antwort ist – lässt man die psychoanalytische Modellierung des ‚Seelenapparats‘ gelten – recht plausibel: Die Kinolust ergibt sich aus der Tatsache, dass das Kino jenem menschlichen Seelenapparat nachgeformt ist und hier die Möglichkeit besteht, in einen Zustand des frühen Kindesalters zu regredieren, um dem fundamentalen Trauma der Trennung von der mütterlichen Brust zu entfliehen. In ihr liegt aber auch die Gefahr: Im Kino gibt es nicht bloß lustvolle Besetzungen; sein ideologischer Effekt ist vielmehr darin auszumachen, dass hier die Bedingungen der Spiegelphase wiederholt werden, wobei das Gespiegelte bloß Klischees der Kulturindustrie entspricht – indes nicht im ganzen Kino: Dreh- und Angelpunkt sind die Leinwand, die Tatsache, dass die Subjekte im Kino bewegungslos im Dunkeln sitzen, die Kamera – dank der Zentralperspektive – ihr Auge ersetzen und sie daher in die Illusion versetzen könne, das, was auf der Leinwand zu sehen sei, seien – sie. Das ist für Baudry das

266 Darauf lässt auch der Titel des Merve-Sammelbands schließen, vgl. Lyotard 1982a.

Dispositiv des Kinos – die Arbeit, einen Film herzustellen, das heißt die vielen Stufen, Übersetzungs- und Formungsprozesse vom Drehbuch zum fertigen Produkt bleiben ausgespart, sie werden transparent, gehören zwar zum *Basisapparat* des Kinos, aber beschreiben nicht das eigentliche Dispositiv. Dieses bezeichnet – ganz ähnlich wie bei Lyotard – bloß den Zusammenhang, in den die Subjekte eingespannt sind und in dem sie subjektiviert werden. Mit Blick auf Medien und Medialität kann man daher festhalten: Das Vermittlungsgeschehen, die *Rezeptionssituation* ist für Baudry das eigentliche Dispositiv.

Gerade diese Einschränkung (des Medialen) zieht die Kritik der Apparatus-theoretiker auf sich: Sowohl Comolli als auch Heath hatten den Blick weg von der eigentümlichen Projektionssituation hin zu dem gelenkt, was *auf* der Kinoleinwand erscheint: den *Film*. Man könnte ihnen im Gegenzug eine Marginalisierung der technisch-apparativen Bedingungen vorwerfen (wenn auch in allen hier dargestellten Varianten stets weiterhin die substituierende Kamera in die Pflicht genommen wird, die Subjekte buchstäblich *an ihrem Platz* zu halten). Gerade Comolli hatte aber auch die Erweiterung des Dispositivbegriffs betrieben: Die Charakterisierung des Kinos als ‚gesellschaftliche Maschine‘, die über einen *Code* (eine die Filmwahrnehmung steuernde Darstellungskonvention) Technologie, Gesellschaft und Wirtschaft miteinander vermittelt, erinnert schon viel eher an die Foucaultschen Dispositive als die Überlegungen Lyotards oder Baudrys. Damit ist keine *Priorisierung des Diskursiven*, wie sie sicherlich für Foucaults Dispositivdenken zu konstatieren ist, angelegt – Comolli legt den Fokus eben auf die Filme, in denen sich zwar Codes manifestieren, die aber ganz eigene ‚Wege‘ finden, diese Codes zu repräsentieren. Im Grunde stellt schon Comolli damit die *Medialität des Filmischen* in den Mittelpunkt seines Mediendispositivdenkens. Im Unterschied zu Baudry geriert die Projektionssituation dabei zum mehr oder weniger irrelevanten Beiwerk. Mehr noch, das Subjekt in Comollis Kino – seinem Dispositiv – zeigt sich zudem emanzipiert, empfindet Lust bei der ‚Täuschung‘, wird aber *nicht* mehr eigentlich als dessen *Effekt* verstanden. Der Aspekt der Macht, der für ‚gesellschaftliche Maschinen‘ sicherlich zentral ist, bleibt hier tendenziell unterbelichtet; er findet sich ‚nur‘ in der Umsetzung des Wahrnehmungscodes. Winkler geht im Anschluss an Comolli bei der Untersuchung der (filmischen) Codes noch einen Schritt weiter, wenn er versucht, für den Film eine *langue* zu entdecken. Vor dem Hintergrund eines bestimmten Medienverständnisses (vgl. dazu Kapitel 7) kann auch die Suche nach dem Zeichensystem des Films als eine Frage nach dessen Medialität verstanden werden, insofern findet sich auch hier die Priorisierung des Medialen. Allerdings zeigte sich, dass diese Ebene für die Einbettung des Medialen in die Gesellschaft keinen größeren Nutzen hat als zu konstatieren, dass eben auch der Film (oder genauer: die filmischen

Bilder) auf einer Art arbiträren, intersubjektiven Konvention beruht. Inwiefern sich hier Machtpraktiken oder gar strategische Aprioris in das mediale *Produkt* einschreiben, ist damit nicht geklärt; einzig da, wo das Subjekt auch in Winklers Entwurf durch die ‚Struktur gewordene‘ Zentralperspektive eingespannt bleibt, ist die Macht ‚spürbar‘. Für Heath indes steht die (ideologische) Einbindung des filmischen Subjekts im Mittelpunkt, aber anders als Baudry verortet auch er sie in der spezifischen Operationsweise des *Films*. Dessen Unvollständigkeit eröffnet den Ort des Subjekts, das sich zwischen den Bildern, den sichtbaren Figuren, den filmischen Rhythmen etc. wiederfindet – wer einen Film ansieht, nimmt ‚Nähte‘ vor, so Heath, um die Diskontinuitäten des Films auszugleichen, und findet sich so *selbst vom Film erzählt* – weil es in ihm im Sinne der Spiegelung sich selbst wiederfindet, aber auch weil die Lücken so komponiert sind, dass das Subjekt sie selbständig und aktiv schließen muss. Beim Ansehen eines Films also erzählt sich das Subjekt sich selbst. In gewisser Hinsicht schließt Heath so an Lyotards Energiegedanken an – Filme sind dann als Kanalisierungen von (libidinöser) Energie zu verstehen. Darin findet sich aber noch ein anderer, wichtiger Gedanke: Im Kino wird das Subjekt nicht bloß durch die Architektur, die institutionellen Anteile unterworfen, sondern es muss selbst die nötigen Praktiken vollziehen, ganz ähnlich etwa wie in der Machttechnik des Geständnisses, die stets auf ein (aktiv) gestehendes Subjekt angewiesen ist, oder bei der Selbsttechnik der Überwachung.

Paechs Ansatz schließt nahezu ‚nahtlos‘ an Heaths Suture-Konzept an. Auch ihm sind Filme die ‚Orte, an denen die dispositive Struktur operiert‘, die Orte, an denen sich die Diskurse in die Subjekte ‚einBILDen‘. Indes weisen sie zurück auf ihre materiellen, technisch-apparativen und anderen Voraussetzungen sowie die sozialen Dispositionen der Zuschauer etc., die aufgrund der topischen Funktion des ‚kinematographischen Dispositivs‘ in eine spezifische Ordnung gebracht werden. Insofern steht also bei Paech ebenso wie schon in gewisser Hinsicht bei Baudry, eindeutig aber bei Heath und Comolli das mediale *Produkt* Film im Vordergrund. Paech radikalisiert in gewisser Hinsicht dessen Geltung noch einmal, wenn er ihn nicht nicht bloß für die An-Ordnung der Zuschauer, sondern auch und vor allem für die dispositive Ordnung der verschiedenen (technisch-apparativen, räumlichen, sozialen usf.) Dispositionen verantwortlich macht. Schreibt man den Filmen nun eine topische Potenz zu, ist nicht mehr wichtig, *wie* gezeigt wird, sondern vielmehr, *was* hier *wie* miteinander vermittelt wird: Anders als die Apparatusautoren spricht Paech dem Filmischen ganz explizit den Status des Diskursiven zu. Wie dieses wiederum im Verhältnis zur differenziellen (Medien-)Logik des Filmischen steht, bleibt aber offen – und wäre auch gar nicht an Foucaults Diskursdenken anzuschließen, denn für die Existenzfunktionen der in Diskursen organisierten Aussagen sind die Bedingungen, die das Medium/Zeichensystem ‚Sprache‘ in-

härtet, nicht von Bedeutung. Hickethiers Ansatz orientiert sich insofern viel stärker an Foucault: Anders als den Vertreter der Apparatusdebatte sind ihm die Medialitäten des Fernsehens nicht zentral, vielmehr beschreibt er die (außerhalb des medialen Nahbereichs herrschenden) Bedingungs Momente des Fernseh-Dispositivs in aller Ausführlichkeit als einen Teil des Fernsehens. Zudem findet sich auch in seinem Ansatz – ähnlich wie bei Foucault – eine Priorisierung des Diskursiven. Versteht man den Diskurs als Formationsordnung von (schriftsprachlichen) Aussagen und die diskursive Formation als Produkt einer Formationsordnung für Diskurse, so kann das von Hickethier beschriebene *Programm* als eine ebensolche Regulationsinstanz (= eine diskursive Formation) ausgemacht werden, das die Sendungen (= Diskurse) miteinander und mit anderen medialen Formaten related. Es dient als Relais zwischen Zuschauern, Apparat und Ausgestrahltem und stellt den Ort dar, an dem die Macht sich in die Rezeption und Produktion der ‚Medieninhalte‘ einschreibt. Es dient damit auch in gewisser Hinsicht der Subjektivierung: Denn Programme ordnen nicht bloß Inhalte, sondern auch die *Zeit*, zu der sie ausgestrahlt werden, und greifen so (potenziell) in die Verhaltensweisen der Individuen ein, die an dieser Form der gesellschaftlichen Teilhabe partizipieren möchten. Hickethiers Ansatz überzeugt – wenn auch nicht vollständig: So zeigt er zwar, dass das Fernsehen durchaus strukturelle Ähnlichkeiten mit anderen Medien wie dem Radio aufweist (das ebenfalls ein Programm hat) und beschreibt das Fernsehen auch als Filiation des Kinos. Inwiefern aber diese Medien etwa gemeinsame Subjektwirkungen aufweisen, inwiefern sie daher gar einem gemeinsamen, größeren, anderen Dispositiv zuzuordnen sind, bleibt offen. Dabei ließe sich das Fernsehen durchaus als Übergangsmoment der (industriellen) Disziplinarmacht zu einer (kapitalistischen) Form der Macht verstehen, innerhalb derer es nicht mehr wichtig ist, das Subjekt zu fixieren, sondern es vielmehr zu *flexibilisieren*: Distelmeyer beschreibt diese Flexibilisierungstendenzen der neoliberalen, globalen Gesellschaft als Grund der Entstehung des ‚DVD-Dispositivs‘. DVDs sind mehr als bloße Filmspeicher, sondern bieten eine Reihe unterschiedlicher, zusätzlicher Medienformate, und machen das ‚Heimkino‘ dank mobiler Abspielgeräte flexibel. In gewisser Hinsicht findet sich auch in seinem Konzept eine Priorisierung des ‚Programms‘, das indes noch stärker als das des Fernsehens auf die aktive Einwirkung des Zuschauers angewiesen ist: Letzterer muss nicht mehr zu einer bestimmten Zeit einschalten, sondern entscheidet sich selbständig für Zeit und Ort, zu der und an dem er die DVD-Inhalte zur Erscheinung bringen möchte. Das *Menü* der DVD – das Analogon zum Programm insofern, als es ordnet, in Opposition zum Programm insofern, als es vom Zuschauer fordert, selbständig zu ordnen – stellt dann die Relaisstelle zwischen Medienproduktion und -rezeption dar. Subjekte werden damit nicht bloß zu Rezipienten, sondern zu Produzenten dessen, *was in Erscheinung tritt*. Wenn auch Hickethiers und Distelmeyers Ansätze, die hier als

Stellvertreter modernerer Mediendispositiv-Konzeptionen ausgewählt wurden, weil sie besonders elaboriert Einzelmediendispositive jenseits des Kinos beschreiben, insofern eine deutliche Zäsur im medienwissenschaftlichen Dispositivdiskurs darstellen, als sie versuchen, sämtliche ‚Dispositionen‘, die Fernsehen bzw. DVD betreffen, in ihre Betrachtungen des Mediums zu integrieren, wirken doch die über weite Strecken bloßen Aufzählungen der rechtlichen, technisch-technologischen, zeitgeschichtlichen Begleitumstände von Fernsehen/DVD eher pflichtschuldig als produktiv. So stehen die ‚heterogenen Elemente‘ der jeweiligen Dispositive häufig eher eklektisch nebeneinander, als als miteinander verbundene Netze konzipiert zu werden.²⁶⁷ Die im Hinblick auf den Status des Medialen wichtigste Kritik an Hickethiers Ansatz, die für Distelmeyer so nicht gilt, ist aber – bei allen Verdiensten, die ihm sicherlich zuzuschreiben sind –, dass er die (Eigen-)Logiken des Erscheinenden bloß marginal behandelt und damit in gewisser Hinsicht hinter die Erkenntnisse der Apparatusdebatte, von Winkler und Paech zurücktritt. So bleiben die grundlegend *filmischen*, d.h. audiovisuellen Vermittlungspraktiken in den unterschiedlichen Sendungsformaten (die ihrerseits sicherlich als Diskurspraktiken beschreibbar sind), die dann als ‚Programm‘ zu größeren Einheiten relatiert werden, unterbelichtet.

Im Hinblick auf die Frage nach dem Status des Mediums/des Medialen stellen sich daher eine Reihe grundsätzlicher Probleme, die für das Mediendispositiv-Denken insgesamt, besonders aber für die unter Kapitel 6 referierten Ansätze mehr oder weniger virulent sind:

- 1) Wenn das ‚Dispositiv‘ bloß bestimmte Ausschnitte des medialen Zusammenhangs, etwa nur die Rezeptionssituation, nicht aber Diskurse oder gar das mediale Produkt (Film) meint, handelt es sich dann dabei wirklich um ein Dispositiv im in Kapitel 5 vorgeschlagenen Sinne?²⁶⁸ Oder geraten hier nicht vielmehr bloß die *institutionellen* Elemente eines Dispositivs in den Blick?
- 2) Was an den Einzelmedien-Dispositiven ist *Medium*? Gehören z.B. auch die Mediengesetzgebungen der 1950er Jahre in der BRD zum *Medium* Fernsehen? Hat man es dann etwa beim *Television* in den USA mit einem völlig anderen Medium zu tun? Oder steht das *Programm* für das, was am Fernsehen Medium ist? Wie unterscheidet es sich dann vom Radio?
- 3) Wie lassen sich die Mediendispositive ihrerseits als Dispositive abgrenzen? Stehen die technisch-apparativen Elemente des Mediendispositivs für dessen Identifizierung ein? Kann also

²⁶⁷ Dies liegt wohl darin begründet, dass beide sich vor allem an der zu Beginn von Kapitel 5.1 zitierten Begriffsbestimmung des Dispositivs orientieren, die aus einem kurzen Interview (!) Foucaults stammt.

²⁶⁸ Diese Frage betrifft natürlich insbesondere Baudry. Seine Beschränkung auf die Rezeptionssituation legt nahe, dass er sich tatsächlich auf Lyotards Dispositivverständnis – die Kanalisierung von Libidoenergie – beruft, nicht aber auf Foucaults sehr diskursiv geprägte Auffassung.

von einem DVD-Dispositiv die Rede sein, in dem keine Kino-Filme gespeichert, sondern völlig neue Filme (oder DVD-Movies?) *kreiert* werden?

- 4) Wenn man, wie in Kapitel 2 vorgeschlagen, annimmt, dass auch nicht-sprachliche respektive nicht-schriftliche Aussagen möglich sind, wie ist dann der Film, verstanden als ‚Intermedium‘ insofern, als er verschiedene Zeichensysteme ‚inkorporiert‘, einzuordnen? Handelt es sich bei Filmen um Entitäten, die Aussagen enthalten, und sich daher auf derselben Ebene bewegen wie Texte? Oder haben Filme bereits deswegen diskursiven Charakter, weil sie verschieden medierte Aussagen miteinander relativierend komponieren, ihre Existenzfunktionen strategisch bündeln?
- 5) Ist nicht davon auszugehen, dass auch Dispositive, die *nicht* als ‚Mediendispositive‘ bezeichnet werden, *mediale Anteile* inhärieren? Sind für das Geständnis als Machttechnik nicht das Gespräch, für die Überwachung der Blick, die Prüfung die Schrift etc. *essenziell*? Oder sind umgekehrt Filme eher als Machttechniken zu verstehen?
- 6) Wie Foucault bemerkte, gelten als Resultate von Machtzugriffen nicht bloß unterworfenen Subjekte, sondern auch *Diskurse*.²⁶⁹ Wie lassen sich Medien damit in Beziehung setzen? Sind sie als bloße Plattformen zur Diskurs- oder genauer: Aussagenprozessierung zu verstehen? Beinhaltet eine solche Perspektive nicht eine Marginalisierung der Operations- und Materialitätslogiken, die für Medien essenziell sind?

269 Vgl. dazu Kapitel 4.3.

7. Medium, Medien, Medialität

Der Einsatz des Mediendispositivdenkens im Anschluss an Foucault, Lyotard und Baudry beinhaltet, Medien *als* Dispositive verständlich zu machen, wobei der Status dessen, was an diesen Dispositiven genau Medium oder medial sein soll oder ob gar das gesamte ‚Ensemble heterogener Elemente‘ als *Medium* aufgefasst werden muss, unklar verbleibt, vielmehr eine Reihe von Folgefragen aufwirft. Unter anderem ist dies sicherlich darin begründet, dass den Konzeptionen Dispositiv-Auffassungen zugrunde liegen, die den Begriff entweder auf eine Art sozial-apparativer Rahmenbedingung reduzieren oder aber im Gegenteil die Frage, *wie* in den Produkten solcher Rahmungen etwas zur Erscheinung komme, als Frage nach dem Diskursiven (im Sinne Foucaults muss man sagen: miss-)verstehen, dabei letzteres priorisieren, andere Dispositionen hingegen marginalisieren. Mit der vorgeschlagenen Präzisierung des Dispositivbegriffs ist es möglich, diesen Spielen der Auf- und Abwertung mit dem Hinweis auf die kreative Reziprozität von Diskurs und Institution zu begegnen. Der Status des Mediums/des Medialen bleibt damit aber weiterhin prekär, denn Medien weisen zwar Berührungspunkte mit dem einen wie dem anderen auf – sie gehen aber weder im Diskursiven noch im Institutionellen völlig auf, sondern müssen, so die leitende Intuition, gesondert beschrieben werden. Zu diesem Zwecke – um also die Frage zu klären, wie sich Medien gegenüber Dispositiven ‚verhalten‘, was also ihr spezifischer Ort neben, unter/über oder gar *im* Dispositiv ist – wird im Folgenden zunächst zu klären sein, was denn nun überhaupt als Medium, was als Medialität gefasst werden kann. Fundiert ist diese Frage in der Annahme, dass Foucault, der sich mit der Abwendung insbesondere von Kants Kritischem Idealismus eigentlich stets gegen die Idee anthropologischer Universalien gerichtet hatte, mit den Konzepten von ‚Wissen‘ und ‚Macht‘ selbst gewissermaßen (sozial- bzw. kulturell-)anthropologische Universalien formuliert. An ihrer (sehr wirkmächtigen) Existenz kann es, folgt man Foucault, keinen Zweifel geben; Macht und Wissen als solche gibt es immer dann, wenn es eine Gemeinschaft gibt, und zwar unabhängig davon, *welche* Form der Macht oder des Wissens sich jeweils historisch kontingent – dann aber für die Subjektivierungen durchaus apriorisch – ausbilden. Beiden ist eigen, dass sie sich materiell manifestieren und so die *Existenz* bestimmter mit ihnen verbundener Praktiken präfigurieren, und dass sie Subjekte konstituieren. Lässt sich nun Medialität als eine ebensolche Universalie konzipieren? Ist also im Anschluss an Foucault von einer strukturellen Analogie der Sphäre des Medialen mit den Sphären von Macht und Wissen zu sprechen? Wie lassen sich Konzepte von ‚Medium‘ und ‚Medien‘ in eine solche Auffassung integrieren? Muss in der Folge das Konzept des Dispositivs wie in Kapitel 5.2 vorgeschlagen noch einmal reformuliert werden?

7.1 Medienkonzeptionen

Die eben aufgeworfenen Fragen gehen von der Frage nach dem *Medialen* und nicht von der Frage nach dem ‚Medium‘ aus – und doch werden die hier angestellten Reflexionen zeitgenössischer Medien-Diskurse mit letzterem, der Frage also, was denn ein Medium ‚ist‘, beginnen. Darin offenbart sich keine Willkür, sondern dieses Vorgehen spiegelt, was bei den Überlegungen zur Medialität in der Regel vorzufinden ist: Wenn nämlich von Medialität die Rede ist, dann wird damit zumeist die Vorstellung verbunden, dass es sich dabei um eine all jenen als ‚Medium‘ zu begreifenden Phänomenen inhärente (funktionale oder operative) Figur handele, die entweder im Ausgang von selbigen zu untersuchen sei oder aber als ihr Identifikationskriterium zu gelten habe, ohne dass es sich dabei aber um eine (ontologische) ‚Wesensart‘ des Mediums/der Medien handele. Letzteres ist nämlich schon deshalb unmöglich, weil „praktisch alles [...], wie die Dinge stehen, als Medium thematisiert werden [kann]“¹ – das jedenfalls konstatieren Alice Lagaay und David Lauer in ihrer (philosophischen) Einführung in Medientheorien. Folgt man dieser Auffassung, nimmt die Liste des tatsächlich als Medium Bezeichneten nicht wunder:

„Was wird nicht alles als Medium deklariert? Raum, Zeit und Zahl; Wahrsagerinnen, ihre Glaskugeln und herumirrende Seelen; Plakat, Zeitung, Buch, Post, Radio, TV, (Mobil-)Telefon, Computer, WWW; Architektur, Verkehrswege und Verkehrsfahrzeuge; Aufmerksamkeit sowie Wahrnehmungsorgane und deren Leistungen optimierende Instrumente wie Brille, Fernrohr, Mikrophon, Pinzette, Pinsel, Musikinstrumente; der Körper und körpergebundener Ausdruck ohne Sprache wie Malerei, Tanz, Musik und des Weiteren natürliche (National-)Sprachen; Sendeanstalten und Nachrichten- bzw. Bildagenturen; Geld, Macht, Liebe, Wahrheit, Recht, Kunst, Glaube u.a.m.“²

Hinzufügen ließen sich dieser Liste noch eine Reihe weiterer Positionen; prominent wären etwa noch Grammophon und Typewriter³, Boten, Engel und Spuren⁴ u.a. Damit lässt sich für den Begriff des Mediums ähnliches konstatieren wie bereits für die Begriffe von Diskurs und Dispositiv: Auch er ist gefährdet, zu einem *indifferenten* Konzept zu mutieren, das zwar als Emblem eine gewisse Sogwirkung (nicht bloß auf wissenschaftliche Auseinandersetzung) aufweist, in der Sache aber wenig Erkenntnispotenzial besitzt.⁵ An dieser Stelle kann nun nicht eine sorgfältige Aufarbeitung all der Theoriehorizonte erfolgen, aus denen sich Medienbegriffe speisen. Allerdings lassen sich einige Gemeinsamkeiten und bedeutsame Differenzen, die zur Vielfalt der obigen Auflistung führen, durchaus aus der Vielzahl der medienwissenschaftlichen, medientheore-

1 Lagaay/Lauer 2004b, 7.

2 Ziemann 2006, 11 (Anmerkung).

3 Kittler 1986.

4 Krämer 2004a; dies. 2008; dies. 2010 u.v.m.

5 In diesem Sinne spricht auch Christa Karpenstein-Eßbach von einer „Diffundierung des Medienbegriffs“ (Karpenstein-Eßbach 2004).

tischen und medienphilosophischen Debatten herauspräparieren⁶, ohne hier eine grundlegende (historische), umfassende oder gar erschöpfende Übersicht über die verschiedenen Ansätze zu leisten.⁷

Auseinandersetzungen mit der Frage nach dem ‚Was‘ des Mediums/der Medien nehmen ihren Ausgangspunkt in der Regel von einer etymologischen Begriffsbestimmung. Was heute in so unterschiedlichen Disziplinen wie der Literaturwissenschaft, der Pädagogik, der Physik, der Sprachwissenschaft, der Soziologie, der Philosophie, der Geschichte u.a.⁸ oft durchaus divergierend als ‚Medium‘ bezeichnet wird, ist lateinischer Herkunft und bedeutet so viel wie ‚Mitte‘, ‚Mittel‘, auch ‚Mittleres‘.⁹ Phänomene, die mit dem Begriff des Mediums bezeichnet werden können – oder, worauf etwa Sybille Krämer wiederholt hinweist, die unter dieser *Perspektive* betrachtet werden können¹⁰ –, bewegen sich daher stets in einer wenigstens dreistelligen Konfiguration, innerhalb derer sie die – wie auch immer geartete – Mitte zwischen mindestens zwei anderen Stellen einnehmen. Indes finden sich recht unterschiedliche Fassungen dieser Mittlerposition des Medialen.

7.1.1 Medien als Werkzeuge oder Kanäle: Medienmarginalismus

Lagaay/Lauer konstatieren etwa, dass sich die „Hauptströmung“¹¹ moderner medienwissen-

6 Thomas Metten schlägt vor, die so bezeichneten Diskursformationen mit verschiedenen Erkenntnisinteressen zu identifizieren, die im Grunde dem ähneln, was oben heuristisch als die Unterscheidung von Medium, Medien und Medialität angelegt wurde: „Eine medienwissenschaftliche Sicht bezieht sich vorrangig auf Medien (Plural) im Sinne konkreter Vermittlungsinstanzen. Insofern ist diese auf die empirische Untersuchung von Medien gerichtet und fragt etwa nach deren konkreter Organisation und Funktion. Medientheorien hingegen bestimmen Medien als allgemeine Figuren, d.h. sie bilden Medienbegriffe im Sinne von ‚Medium‘ (Singular), unter welche die konkreten Instanzen, d.h. ‚Medien‘ im Plural versammelt werden können. Entgegen der medienwissenschaftlichen Fragestellung bewegt sich die Medientheorie demnach nicht auf der Ebene empirisch-konkreter Erscheinungen, sondern auf der Ebene des Theoretisch-Allgemeinen, d.h. sie stellt Medienbegriffe zur Verfügung, die den Geltungsbereich dessen bestimmen, was als Medium aufgefasst werden kann. Medienphilosophien hingegen gehen von ‚Medialität‘ als einem Zusammenhang aus, aufgrund dessen die Rede von Medien als konkreten Vermittlungsinstanzen bzw. von allgemeinen Figuren der Vermittlung überhaupt erst sinnvoll erscheint“ (Metten 2014, 37f.).

7 Dies ist insbesondere daher nicht nötig, als eine Reihe solcher Einführungen bereits existieren. Für die Medienwissenschaft etwa Hickethier 2010; Faulstich 2002; ders. 2004; für die Medientheorie etwa Anthologien wie Pias/Vogl/Engell/Fahle/Neitzel 2000, die die ‚Autoren‘ der Einzel-Theorien selbst in kurzen Texten zu Wort kommen lassen, oder vielmehr Einführungen, die selbige zusammenfassend darlegen wie Kloock/Spahr 2012 oder Mersch 2006. Auch philosophische Einführungen in die Medientheorie finden sich, so etwa Lagaay/Lauer 2004a; weiterhin Standortbestimmungen der Medienphilosophie wie Münker/Roesler/Sandbothe 2003 oder auch Editionen, in denen die Grenzen zwischen Medientheorie und -philosophie verschwimmen, wie in Münker/Roesler 2012a.

8 Vgl. zu dieser Auflistung bspw. Lagaay/Lauer 2004b. Stefan Münker und Alexander Roesler weisen darauf hin, dass diese „ubiquitäre Verwendung des Begriffs nicht zwingend zu seiner Klärung [führt] – im Gegenteil!“ (Münker/Roesler 2012b, 11).

9 Das zeigt sich insbesondere in der einführenden Literatur. Vgl. dazu Tholen 2005, 151; auch Engell/Vogl 2008, 9; Lagaay/Lauer 2004b, 9; Faulstich 1998, 13; Faulstich 2004, 11; Hickethier 2003, 18; Karpenstein-Eßbach 2004, 7.

10 Vgl. etwa Krämer 2003, 82.

11 Lagaay/Lauer 2004b, 12.

schaftlicher Positionen in Anlehnung an eine Betonung des (vor allem in der Nachfolge von Claude E. Shannon und Warren Weaver¹² *informationstechnisch* geprägten) Kommunikationsbegriffs „als empirisch-quantitative Sozialforschung [versteht], deren Medienbegriff stark an den Begriff des neutralen, technischen Kommunikationskanals gebunden ist“¹³. So findet sich etwa bei Ulrich Saxer folgende, für eine solch kommunikations-/informationstheoretisch geprägte Auffassung paradigmatische Bestimmung: „Kommunikationsmittel: Es transportiert Zeichen als Bedeutungsträger über einen Kanal als Kommunikationsbahn und bildet als spezifische Kombination von Kanal und bestimmten Zeichensystemen (Codes) ein Medium.“¹⁴ Die Verbindung von Kanal und Zeichensystem reduziert in dieser Bestimmung also das Medium zu einem reinen *Vehikel* des Signifikanten, wobei natürlich unterschiedliche Signifikanten verschiedene solcher Vehikel benötigen – schließlich lassen sich etwa Bildzeichen schwerlich im Radio/mithilfe von Radiowellen transportieren. Im Sinne dieses Verständnisses und auch explizit daran angelehnt finden sich dann in dezidiert medienwissenschaftlichen Einführungen ähnliche Definitionen: „*Ein Medium ist ein institutionalisiertes System um einen organisierten Kommunikationskanal von spezifischem Leistungsvermögen mit gesellschaftlicher Dominanz.*“¹⁵ Zur Leistung, Vehikel für Signifikanten zu sein, kommen hier die gesellschaftliche Geltung – etwas ist nur dann und solange Medium, wie es in einer Gesellschaft ‚dominant‘ ist, sodass etwa Barden, Geschichtenerzähler u.a. ‚heutzutage‘ nicht mehr als Medien gelten – und die Determination durch Institutionen hinzu.

Ein Teil der deutschsprachigen Medienwissenschaft vertritt insofern einen *instrumentellen* Medienbegriff, innerhalb dessen die für das Medium konstitutive ‚Mitte‘ – gegenüber den (meist zei-

12 Vgl. Shannon/Weaver 1964.

13 Lagaay/Lauer 2004b, 12.

14 Saxer 2012, 18.

15 Faulstich 2002, 26; Hervorhebung i.O. Ähnliches liest man auch bei Hickethier 2010, 20 (Hervorhebungen i.O. fett): „Medien sind *gesellschaftlich institutionalisierte Kommunikationseinrichtungen*, wobei zwischen den informellen und den formellen Medien unterschieden werden kann. Als *informelle Medien* gelten z.B. natürliche Verständigungssysteme (z.B. das ‚Medium Sprache‘) und künstlerische Gestaltungsbereiche (z.B. ‚Medium Literatur‘ oder ‚Medium Musik‘), weil sie nicht primär durch gesellschaftliche Organisationen (z.B. von Unternehmen), sondern durch Konventionen bestimmt werden, die auf vielfältige Weise innerhalb einer Kultur tradiert werden. Die *formellen Medien* sind auf eine manifeste Weise in gesellschaftlichen Institutionen organisiert (z.B. Briefpost, Telefon, Fernsehen, Radio, Presse, Kino).“ Aus Hickethiers Definition lässt sich sicherlich die Verwandtschaft mit Saxers Bestimmung herauslesen, allerdings ist er wohl nicht als ein starker Vertreter des instrumentell-reduktionistischen Ansatzes zu verstehen. Indes ist die Unterscheidung von ‚informellen‘ und ‚formellen‘ Medien aus mehreren Gründen merkwürdig: Inwiefern etwa die Literatur überhaupt ein Medium (der Kommunikation!) sein soll, bleibt zumindest erklärungsbedürftig – inwiefern Musik eine Kunst, Sprache aber bloß Verständigungssystem (und daher offenbar keine Kunst) ist/sein kann, ist uneinsichtig. Dass Literatur zudem *nicht* durch gesellschaftliche Organisationen determiniert sei, wirkt in Anbetracht einer ganzen *Literaturindustrie* schlicht naiv. Erklärlich wird die Eigentümlichkeit von Hickethiers Zuordnungen erst, wenn man die darin implizierte Vorstellung explizit macht, dass Medien Prozessierungsplattformen von Zeichensystemen sein sollen, deren ‚informelle‘ Vertreter sich schlecht unter Hickethiers Fassung des Mediendispositiv-Begriffs (vgl. Kapitel 6.4.2.2) subsumieren ließen.

chenförmig konzipierten) Inhalten – *neutral* verbleibt. Das Medium wird als bloßes Mittel zum Zweck begriffen, als *Werkzeug*, das sich zwar besser oder weniger gut für die Vermittlung bestimmter Botschaften eignen kann – je nachdem, welche (materielle) Eigenheit das Signifikantenmaterial des zu transportierenden Codes mitbringt –, das aber selbst keinerlei Einfluss auf die von ihm unabhängige Botschaft besitzt, die durchaus auch außerhalb eines Mediums existieren kann. Ansätze, die ‚das Medium‘ in diesem Sinne auffassen, untersuchen Einzelmedien (z.B. historisch) im Hinblick auf ihre je spezifische *Leistung* bzw. *Reichweite* im (meist massen-)medialen Kommunikationsprozess, die dann mit ihrer spezifischen *Struktur* korreliert wird. Medien-geschichte ist in dieser Hinsicht eine Geschichte der technischen Neuerungen und der (substituierenden) funktionalen Ausdifferenzierung, die der gesellschaftlich-technischen Entwicklung folgt, ihrerseits aber wenig bis keinen Einfluss auf gesellschaftlich-technische Entwicklungen zu nehmen in der Lage ist.¹⁶ Diese, hier in ihrer Vehemenz sicherlich ein wenig zugespitzt pointierten Ansätze fasst Krämer unter dem Label des „*Medienmarginalismus*“¹⁷ zusammen; die solchen Überlegungen zugrundeliegende Annahme ist, dass „Medien vermitteln und übertragen, indem sie das zu Übertragende möglichst invariant und stabil halten“¹⁸. Nun sind diese eher empirisch ausgerichteten medienwissenschaftlichen Perspektiven auf Medien häufig an deren technisch-aparative Hervorbringungen gebunden; dies legt jedenfalls der Blick auf das nahe, was dann jeweils als Einzelmedium untersucht wird, nämlich Presseerzeugnisse, Fernsehen, Kino usw. Es ist dieses wohl in der Fokussierung der Massenmedien begründet: „Kardinalmedien sind entsprechend die Massenmedien Telefon, Radio, Fernsehen und Computer.“¹⁹ Anderes bleibt ausgespart: So wird beispielsweise Sprache zwar den sogenannten „[p]rimäre[n] Medien“²⁰ zugeschlagen, die insofern ‚natürlich‘ sind, als sie weder zur Produktion noch zur Rezeption technischer Hilfsmittel bedürfen, sondern mit den (angeborenen) Ressourcen des menschlichen Körpers auskommen – sie wird aber dennoch meist nicht zum Gegenstand medienwissenschaftlicher Reflexion, sondern als ‚Zeichensystem‘ (‚Code‘), das bloß medial prozessiert wird (was ist dann Medium: Stimme oder Schallwellen? – in jedem Fall wohl: Signifikant!), aus der Betrachtung ausgeschlossen.²¹ Ließen sich Medien solcherart nur als Vehikel für Codes bestimmen, wären sie für die hier verfolgte Überlegung nicht relevant – denn dann wiesen sie keine eigenständigen Anteile an der Genese einer Episteme (bis auf die Tatsache, dass Diskurse medial transportiert werden), der Bildung von Institutionen (obwohl sie selbst sehr wohl von der Einbindung in (technische)

16 Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten von Faulstich: Faulstich 2002, ders. 2004, ders. 2006a; ders. 2006b.

17 Krämer 2004b, 23.

18 Ebd.

19 Mersch 2006, 26f.

20 Hickethier 2010, 22.

21 Darauf hat wiederholt Ludwig Jäger hingewiesen; vgl. etwa Jäger 2000 sowie Jäger 2004a.

Institutionen abhängen) oder gar an subjektkonstitutiven Prozessen auf. Auch die oben betrachteten Mediendispositiv-Konzeptionen bedienen sich nicht eines solchen Medienbegriffs. Zwar kann man etwa Baudry oder auch Hickethier durchaus eine Überbetonung der technisch-apparativen Determinanten des Mediums vorwerfen; allerdings verweisen sie beide nachdrücklich auf die subjekt- bzw. sogar kulturstiftende Rolle dieser Medientechniken. Es spricht insofern einiges dafür, eine solcherart nahezu *naive* Medienauffassung zu verwerfen.

7.1.2 Medien als Techniken: Mediengenerativismus

Entgegen dieser marginalisierenden Sicht auf die Rolle von Medien in der Entstehung, Existenz und (Weiter-)Entwicklung von Gesellschaften und der Wirkungen von Medien auf die menschliche Wahrnehmung und Erkenntnis – ob sie nun eine Form des Selbst-Verständnisses oder des Welt-Verständnisses betrifft – finden sich eine Reihe von theoretischen Ansätzen, die ebendiese bei Baudry und Hickethier bereits angedeutete *konstitutive Kraft* von Medien betonen. Sie lassen sich mit Krämer als Theorien des „*Mediengenerativismus*“²² zusammenfassen. Ihre Geltung für die (deutschsprachige) Medientheorie ist sicher deutlich höher einzuschätzen als die der medienmarginalisierenden Ansätze; Mersch konstatiert gar: „*Alle* maßgeblichen Medientheorien der letzten Dekaden berufen sich darauf, argumentieren auf der Basis eines ‚transzendentalistischen‘ Medienbegriffs, setzen mehr oder weniger ein Medienapriori voraus oder erheben sogar den Anspruch einer Fundamentalontologie“²³.

7.1.2.1 Marshall McLuhan: Medien als Ausweitungen des Menschen

In vielen solcher Ansätze finden sich Bezüge zu Thesen Marshall McLuhans, der als Begründer der modernen Medientheorie gilt; gar eine „Neubegründung der Medienwissenschaft als Medientheorie unternahm“²⁴. Ob McLuhan Baudry und den Apparatustheoretikern bekannt war, ist nicht nachzuvollziehen. Sie sind aber gewissermaßen Zeitgenossen, und ihre Grundannahmen überschneiden sich in hohem Maße. Diese Einschätzung ist vor allem in einem Moment begründet, das in der Kritik an McLuhan meist als „anthropomorphisierend[.]“²⁵ bezeichnet wird: McLuhan begreift Medien nämlich zunächst und vor allem als „*Ausweitung* [...] eines Organs, eines Sinnes oder einer Körperfunktion“²⁶, so „wie zum Beispiel das Rad als Ausweitung des Fußes, die Kleidung als Ausweitung der Haut, das phonetische Alphabet als Ausweitung des

22 Krämer 2004b, 22.

23 Mersch 2006, 131f.; eigene Hervorhebung. Sie hier auch nur überblicksartig vorzustellen, ist angesichts des „undurchschaubare[n] Dickicht[s] von Theoriebildungen“ (ebd., 14) natürlich unmöglich.

24 Schultz, 31.

25 Krämer 2004c, 219.

26 McLuhan 2011b [1969], 8; eigene Hervorhebung.

Auges“²⁷ zu verstehen sind. Soll ein Anschluss von Techniken an den Körper gelingen, muss es strukturelle Übereinstimmungen mit diesem geben; Medien werden daher nur als solche verstanden, wenn sie eine ‚Schnittstelle‘ zum Körper besitzen, oder, andersherum, es wird angenommen, dass keine Technik/Technologie existiert, die nicht anthropomorph *ist*. Dies erinnert an Baudrys Kinodispositiv – die Einbindung in dessen ‚Manipulationsmaschinerie‘, so zeigte die Skizze in Kapitel 6.3, ist nur deswegen erfolgreich, weil der Kinoapparat dem menschlichen Seelenapparat nachempfunden ist. Der Mensch, so Baudry, entwickelt ein Begehren nach dem Kino, weil er dort nicht bloß die Spiegelphase wiederholen, sondern sogar in den sorglosen Zustand der Vor-Spiegel-Phase zurückkehren kann. Nun ähnelt McLuhans Ansatz dieser Konstruktion, allerdings ohne Rückgriff auf Annahmen der französischen (post-)strukturalen Psychoanalyse: Die Ausweitung durch (Medien-)Technik ermöglicht dem erweiterten Menschen keine psychologische Wunscherfüllung; er strebt vielmehr nach der immerwährenden Verbesserung seiner technischen Ausweitungen, weil er – ist der Prozess einmal angestoßen – damit nicht bloß eine *Optimierung* seiner Sinne (so etwa das Fernrohr, das die Weitsichtigkeit extrem steigert) gewinnt, sondern zugleich auch die *Amputation* seiner (natürlichen) Sinne in Kauf nimmt.²⁸ Es bedingt eine solche Auslagerung also nicht nur Leistungssteigerung – eine Steigerung, die dazu führt, dass der Mensch sich dermaßen narzisstisch in seine (Medien-)Technologien ‚verliebt‘, dass er ihnen wie ein „Servomechanismus“²⁹ dient –, sondern auch „Selbstamputation“³⁰, denn die mit der Ausweitung verbundene Umstrukturierung in der Konfiguration der Sinne – die Priorisierung etwa nur des Visuellen – führt zu einer Störung der Homöostase, nach der der menschliche Organismus letztlich strebt.³¹ Medieninnovationen sind daher als Versuch zu verstehen, den ausgeglichenen physiologischen Zustand wiederherzustellen. Ähnlich also wie der spezifische Realitätseindruck des Kinos sein Subjekt über die realiter hinter der Filmproduktion stehende Arbeit täuscht und damit seinen eigentlichen Effekt verschleiert, ist auch McLuhans Medienmensch für die Auswirkungen seiner jeweiligen Ausweitungen blind bzw. taub. Sie zu untersuchen, und sich nicht selbst von den Analysen der Medieninhalte ablenken zu lassen, ist für McLuhan daher die eigentliche Aufgabe des Medienwissenschaftlers. Der *Sinn* ist damit für die Frage nach den Me-

27 McLuhan 2011b [1969], 21.

28 Christa Karpenstein-Eßbach weist darauf hin, dass eine solche Überlegung ein Menschenbild inhäriert, das man wohl mit Arnold Gehlens Begriff des „Mängelwesen[s]“ (vgl. Gehlen 1966, *passim*), das grundsätzlich auf die Auslagerung bestimmter Funktionen an Werkzeuge angewiesen ist, die beim Tier angeboren sind, pointieren kann (vgl. Karpenstein-Eßbach 2004, 67).

29 Etwa McLuhan 1994 [1964], 73, 98.

30 Ebd., 74.

31 Wenn man auch McLuhans Homöostase-Annahme nicht folgen muss, kennt das damit verbundene Phänomen jeder Nutzer moderner (Medien-)Technologie: Die Verbreitung und Nutzung von Navigationsgeräten bedingt den tendenziellen Rückgang urbaner Orientierungsfähigkeit, die des Handys den Rückgang der Telefonnummern, die man sich behält usf.

dien marginal und wird ihrer *Sinnlichkeit* untergeordnet. Das heißt nicht, dass Medien keinen Sinn ‚transportierten‘ oder gar, dass McLuhan die Frage nach einer medial übermittelten Botschaft ausschliesse – aber ‚[d]er Inhalt oder die Botschaft eines bestimmten Mediums haben ungefähr so viel Bedeutung wie die Aufschrift auf der Kapsel einer Atombombe‘³². Es gilt: „Das Medium ist die Botschaft“³³. McLuhan expliziert sein berühmtes Diktum in einer prominenten Allegorie, die den Inhalt eines Mediums mit einem „saftigen Stück Fleisch“ vergleicht, das den Haushund vom Einbrecher ablenken solle, insofern, als eigentlich jedes Medium ein *anderes Medium* zum Inhalt habe – ‚[d]er Inhalt eines Films ist ein Roman, ein Schauspiel oder eine Oper. Die Wirkung des Films ist ohne Beziehung zu seinem Programminhalt‘³⁴. Medien *inkorporieren* also stets andere Medien³⁵, und das gilt selbst für Sprache, die spätestens seit dem *linguistic turn* vielen im Gegenteil als „Archimedium“³⁶ gilt, weil sie nicht bloß die Möglichkeit berge, alle anderen Medieninhalte zu übersetzen, zu kommentieren, verständlich zu machen, sondern auch und vor allem, weil in ihr *Denken* allererst stattfindet. McLuhan teilt dieses „Sprachapriori“³⁷ nicht; für ihn hat auch Sprache ein weiteres Medium zum Inhalt: „Auf die Frage: ‚Was ist der Inhalt der Sprache?‘ muss man antworten: ‚Es ist ein effektiver Denkvorgang, der an sich nicht verbal ist.‘“³⁸ Medien sind daher nicht deswegen interessant, weil sie *symbolische Medien* sind, also aufgrund dessen, dass sie Zeichensysteme transportieren, die ihrerseits etwas (anderes als sich selbst) repräsentieren. Vielmehr ergibt sich ihre Rolle aus den „persönlichen und sozialen Auswirkungen jedes Mediums“, die „sich aus dem neuen Maßstab ergeben, der durch jede Ausweitung unserer Person oder durch jede neue *Technik* eingeführt wird“³⁹. Konkret sind damit beispielsweise, so lässt sich in *Die Gutenberg-Galaxis* nachlesen, Veränderungen von Raum- und Zeitkonzeption⁴⁰ und -wahrnehmung, aber auch Entwicklungen von Nationalsprachen und -staa-

32 Ebd., 9.

33 Ebd., 21.

34 Ebd., 38. Vgl. auch ebd., 106f.: „Jene, die sich mit dem Programminhalt von Medien befassen und nicht mit dem Medium selbst, scheinen sich in derselben Lage wie Ärzte zu befinden, die das ‚Syndrom des Krankseins selbst‘ unbeachtet lassen.“

35 Diese Auffassung hat gerade mit den sich differenzierenden Medienangeboten des Computers wieder Konjunktur; vgl. prominent Bolter/Grusin 1999. ‚Inkorporierte‘ Medien bleiben aber von ihrer neuen ‚Umwelt‘ nicht unbeeinflusst, das weiß auch McLuhan: „Das Radio hat die Form des Zeitungsberichtes genauso verändert wie es das Filmbild im Tonfilm änderte“ (McLuhan 1994 [1964], 91).

36 Vgl. etwa Jäger 2002a, 34. Vgl. zu Jägers Sprachapriorismus und den damit verbundenen Schwierigkeiten auch Krämer 2005a, 155ff. sowie Kapitel 7.1.3.1.

37 Krämer 2012, 67.

38 McLuhan 1994 [1964], 22.

39 Ebd., 9; eigene Hervorhebung.

40 So lässt sich etwa auch die Entdeckung und Durchsetzung der Zentralperspektive als Effekt des Buchdrucks, der mit beweglichen Lettern, die wiederholbar, uniform und kontinuierlich sind, die Möglichkeit eines ‚Standpunkts‘ schafft, deuten, so McLuhan: „Diese Uniformität und Wiederholbarkeit der Typographie-Eigenschaften – die der Manuskriptkultur ganz fremd sind – bilden die notwendige Vorstufe eines vereinheitlichten oder bildartigen Raums und der ‚Perspektive‘. [...] Und 1435, nur zehn Jahre vor der Erfindung der Typographie, schrieb der junge Leone Battista Alberta eine Abhandlung über die Malerei und Perspektive“ (McLuhan 2011a [1962], 146).

ten⁴¹, die Einführung der Arbeitsteilung, Fließbandarbeit⁴² etc. gemeint, die alle auf die Erfindung des Buchdrucks, selbst vorbereitet durch die Durchsetzung des phonetischen Alphabets, zurückgehen. Medientechniken zeitigen aber auch Effekte, die die Konstitution des Menschen betreffen – wenn McLuhan sie auch als Veränderungen der „Psychostruktur“⁴³ deklariert, sind die Parallelen zu dem, was Foucault als *Subjektwirkungen* der Disziplinarmacht beschreibt, doch augenfällig, denn der Buchdruck führt zu Individualisierung und Homogenisierung zugleich:

„Die alphabetisierte, mechanische Gesellschaft trennte das Individuum von der Gruppe und schuf, bezogen auf den Raum, die Privatsphäre, bezogen auf die Gedankenwelt den persönlichen Standpunkt, bezogen auf die Arbeit die Spezialisierung – und prägte damit alle Werte, die mit dem Individualismus assoziiert werden. Aber gleichzeitig hat die Drucktechnologie die Menschen homogenisiert und so den Militarismus und den Geist sowie die Uniformität der Massen hervorgebracht. Mit dem Buchdruck wurden die Menschen im privaten Leben zu Individualisten, in der Öffentlichkeit aber waren ihre Rollen von absoluter Konformität.“⁴⁴

Die Entwicklung von Medien(techniken⁴⁵) verändert also Gemeinschaften, indem sie die institutionellen Zusammenhänge neu konfiguriert, und verändert Menschen, indem sie – durch das Herausgreifen bestimmter Sinne, beim Buchdruck: des Visuellen – die Konfigurationen von menschlicher Wahrnehmung, Erkenntnis und Kommunikation beeinflusst: „Der alphabetisierte Mensch schafft sich eine *Umwelt*, die stark fragmentiert, individualistisch, eindeutig, logisch, spezialisiert und distanziert ist“⁴⁶. Medien, bzw. Menschen, die Medien entwickeln, nutzen, sich

41 Die massenhafte Verbreitung von Büchern erlaubt nämlich einer größeren Anzahl von Menschen, „ihre Landessprachen zum ersten Mal zu *sehen* und ihre nationale Einheit und Macht vermittelt ihrer landessprachlichen Grenzen zu visualisieren“ (ebd., 181; Hervorhebung i.O.); dies wiederum gilt (nicht bloß McLuhan) als notwendige Voraussetzung der Entstehung der „uniformen, zentralisierenden Kräfte des modernen Nationalismus“ (ebd., 259), für den die Einzelsprachen geradezu zur „vereinheitlichte[n] und konfektionierte[n] Lautsprecheranlage“ (ebd., 264), d.h. zu „eine[r] andere[n] Spielart dessen, was wir heute Massenmedien nennen“ (McLuhan 2011b [1969], 17), gerieren.

42 Nicht bloß lässt sich das gedruckte Buch selbst nämlich als „das erste uniform wiederholbare Konsumgut, das erste Fließband und die erste Massenproduktion“ (McLuhan 2011a [1962], 163) verstehen, es dient auch als „Archetyp und Prototyp“ (McLuhan 2011b [1969], 20) des modernen Marktes. Vgl. zudem McLuhan 2011a [1962], 348: „Die Newtonschen Gesetze der Mechanik, die in der Typographie Gutenbergs schon latent waren, wurden von Adam Smith auf die Gesetze der Produktion und des Verbrauchs übertragen. [...] Adam Smith ist stets dem starren visuellen Gesichtspunkt und der sich daraus ergebenden Trennung von Anlagen und Funktionen verpflichtet.“

43 Ebd., 77.

44 McLuhan 2011b [1969], 42.

45 McLuhan verwendet über weite Strecken die Begriffe ‚Technik‘, ‚Technologie‘, ‚Artefakt‘, und ‚Medium‘ synonym: „Jede Erfindung oder neue *Technik* ist eine *Ausweitung* oder Selbstamputation unseres natürlichen Körpers, und eine solche Ausweitung verlangt auch ein neues Verhältnis oder neues Gleichgewicht der anderen Organe und Ausweitungen des Körpers untereinander“ (McLuhan 1994 [1964], 78f.; eigene Hervorhebungen). Sind ‚Ausweitungen‘ Medien, dann müssen also auch Techniken Medien sein. An anderer Stelle findet sich folgende Definition: „Medien sind alle *Technologien*, die *Ausweitungen* des menschlichen Körpers und der menschlichen Sinne darstellen, von der Kleidung bis zum Computer“ (McLuhan 2011b [1969], 11; eigene Hervorhebung). Vgl. zudem etwa McLuhan 2011c [1989], 213; eigene Hervorhebung: „Und genauso ist *jedes menschliche Artefakt* ein Kommunikationsmedium, dessen Botschaft beschrieben werden kann als die Gesamtheit der davon ausgehenden positiven und negativen Wirkungen, die mit Lichtgeschwindigkeit gleichzeitig mehrere Prozessmuster sichtbar werden lassen.“

46 McLuhan 2011b [1969], 13; eigene Hervorhebung.

damit einerseits erweitern, andererseits aber auch ihre Amputation und Sklaverei hinnehmen, in die sie diese Erweiterungen – unwissentlich – stürzen, *schaffen sich also Umwelten*. Welche Medien sich entwickeln, welche adaptiert werden, und welche nicht, mag kontingent sein – dass technische Entwicklung stattfindet, ist kein ‚Schicksal‘, das Menschen einfach ‚passiert‘, sondern es handelt sich bei Medientechniken stets um menschliche Erfindungen, also um *Praktiken*, die dem Zweck dienen, die Ausweitungen zu verbessern, Homöostase zu erreichen. Diese Techniken haben dann wiederum die Natur von Umwelt(en), d.h. sie bedingen ihrerseits einerseits die weitere Entwicklung von Medien, andererseits die Handlungsoptionen der Menschen, deren Kultur sie formieren. Selbiges ist für das Verhältnis von Wissens- und Machtmonumenten und Wissens- und Machtpraktiken zu konstatieren: Erstere gehen als ‚Kristallisierungen‘ aus letzteren allererst hervor, präterminieren andererseits aber wiederum die möglichen Praktiken. Ähnliches hatte Distelmeyer auch für den Zusammenhang medialer Konfigurationen festgestellt. Insofern gilt: „Sobald die Technik *einen* unserer Sinne erweitert, wird die Kultur in dem Maße umgeformt, in dem die neue Technik einbezogen wird“⁴⁷, „[d]enn die ‚Botschaft‘ jedes Mediums oder jeder Technik ist die Veränderung des Maßstabs, Tempos oder Schemas, die es der Situation des Menschen bringt“⁴⁸. Diese Figur erinnert an die oben konstatierte Reziprozität von Archiv und Diskurs, von Arsenal und Institution, die im Element des Dispositivs ebenso kulturelle wie subjektive Effekte zeitigen. Auch McLuhan verweist zudem auf die Tatsache, dass Medien, in je unterschiedliche Kulturen eingebracht, je unterschiedliche Wirkungen zeitigen. Aber: *Transformationen von Sinnlichkeit, nicht Transformationen des Sinns* stehen für McLuhan – im Gegensatz zu Foucaults Diskursanalyse, die das konkrete Auftreten von Aussagen mit kultureller Geltung analysiert – im Vordergrund der Untersuchung und bilden gewissermaßen die Möglichkeitsbedingung von bestimmten Weisen des Denkens (und damit auch: der Entstehung von Aussagen⁴⁹). Nun führen aber natürlich längst nicht alle Medienentwicklungen zu historischen Zäsuren⁵⁰ wie der, die mit dem Buchdruck mit beweglichen Lettern verbunden ist. So ist etwa die Ent-

47 McLuhan 2011a [1962], 53; Hervorhebung i.O.

48 McLuhan 1994 [1964], 22f.

49 Aussagen im hier verstandenen Sinne sind ausdrücklich *nicht* an (schrift-)sprachliche Hervorbringungen gebunden, darauf wurde mehrfach verwiesen (vgl. v.a. Kapitel 2.6.2), sondern beinhalten eben auch kulturell gültige ‚Wissensbestandteile‘, die etwa diagrammatisch, bildlich, filmisch o.a. mediatisiert im Archiv vorfindlich sind.

50 McLuhan nimmt anhand seiner Studien eine Epochalisierung vor, die in der Folge häufig adaptiert wird: So findet sich 1) die Kultur des Vortypographischen, die sich durch eine eher durch das Ohr geformte Medialität der oralen Sprache auszeichnet und in der ein hohes Maß an individueller Teilhabe möglich ist, die dann nach einer Phase des Übergangs, für den prototypisch die alphabetische Schrift steht, 2) durch den „Schock“ (Schultz 2004, 56) der typographischen Zäsur vom „mechanischen Zeitalter“ (McLuhan 2011b [1969], 10) abgelöst wurde, welches wiederum 3) zur Zeit McLuhans, also in der Mitte der 1960er Jahre, mitten im Übergang zum „elektrischen Zeitalter“ (ebd.) steckt. Jenes letztere zeichnet sich vor allem durch die Re-Integration des Individuums in die mediale Kommunikation aus, weil die „Instantangeschwindigkeit der Elektrizität“ (McLuhan 1994 [1964], 49) wieder stärker das Neben- und nicht länger das Nacheinander betont. McLuhans Epochalisierung und die damit einhergehenden ‚Heilsversprechen‘ der ‚neuen Medien‘ (ebd., 98) lassen sich sicherlich auch kri-

stehung der Fotografie oder des Films – die doch ebenfalls als Ausweitungen des Menschen zu verstehen wären – für McLuhan keine Entwicklung, die die Umwelt nachhaltig veränderte. Der Film, konstatiert er vielmehr, „ist *Typographie in extenso*“⁵¹. Das kann aber kaum für den Tonfilm gelten. Schließlich weist dieser die Eigenschaft auf – wie alle ‚elektrischen‘ Medien, die die zweite von McLuhan konstatierte Zäsur einleiten –, nicht bloß *eine*, sondern gleich *zwei* Sinnesmodalitäten zu erweitern, und so die Tendenzen von Individualismus und Konformismus in Richtung der (merkwürdig hypostasierten⁵²) Charakteristika der alten oralen Stammesgesellschaften, Simultaneität, Teilhabe⁵³ und Gemeinschaftlichkeit, zu transformieren. Aber nicht der Tonfilm, erst das Fernsehen verursacht – aufgrund seiner flächendeckenden Verteilung, die buch-

tisieren – es ist beispielsweise nicht recht einsichtig, dass er von einer ‚Ablösung‘ spricht, d.h. die Tatsache, dass verschiedene Medientechniken historisch stets *nebeneinander* bestehen, negiert. Dennoch sind viele der gegenwartsdiagnostischen Aussagen McLuhans hellsichtig, wenn nicht sogar visionär, und zeigen ihre eigentliche Relevanz erst heute: Die mit dem ‚elektrischen Zeitalter‘ verbundene Tendenz zur Wiedereinsetzung der Stammesorganisation, die sich für McLuhan 1964 etwa „beim Drängen nach dem Gemeinsamen Markt in Europa“ (ebd., 87) zeigt, gipfelt 2015 in der nahezu europaweiten Ausdehnung der Europäischen Union; der (medienenthusiastische) Vorschlag McLuhans, die direkte Demokratie mithilfe des Fernsehens wieder einzuführen, „indem es 200 Millionen Menschen bestimmte Themen und Fakten vorlegt und dann mittels Computer die Reaktionen der Öffentlichkeit feststellt“ (McLuhan 2011b [1969], 44), erinnert zwingend an heutige Online-Petitionen (und die damit einhergehende Hoffnung auf mehr Teilhabe). Selbst die Nutzung persönlicher Konsumdaten durch Privatunternehmen hat McLuhan vorweggenommen: „Unser Datensammeln hat einen ähnlichen Grad erreicht, wenn jedes Päckchen Kaugummi, nach dem wir greifen, von irgendeinem Elektronenrechner genau notiert wird, der unsere nebensächlichste Geste wieder in eine Wahrscheinlichkeitskurve oder irgendeinen Parameter der Sozialwissenschaften überträgt. Unser Privat- und Gemeinschaftsleben ist zu einem Informationsprozess geworden, eben weil wir unsere Zentralnervensysteme mit der Technik der Elektrizität nach außen verlegt haben“ (McLuhan 1994 [1964], 89f.).

51 McLuhan 2011a [1962], 181; Hervorhebung i.O.

52 Dessen Merkwürdigkeit reiht sich ein in eine Fülle anderer Merkwürdigkeiten ein, wie etwa McLuhans (mehr oder weniger) latenter positiver Rassismus, der z.B. zutage tritt, wenn er den „Indianern“ und den „Schwarzen“ attestiert, dass sie beide „den großen kulturellen Vorteil besitzen, nahe an ihren tribalistischen Wurzeln bleiben zu können“ (McLuhan 2011b [1969], 35). Es scheint hier eine Figur des ‚edlen Wilden‘ durchzuschimmern.

53 Teilhabe oder Involvierung ist das Kriterium für eine der umstrittensten Differenzierungen, die McLuhan einführt – die Unterscheidung von ‚heißen‘ und ‚kalten‘ Medien: „Es gibt ein Grundprinzip, nach dem sich ein ‚heißes‘ Medium, wie etwa das Radio, von einem ‚kühlen‘, wie es das Telefon ist, oder ein ‚heißes‘, wie etwa der Film, von einem ‚kühlen‘, wie dem Fernsehen, unterscheiden. Ein ‚heißes‘ Medium ist eines, das nur einen der Sinne allein erweitert, und zwar bis etwas ‚detailreich‘ ist. Detailreichtum ist der Zustand, viele Daten oder Einzelheiten aufzuweisen. Eine Fotografie ist optisch ‚detailreich‘. Eine Karikatur ist ‚detailarm‘, und zwar einfach, weil wenig optisches Informationsmaterial zur Verfügung steht. Das Telefon ist ein kühles Medium oder ein detailarmes, weil das Ohr nur eine dürftige Summe von Informationen bekommt. Und die Sprache ist ein kühles, in geringem Maße definiertes Medium, weil so wenig geboten wird und so viel vom Zuhörer ergänzt werden muss. Andererseits fordern heiße Medien vom Publikum eine geringe Beteiligung oder Vervollständigung. Heiße Medien verlangen daher nur in geringem Maße persönliche Beteiligung, aber kühle Medien in hohem Grade persönliche Beteiligung oder Vervollständigung durch das Publikum. Daher hat natürlich ein heißes Medium wie das Radio ganz andere Auswirkungen auf den, der es verwendet, als ein kühles Medium wie das Telefon. Ein kühles Medium wie ideographische Schriftzeichen hat ganz andere Auswirkungen als das heiße und hochbrisante Medium des phonetischen Alphabets“ (McLuhan 1994 [1964], 44f.). Heath hat darauf hingewiesen, dass auch die Inhalte (des Films) die Operativität eines Mediums – die Involvierung des Zuschauers – beeinflussen: Figuren, die nur teilweise zu sehen sind, und auf deren Position der Betrachter aus den Informationen schließt, indem er nur angedeutete Räume vervollständigt, erlauben die Identifikation mit der *Handlung* (vgl. Kapitel 6.4.1.3). McLuhan selbst bestimmt den Kriminalroman als cooles Medium, weil der Leser aus wenigen Fakten selbst auf den Ausgang der Geschichte schließen muss (vgl. McLuhan 1994 [1964], 56). Die Trennung von heißen und kalten Medien ist also nicht absolut. Daher sind alle Medien Medien der Involvierung, und sie involvieren nicht bloß wegen ihrer technischen Eigenschaften, sondern auch wegen der Art, *wie* sie das übertragen, verkörpern, prozessieren o.ä., *was* sie übertragen, verkörpern, prozessieren o.ä.

stäblich bis in jedes Wohnzimmer reicht – eine nachhaltige Neu-Konfiguration der menschlichen Umwelt (und des Menschen selbst), denn es ermöglicht die Überwindung von Zeit und Raum in einem ganz anderen Ausmaß als alle anderen Technologien vor ihm. Die Welt schrumpft so auf die Größe eines „globale[n] Dorf[s]“⁵⁴. Das Fernsehen als archetypisches Medium des elektrischen Zeitalters weitet nicht bloß mehrere Sinnesorgane aus, die auch Kommunikationsverhältnisse insofern verändern, als diese sich nun stärker durch Horizontalität als durch Vertikalität auszeichnen, sondern es stellt – als erstes Medium überhaupt – eine Ausweitung des „Zentralnervensystems“⁵⁵ dar. Damit hat Mediengeschichte ihr *telos* erreicht – ist einmal die ‚Schaltzentrale‘ des Menschen ausgeweitet, gibt es, so die (implizit zum Ausdruck kommende) Auffassung McLuhans, keine Ausweitung, die sich dem nicht unterordnen lassen kann. Nun lässt sich dem aus heutiger Sicht recht leicht widersprechen: Nicht eigentlich das Fernsehen stellt die Verhältnisse der Stammesorganisation wieder her. Viel eher liest sich der folgende Auszug wie eine Beschreibung des *World Wide Web*:

„Die elektronisch erzeugten technologischen Ausweitungen unseres zentralen Nervensystems [...] werfen uns in einen globalen Pool von Informationen und ermöglichen es dem Menschen so, die gesamte Menschheit in sich aufzunehmen. Die distanzierte und vielfach aufgesplitterte Rolle des alphabetisierten Menschen der westlichen Welt weicht einem neuen, von den elektronischen Medien erzeugten, intensiven, tief gehenden Beteiligtsein, das uns wieder mit uns selbst und anderen in Kontakt bringt.“⁵⁶

Die Identifizierung eines Mediums als *Leitmedium* benötigt, das zeigt diese (Fehl-)Einschätzung McLuhans, also zeitliche Distanz; es gilt seine eigene Beobachtung, dass „[d]ie Gegenwart [...] immer unsichtbar [ist], denn als Umwelt überflutet und überwältigt sie unsere gesamte Aufmerksamkeit“⁵⁷.

Wenn Medien *anästhesieren*, durch die ihnen eigene Intensivierung der menschlichen Körperfunktionen also unsichtbar werden, wenn sie zudem zu ‚Umwelten‘ gerieren, d.h. zur Voraussetzung und Bedingung ihrer eigenen (Programm-)Inhalte und selbst der Weisen, sich und die Welt zu denken, und wenn es schließlich kein *tertium comparationis* wie die Sprache gibt – wie ist dann eine Analyse wie die, die McLuhan selbst vorlegt, möglich? Wie kann eine Reflexion von Medien überhaupt erfolgen? Eine Möglichkeit liegt in der „Hybridisierung von Medien“⁵⁸,

54 McLuhan 2011b [1969], 26. Vgl. auch ders. 1994 [1964], 17: „Elektrisch zusammengezogen ist die Welt nur mehr ein Dorf. Die elektrische Geschwindigkeit, mit der alle sozialen und politischen Funktionen in einer plötzlichen Implosion koordiniert werden, hat die Verantwortung des Menschen in erhöhtem Maß bewusst werden lassen.“

55 McLuhan 1994 [1964], 76.

56 McLuhan 2011b [1969], 26.

57 Ebd., 10. So weist etwa Mersch darauf hin, dass „das *Telos* als jeweils avancierteste Form von Technologie gedacht“ wird (Mersch 2006, 201).

58 McLuhan 1994 [1964], 84.

denn die Wirkweise von Medien(techniken) wird gerade dann bewusst, wenn bei der Verbindung zweier Medien ihre Parallelen und Unterschiede offen zu Tage treten:

„Der Bastard oder die Verbindung zweier Medien ist ein Moment der Wahrheit und Erkenntnis, aus dem eine neue Form entsteht. Denn die Parallele zwischen zwei Medien lässt uns an der Grenze zwischen Formen verweilen, die uns plötzlich aus der narzisstischen Narkose herausreißen. Der Augenblick der Verbindung von Medien ist ein Augenblick des Freiseins und der Erlösung vom üblichen Trancezustand und der Betäubung, die sie sonst unseren Sinnen aufzwingen.“⁵⁹

Nun bleibt McLuhan aber konkrete Beispiele für diese Hybridisierung schuldig und – auch wenn dieser Gedanke in der Folge wiederaufgenommen wurde⁶⁰ – wenn man seiner Argumentation folgen mag, dass ohnehin *alle* Medien ältere Medien zum Inhalt haben, sind wohl keine Medien vorstellbar, die *keine* Hybridstruktur aufweisen. Sind daher alle Medien(wirkungen) bewusst und unbewusst zugleich? Sie sind es nicht: Nur im Moment des Übergangs, bei der Einführung eines neuen, ein altes Medium zum Inhalt habenden Mediums wird das alte sichtbar. McLuhan verdeutlicht dies zwanzig Jahre später anhand einer Analogie von Figur (Medium neu) und Grund (Medium alt): „In dem Moment, wo der alte Grund durch den Inhalt einer neuen Situation verändert wird, kann ihn die gewöhnliche Aufmerksamkeit als Figur erkennen.“⁶¹ Zudem ermöglichen die Künste den Zugang zur medialen Umwelt. Die Fähigkeit der Künstler zur Gegenwartsdiagnose, zu der der ‚normale‘ Mensch unfähig ist, weil er mit der betäubenden Anwesenheit der Umwelt bloß mit den „beiden einheitlichen Methoden, nach vorwärts und rückwärts zu schauen“⁶² umgeht, liegt vor allem darin begründet, dass sie „Gegen- oder Antiumwelten“ schaffen. Diese „eröffnen uns die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit direkt auf die Umwelt zu richten, sie deutlicher zu erkennen und besser zu verstehen.“⁶³ So etwa der Kubismus: Er

„gibt innen und außen, oben, unten, hinten, vorne und alles übrige in zwei Dimensionen wieder und lässt damit die Illusion der Perspektive zugunsten eines unmittelbaren sinnlichen Erfassens des Ganzen fallen. Mit diesem Griff nach dem unmittelbaren, totalen Erfassen verkündete der Kubismus plötzlich, dass das Medium die Botschaft ist.“⁶⁴

Wird der Mensch durch von ihm selbst geschaffene Artefakte also auch zum „Servomechanismus“⁶⁵ seiner Technik, gar zum „Geschlechtsorgan der Maschinen“⁶⁶, denen er zu immer höheren Formen der Entwicklung verhilft, bleibt in McLuhans Entwurf doch Raum für die Hoffnung auf

59 Ebd., 95.

60 Vgl. Kap. 7.1.3.

61 McLuhan 2011c [1989], 210.

62 McLuhan 1994 [1964], 116.

63 McLuhan 2011d [1967], 186. Diese Hypostasierung der Kunst findet sich in moderner Fassung bspw. in Mersch's Vorschlag zu einer ‚negativen Medientheorie‘ wieder (vgl. etwa Mersch 2012).

64 McLuhan 1994 [1964], 30.

65 Etwa ebd., 73, 98.

66 McLuhan 2011b [1969], 49.

bewusstes, selbstbestimmtes Leben, auf die Rückeroberung der Umwelt: „Ein Determinismus der Medien, also der Zwang, der von neuen kulturellen Formen von Grund durch die Wirkung neuer Technologien ausgeht, existiert nur dann, wenn die Benutzer schön angepasst sind, mit anderen Worten vor sich hinschnarchen.“⁶⁷

McLuhans Auffassung von Medien birgt, so lässt sich zusammenfassen, eine Reihe von Schwierigkeiten. Allen voran der – um es mit der für McLuhan so interessanten Werbesprache zu formulieren⁶⁸ – ‚Medienbegriff XXL‘ erweist sich als problematisch, wenn hier die Frage danach gestellt wird, was ein Medium *sei*. Medien müssen, um diese Frage zufriedenstellend zu beantworten, schließlich von anderen Artefakten abgegrenzt werden können; McLuhan setzt aber Technik/Technologie/Artefakte gleich, indem er sie allesamt zu Ausweitungen des Menschen deklariert, die nicht bloß Umwelten schaffen – das tun, wenn man so will, auch und gerade Dispositive –, sondern die alle auch als *Kommunikationsmedien* begriffen werden.⁶⁹ Damit nivelliert sich die Differenz der vier Begriffe und letztlich erübrigen sie sich so.⁷⁰ Wie zudem ‚Kommunikation‘ modelliert wird/sich darstellt, ist wiederum von der Beschaffenheit der Medien(techniken) selbst abhängig. So ist die typische Kommunikation des ‚oralen Zeitalters‘ eine der Gleichzeitigkeit; sie ist eher horizontal, ganzheitlich etc., weil eben die archetypische Kommunikation die des face-to-face-Gesprächs ist, das eine Vielzahl von nonverbalen, paraverbalen, verbalen, situationalen, räumlichen etc. Informationen zugleich beinhaltet. Andererseits lässt sich Shannons/Weavers Kommunikationsmodell leicht als Produkt der ‚Gutenberg-Galaxis‘ entlarven. Kommunikation in McLuhans Sinne meint also einerseits die Interaktion von Menschen miteinander, andererseits aber auch die Konstitution einer (Um-)Welt, d.h. die Wahrnehmung von, Interaktion mit und letztlich auch Schaffung einer Ordnung, die – eine weitere Parallele zu Foucaults Denken – nicht auf das intentionale Handeln Einzelner zurückzuführen ist: „Medien oder Ausweitungen des Menschen [sind] wirkende Kräfte [...], die ‚geschehen‘ machen, aber nicht Kräfte, die ‚bewusst‘ machen.“⁷¹ Gleichwohl sind sie aber von menschlichen Praktiken abhängig, denn sie sind auf deren tätige Mitarbeit bei ihrer Erfindung, Entwicklung und Nutzung angewiesen, die aber ihrerseits wiederum von Umwelten determiniert werden, die Medien schaffen. Krämers mediengenerativistische Ansätze charakterisierende Formulierung: „Es gibt kein Außerhalb

67 McLuhan 2011c [1989], 215.

68 Sie ist Gegenstand von McLuhan 1996 [1951].

69 „Medien sind alle Technologien, die Ausweitungen des menschlichen Körpers und der menschlichen Sinne darstellen, von der Kleidung bis zum Computer. [...] Gesellschaften sind immer stärker von der Beschaffenheit der Medien, über die die Menschen miteinander kommunizieren, geformt worden als vom Inhalt der Kommunikation“ (McLuhan 2011b [1969], 11).

70 Vgl. etwa Vogel 2003, 110: „Wenn jedoch die Ausdrücke ‚Artefakt‘ und ‚Medium‘ äquivok sind, ist der Begriff des Mediums theoretisch überflüssig.“

71 McLuhan 1994 [1964], 84f.

von Medien⁷² ist in diesem Sinne zu verstehen. Insofern weisen Medien eine ganz ähnliche Struktur auf, wie sie bereits für Diskurse und Institutionen gezeigt werden konnte, scheinen diese in ihrer Wirkkraft aber dermaßen zu überformen, dass auch letztere bloß als Effekte von Medien wirken. Sie lassen sich also nicht den Wirkungen eines Wissens noch den Wirkungen einer Macht subsumieren; allerdings gilt, „[d]ass Techniken Methoden sind, um eine Art von Wissen in einen andern Modus zu übertragen“⁷³. Muss daher, wenn von der kulturstiftenden Macht von Dispositiven die Rede ist, auch „die Vorgängigkeit einer stets medial zäsurierten Wahrnehmung und Erfahrung“⁷⁴ in Rechnung gestellt werden?

7.1.2.2 Friedrich Kittler: Medienapriori als Technikapriori

In McLuhans Sinne muss man diese Frage – in der dargelegt „*physikalistischen*“⁷⁵ Weise – entschieden bejahen. Als *eigentlicher* Vertreter des Medien- oder genauer *Technikapriorismus* gilt in der deutschen Medientheorie aber Friedrich A. Kittler. Seine Überlegungen lassen sich insofern als Radikalisierung von McLuhans Ansätzen lesen, als er, „vielleicht entschiedener als andere Medientheoretiker“⁷⁶, eine Vorgängigkeit des Technisch-Medialen propagiert, die mit dem Auftreten des Digitalen schließlich sogar in der Auflösung des Menschen selbst gipfelt.⁷⁷ Neben McLuhan ist in diesem Zusammenhang insbesondere Foucaults Diskurstheorie einer der produktivsten Bezugspunkte Kittlers. Mit seiner Habilitationsschrift *Aufschreibesysteme 1800/1900* legt er beispielsweise eine historische Untersuchung der Zusammenhänge von Medientechnik bzw. -praxis, Institutionen und zeitgenössischen Diskursen vor, die wohl mit einigem Recht als *Archäologie* zu bezeichnen ist, denn sie untersucht die Bedingungen (literarischer bzw. wissenschaftlicher) Diskursproduktion der im Titel genannten Zeiträume, wobei

„[d]as Wort Aufschreibesysteme [...] das Netzwerk von Techniken und Institutionen bezeichnen [kann], die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben. So bildeten Techniken wie der Buchdruck und an ihn gekoppelte Institutionen wie Literatur und Universität eine historisch sehr mächtige Institution, die im Europa der Goethezeit zur Möglichkeitsbedingung von Literaturwissenschaft selber wurde.“⁷⁸

Kittler beschreibt damit, ähnlich wie auch Foucault in der *Ordnung der Dinge*, eigentlich keinen *Diskurs*, sondern ein *Dispositiv*, wenn auch im Hinblick auf die Bezeichnungen dieser ‚Auf-

72 Krämer 2003, 80.

73 McLuhan 1994 [1964], 96.

74 Tholen 2002, 169.

75 Vogel 2003, 109; Hervorhebung i.O.

76 Mersch 2010, 244.

77 Vgl. dazu etwa Krämers Diagnose: „,Primat des Medialen‘: Medien gelten dann [...] als zeitgenössische Fortbildung eines Sprach-, Zeichen- oder Technikapriori. Medien werden zur Springquelle unseres Welt- und Selbstverhältnisses und treten damit in jene Leerstelle ein, welche die Erosion des neuzeitlichen Subjektbegriffes hinterlassen hat“ (Krämer 2003, 80).

78 Kittler 2003 [1985], Nachwort (s.p.).

schreibesysteme‘ terminologische Verwirrung vorzuherrschen scheint, denn er nennt sie recht unterschiedslos mal „Diskursivitäten“⁷⁹, mal „Machtdispositiv[e]“⁸⁰. Die Quellen seiner Untersuchungen sind, ebenso wie beim ‚frühen‘ Foucault, ausschließlich Diskurse. Kittler möchte nämlich das für den bezeichneten Zeitraum spezifische historische Aprioris explizieren. Nun ist dieser Ansatz keine einfache Anwendung der Foucaultschen Methodik. Im Gegenteil, Kittler wirft Foucault insofern *Medienvergessenheit* vor, als dessen Diskursanalysen stets vor den „Zeiten“ endeten, „deren Datenverarbeitung das alphabetische Speicher- und Übertragungsmonopol, diese Machtbasis Alteuropas, sprengte“⁸¹. Was Foucault vorfand, was er als Archiv bezeichnete, bezog sich – ja konnte sich nur beziehen – auf „Schriftsätze“⁸². Nun könnte man durchaus konstatieren, dass Medienvergessenheit nur die andere Seite der Medaille dessen sei, was in Kapitel 2.6.2 bereits als Foucaults ‚Sprachbesessenheit‘ bezeichnet wurde. Dort wurde deutlich, dass Aussagen – und damit auch Diskurse, womit u.a. die Regeln für ihre Konfiguration bezeichnet sind – sehr wohl auch bildlich, filmisch, diagrammatisch etc. verfasst sein können – wenn auch Foucault – mehr implizit als explizit – immer schon von schriftlichen Aussagen ausgeht. Kittler allerdings würde diese Erweiterung des Diskursbegriffs wohl nicht genügen; sein argumentatives ‚Kalkül‘ zielt auf eine andere Pointe: Foucaults blinder Fleck sei nicht eigentlich, dass er nur Schriftliches in seine Analysen einbezieht, sondern vielmehr, dass er sich nicht einmal der Tatsache der *Schriftlichkeit an sich*, in der Aussagen immer-schon vorliegen, bewusst ist (oder dieses Faktum systematisch ausblendet). Daher postuliert Kittler:

„Diskursanalysen dagegen haben auch nach Standards der zweiten industriellen Revolution *materialistisch* zu sein. [...] Weil es Sprachen ohne Spur und d.h. ohne Spur von Schrift nicht gibt, fällt die ‚kommunikative Vernunft‘ mit der ‚instrumentellen‘, ihrem vorgeblichen Gegenteil also, immer schon zusammen. Jede Bibliothek und jeder Briefwechsel bezeugen, dass Speicherung und Übertragung im uralten Medium Alphabet dieselbe technische Positivität wie bei Computern auch haben.“⁸³

Was Kittler anstrebt, ist also nichts weniger als eine Geschichte, die auf der (nahezu universal-konstitutiv gedachten) *Materialität* des Medialen aufruft⁸⁴, wobei er ihre Vorgängigkeit gegen-

79 Ebd., 225.

80 Ebd., 358.

81 Ebd.; Nachwort (s.p.).

82 Ebd.

83 Ebd.; eigene Hervorhebung. Der Spurbegriff ist hier von Derrida entlehnt, vgl. etwa Derrida 1983. Damit übt Kittler Kritik an der von Jürgen Habermas formulierten Unterscheidung von ‚instrumenteller‘ und ‚kommunikativer Rationalität‘, die darauf zielt, die von Habermas behauptete Unabhängigkeit von sozialem und instrumentellem Handeln (vgl. dazu etwa Habermas 2001 [1981]) zu unterminieren. Für Kittler – wie für McLuhan – prädeterminiert das Medium (als Instrument) Kommunikation und ist damit untrennbar mit letzterer verknüpft.

84 Vgl. auch Karpenstein-Eßbach 2004, 95. Dass die Erkenntnis der Relevanz des Materiell-Medialen Foucault verschlossen blieb, rückt ihn (in Kittlers Untersuchung) dem Aufschreibesystem um 1800 (das letzte, das Foucault untersuchte) nahe. Dieses war ausschließlich *literal* geprägt; Dichter galten als universale Übersetzer, die (ohne Reibungsverluste) Natur, Liebe, Wissenschaften etc. in poetische Diskurse übersetzen konnten (vgl. Kittler 2003 [1985], 87), was fundiert wird, indem „[d]ie Existenz von Unübersetzlichem, wie es in den Signifikan-

über jeder Form (menschlicher) Kommunikation und Interaktion behauptet. Er bedient sich dabei – auch bei vortechnischen Aufschreibesystemen – stets *technologischer Termini*; so sind etwa mit „Alphabetisierung, fortschreibende[r] Lektüre, Autorname: mit Ausnahme der Funktion LeserIn“ schon „alle *Regelschleifen* des klassischen Aufschreibesystems zusammen“⁸⁵ – als habe man es mit einem (programmierbaren) Computer zu tun; für 1900 wird konstatiert, dort seien „Diskurse Outputs von ZUFALLSGENERATOREN“, von „Rauschquellen“⁸⁶ gewesen. Die Logik, der sich diese Terminologie verdankt, übernimmt Kittler von „Shannons Überlegungen und sein[em] Kommunikationsmodell“⁸⁷. „Medien“: das sind für Kittler zunächst einmal Kulturtechniken, die der Speicherung, Übertragung und Verarbeitung von Daten beziehungsweise Signalen dienen.⁸⁸ Diese Auffassung wurde an früherer Stelle für die instrumentelle Verkürzung des Medienbegriffs als ‚Kanal‘ verantwortlich gemacht (vgl. Kapitel 7.1.1). Nun zieht Kittler daraus aber ganz andere Konsequenzen: Nimmt man an, dass der (Übertragungs-)Kanal nicht *neutral* ist, wie es die kommunikationstheoretische Auffassung nahelegt, sondern dass er im Gegenteil überhaupt erst ermöglicht, dass und wie kommuniziert wird, dann wird er zur apriorischen Bedingung des „sogenannten Menschen“⁸⁹. Dies wird plausibel, wenn man Kittlers Bezugnahme auf Jacques Lacans „Unterscheidung von Symbolischem, Imaginärem und Realem“⁹⁰ in Betracht zieht: Das *Imaginäre* in Lacans Theorie ist mit dem Ideal-Ich der Spiegelphase verbunden. Das Kind verknüpft im Spiegel erstmals den, aufgrund der nur fragmentarischen Informationen, die seine Sinnesorgane ihm liefern, zerstückelten Körper in seiner Ganzheit; es imaginiert sich selbst narzisstisch im (immer schon idealen und daher notwendig verkannten) anderen (dem *alter ego*) der Spiegelung. Effekt dieser Spiegelung ist das *moi*, das bewusste, sich selbst aber systematisch verkennende Ich. Das *Symbolische* hingegen weist auf das ‚eigentliche‘ Ich, das *je*, das unbewusst verbleibt und nur in einer Logik des Signifikanten, der als eigentlicher Strukturgeber der *langue* verstanden wird, zum Ausdruck gelangen kann, weil es sich dieser Logik allererst verdankt: Man hat es hier mit der grundsätzlichen Apriorizität des Anderen, eines Systems (von Signifikanten) zu tun, das jedem ‚Individuum‘ sozial und historisch vorgängig ist. Das *Reale* schließlich entzieht sich sowohl dem Imaginären als auch dem Symbolischen, es ist immer schon unerreichbarer Grund von Imagination und Symbolisierung.⁹¹ Kittler begreift diese Differenzen

ten einer jeden Sprache haust, [...] nicht geleugnet, aber subtrahiert“ wird (ebd., 88). „[E]s ist nachgerade technisch exakt, dass Sprache in dieser Funktion ‚nur Kanal‘, sein kann. Hätte sie eigene Dichte und Materialität, Totzeiten und Übertragungsverluste, wäre die allumfassende Übersetzbarkeit dahin“ (ebd., 91).

85 Ebd., 217.

86 Ebd., 249; Hervorhebung i.O.

87 Krämer 2004c, 204.

88 Ebd., 202.

89 Kittler 1986, 39.

90 Mersch 2006, 192.

91 Vgl. dazu Pagel 1989.

nun – ebenso wie Übertragen, Speichern und Verarbeiten – als *Funktionen*, die von Medien erfüllt werden:

„Gesetzt nämlich, dass Lacans methodische Unterscheidung symbolisch – real – imaginär etwas trifft, dann sind um 1900 zwei von drei Funktionen, die Informationssysteme ausmachen, vom Medium Schrift ablösbar geworden. Was am Sprechen das Reale ist, fällt dem Grammophon zu; was das im Sprechen oder Schreiben produzierte Imaginäre ist, dem Spielfilm.“⁹²

So wird einerseits erklärlich, dass – anders als bei McLuhan – „das ‚Begehren nach Medialität‘ keinem Wunsch nach Organerweiterung, sondern einem Willen zur Optimierung des Technischen selbst“⁹³ entspringt; andererseits verankert Kittler damit Medien als „anthropologische Aprioris“⁹⁴, die eingedenk der Medienentwicklung aber historisch *variabel* sind. Sie treten damit *an die Stelle* dessen, was Foucault historisches Apriori nennt: Nicht länger der von Diskursen figurierende Wille zum Wissen einer Episteme steht für das ‚kulturelle Unbewusste‘, und, wichtiger, die *Subjektwirkungen* einer Kultur ein, sondern nur noch ihre Medientechniken, denn „[d]ie technisch möglichen Handgreiflichkeiten gegenüber Diskursen bestimmen, was faktisch Diskurs wird“⁹⁵. Dabei eignen sich einige Medien, wie es in der obigen Textstelle bereits anklingt, für die eine oder andere dieser Funktionen offenbar besser als andere:

„Erst die Schreibmaschine liefert eine Schrift, die Selektion aus dem abgezählten und geordneten Vorrat ihrer Tastatur ist. [...] Im Gegensatz zum Fluss der Handschrift treten diskrete, durch Spatien abgetrennte Elemente nebeneinander. Also hat das Symbolische den Status von Blockschrift. – Erst der Film speichert jene bewegten Doppelgänger, in denen Menschen im Unterschied zu anderen Primaten ihren Körper (v)erkennen können. Also hat das Imaginäre den Status von Kino. – Und erst der Phonograph hält fest, was Kehlköpfe vor jeder Zeichenordnung und allen Wortbedeutungen an Geräusch auswerfen. Um Lust zu haben, müssen Freuds Patienten nicht mehr das Gute der Philosophen wollen. Sie dürfen einfach Blabla sagen. Also hat das Reale – zumal in der talking cure namens Psychoanalyse – den Status von Phonographie.“⁹⁶

Mit der strikten Zuordnung von Medientechniken zu Subjektfunktionen hebt Kittler damit 1) die von McLuhan noch durchaus in Rechnung gestellte Relativität medialer Funktionen und anderer kultureller Determinanten aus: Das Kino wird also beispielsweise in allen kulturellen Umwelten denselben Effekt zeitigen, weil die zugrunde gelegten psychoanalytischen Theoreme an-

92 Kittler 2003 [1985], 297.

93 Mersch 2006, 192. Es gibt sicherlich noch eine Reihe anderer Differenzen zu McLuhan, die es in diesem Zusammenhang aber nicht zu betrachten lohnt. Ein Beispiel wäre die recht unterschiedliche Rolle, die Kittler und McLuhan der alphabetischen Schrift und dem ‚elektrischen Zeitalter‘ zukommen lassen: „Dem hat die Elektrizität selbst ein Ende gemacht. Wenn Erinnerungen und Träume, Tote und Gespenster technisch reproduzierbar werden, erübrigt sich die Kraft des Halluzinierens bei Schreibern wie Lesern“ (Kittler 1986, 20f.). Offenbar sind Kittler also Schrift und Lesen *kühle*, Film und Tonband *heiße* Medien.

94 Ebd., 167.

95 Kittler 2003 [1985], 281. Vgl. dazu auch Mersch 2006, 190.

96 Kittler 1986, 28f.

thropologisch universal sind.⁹⁷ Medien gerieren zudem 2) nicht mehr bloß zu Ausweitungen des Körpers oder der Sinnesorgane, wie McLuhan dies vorschlägt. Sie sind vielmehr immer schon Ausweitungen des Zentralnervensystems, das damit im Umkehrschluss als der Ort definiert ist, an dem das Ich eigentlich anzutreffen ist.⁹⁸ Medien weisen insofern immer schon Subjektwirkungen auf. Die Textstelle verweist schließlich 3) auf eine Mediengeschichtsschreibung, die vom Primat des Symbolischen (Schrift) zum Primat des Imaginären (Kino) und des Realen (Phonograph) verläuft.⁹⁹ Ihr *telos* hingegen findet sie in der Digitalisierung. Computer sind in der Lage, *alle*, egal ob bildlich oder schriftlich, phonographisch oder anders vorliegende Daten in binäre Informationen umzuwandeln:

„In künstlichen Intelligenzen geht aller Medienglamour zugrunde zum Grund. [...] Bits zerlegen die scheinbare Stetigkeit optischer Medien und die reale Stetigkeit akustischer in Buchstaben und diese Buchstaben in Zahlen. Es speichert, es überträgt, es rechnet – millionenmal pro Sekunde durchläuft das DSP die drei notwendigen und hinreichenden Funktionen von Medien. Der Standard heutiger Mikroprozessoren, von der Hardware her, ist einfach ihre systematische Verschaltung.“¹⁰⁰

Der Computer ersetzt damit – nicht bloß als Leit-, oder, im Jargon McLuhans, als *archetypisches* Medium – alle andern Medientechniken. Ein historisches Apriori im Sinne der Vorgängigkeit

97 Darauf weist auch Karpenstein-Eßbach hin: „Das Theorem des technologischen Apriori, in dessen Hintergrund der Materialismus des Produktivkraftkonzepts und die diskursanalytische Deontologisierung der Gegenstände des Wissens im historischen Apriori steht, führt eine Geschlossenheit von Anschlüssen an den jeweiligen medientechnologischen Stand mit sich, die das Mediending zum immer schon steuernden Signifikator macht. Zurückgenommen sind die Kontingenzen, Dynamiken und Konflikte des Historischen ebenso wie der Relativismus der historischen Aprioris. So erscheint ein zweiter Hintergrund im technologischen Apriori: eine theoretische Fundamentalstellung von Medien, die das Mediending in eine Ontologie des Technischen zu überführen droht“ (Karpenstein-Eßbach 2004, 109).

98 Vgl. dazu Kittler 1986, 29: „Mit der technischen Ausdifferenzierung von Optik, Akustik und Schrift, wie sie um 1800 Gutenbergs Speichermonopol sprengte, ist der sogenannte Mensch machbar geworden. Sein Wesen läuft über zu Apparaturen. Maschinen erobern Funktionen des Zentralnervensystems und nicht mehr bloß, wie alle Maschinen zuvor, der Muskulatur.“

99 Dass nur der Phonograph, nicht aber das Kino als Aufzeichnungsmedium des Realen gilt, liegt in deren technologischen Eigenheiten begründet: „Der Phonograph erlaubte es erstmals, Schwingungen festzuhalten, die für Menschenohren unabzählbar, für Menschaugen unsichtbar und für literarische Menschenhände viel zu schnell waren. Edisons schlichte Metallnadel aber kam mit – einfach weil jeder Klang, auch der komplexeste oder polyphonste, gleichzeitig von hundert Symphonikern gespielte, auf der Zeitachse jeweils einen einzigen Amplitudenwert bildet. Im Klartext allgemeiner Signaltheorie gesprochen: Akustik ist eindimensionales Datenprozessing im Niederfrequenzbereich. Die stetigen Kurvenzüge, wie Grammophon oder Tonband sie als Signatur eines Realen, als Rohmaterial lieferten, haben die Tonmeister denn auch gleichermaßen stetig weitergegeben. Zerhacken und Kleben hätte lauter Knackgeräusche, nämlich Rechtecksprünge produziert“ (ebd., 180f.). „Optische Datenflüsse sind zum einen zweidimensional und zum anderen Höchsthäufigkeiten. Nicht zwei, sondern tausende Helligkeitswerte pro Zeiteinheit müssen übertragen werden, um Augen ein Bild in Fläche oder gar Raum zu bieten. Das erfordert eine Potenzierung der Verarbeitungskapazitäten. [...] Zwei Gründe, die dem Film den Anschluss ans Reale versagen. Er speichert statt der physikalischen Schwingungen selber sehr global nur ihre chemischen Effekte auf sein Negativmaterial. Optisches Signalprozessing in Echtzeit bleibt Zukunftsmusik. [...] Ein Medium, das den Grundzügen seiner Eingangsdaten unmöglich folgen kann, darf von vorneherein Schnitte vornehmen. Anders käme es gar nicht zu Daten. [...] Und aus den nachmals standardisierten 24 Aufnahmen pro Sekunde folgt jede Kinoästhetik. Stoptrick und Montage, Zeitlupe und Zeitraffer übersetzen nur Technik in Zuschauerluste. [...] Phonographie und Spielfilm stehen zueinander wie Reales und Imaginäres.“ (ebd., 182f.).

100 Ebd., 352f. ‚DSP‘ steht hier für das ‚digitale Signal Prozessing‘ (ebd., 352).

kulturellen Wissens, dass Transformationen unterworfen ist, ist dann nicht länger sinnvoll. Aber auch das, was hier als ‚strategisches Apriori‘ eingeführt wurde, nivelliert Kittler, wenn er postuliert, dass „versucht werden [sollte], Macht nicht mehr wie üblich als eine Funktion der sogenannten Gesellschaft zu denken, sondern eher umgekehrt die Soziologie von den Chiparchitekturen her aufzubauen“¹⁰¹.

Anders als bei McLuhan, dessen Medienauffassung einen ‚anthropomorphisierenden‘ Kern enthält, findet sich also bei Kittler (jedenfalls am Endpunkt der Mediengeschichte) keinerlei Bezug mehr auf die Nutzer von Medientechnik(en). Vor dem Hintergrund der psychologistischen Erklärungsmuster für das Begehren nach Technikoptimierung ist die „sogenannte Kommunikation mit anderen“¹⁰² bloß noch ein historisch kontingentes Kuriosum, das sich spätestens mit der Computerhardware erledigt hat. Selbiges gilt sicherlich für alle Determinanten, die bislang mit Foucault für menschliches Wissen, menschliche Kräfteverhältnisse usw. konstatiert wurden. Denn neben der Welt wird eben auch der Mensch berechenbar. So nimmt es nicht wunder, dass Kittler vom ‚sogenannten Menschen‘ ebenso spricht wie von „sogenannten Seelen“, dass „sogenannte[] Bedeutungen“¹⁰³ als bloße Illusionen enthüllt werden. Letztlich fällt auch die letzte Bastion des Humanen, das *cogito*: „Das sogenannte Denken blieb [nur solange, T.G.] Denken, also nicht zu implementieren“, bis es nicht „vollständig in Rechnen überführt“¹⁰⁴ worden war. Nun ist die Substitution des Menschen durch die Technik, allen kybernetischen und maschinistischen Phantasien zum Trotz, (noch) keine ‚ontische‘ Tatsache. Dies bestreitet natürlich auch Kittler nicht, und daher findet sich auch weiterhin zumindest ein „Oberflächeneffekt, wie er unterm schönen Namen Interface bei Konsumenten ankommt“. Er besteht aus

„Ton und Bild, Stimme und Text. Blendwerk werden die Sinne und der Sinn. Ihr Glamour, wie Medien ihn erzeugt haben, überdauert für eine Zwischenzeit als Abfallprodukt strategischer Programme. In den Computern selber dagegen ist alles Zahl: bild-, ton- und wortlose Quantität. Und wenn die Verkabelung bislang getrennte Datenflüsse alle auf eine digital standardisierte Zahlenfolge bringt, kann jedes Medium in jedes andere übergehen. Mit Zahlen ist nichts unmöglich. Modulation, Transformation, Synchronisation; Verzögerung, Speicherung, Umtastung; Scrambling, Scanning, Mapping – ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis wird den Begriff Medium selber kassieren. Statt Techniken an Leute anzuschließen, läuft das absolute Wissen als Endlosschleife“¹⁰⁵.

Nun stellt sich die Frage, wie sinnvoll die Rede von einem ‚Wissen‘ überhaupt ist, wenn nicht (mehr) von *jemandem* ausgegangen werden kann, der dieses Wissen *weiß*. Sind Informationen

101 Kittler 1993, 215.

102 Kittler 2003 [1985], 277.

103 Kittler 1986, 133.

104 Ebd., 354.

105 Ebd., 7f.

noch Informationen, wenn sie es nicht *für jemanden* sind, der sie – wenn auch nach technischer Vorauswahl oder gar ‚Dekodierung‘ – als solche nutzt? Inwiefern lassen sich so Diskurse als einfache (und selbst wirkungslose) Effekte von Medientechniken auffassen? Hat man es dabei nicht mit einer Denkfigur zu tun, die den Teufel der Materialitätsvergessenheit mit dem Beelzebub der Sinnmarginalisierung auszutreiben sucht? Wie groß ist der Einfluss der Technik auf menschliches Handeln und Wissen überhaupt? Gilt nicht, worauf Krämer hinweist:

„Das Technische lebt von dem Kunstgriff, Operationsweise und Gebrauchsweise gerade trennen zu können. Wir können Essen kochen, Auto fahren und mit der Null rechnen, ohne verstehen zu müssen, welche chemischen, elektromechanischen und zahlentheoretischen Zusammenhänge dem zugrunde liegen. Wir können eine Technik gebrauchen, ohne verstehen zu müssen, wie und vor allem: warum sie funktioniert. Kittler verweigert sich dieser Aufspaltung“¹⁰⁶?

Doch Kittlers (und auch McLuhans) Pointe liegt sicherlich nicht in den mehr oder weniger bewussten Auswirkungen, die Medientechnologien auf Handeln, Wissen und letztlich Subjekt-konstitution haben (können), sondern darin, eben genau deren *unbewusste* Voraussetzungen aufzudecken. Genau diese Schwelle überschreitet Kittlers Konzeption der (Computer-)Hardware aber: Mit der Berechenbarkeit der Umwelt, des Wissens, der Macht, des Menschen selbst treten Computer nämlich in eine Sphäre ein, die nicht bloß völlig unabhängig von Gemeinschaft, Kommunikation u.ä. ist, sondern sie im Grunde überhaupt nicht mehr *berühren*. Anders formuliert: Binäre Strukturen bleiben unterhalb der Wahrnehmungsschwelle, ganz anders als beispielsweise vom Grammophon (re-)produzierte Klänge, vom Film projizierte Bilder etc., die gehört oder gesehen werden und so Wahrnehmungsmuster zu generieren in der Lage sind, die durchaus die Wahrnehmungsstrukturen der Zuhörer/-schauer – bewusstseinsfähig oder nicht – zu transformieren erlauben. Rechenstrukturen indes können zwar ebenfalls Klänge und Bilder erzeugen und damit einen ähnlichen Einfluss ausüben, insbesondere, weil sie es eben *anders* tun als die älteren Medien. Aber sie können darüber hinaus keinen – auch keinen unbewussten – Einfluss auf menschliche Konstitutionen haben, schlicht, weil sie sich in einer Sphäre bewegen, in der *Existenzfunktionen von Aussagen* oder *von Machtpraktiken* kein Ziel mehr haben: Binärstrukturen kommunizieren bloß wieder mit Binärstrukturen. Welchen Sinn haben also Machttechnologien, wenn sie nicht auf die Stabilisierung eines Kräfteverhältnisses *zwischen Subjekten* aus sind? Sind – außerhalb von *Science Fiction* – Herrschaftsstrukturen denkbar, die *zwischen Maschinen* bestehen? Inwiefern ist (auch logisch) von einem *medialen Apriori* zu sprechen, wenn der Bezugspunkt, *für den* Medien apriorisch sind, fehlt? Der Intuition, dass jede (menschliche!) Wahrnehmung und Erfahrung ‚stets medial zäsuriert‘ ist, ist also mit Kittlers Modell nicht beizukommen.

106 Krämer 2004c, 218.

7.1.2.3 Kurzschlüsse bei McLuhan und Kittler

Auf den vorangegangenen Seiten ist beim Versuch, die Rolle des Medialen im Dispositiv zu klären, vornehmlich auf (mehr oder weniger) ‚physikalistische‘ Ansätze Bezug genommen worden. Die Auffassung des Mediums als neutralem Kanal konnte dabei insofern nicht überzeugen, als darin Medienwirkungen pauschal auf die Wirkung der transportierten Inhalte zurückgeführt werden. Wäre dies der Fall, wären beispielsweise Unterschiede zwischen oralen und literalen Kulturen völlig unabhängig von den in ihnen etablierten (und namengebenden) Mediensystemen.

Dazu diametral entgegengesetzt argumentiert McLuhan: Dessen Medienauffassung allerdings weist zwei zentrale Probleme auf, die einerseits als *Anthropomorphisierung*, die ihre eigenen Voraussetzungen – nämlich ein (möglicherweise selbst medial geprägtes) Menschenbild, das den Menschen als Mängelwesen pointiert – nicht reflektiert, sondern den Willen zur Selbstoptimierung axiomatisch setzt, beschrieben werden kann. Andererseits ist McLuhans Medienbegriff daher nicht (uneingeschränkt) verwendbar, als er unterschiedslos *alle* kulturellen Artefakte als Medien versteht, mit denen sich Menschen Umwelten schaffen. Abgesehen von der Tatsache, dass mithilfe eines solcherart verstandenen Begriffs (wichtige) Unterschiede zwischen Werkzeugen und Medien verschwimmen, inhärieren dem im Hinblick auf den hier vertretenen Dispositivbegriff mindestens zwei weitere Verkürzungen: Indem McLuhan mit seiner Abwendung von den ‚Botschaften‘ nämlich auch Diskurse, die ein historisch-kulturelles Wissen konfigurieren (indem sie Aussagen verknüpfend iterieren und damit gewissermaßen generierend transformieren), systematisch ausblendet, gelingt es ihm nicht, die Auswirkungen der je eigenen Medienmaterialitäten auf die Formierung von Aussagen (und gewissermaßen auch deren *Sinn*, der in den von ihnen geschaffenen Existenzfunktionen liegt) zu untersuchen. Warum (und in welchem Maße) also beispielsweise die Fernsehübertragung der Mondlandung mit ihrem (allererst ermöglichten) ‚live‘ gesendeten Blick auf die Erde eine Iteration von Galileis Aussage *Die Erde ist rund* darstellt, die gewissermaßen als dessen nachträgliche Evidenz erlebt wurde, lässt sich mit McLuhans Ansatz nicht beschreiben.¹⁰⁷ Auch die Perspektive auf Institutionen, in Dispositiven sedimentierte Konfigurationen von Machtmonumenten und -praktiken also, ist mit McLuhans Ansatz nicht möglich, wenn alle Artefakte und Techniken vom Medienbegriff ‚kassiert‘ werden: Inwiefern ein Unterschied zwischen dem Fernglas und einem (panoptisch organisierten) Gefängnis existiert, die schließlich beide eine (Über-)Betonung des Visuellen bewirken *und* wohl als ‚heiße Medien‘ zu klassifizieren wären, lässt sich so nicht ausmachen. Fragen der Macht außerhalb von Medien-

¹⁰⁷ Auch wenn die besondere Intensität von *Teilhabe*, die das Medium ermöglicht, durchaus von McLuhan beschrieben wurde, vgl. etwa den Abschnitt zum (fernseh-)medialen Rummel um den Anschlag auf John F. Kennedy in *Die magischen Kanäle* (McLuhan 1994 [1964], 506ff.).

techniken schließlich stellen sich McLuhan gar nicht erst. McLuhans Potenzial für die hier verfolgte Intuition allerdings besteht in der Beschreibung dessen, welche übergeordnete Funktion Medien zukommt: Sie schaffen, ebenso wie es in Dispositiven sich formierende Diskurse und Institutionen tun, *Umwelten*, indem sie spezifische Subjektwirkungen zeitigen. Was allerdings deren spezifisch *medialer Anteil* ist, muss aus genannten Gründen noch präzisiert werden.

Kittlers Ansatz, der den direkten Anschluss an Foucaults Denken sucht, ist aus anderen Gründen nicht recht geeignet, die Rolle des Medialen im Dispositiv zu erhellen; wenn man Kittler folgt, würde gar die Rede von verschiedenen Dispositiven (im Plural) *keinen Sinn* mehr ergeben, sobald der Computer einmal die historische Bühne betreten (und sie dadurch selbst überflüssig gemacht) hat. Mit der Digitalisierung werden schließlich nicht bloß Menschen, sondern auch all ihre Umwelten berechenbar – und damit irrelevant. Die implizite Annahme, dass dasjenige, was Foucault ‚Aussagen‘ nennt, bloß die Materialität ihres Erscheinens meint, dass Foucault also mit der Rede von der ‚Persistenz der Aussagen‘ deren *jeweilige mediale Verfasstheit* (die sich, so Kittler nicht ganz zu unrecht, für Foucault in der Schrift erschöpft) meint, dient Kittler dabei zu der für seine Theorie zentralen Figur der Ersetzung des historischen durch ein mediales Apriori. Wie allerdings insbesondere in Kapitel 2.6.2 dargelegt wurde, ist mit der Betonung der materiellen *Existenz* der Aussage, die Foucault konstatiert, vor allem gemeint, dass Aussagen nicht auf eine unveränderliche, metaphysische Bedeutung verweisen, sondern dass ihr spezifischer *Sinn* jeweils von den (um es mit McLuhan zu sagen) *Umwelten* abhängt, die sie selbst (in ihrer Konfiguration zu Diskursen, die wiederum bloß in Verbindung mit Institutionen, d.h. also im Element des Dispositivs, entstehen können) *schaffen*. So jedenfalls lassen sich die *Existenzfunktionen* von Aussagen auslegen, und Foucaults Wendung gegen die Semantik ist in diesem Sinne zu verstehen. Daher stellt die Kittlersche Lesart einen materialistischen Kurzschluss dar, der es ihm erlaubt – trotz aller oben konstatierten Unterschiede darin McLuhan ähnlich – ein *Außerhalb* der Medien zu negieren. Spätestens wenn Algorithmen sich zirkulär auf sich selbst beziehen, verschwindet schließlich der Unterschied von Botschaft und Medium, denn die Strukturen von 0 und 1 sind beides auf einmal, materiell und ideell zugleich.¹⁰⁸ Damit erübrigt sich aber auch die Frage nach dem Wissen, es erübrigt sich die Frage nach der Macht, jedenfalls wenn sie auf Subjekte bezogen bleiben sollen. Kittler verweist indes – wenigstens vor der Hypostasierung des Digitalen – auf grundlegende *Funktionen* des Medialen, mithilfe derer sich Medien von anderen Artefakten abgrenzen lassen (ein Hinweis, den man in McLuhans Ausweitungsthese vergeblich

108 Krämer konstatiert noch radikaler: „Nicht um eine sinnkritische Medienanalyse ist es Kittler zu tun, sondern darum, über Medien so zu schreiben, dass Begriffe wie Sinn und Sinnlichkeit dabei nicht mehr von Bedeutung sind“ (Krämer 2004c, 203).

sucht). Allerdings, so Mersch,

„reichen die operativen Funktionen der Speicherung, Übertragung und Berechnung, die Kittler als mediale Grundformate auszeichnet, keineswegs hin, die *Medialität* von Verständigungen, mithin die Basis von Sozialität und Kulturen zu beschreiben, weil deren Analyse neben der Undarstellbarkeit von Bedeutung stets noch die Momente der ‚Figuration‘, der ‚Kreativität‘ und ‚Performativität‘ zu berücksichtigen hätte“¹⁰⁹.

7.1.3 Medialität: Verfahren der Medien

Folgt man also Mersch und nimmt an, dass Medien eben nicht bloß über die ihnen eigenen, für sie grundlegenden Funktionen des Speicherns und Übertragens zu fassen sind, sondern daneben und darüber hinaus auch Eigenlogiken aufweisen, die sie zu Phänomenen gerieren lassen, deren ‚Positivität‘ in einer – etwa von Werkzeugen – differenzierbaren Weise beschreibbar ist – dann stellt sich meist nicht mehr die Frage nach dem ‚Was‘, sondern viel häufiger die nach dem ‚Wie‘ der Medien. Anders formuliert: Abseits eines Technikapriorismus oder anthropomorphen Vorstellungen von Medien lassen sich Medien, das eint die letzten hier betrachteten Positionen, insbesondere im Hinblick auf Medialität beschreiben. Dies kann wiederum ganz unterschiedliche Formen annehmen: Für die folgenden Ausführungen wurden mit Ludwig Jägers Transkriptivitätstheorem und Sybille Krämers Spur-/Bote-Metaphorik exemplarisch zwei Ansätze gewählt, die mit der Frage nach dem ‚Wie‘ der Vermittlung zwar einen ähnlichen Ausgangspunkt besitzen, daraus aber recht divergente Schlüsse ziehen. Ihre Betrachtung wird es erlauben, die Grenzen zwischen Diskurs und Medium zu schärfen, um zu einer eigenen Medienkonzeption zu gelangen, die durch die Aufdeckung der strukturellen Analogien von Medien, Diskursen und Institutionen fundiert wird.

7.1.3.1 Ludwig Jäger: *Transkriptivität oder Wann sind Medien?*

Um die Frage danach, in welcher Relation Medien zu Diskursen und Institutionen stehen, welche Existenzfunktionen und welche Subjektwirkungen Medien haben, zu klären, reicht es nicht hin, Medien als *Kanäle*, *Ausweitungen* oder *Techniken* zu bestimmen. Nun verweist schon die Diversität der hier bloß ausschnittartig dargelegten Debatte um den Medienbegriff darauf, dass eine Bestimmung dessen, *was* als Medium zu bezeichnen sei, nicht nur aus Gründen der Vielfältigkeit dessen, was alltagskommunikativ oder umgangssprachlich als solches gefasst wird, sondern auch aufgrund der Differenzen der Phänomene, die sich dann – etwa aufgrund bestimmter Funktionen – ‚als Medien‘ fassen lassen, schwierig ist. So jedenfalls argumentiert Ludwig Jäger¹¹⁰, wenn er

¹⁰⁹ Mersch 2006, 206; Hervorhebung i.O.

¹¹⁰ Vgl. etwa Bartz/Jäger/Krause/Linz 2012, 7: „Nach wie vor kann die wissenschaftliche Beschäftigung mit Medien nicht von einer gesicherten Definition ihres Gegenstands ausgehen. Die akademischen Diskussionen wie auch öffentlichen Debatten sind vielmehr beherrscht von einer unüberschaubaren Heterogenität der Perspektiven und Vielfalt der unter dem Begriff verhandelten Sachverhalte.“

vorschlägt, die Frage danach, „was Medien sind, d.h. die Suche nach den Eigenschaften, die ihnen als gegenstands-konstitutiv zugeschrieben werden sollen, durch die Frage nach ihrer operativen Logik: ‚Wann sind Medien?‘¹¹¹ zu ersetzen. Dieses Vorgehen hat für den hier verfolgten Zusammenhang mehrere Vorteile: So lassen sich dadurch, anders als bei Kittler und McLuhan, potenziell auch zukünftige Medienentwicklungen fassen – die teleologische Perspektive einer Mediengeschichtsschreibung, die bei ‚der jeweils avanciertesten Technik‘ endet, wird damit hinfällig, insofern davon ausgegangen werden kann, dass die ‚Verfahrensweisen des Medialen‘¹¹² historisch stabil sind.¹¹³ Eine Identifizierung von Medien über ihre Operativität ermöglicht zudem, den Kurzschluss von Medien mit Techniken, Artefakten oder Technologien zu vermeiden, denn so können einerseits Medien, die etwa materiell recht unterschiedlich mediieren, wie Bilder, Musik und Sprache, in-, andererseits Artefakte wie Tische, Eisenbahnen oder Stühle aus dem Medienbegriff exkludiert werden. Zudem lassen sich – so die Hoffnung – möglicherweise mithilfe der Fokussierung der ‚Verfahrenslogik‘¹¹⁴, von der hier die Rede ist, und die von Jäger als ‚Transkription‘¹¹⁵ bzw. ‚Transkriptivität‘¹¹⁶ bezeichnet wird, mediale Praktiken von anderen kulturellen (z.B. Macht- oder Aussage-)Praktiken unterscheiden. Nun wird Jägers Herangehensweise nur vor dem Hintergrund bestimmter Annahmen über Medien/Medialität, menschliche Erkenntnisfähigkeit und ihren Zusammenhang mit Kultur, Zeichen und Kommunikation verständlich. So ist etwa der Ansatz, Medien nicht mehr aufgrund von Eigenschaftszuschreibungen, also nicht länger positiv(istisch), zu erfassen, sondern über ihre Prozesslogiken als solche zu bestimmen, nicht ganz unproblematisch: Wie lassen sich nämlich mediale Verfahren modellieren, ohne dass sie bereits in und an Medien selbst beobachtet werden? Muss der Beschreibung medialer Prozesse nicht vorausgehen, bestimmte Phänomene im Vorhinein *als* Medien zu setzen, um an ihnen dann ihre Verfahrenslogiken gleichsam ‚abzulesen‘? Müssen daher nicht Kriterien gesetzt und erfüllt werden, um als Medium zu gelten? Dem ist sicherlich so, und diese Voraussetzungen werden in Jägers Texten – wenn auch teils eher implizit – durchaus thematisiert. Medien werden darin als *Kommunikationsmedien* verstanden. Anders als etwa bei den hier als ‚medienmarginalisierend‘ eingeführten Ansätzen ist ihre Rolle dabei aber nicht auf die eines neutralen Kanals beschränkt, ‚Medialität [wird also] nicht auf Sekundärfunktionen der Übertragung und Vermitt-

111 Jäger 2008, 105. Vgl. dazu auch ders. 2004b, 69f. Jäger lehnt sich mit diesem Wechsel an Nelson Goodmans Vorschlag an, statt nach dem ‚Was‘ nach dem ‚Wann‘ der Kunst zu fragen (vgl. Goodman 1997 [1968]).

112 Bartz/Jäger/Krause/Linz 2012, 8.

113 Dies verdankt sich allerdings, dieser Vorgriff sei hier erlaubt, der Gleichsetzung von medialer mit sprachlicher Operativität. Vgl. dazu die weiteren Ausführungen.

114 Jäger 2002a, 39.

115 Etwa ebd., 30ff.; Jäger 2002b; Jäger 2004b, 73ff.; Jäger 2004c; Jäger 2008, 109ff.; Jäger 2012.

116 Vgl. etwa Jäger 2002a; Jäger 2002b, 123ff.; Jäger 2004b, 74ff.; Jäger 2008, 128ff.

lung reduziert¹¹⁷. Ihnen kommt im Gegenteil eine zentrale Rolle bei der Generierung ihrer ‚Botschaften‘ zu: „Sie werden vielmehr gedacht als Operatoren, die die Inhalte, die sie speichern, generalisieren oder distribuieren, zugleich konstitutiv mit hervorbringen.“¹¹⁸ Nun unterscheiden sich die hier gemeinten ‚Inhalte‘ durchaus von jenen, die etwa McLuhan annahm, als er *Medien* als Inhalte von Medien (jeweils im Sinne anthropologischer Erweiterungen) konstatierte. Jäger nimmt vielmehr kulturellen *Sinn* in den Blick; Medien sind ihm die durchaus „differenten symbolischen Modi kultureller Sinngenerierung und -verarbeitung“¹¹⁹. Der Ausdruck ‚symbolische Modi‘ kann dienen, dem näher auf den Grund zu gehen, was hier als ‚Sinn‘ bezeichnet wird: Medien werden nämlich stets als Prozessierungen von *Zeichen-* oder Symbolsystemen begriffen. Kommunikation ist daher, insofern sie stets medial vermittelt ist, auch stets an Zeichen gebunden. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Signifikanten-Seite des Zeichens, seiner „Substanz“¹²⁰, also dem materiellen Anteil, mit dessen Hilfe Kommunizierende die Zeichen des/der jeweils anderen als bestimmte Zeichen identifizieren können.¹²¹ Er ist es schließlich, der kommunizierbar und im weitesten Sinne ‚transportabel‘ ist – für die Signifikate gilt dies jedenfalls nicht. Hinzu kommt, dass letztere weder statisch sind, noch eignet ihnen ein *tertium*, auf das man sich zu beziehen in der Lage wäre. Anders formuliert: Die Bedeutung von Zeichen erschöpft sich nicht in ihrer Bezugnahme auf Objekte, die realiter – und unmittelbar – der Anschauung gegeben wären, und es ist daher unmöglich, Sicherheit darüber zu erlangen, dass der/die Andere ‚dasselbe‘ meint wie ich.¹²² Zudem muss, so Jäger, angenommen werden, dass Zeichen Bedeutung erst durch die Bezugnahme *aufeinander* entfalten – ein Prozess, der ebenfalls auf die materialen Substrate, die in kommunikativen Praktiken prozessiert werden, angewiesen ist.¹²³ Mit ‚Sinn‘ ist hier

117 Linz/Jäger 2004, 10.

118 Jäger 2004d, 15.

119 Jäger 2002c, 3.

120 Linz/Jäger 2004, 10.

121 Krämer paraphrasiert Jägers Annahme folgendermaßen: „Pointe dieser Doppelnatur des Zeichens ist es, dass Kommunikation lediglich eine Identität in Bezug auf die materielle ‚Hülle‘ voraussetzt, nicht aber angewiesen ist auf eine Übereinstimmung in der (Be)Deutungsdimension“ (Krämer 2005a, 153).

122 Vgl. etwa Jägers Kritik an Baudrillards Mediendystopie: Er stellt die Frage, ob Baudrillards Klage „nicht epistemologisch an einer falschen Stelle ansetzt und einen Basismythos der Theorie des Medialen perpetuiert: den Mythos der medienfreien und insofern unverstellten Erkennbarkeit bzw. Repräsentation des Realen, die Fiktion also eines selbstmächtigen Erkenntnissubjektes, das sich in einer gleichsam unmittelbaren ‚intellektuellen Anschauung‘, ohne den Umweg medialer Vermittlung, des Wesens der Dinge bemächtigen könne, wobei Symbolsysteme – unter denen Bildersprachen der Lautsprache nachgeordnet zu sein pflegen – lediglich der nachträglichen Repräsentation der prämedialen Kognitionen dienen“ (Jäger 2002a, 21f.). Es seien dies bloß „die Trauerbekundungen über die Entzauberung des cartesischen Subjekt-Mythos, deren Zeugen wir hier werden, eines Mythos, vor dessen Hintergrund die Kritik des Medialen erst ihre Valenz als Verlustanzeige erhält. Beklagt werden der Einbruch des Medialen in die Unmittelbarkeit authentischer Weltwahrnehmung, der Verlust des repräsentationalen Vermögens medial unentstellter Gewährwerdung des Realen – und natürlich die Fesselung des nun in seiner Erkenntnisautonomie eingeschränkten Gulliver-Subjektes in die Netzwerke der Mediensphäre“ (ebd., 23).

123 Vgl. ebd., 24: „Wir verfügen über keinen exzentrischen archimedischen Punkt, der es uns erlaubte, die Adäquatheit unserer Bezugnahmen auf die Welt unabhängig von medialen Darstellungssystemen zu beurteilen, seien diese nun wissenschaftliche Theorien, oder seien es – um einen Begriff Cassirers zu verwenden – symbolische Formen anderer – etwa ästhetischer oder mythologischer Provenienz. Gleichwohl scheint es gerade die episte-

daher stets eine „Semantik“¹²⁴ gemeint, in der Bedeutungen, die *an Zeichen geknüpft* sind, so verstanden werden, dass sie – stets prekär – fortlaufend neu auf der Bühne medialer Kommunikation verhandelt werden müssen – dies aber auch potenziell *können*. Die Erkenntnis von Bezugsobjekten wiederum ist auf ihre Vermitteltheit durch Zeichenpraktiken angewiesen, denn „[w]ir verfügen [...] über keinen exzentrischen, archimedischen Punkt, der es uns erlaubt, die Adäquatheit unserer Bezugnahmen auf die Welt unabhängig von medialen Darstellungssystemen zu beurteilen“.¹²⁵ Man hat es folglich immer mit einer „Medien-*Immanenz* der Generierung und Lesbarmachung von Sinn“¹²⁶ zu tun. Doch nicht bloß das Weltverhältnis ist in Jägers Verständnis durch Medialität fundiert, auch dessen Einfluss auf die Mentalität und damit unser Selbstverhältnis wird betont:

„Gegen die cartesianische Annahme eines erkenntnisautonomen Subjektes und des Primats einer ‚naturegebenen‘ Ich-Instanz wird hier die soziale und diskursive Konstruktion von Subjektivität und Selbstbewusstsein hervorgehoben. Der subjektive Innenraum des Mentalen [...] liegt der Interaktion mit der Außenwelt nicht voraus, er konstituiert sich vielmehr erst im Zuge medialer Kommunikationsprozesse und bleibt in seiner Aufrechterhaltung auf sie verwiesen.“¹²⁷

Krämer bezeichnet Jägers Ansatz daher als „semiologischen Konstruktivismus“¹²⁸ – so wird offenbar, weswegen Jäger innerhalb der Medientheorie als Verfechter eines ‚Zeichenaprioris‘¹²⁹ gelten kann. Begreift man nun Medialität vor allem im Hinblick auf Zeichen(materialität), dann beginnt auch Mediengeschichte „nicht erst mit der Technologisierung kommunikativer Praxen, sondern bereits auf der Ebene direkter Zeichenkommunikation“¹³⁰ und das heißt: mit Sprache. Sie gilt im Rahmen der Transkriptionstheorie nicht bloß als phylogenetisch erstes (Zeichen-)Medium¹³¹, sondern verdankt ihre prioritäre Stellung auch der Tatsache, dass sie als ‚primäres‘ Medium auf keine technischen Hilfsmittel angewiesen ist, vielmehr auf eine Reihe angeborener Strukturen zurückgreift, die sich ihrerseits erst mit der Performanz von Sprache ontogenetisch entwickeln und bestimmte kognitive Fähigkeiten auszubilden erlauben¹³². So nimmt es nicht

mologische Hoffnung auf die Möglichkeit einer medialitäts-transzendenten Adäquatheits-Beurteilung des Verhältnisses von Repräsentant und Repräsentat zu sein, die die Authentizitäts-Fiktionen nicht unwesentlicher Teile kulturkritischer Medientheorien ideologisch speist.“

124 Vgl. etwa Jäger 2002a, ders. 2002b, ders. 2002c u.v.m.

125 Jäger 2008, 127.

126 Jäger 2002a, 29; Hervorhebung i.O.

127 Linz/Jäger 2004, 12.

128 Krämer 2005a, 153.

129 Vgl. Krämer 2005a, 155. Krämer attestiert Jäger hier gar eine „zeitgenössische Restituierung des semiotischen Paradigmas“.

130 Linz/Jäger 2004, 10.

131 Dass damit nicht nur verbale Sprache gemeint ist, hat Jäger in mehreren Arbeiten zur Gebärdensprache luzide dargelegt, vgl. etwa Jäger/Louis-Nouvertné 2001; Fehrmann/Jäger 2004a; dies. 2004b.

132 Ausführlich dargelegt findet sich dieser Gedanke vor allem in Jäger 2004d.

wunder, dass Jäger Sprache als „Archimedium“¹³³ bezeichnet, sie gar zum „audio-visuelle[n] Dispositiv des Medialen“¹³⁴ stilisiert. Abgesehen davon, dass mit ‚Dispositiv‘ keineswegs die hier vertretene Auffassung bzw. Foucault-Lesart, sondern vielmehr gewissermaßen eine Art ‚Musterhaftigkeit‘ oder ‚Vorbildcharakter‘ des Sprachlichen gemeint ist, ist natürlich auch die Auffassung von Sprache als *dem* „ursprünglichen“¹³⁵ Medium, dessen Verfahren von allen (vermeintlich) nachfolgenden – auch den telematischen – Medien (wieder-)aufgenommen und (weiter-)entwickelt werden, etwa in Anbetracht der Differenzen zwischen Sprache und Bild, Sprache und Musik etc. nicht ganz unproblematisch. Die nachfolgende Skizze der ‚Transkription‘ oder ‚Transkriptivität‘, dessen also, was Jäger als das vorzügliche Verfahren des Medialen modelliert, wird den Problemzusammenhang des Zeichenaprioris, das sich hier als „Sprachapriori“¹³⁶ zu erkennen gibt, verdeutlichen.

‚Transkriptivität‘ meint insbesondere Verfahren von *Bezugnahmen* von Medien auf sich selbst bzw. auf andere Medien, d.h. „Verfahren wechselseitiger intra- und intermedialer Um-, Ein- und Über-Schreibungen, die als basale Strategie für die Generierung kultureller Semantik“¹³⁷ fungieren. Es lässt sich also zunächst *intra-* von *intermedialer* Transkription unterscheiden, wobei erstere die vor allem natürlichen Sprachen eigene „Eigenschaft nutzt, mit Sprache über Sprache zu kommunizieren und so den Verwendungssinn von Äußerungen zu erschließen bzw. durch Selbst-Rezeption (Monitoring) und Überarbeitungshandlungen (Repair) zu organisieren“¹³⁸ – es handelt sich dabei um eine „rekursive Transkriptivität“¹³⁹, die die „*Paraphrase, Erläuterung* und *Explikation*“¹⁴⁰ von Äußerungen erlaubt. *Intermediale* Transkription beschreibt ein Verfahren, das sich in gewisser Hinsicht dem Vorbild der Selbstbezüglichkeit von Sprache verdankt, bei dem aber

„mindestens ein zweites mediales Symbolsystem zur Kommentierung, Erläuterung, Explikation, Übersetzung, Variation oder auch der Hermetisierung (der Semantik) eines ersten Systems herangezogen, bzw. eine wechselseitige und interaktive Bezugnahme von differenten medialen Systemen aufeinander mit genuinen semantischen Effekten inszeniert wird“¹⁴¹.

Intermediale Verfahren lassen sich insofern noch einmal in „*unidirektionale*“ und „*oszillierende*“¹⁴² Transkriptionen differenzieren. Beispiele für diese Prozesse finden sich zuhauf in Jägers

133 Jäger 2002a, 34, 40.

134 So in Jäger 2001.

135 Jäger 2002a, 40.

136 Krämer 2005a, 155.

137 Jäger 2008, 103f.

138 Jäger 2004b, 72. Diese sprachliche Eigentümlichkeit ist es, die Sprache zum ‚audio-visuellen Dispositiv‘ macht; vgl. zu seiner Kritik etwa Krämer 2005a, 154ff.

139 Jäger 2004c.

140 Jäger 2002a, 29; Hervorhebung i.O.

141 Jäger 2008, 109.

142 Jäger 2004b, 74; Hervorhebung i.O.

Texten. So sind – neben den sprachlichen Versionen der Rekursivität – auch Bezugnahmen von Bildern auf Bilder (die „Autoreferentialität der Malerei und Appropriationen in der Fotografie“¹⁴³), von Filmen auf Filme („Remake“¹⁴⁴), von Musik auf Musik (etwa in „Variationen“¹⁴⁵ oder beim „Sampling“¹⁴⁶) etc. als intramediale Transkriptionen aufzufassen. Sie sind es, die „die Genese monomedialer autochthoner Semantiken und Ästhetiken“¹⁴⁷ überhaupt erst ermöglichen, weil sie allesamt als Praktiken der Verknüpfung von Zeichen miteinander und der damit einhergehenden gegenseitigen Bedeutungszu-, -um- und -überschreibung aufgefasst werden können, die zudem die Angemessenheit von jeweils sedimentierten Semantiken verhandeln. Häufiger und eigentlich – insbesondere in der rezenten, medial ausdifferenzierten Kultur – prioritärer sind aber die intermedialen Verfahren.

„Hierher gehören etwa alle Formen der Bild-Text-Beziehungen, der Bild-Text-Musik-Beziehungen etwa im Film oder multimedialen Kopplungen in Hypermedien, aber auch etwa die mit einem Medienwechsel (Um-instrumentation) verbundenen Bearbeitungen von Vorlagen [...] oder [...] die skripturale Notation eines mentalen musikalischen Einfalls im Zuge kompositorischer Arbeit.“¹⁴⁸

Sowohl intra- als auch intermediale Transkriptionen greifen also auf im Grunde bereits (in symbolischer Form) *Bestehendes* zurück, egal ob es sich dabei nun um Gemälde, Partituren, Fotografien, Musik(stücke), verbale oder schriftliche Performanzen o.ä. handelt. Sie alle „[zirkulieren] bereits in den Diskursen des kulturellen Haushalts in je prä-transkriptiven Semantiken“¹⁴⁹ oder aber entstammen einem „im kulturellen Gedächtnis stillgestellte[n] Reservoir möglicher Transkription“¹⁵⁰. Solche „Skripturen“¹⁵¹ werden dann von Kommunizierenden¹⁵² herausgegriffen und kommentiert, erläutert, umgedeutet, expliziert o.ä., und zwar unter Zuhilfenahme desselben oder eines anderen symbolischen Systems. Sie gerieren damit zu „Skripten“¹⁵³. Die Kommentare, Erläuterungen, (Um-)Deutungen usf., die intra- oder intermedial erfolgen, nennt Jäger wiederum

143 Jäger 2012, 309.

144 Ebd.

145 Jäger 2008, 110.

146 Jäger 2012, 309.

147 Jäger 2008, 108.

148 Ebd., 109.

149 Ebd., 103.

150 Jäger 2012, 310.

151 Etwa Jäger 2008, 103.

152 So jedenfalls ist die Rede von den ‚Praktiken‘ wohl zu verstehen, wenn auch Jägers Formulierungen eher nahelegen, dass es sich dabei um ein gleichsam ‚mechanisches‘ Verfahren handelt, dessen ‚Anwender‘ nur von untergeordneter Bedeutung sind. Es ist dies wohl dem Umstand zu schulden, dass auch die Annahme ‚prämedialer‘ Subjekte bestritten wird.

153 Jäger 2008, 110. Skripturen sind Skripte nur dann, wenn sie transkribiert wurden: „Skripte existieren also nur in Relation zu ihren Transkripten. Sie sind jene Skripturen, als deren Transkriptionen Transkripte auftreten“ (ebd.).

„Transkripte“¹⁵⁴. Man hat es dabei grundsätzlich mit „Re-Adressierungen“¹⁵⁵ insofern zu tun, als die Ziel-Skripturen im Zuge des Prozesses „ihren ursprünglichen Zirkulationsbedingungen entfremdet“¹⁵⁶ werden und so – und dies ist das vorzügliche Ziel transkriptiver Verfahren – eine (für bestimmte Adressaten neue oder andere) *Lesbarkeit*¹⁵⁷ stiften.

„Dass es sich bei Transkriptionen um ‚Sinninszenierungsverfahren‘ handelt, wird dabei so verstanden, dass diese Verfahren zwar als iterative (reproduktive) und konstitutive (innovative) Momente der Prozessierung von Sinn fungieren, aber durchaus als solche, die nicht auf eine – Adressaten inkludierende – Verständigung hin angelegt sind. Sinninszenierungen können auch hermetisch, rituell, enigmatisch oder arkanisierend sein.“¹⁵⁸

Jäger beschreibt also die „Verfahren der Medien“¹⁵⁹ als transkriptive Bezugnahmen von Skripturen auf Skripturen, welche bereits ‚in Diskursen zirkulieren‘ oder in ‚Reservoirs stillgestellt sind‘ und die so ‚kulturelle Semantik inszenieren‘. Mit Blick auf die hier vorgeschlagene Lesart Foucaults lässt sich wohl mit einigem Recht behaupten, dass das, was Jäger hier – angelehnt an sprachliche Bezugnahmeverfahren – mit Blick auf Medien konstatiert, originär eine *Beschreibung diskursiver Verfahren* darstellt. Parallelen finden sich auf allen Ebenen des transkriptiven Verfahrens: So stellt sich zunächst die Frage, ob mit Skripturen – also diskursiv verhandelten bzw. in kulturellen Reservoirs stillgestellten medialen Hervorbringungen – nicht eigentlich *Aussagen* im hier eingeführten Sinne gemeint sind. Zwar betont Jäger einerseits, dass *alle* Formen der Sinninszenierung, also auch Alltagskommunikation im weitesten Sinne, transkriptiv verlaufe. Aussagen sind, wie in Kapitel 2 dargelegt, aber bloß Formulierungen, denen historisch eine *kulturelle Geltung* zukommt, und daher nicht identisch mit Sprechakten oder Zeichenvollzügen im Allgemeinen. Allerdings weisen Jägers Beispiele für Skripturen, die an transkriptiven Prozessen beteiligt sind, auf genau eine solche Geltung hin. Es handelt sich dabei schließlich nicht um jede beliebige (wie auch immer medial verfügbare) Formulierung, sondern

„Bilder unterschiedlicher Provenienz, Partituren, alle auto- und allographischen Hervorbringungen der Kunst, alle textlichen Ergebnisse der Wissenschaften, der Poesie, des Philosophierens, der Geschichtsschreibung und des Verwaltungshandelns (Akten), und auch die archivierten Performanzen der Musik, des Theaters sowie

154 „Transkripte wären also etwa Kommentare zu kommentierten Texten und Bildern, historische Narrationen zu Quellenkorpora, Remakes zu ‚Original‘-Filmen, Variationen zu den variierten musikalischen Themen, Samplings zur verarbeiteten Musik, Appropriation-Art-Kunstwerke zur ‚appropriierten‘ Kunst, Paraphrasen zu Redeausschnitten etc.“ (Jäger 2012, 310).

155 Jäger 2008, 113.

156 Jäger 2012, 311.

157 Vgl. auch ebd.: „Transkriptionen tilgen gleichsam die prä-skripturalen Paratexte der Skripturen, auf die sie sich richten, und versehen sie mit neuen Rahmungen und neuen Adressen und damit mit neuen Bedingungen ihrer semantischen und ästhetischen Rezipierbarkeit.“

158 Ebd., 310.

159 Jäger 2004d, 16.

der Künste sind in diesem Sinne zunächst Skripturen¹⁶⁰.

Muss also nicht davon ausgegangen werden, dass es sich hierbei um Aussagen im oben in Anlehnung an Foucault erweiterten Sinne handelt? – Dafür spricht auch die Beschreibung, *wo* die Skripturen auffindbar sind, die transkriptiv um-, über- oder eingeschrieben werden. Entweder zirkulieren sie kulturell – dann liegen sie in Form von aktuellen *Diskursen* vor –, oder sie finden sich in ‚Reservoirs des kulturellen Gedächtnisses‘. Wenn mit Gedächtnis der kulturelle Ort gemeint ist, an dem Wissen gespeichert wird – dann handelt es sich dabei um das Foucaultsche *Archiv*, in dem sich alle Formulierungen finden, die jemals kulturelle Geltung erhielten, ohne dass sie zwingend noch lesbar wären. Evidenz gewinnt die Annahme, dass es sich bei Skripturen eigentlich um Aussagen handelt, zudem dadurch, dass Jäger das transkriptive Spiel der Bezugnahmen von Medien(produkten) auf Medien(produkte) als Inszenierung kulturellen Sinns bezeichnet, der entweder kulturell (diskursiv) flottiert bzw. kulturell gespeichert wird – eines Sinns, den Foucault historisch in der *Ordnung der Dinge* beispielsweise für die Naturgeschichte untersucht hatte, wobei deutlich wurde, dass etwa Linnés Kategorisierung der Arten durch die Wahl eines anderen Darstellungssystems – man könnte auch sagen, durch die Re-Kontextualisierung von bereits bekannten Eigenschaften von Lebewesen, die in Form von Texten vorlagen, in die Form von Tableaus – ein neues (kulturelles) *Wissen* schaffte. Es ist also mit dem Sinn, von dem bei Jäger die Rede ist, eigentlich ein *Wissen* gemeint, und insofern handelt es sich bei transkriptiven Verfahren um Diskursverfahren, die Aussagen mit anderen, koexistierenden Aussagefeldern relativieren bzw. solche Aussagefelder überhaupt erst konstituieren.¹⁶¹ Darüber hinaus gilt Transkriptivität als ein Verfahren der ein- oder wechselseitigen Lesbarmachung. Letztere erfüllt sich indes nur für die Subjekte, die bestimmte Bedingungen erfüllen, denn

„die semantischen Effekte der Transkription, ihre Rekontextualisierungswirkungen, treten nur da ein, wo ein Publikum existiert, das sowohl mit den Zirkulationsbedingungen der transkribierten Skripturen, als auch mit denen der Transkriptionen vertraut sind. [...] Die kulturelle Semantik wird offenbar umso komplexer, je höher die transkriptive Intelligenz der beteiligten kommunikativen Akteure ist, d.h. je diversifizierter die Zugangsberechtigungen zu der schier unübersehbaren Vielfalt medialer Sprachspiele ist, zwischen denen unaufhörlich und auf den verschiedensten thematischen und medialen Niveaus transkriptive Bezugnahmen stattfinden und neue semantische und ästhetische Effekte erzeugt werden“¹⁶².

Jäger beschreibt hier nichts anderes als die diskursive Erzeugung von Subjektpositionen, die etwa auch zur Ausdifferenzierung von Expertensystemen führt – eine der wichtigsten Existenzfunktionen von Aussagen. Ebenso wie Foucault betont dabei auch Jäger, dass Subjekte nicht bloß

160 Jäger 2008, 109f.

161 Vgl. dazu Kapitel 2.4.

162 Jäger 2008, 116f.

Effekte von Diskursen bzw. transkriptiven Verfahren, sondern auch bei deren Entstehung produktiv beteiligt sind: Es handelt sich bei Transkriptionen um „*performative*[] Prozeduren medialer Sinn-Generierung“¹⁶³. Zuletzt lässt sich auch die Konstitution von Gegenstandsfeldern durch Aussagen mit Jägers Annahmen parallelisieren: Foucault geht davon aus, dass die diskursive Verhandlung von Objekten den Umgang mit ihnen prädeterniert. Eine ähnliche Prämisse ließ sich oben auch für Jägers ‚semiologischen Konstruktivismus‘ nachweisen.

Welche Schlüsse lassen sich aus der Beobachtung, dass es sich bei transkriptiven Verfahren offenbar um *diskursive* Verfahren handelt, nun ziehen? Jägers Vorschlag stellt sicherlich zunächst eine differenzierte Konkretisierung der Vorgänge dar, die von Foucault eher abstrakt als Aktualisierungen bzw. die im vorliegenden Text als *Iterationen* von archivierten Aussagen in Diskurse bezeichnet wurden: Weil Transkriptionen auf archivierte Skripturen zugreifen und sie re-adressieren und re-lokalisieren, lassen sie sich als Verfahren an der Schnittstelle von Archiv und Diskurs bestimmen. Zudem finden sich auch Transkriptionsprozesse in je aktuellen Diskursen; so lässt sich etwa jede wissenschaftliche Publikation als Transkript bezeichnen. Was bedeutet dies aber für die Frage nach den Medien/dem Medialen? Einerseits gilt sicher die recht schlichte Tatsache, dass Aussagen, die nicht in einer bestimmten medialen Form vorliegen, nicht denkbar sind – schließlich betont Foucault ihre Persistenz, und das meint u.a. auch ihre Substanz; zudem sind Aussagen als Wissensgegenstände schließlich dadurch gekennzeichnet, dass sie nicht bloß (subjektiv) gewusst, sondern auch (intersubjektiv, also kommunikativ) verhandelt und zudem gespeichert werden können. Wenn also Medien transkriptiv verfahren, dann sind Diskurse *immer schon* mediiert, liegen immer schon medial verfasst vor. Insofern müssen Medien an allen Diskursen ‚beteiligt‘ sein, und wenn dem so ist, dann sind sie *Bestandteil eines jeden Dispositivs*. Wie sinnvoll ist die Rede von ‚medialen oder Medien-Dispositiven‘ dann noch? Doch erschöpft sich die Rolle von Medien wirklich in der Rolle (transkriptiv verfahrenender) Prozessierungsplattformen für Diskurse?

7.1.3.2 Sybille Krämer: Medien als Spuren und Boten

Eine Position, die verspricht, Medien gerade nicht nur als Diskursgenerierungs- und -transformationsplattformen zu begreifen, vertritt Sybille Krämer. Im Hinblick auf Jägers Ansatz moniert sie sicherlich zurecht dessen Annahme, dass sich alle kulturstiftenden Prozesse letztlich auf zeichenvermittelte (Transkriptions-)Verfahren zurückführen ließen – schon in Foucaults Diskurstheorie wurde gerade die dazu analoge Auffassung, ‚alles‘ sei diskursiv, als Sackgasse entlarvt und führte zur Entwicklung der Machtanalytik¹⁶⁴. Krämer schlägt daher vor, (auch) „über Medialität so

¹⁶³ Jäger 2002c, 3; eigene Hervorhebung.

¹⁶⁴ Vgl. dazu vor allem Kapitel 3.

nachzudenken, dass dabei deutlich werden kann, warum die Dynamik von Kulturen *nicht* aufgeht in Prozessen von Symbolisierung und Symbolgebrauch¹⁶⁵.

Als Gelenkstelle der Kritik an zeichen-/sprachaprioristischen Ansätzen dient ihr dabei ausgerechnet die face-to-face-Situation sprachlicher Kommunikation: In ihr erweist sich gerade die Materialität der Sprache, die *Stimme*, als Quelle von Sinn, die „als eine *nicht-diskursive Macht* sich ‚im Rücken der Kommunizierenden‘ in Geltung bringt“¹⁶⁶. Stimmliche (Wahrnehmungs-)Qualitäten können nämlich 1) wenigstens teilweise nicht absichtsvoll erzeugt werden – so kann man etwa meist nicht verhindern, dass die Stimme dem eigenen (biologischen) Geschlecht, der eigenen Stimmung, dem Gesundheitszustand usf. Ausdruck verleiht¹⁶⁷ – und 2) weisen die so vermittelten ‚Informationen‘ bzw. ‚Botschaften‘ keine konventionalisierte Semantik auf, die, wie im Falle von Zeichen, tendenziell zweifelsfrei interpretierbar wäre¹⁶⁸. Die Stimme, das Medium der gesprochenen Sprache, hinterlässt vielmehr ihre *Spur* an den verbalen Zeichen: „Das Medium ist zwar nicht die Botschaft, doch die Botschaft ist die Spur des Mediums. Medien sind an der Entstehung von Sinn und Bedeutung also auf eine Weise beteiligt, die von den Sprechenden weder intendiert, noch von ihnen völlig kontrollierbar ist“¹⁶⁹. Das heißt indes nicht, dass die Botschaft fortan für Medien/Medialität irrelevant würde – Krämer pointiert mit der Spur-Metapher bloß, dass eine Modellierung von Medien nicht darin aufgehen kann, ihre diskursive Produktivität zu erklären, sondern dass ein solches Vorhaben stets auch die „Prägekraft eines Mediums“¹⁷⁰ berücksichtigen muss, d.h. also die jeweils (einzelmedienabhängigen) Spezifika, die dafür sorgen, dass eben ein (phänomenologischer und epistemologischer) Unterschied besteht zwischen dem von Galileo schriftlich überlieferten Satz *Die Erde ist rund* und dem Fernsehbild der Erdkugel, das von der ersten Mondmission gesendet wurde.

„Und es ist die Materialität des Mediums, welche die Grundlage abgibt für diesen ‚Überschuss‘ an Sinn, für diesen ‚Mehrwert‘ an Bedeutung, der von den Zeichenbenutzern keineswegs intendiert und ihrer Kontrolle auch gar nicht unterworfen ist. Kraft ihrer medialen Materialität sagen die Zeichen mehr, als ihre Benutzer damit jeweils meinen.“¹⁷¹

Wo bereits Jäger gegen die Medienvergessenheit der Sprachwissenschaft ins Feld führte, dass nur die Signifikanten zur Identifizierung von Zeichen zur Verfügung stehen, weist nun Krämer

165 Krämer 2005a, 155; Hervorhebung i.O.

166 Krämer 2002, 332; eigene Hervorhebung.

167 „Die Stimme zeigt, was sie sagt“; „Die Stimme zeigt die Gestimmtheit“ (Krämer 2005a, 160).

168 „Auch Spuren werden interpretiert, doch sie gelten als ein prädiskursives, ein vorsemantisches Phänomen: Spuren sagen uns nichts, sondern sie zeigen uns etwas. Vor allem aber: das, was sie zeigen, muss beiläufig, also unbeabsichtigt entstanden sein – andernfalls handelt es sich nicht um eine Spur, sondern um ein bewusst als Spur inszeniertes Zeichen“ (Krämer 1998, 79).

169 Krämer 2002, 332.

170 Krämer 1998, 78.

171 Ebd., 79.

darauf hin, dass überhaupt „erst Zeichen gebildet, fixiert und übermittelt werden können“, wenn – jeweils historisch sich wandelnde – „stumme[]“, [...] materiale[] Strukturen von Medien“¹⁷² zur Verfügung stehen. Sie stellen Möglichkeitsräume des Umgangs mit Medien, der Performanz von Zeichen u.a. dar, wenn sie auch zumeist vom zeichenhaft inszenierten Sinn verdeckt werden: Die mediale Grundidee, dass Medien im Vollzug *transparent* werden, sich selbst also zugunsten der Sichtbarkeit einer Botschaft verschleiern, ist es, die ihre Beobachtung und Beschreibung so sehr erschwert. Darin findet sich aber auch die fundamentale Differenz von Medialem und Semiotischem: „Denn nun müssen wir über den präsentierten Sinn hinaus gelangen, um hinter und jenseits von ihm auf die verborgene Sinnlichkeit, Materialität, Körperlichkeit und Technizität des Mediums zu stoßen.“¹⁷³ Das Argument erinnert nicht von ungefähr an McLuhans Ansatz bzw. das von Kittler postulierte Technikapriori, die sich so verstanden als Widerparts zum Zeichen- oder Sprachapriori kategorisieren lassen. Krämer pointiert im Gegensatz zu ihnen jedoch die grundsätzliche Performativität von Medialität: Ob ein Medium Medium ist, hängt stets davon ab, dass Medien *als* Medien in Gebrauch genommen werden, dass ihre Botschaften als Botschaften interpretiert werden. Gerade die Figur der Spur macht dies deutlich, „[d]enn da die Ursache der Spurenbildung irreversibel vergangen ist, verhält sich der Spurenleser wie der ‚Adressat‘ einer Botschaft, dessen unfreiwilligen Absender er in Gestalt eines vergangenen Geschehens allererst zu ermitteln und zu rekonstruieren hat“¹⁷⁴. Auch wenn die Spur letztlich nie vollständig ausdeutbar ist¹⁷⁵, ist insofern nicht denkbar, dass eine vollständige Überwältigung des Menschen – ob im utopischen (McLuhan) oder dystopischen (Kittler) Sinne – durch Medien(techniken) möglich wäre. Um es mit Krämers Worten zu sagen: „*Es gibt immer ein Außerhalb von Medien*“¹⁷⁶, auch wenn Medien nicht bloß neutrale Kanäle zur Übertragung von Signalen sind. Sie weisen vielmehr kraft ihrer Materialität einen ‚Eigensinn‘ auf, den sie dem von ihnen Mediierten hinzufügen.

Medien sind, so lässt sich aus dieser ersten Skizze von Krämers Spur-Überlegungen also schließen, keineswegs einfache ‚Diskurserzeuger‘, deren Hervorbringungen nur als (verbale, schriftli-

172 Ebd., 90.

173 Krämer 2011, 58.

174 Krämer 2010, 220.

175 „In Antlitz und Stimme wird der Andere in einer Nacktheit gegenwärtig, stellt sich darin auf eine Weise bloß, die der kulturellen Codierung entkleidet und entglitten ist. Antlitz und Stimme liefern uns nicht einfach Bild und Ausdruck, welche wir als Erscheinung eines bestimmten, sich verbergenden Seins entschlüsseln können. Die Exteriorität, die uns in dem, wie wir den anderen wahrnehmen und hören, entgegentritt, ist nicht Manifestation von etwas Seiendem, sondern bleibt auf ein Inneres hin nicht auflösbar. Antlitz und Stimme als Spur des Anderen zeugen von dessen uneinholbarem Entferntheitsein. [...] Das aber, was unmittelbar gegenwärtig wird in der Spur [...] ist die unauflösbare Andersartigkeit, auch Unverfügbarkeit des Anderen, kurzum: Es ist der Andere als Entzug“ (Krämer 2005a, 162f.).

176 Krämer 2004a, 27.

che, fotografische, kinematographische o.a.) Zeichen zu verstehen sind, die diskursiv ein kulturelles Wissen verhandeln, indem sie es generieren, distribuieren und speichern. Fundiert wird Krämers Ansatz vielmehr durch die Annahme – und ohne diese wird auch der Spur-Begriff nicht plausibel –, dass

„Medien phänomenalisieren und [...] also Bezugnahme möglich [machen]. Doch indem Medien ‚erscheinen lassen‘, wird das, was dabei erscheint, zugleich transformiert, manchmal auch unterminiert. Kraft seiner Medialität birgt ein Vollzug immer auch einen Überschuss gegenüber dem, was vollzogen wird.“¹⁷⁷

Phänomenalisierung heißt für Krämer gerade nicht ‚Semiotisierung‘ oder Symbolisierung, man hat es also nicht mit einer Rückkehr des Zeichenaprioris in neuem Gewande zu tun. Gemeint ist damit vielmehr *Inkorporation*, d.h. ein ereignishafter Vollzug der Verkörperung von etwas, das außerhalb dieses Prozesses nicht existierte, wobei dieses ‚Etwas‘ nicht etwa ideeller Natur ist, sondern selbst immer schon – und hier ist die Nähe zu Jägers Transkriptivitätsidee spürbar – materialiter vorliegt. Anders formuliert: „Immer geht dem Medium etwas voraus; doch das, was ihm vorausgeht, ist zwar in einem anderen Medium, nie aber ohne Medium gegeben.“¹⁷⁸ Medien weisen also Wirkungen, eine Eigengesetzlichkeit auf, die allerdings nur dann in Erscheinung treten oder sich zu entfalten beginnen kann, wenn sie dem nachkommen, was Krämer als ihre vornehmliche Aufgabe begreift: das *Übertragen*: „Am Anfang ist also nicht das Medium, sondern sind zwei heterogene Felder, die miteinander in Austausch treten, zwischen denen etwas in Bewegung kommt und übertragen werden kann.“¹⁷⁹ Es ist dies als Einschränkung der „Überzeugung, dass Medien nicht der Übermittlung von Botschaften dienen, vielmehr am Gehalt der Botschaften – irgendwie – selbst beteiligt sein müssen“¹⁸⁰ zu verstehen. Die zweite große Metapher zur Erläuterung des Medialen ergibt sich aus dieser grundsätzlichen Annahme: Es ist die Figur des *Boten*. Der Bote ist etwas existenziell *anderes* als Absender und Adressat der Botschaft und auch etwas anderes als die Botschaft, wenn sie auch in oder von ihm *verkörpert* wird:

„Inkorporation und Exkorporation treffen sich im Boten. Was immer die Botschaft ist: Sie muss aus der Situation ihrer Genese ablösbar, transportierbar, überbringbar sein. Daher ist die Rede dem Boten selbst etwas Äußerliches. Die Abspaltung von Sinn und Sinnlichkeit, von Text und Textur, Form und Gehalt gewinnt im Boten eine handgreifliche Gestalt.“¹⁸¹

Bote und Spur werden bei Krämer so als *komplementäre* Konzepte begrifflich: Pointiert letztere die Eigengesetzlichkeit des Medialen, den Sinnüberschuss, den dessen Materialität erzeugt, weist ersterer auf den grundsätzlich funktionalen Charakter aller Medien hin, der insbesondere darin

177 Krämer 2003, 83.

178 Ebd., 85.

179 Krämer 2004a, 34.

180 Krämer 1998, 73.

181 Krämer 2011, 61.

liegt, dass eine Distanz zwischen zwei Instanzen existiert, die vom Boten, der als Mittlerfigur zwischen ihnen steht bzw. sich zwischen ihnen hin- und herbewegen kann, überbrückt wird. Medien sind also nicht (direkt) konstitutiv im Hinblick auf ihre Inhalte, andererseits hat man es aber auch nicht mit neutralen Kanälen zu tun: „Veränderung durch Übertragung“ ist hier die Maxime¹⁸², insofern vom Medium stets nur das übertragen werden kann, was bereits (medial) existiert. Auch Krämer geht also davon aus, dass Medien vornehmlich *iterativ* funktionieren:

„Handeln“ ist weniger Erschaffung im Sinne einer *creatio ex nihilo*, der originären Neu-Produktion, vielmehr der Gebrauch von etwas, das wir gerade *nicht* selbst hervorgebracht haben und das wir doch im Gebrauch zugleich verändern und unterminieren können. „Entstehung“ ist als Transformation, als ein „Anderswerden im Wiederholen“ zu denken.¹⁸³

Nun bleibt auch in der Stärkung der Übertragungsfunktion von Medien die Frage offen, wie dieses bereits Existierende zu konzipieren ist, auf das Medien sich beziehen, was sie vermitteln und vermittelnd transformieren. Handelt es sich dabei letztlich doch um Diskursives (im oben vorgeschlagenen, erweiterten Sinne)? Sind Medien also doch bloß Diskurserzeugungs-, -fortschreibungs- und -transformationsinstrumente, die den Aussagen schlicht kraft ihrer Materialität (nicht-symbolische) Gehalte hinzufügen können?

Wie auch immer man diese Frage beantworten möchte: Die Voraussetzung für die *Notwendigkeit* von Medialität in der Doppelperspektive von Bote und Spur ist jedenfalls die Prämisse, dass Medien Mittel zur *Kommunikation* sind. Sie werden konzipiert als Weisen der Überbrückung einer „grundständige[n] Distanz, Differenz und wechselseitige[n] Unzugänglichkeit“, wobei letztere „nicht einfach eine Erschwernis von Kommunikation, sondern deren Bedingung“¹⁸⁴ darstellen. Wenn Krämer aber Alterität als Voraussetzung für die Genese von Medialität setzt, wenn also die Grundlage für das Entstehen von Medien Sozialität darstellt – und nicht umgekehrt – lässt sich kritisch einwenden, dass nur schwerlich vorstellbar ist, wie eine solche Sozialität sich überhaupt ausbilden könnte, ohne dass man – kommunikativ vermittelte – Kooperationsfähigkeit ihrerseits voraussetzen müsste. Diese Reziprozität ist Krämer wohl bewusst: „Der Bote *stiftet* durch seine Mittlerstellung *eine soziale Relation*. Und es ist nicht abwegig zu vermuten, dass Drittheit und eben nicht Dualität die Keimzelle des Sozialen bildet; dass also erst in triadischen Interaktionen sich diese zu sozialen Institutionen verdichten.“¹⁸⁵ Vielleicht sind Medien also nicht transzendental, aber ihre Geburtsstunde muss doch zwingend – ebenso wie jene des Wissens und der Macht – mit der des Sozialen zusammenfallen. Insofern hat man es im Falle von Medien/Medialität mit

182 Krämer 2003, 84.

183 Ebd., 89; Hervorhebung i.O.

184 Krämer 2011, 59.

185 Ebd., 60; eigene Hervorhebung.

einer dritten anthropologischen Universalie (in je spezifischer historischer Ausprägung) zu tun, die beispielsweise auch die Sedimentierung von Institutionen grundlegend beeinflusst. An Foucault ist weiterhin die Vorstellung anschlussfähig, dass Medien im skizzierten Entwurf eine subjektkonstitutive Rolle zugesprochen wird. Ähnlich wie schon Jäger knüpft Krämer nämlich argumentativ an die Subjektpositionen an, die der Diskurs bereitstellt, wendet sie aber in eine Figur der Adressierung: „*Postalische Adressierbarkeit als Subjektconstitution*. [...] Adressierbarkeit ist Kontrollierbarkeit. [...] Als Subjekt existiert, was einen Platz im Diskurs so innehat, das ihm etwas zugestellt werden kann. Foucault erfährt also eine postalische Wendung.“¹⁸⁶ Diese Wendung versteht sich nun nicht ergänzend zu den diskursiven Subjektivationen, sondern möchte – ähnlich wie dies schon im Hinblick auf Kittler (Technik-) oder auch Jäger (Zeichenapriori) zu beobachten ist –, das historische Apriori durch ein Apriori der Übertragung *substituieren*. Man hat es hier also mit dem Versuch zu tun, Diskursivität nicht bloß im Medialen zu fundieren, sondern das ganze Feld des Wissens in Medialität aufgehen zu lassen, ganz so, als ob die Existenzfunktionen von Aussagen und Diskursen letztlich (ausschließlich) auf ihre mediale Verfassung zurückzuführen seien. Dabei hatte Foucault recht deutlich darauf hingewiesen, dass sich Aussagen durchaus auch dann als mit sich selbst identische identifizieren lassen, wenn sie von sehr unterschiedlichen Medien verkörpert werden – etwa durch die Übersetzung in eine andere Sprache, das Erscheinen in einer Neuauflage o.ä. Mit dem Begriff der Aussage ist also gerade das beschrieben, was sich gewissermaßen als ‚Kern‘ eines kulturellen, historischen Wissens durch alle materiellen Manifestationen hindurch *durchhält*, durch einen Medienwechsel also gerade *nicht* umgeschrieben wird. Nicht (allein) die Veränderung der Substanz der Aussagen, sondern vornehmlich die Neu- oder Re-Konfiguration ihrer Einbettung in historisch-kulturelle *Konstellationen* transformiert ihre Geltung. Der berechtigte und durchaus relevante Hinweis darauf, dass es – worauf das Spur-Theorem zielt – *Sinn-Überschüsse* gibt, die sich der jeweiligen Medialisierung verdanken, bleibt davon unberührt. Die Ordnungen des Wissens sind auch von den Ordnungen des Medialen nicht unabhängig – ebenso wenig, wie die Ordnungen des Wissens unabhängig von den Ordnungen der Macht zu denken sind –, aber es ist nicht sinnvoll, sie ineinsfallen zu lassen. Dabei liegt die Pointe der hier vorgetragenen Kritik nicht darin, eine Unterscheidung von Medium und Form, wie sie etwa von Niklas Luhmann in Anlehnung an Fritz Heider vorgeschlagen wurde, ins Recht zu setzen, also nicht darin, Medien als lose gekoppelte Elemente zu verstehen, die sich zu eng gekoppelten Formen (= Diskurse) zusammenschließen (lassen).¹⁸⁷ Es soll auch nicht ein Medium gleichsam semiologisch als Signifikantenseite komplexer Zeichen angesehen werden, de-

186 Krämer 2012, 75; Hervorhebung i.O.

187 Vgl. etwa Luhmann 2000, 30.

ren Signifikate in Form von Diskursen vorlägen (wie sich etwa Jäger lesen lässt). Vielmehr möchte ich darauf hinweisen, dass Medien *nicht nur* Aussagen prozessieren, *nicht nur* erlauben, ein Wissen zu generieren, zu distribuieren und zu vermitteln, sondern dass sie zugleich Sinn-effekte produzieren, soziale Beziehungen herstellen usw., die gewissermaßen außerhalb formeller Kontexte u.a. Kommunikation ermöglichen.¹⁸⁸ Damit sind sie durchaus *auch* die Voraussetzung für ein Wissen: „Kein Wissen bildet sich ohne ein Kommunikations-, Aufzeichnungs-, Akkumulations- und Versetzungssystem, das in sich eine Form der Macht ist und in seiner Existenz und seinem Funktionieren mit den anderen Machtformen verbunden ist“¹⁸⁹, meint Foucault. Das heißt aber nicht, dass Medien *nur* Wissen prozessieren. Umgekehrt ist Wissen seinerseits wiederum als Voraussetzung für die Etablierung von Medientechnologien zu verstehen, insofern es sich dabei um Komplexe kultureller Monumente und Praktiken handelt. Daher ist auch Sprache als (kommunikative) Praxis in einen solchen Medienbegriff zu inkludieren. Kommunikation und Wissen lassen sich also durchaus voneinander scheiden, und wenn auch an beiden Prozessen Medien notwendig (produktiv) beteiligt sind, gehen letztere doch nicht in ersteren auf noch umgekehrt.

Nun stellt sich aber die Frage: Lassen sich über den hier für die ‚medienmarginalisierend‘ genannten Ansätze über Kittlers Technikapriorismus bis zu Jägers Transkriptivitäts- und tendenziell auch Krämers Botenkonzept zu konstatierenden (von Krämer selbst so bezeichneten) ‚Kommunikationszentrismus‘¹⁹⁰ (der einzig McLuhan so nicht zu diagnostizieren ist) hinaus noch andere Bestimmungsmerkmale des Medialen ermitteln? Muss nicht angenommen werden, dass Medien nicht ‚nur‘ soziale Beziehungen stiften, sondern eben auch – unabhängig von der Kommunikationsprämisse – Subjekt und Objekt, Mensch und Welt als ‚heterogene Felder‘ relatieren? Gerade die Apparatusdebatte hatte doch genau dies in den Fokus gerückt: die Frage nämlich – wenn sie dort auch ideologiekritisch gefärbt gewesen sein mag –, wie nicht bloß etwas kommuniziert wird, sondern vor allem, wie etwas zur Wahrnehmung kommt. Um es mit Lambert Wiesing zu sagen: „Medien erlauben, dass an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten nicht nur das gleiche, sondern auch dasselbe produziert wird“¹⁹¹, indem sie „Dinge sichtbar [machen], die ohne

188 „Die Funktion des ‚Wahr-Sagens‘ hat nicht die Form des Gesetzes anzunehmen, ganz so wie es auch vergebens wäre zu glauben, dass sie ganz selbstverständlich in den spontanen Spielen der Kommunikation ihren Platz hätte“ (DeE IV, 836) – d.h. kommunikative Prozesse inhärieren nicht selbstverständlich auch diskursive Wissens-Prozessierung. Dass Kommunikation und Diskurs zudem unterschiedlichen Rationalitäten folgen, betont Foucault ebenfalls: Die Macht „unterscheidet sich von der Rationalisierung, die den Wirtschaftsprozessen oder den Produktions- und Kommunikationstechniken eigentümlich ist; sie unterscheidet sich auch von der Rationalität des wissenschaftlichen Diskurses“ (DeE IV, 197).

189 DeE II, 486.

190 Krämer 2012, 67; Hervorhebung i.O. Darin „gibt das Kommunizieren gegenüber dem Wahrnehmen die privilegierte Urszene der Mediatisierung ab“ (ebd.).

191 Wiesing 2012, 244.

Medien überhaupt nicht sichtbar sein könnten, weil sie physiklos sind¹⁹² – d.h. nicht etwa, dass ‚Ideen‘ oder ‚Geist‘ dargestellt würden, sondern Medien ermöglichen, dass man sich (etwa denkend) insofern auf etwas beziehen kann, das ‚selbig‘ bleibt, auch wenn sich der jeweilige chronotopische Zusammenhang verändert, als es vorstellbar wird. Sie ermöglichen also gewissermaßen ‚Offline-Fähigkeit‘, indem sie wahrnehmbar machen, was gerade *nicht anwesend* ist. Krämer weist nun darauf hin, dass Medien im Vollzug dessen – und auch außerhalb eines streng anthropomorphen kommunikativen Geschehens – durchaus einen Bezug zum ‚Realen‘, eine ‚Referenz‘ also, besitzen. Dabei handelt es sich aber mitnichten um eine einfache ‚Eins-zu-eins-Abbildung‘ wie etwa der Topos des *finestra aperta* dies nahelegt. Am Beispiel des (Stadt-)Plans wird im Gegenteil offenbar, dass Medien repräsentieren, indem sie – gerade um transparent zu werden – das, auf was sie Bezug nehmen, in gewisser Hinsicht (um-)formen:

„Die Verzerrung ist keine Störung ihrer Repräsentationalität, sondern deren Bedingung. Welche Aspekte jeweils proportional bewahrt und welche verzerrt werden, ist dann eine soziale Entscheidung: nicht Topologie und nicht Topographie, sondern allein die Zwecke, denen topographische Karten dienen, bestimmen die bevorzugten Verzerrungsmethoden. Jedenfalls sehen wir: Repräsentationalität und Relativität, Realismus und Konstruktivismus, *Transparenz und Opazität von Karten schließen sich nicht aus*, sondern ein.“¹⁹³

Um Karten zu benutzen, um sich also anhand ihrer zu orientieren, muss man daher gerade das „*Artifizielle naturalisieren*“¹⁹⁴ statt umgekehrt das Natürliche zu artifizialisieren. Die Karte opak zu machen heißt dann, sichtbar zu machen, in welcher Weise dies geschieht, d.h. welche Kriterien der Darstellung bei der Herstellung von Karten angelegt werden, welchen „Produktionsbedingungen“¹⁹⁵ sie also unterliegen, zu denen auch „solche der Politik und der Macht“¹⁹⁶ gehören. Dabei gilt sowohl für die wahrnehmungsstiftende wie die kommunikationstragende Rolle von Medien: „Vermittlung hat also ein Doppelgesicht, sie kann als symbolischer Akt (zusammenwerfend), aber auch als diabolischer Eingriff (auseinander-dividierend) auftreten.“¹⁹⁷ Verständigung als (Kommunikations- und) Medientelos hat, wenn man so möchte, ausgedient. Medien bilden in ihrem Vollzug daher nicht ab, sondern bilden, wenn man so möchte, Wahrnehmungs- und/oder Deutungsangebote (etwa von/für urbane/n Räume/n) unter Nutzung spezifischer materieller Qualitäten *aus*, wobei sie Determinationen ausgesetzt sind, die ihrerseits selbst nicht zwingend medialer (aber etwa diskursiver oder institutioneller) Natur sind. Inwiefern Medien (neben ihrer

192 Ebd., 246.

193 Krämer 2010, 225. Paradigmatisch steht dabei die Spur für die „Opazität“, d.h. die Sichtbarkeit des Medialen, und der Bote für seine Unsichtbarkeit, die „Transparenz“ (ebd., 216), die allererst die Möglichkeit eröffnet, die materialen Bedingungen von Kommunikation sichtbar werden zu lassen.

194 Ebd., 222.

195 Ebd.

196 Ebd.; „nicht ‚was‘ eine Karte repräsentiert, sondern ‚wie‘ sie dies tut, wird damit zur alles entscheidenden Frage“ (ebd.).

197 Krämer 2012, 73.

materiellen Monumentalität) aber auch als *Praktiken* begreiflich sind, mithin *Kulturtechniken* befördern, lässt sich zuletzt beispielhaft unter Rückgriff auf Krämers Schriftstudien darlegen. Darin wird Schrift als Möglichkeitsbedingung einer Technik verstanden, die eben nicht (nur) die Fixierung mündlicher Äußerungen erlaubt, sondern etwa – dank ihrer „notationale[n] Ikonizität“¹⁹⁸, ihrer Schriftbildlichkeit also – (komplexe) Rechenoperationen ermöglicht. Schrift wird im Zusammenhang mit dem Rechnen dann nicht länger bloß als (womöglich der Sprache auch noch nachträgliches) *Zeichensystem* fassbar, sondern zum *Instrument* eines Verfahrens, das ohne sie nicht durchführbar wäre: Um (nämlich in einer bestimmten Komplexitätsstufe) rechnen zu können, braucht es die Diagrammatikalität von Schrift – aber man muss beispielsweise die Bedeutung der Zahl ‚0‘ nicht kennen, um sie in einer Rechenoperation *benutzen* zu können. Manipulation wird so von Sinninszenierung in gewisser Hinsicht *abtrennbar*.¹⁹⁹

7.2 Felder des Medialen

Wenn also Medien, wie es mithilfe der Skizze von Krämers Vorschlag deutlich geworden ist, *mehr* sind als bloße Diskurserzeuger, wenn ihnen im Gegenteil nicht bloß eine über den Diskurs (im Sinne Foucaults verstanden als ‚Konfigurator‘ von Aussagen, die Wissensstatus besitzen) hinausgehende figurative oder korporative Kraft zugeschrieben werden muss, und sie zudem auch Ermöglichungen von (anderen, weniger den Vermittlungscharakter in den Vordergrund stellenden) Kulturtechniken darstellen, muss nun erneut die Frage nach dem Ort des Medialen im Dispositiv wiederaufgenommen werden, die im Ausgang der Mediendispositiv-Reflexionen in Kapitel 6.5 schon einmal gestellt wurde. Sie lässt sich nun noch einmal präzisieren: Egal, wie elaboriert oder nah an der hier vorgelegten Foucault-Rezeption die dort vorgestellten Konzepte nämlich auch sein mögen – ist es eigentlich überhaupt sinnvoll, von einem *Medien*-Dispositiv zu sprechen? Handelt es sich dabei nicht viel mehr, wie bereits im Hinblick auf das ‚Macht-Dispositiv‘ konstatiert, um eine Tautologie? Anders formuliert: Wenn nun Medien eigentlich als essenzielle Figuren der Vermittlung *zwischen* heterogenen Feldern verstanden werden sollen, die Sozialität allererst ermöglichen – nun, dann lassen sich doch weder Wissens- noch Machtbeziehungen eigentlich denken, ohne anzunehmen, dass Medien in und möglicherweise noch *vor* ihren

¹⁹⁸ Krämer/Bredekamp 2009, 20.

¹⁹⁹ „Kulturtechniken sind (1) operative Verfahren zum Umgang mit Dingen und Symbolen, welche (2) auf einer Dissoziation des impliziten ‚Wissen wie‘ vom expliziten ‚Wissen dass‘ beruhen, somit (3) als körperlich habitualisiertes und routinisiertes Können aufzufassen sind, das in alltäglichen, fluiden Praktiken wirksam wird, zugleich (4) aber auch die ästhetische, material-technische Basis wissenschaftlicher Innovationen und neuartiger theoretischer Gegenstände abgeben kann. Die (5) mit dem Wandel von Kulturtechniken verbundenen Medieninnovationen sind situiert in einem Wechselverhältnis von Schrift, Bild, Ton und Zahl, das (6) neue Spielräume für Wahrnehmung, Kommunikation und Kognition eröffnet. Spielräume, (7) die in Erscheinung treten, wo die Ränder von Disziplinen durchlässig werden und den Blick freigeben auf Phänomene und Sachverhalte, deren Profil mit den Grenzen von Fachwissenschaften gerade *nicht* zusammenfällt“ (Krämer/Bredekamp 2009, 18.)

Konfigurationen und, wichtiger noch, bei den Subjektwirkungen, die sie zeitigen, eine zentrale Rolle spielen. Stellt man zudem in Rechnung, dass McLuhans Intuition, derzufolge Medien Umwelten schaffen, nicht völlig fehlgeht, erhärtet sich diese Annahme. Die folgenden Überlegungen versuchen daher auszuloten, ob bzw. wie sich unter diesen Eindrücken Medialität und Medien in Analogie zu Foucaults Feldern des Wissens (Kapitel 2.6) und den von mir vorgeschlagenen Feldern der Macht (Kapitel 4.5) konzipieren lassen, um dann im letzten Schritt zu einer Reformulierung des Dispositivkonzepts zu gelangen, das die eigentümlichen Beziehungen zwischen Macht, Wissen und Medialität zu verdeutlichen vermag.

7.2.1 Medium

Wenn auch die hier dargelegten Konzeptionen von Medien teils stark divergieren, lässt sich doch zumindest eins unzweifelhaft konstatieren: Medien *existieren*, welche Leistungen man ihnen auch zuzuschreiben geneigt ist. Ich möchte darüber hinaus – teils in Anlehnung an das zuvor Dargestellte – vorschlagen, unter Medien Folgendes zu verstehen:

1) Medien sind sinnlich wahrnehmbar, oder jedenfalls *bringen* sie sinnlich wahrnehmbares *her*vor, d.h. sie *aisthetisieren* bzw. *phänomenalisieren*. Sie machen also wahrnehmbar, was vorher nicht wahrnehmbar war, indem sie (bereits vorhandene Inhalte anderer Medien) iterativ oder (Neues) konstitutiv verkörpern. Der Vollzug der *Verkörperung* ist als performativer Akt zu modellieren, bei dem daher *stets* etwas erscheint, das vor der Performanz *nicht existierte*. Letzteres lässt sich an einem Beispiel leicht plausibilisieren: Die Fotografie von jemandem, so eine recht weit verbreitete Alltagsannahme, zeigt den Fotografierten aufgrund von ähnlichen Merkmalen; diese Merkmale sind daher das am Foto Relevante. Nun ist dem trivialerweise nicht so:

„Das Bildobjekt ist sichtbar, doch es hat Eigenschaften, welche eine reale sichtbare Sache nicht haben kann, weshalb man ein Bildobjekt auch kaum mit einer realen Sache verwechselt: Es wird nicht älter; es lässt sich nicht berühren; es kann nicht unter einem Mikroskop untersucht werden; es kann sich nicht bewegen; es kann keine physikalischen Wirkungen auslösen – und es kann nicht von der Seite betrachtet werden.“²⁰⁰

Das von Medien Geschaffene ist insofern vielmehr ein ‚Ding‘, eine *Positivität*, die von dem, was sie denotiert, deutlich differiert. Ob man also Medien als Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis verstehen möchte oder nicht, eins bleibt doch unzweifelhaft: *Medien stiften Wirklichkeit(en)*, die außerhalb ihrer selbst gar nicht erst existieren. Und sie tun dies auf je idiosynkratische Weise: Wie das insbesondere von den Apparatustheoretikern bearbeitete Beispiel der Zentralperspektive zeigt, changieren die Darstellungsweisen von einzelnen Medien zwischen Mimesis und Konstruktion von Welt dahingehend, dass sie einerseits an (etwa physiologische) Wahr-

²⁰⁰ Wiesing 2012, 246.

nehmungsvoraussetzungen anschließen (oder dies vorgeben), andererseits Wahrnehmungsweisen durch in ihnen sich sedimentierende Darstellungskonventionen beeinflussen. Insofern macht es einen *Unterschied*, ob jemand fotografiert oder etwa gezeichnet wird – die jeweils entstehenden ‚Bildobjekte‘ unterscheiden sich, je nachdem, ob sie als Diapositiv oder als mit Graphit bedecktes Papier existieren.

Daher wird begreiflich, dass Medien 2) kraft ihrer *Materialität* ihre Denotate (die sich nicht auf Phänomene der ‚Welt‘ beschränken, sondern durchaus auch in symbolischer Form vorliegen bzw. mentale Entitäten darstellen können – falls man letztere nicht ohnehin als immer-schon symbolisch modellieren möchte) überformen und so einen *Überschuss* erzeugen. Dieser Überschuss ist vor allem sinnlicher Natur – es ist mehr und anderes wahrnehmbar als zuvor –, aber bietet damit auch die Möglichkeit eines Sinnüberschusses. *‚Sinnlichkeitsüberschüsse‘ sind stets als Existenzbedingungen von Sinnüberschüssen²⁰¹ zu denken.* Wenn Medien sich also vor allem aufgrund ihrer Materialität voneinander unterscheiden, dann gilt auch, dass verschiedene Medien verschiedene Überschüsse zu erzeugen in der Lage sind, und so wird beispielsweise erklärlich, inwiefern sich eine schriftlich verfasste Wegbeschreibung von einer Karte unterscheidet. Der Überschuss an Sinnlichkeit hat aber auch andere Effekte als die, Sinn-Überschüsse zu generieren, also deutbare, kommensurable ‚(Zusatz-)Inhalte‘. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass Medien auch *ästhetische* Überschüsse erzeugen, dass sie also etwas ‚zeigen‘, was sich nicht ‚sagen‘ lässt.²⁰² Solche Überschüsse evozieren dann z.B. affektive Reaktionen, die eben *nicht* in etwas aufgehen, was sich in Bedeutungskategorien beschreiben lässt.²⁰³ Insofern lassen sich Medien – ähnlich wie Aussagen und institutionelle Elemente – als *Monumente* fassen, die anhand ihrer Eigenschaft, ein ‚Ding‘ zu sein (welches nicht allein von ihrer Substantialität abhängt), und eben nicht, indem man sie wie einen Text behandelt, also nicht anhand einer konventionalisierten (und lesbaren) Bedeutsamkeit, in den Blick genommen werden müssen.²⁰⁴

Nun ist mediale Materialität 3) aber bloß dann in ihrer Eigengesetzlichkeit zu beobachten, sie kann also nur dann *opak* werden, wenn Medien *als* Medien verwendet werden. Medien lassen sich also nicht bloß als *Monumente* verstehen, sondern es sind an Medialität auch stets *Praktiken* geknüpft, die diese Monumente *prozessualisieren*. Medienpraktiken sind, ebenso wie es für

201 Vgl. etwa Mersch 2006, 24: „Weil jedoch die Darstellung ganz in Form aufgeht, am Material aber ihre Widerständigkeit findet, bleibt ein chronischer Riss, eine Disparität, die dafür verantwortlich ist, dass jede Einheit scheitert“.

202 Vgl. dazu etwa Mersch 2002.

203 Jeder, der vor einmal vor einem Gemälde aus Yves Kleins *Monochrom Blau*-Reihe stand, weiß, was damit gemeint ist.

204 Zu diesem Schluss kommt auch Régis Debray in seiner *Mediologie*: „Das Wort kommuniziert, der Stein übermittelt. Von daher geht die Logistik des Sinnes über die Logik des Codes hinaus“ (Debray 2003, 38).

Macht- und Aussagepraktiken bereits konstatiert wurde, meist mehr oder weniger konventionalisiert, also in gewisser Weise ritualisiert. Erst der performative Akt des medialen Vollzugs – also, etwas profaner formuliert, erst die Benutzung eines Fotoapparats, um ein Bild zu machen, das Einschalten des Fernsehers, um sich die Nachrichten anzusehen, erst das Sprechen zu meinem Gegenüber – bringt diese Materialität als intentionales Objekt hervor, d.h. als Phänomen, das von-jemandem als-etwas wahrgenommen wird. Nun ist aber der medientheoretische Topos weit verbreitet, dass Medien in ihrem Vollzug *verschwinden*, also *transparent* werden. Man kann, so formuliert Mersch, die „Luzidität der Darstellung nur dort gelingen lassen, wo das Medium transparent, d.h. zugleich ganz entstofflicht wird“²⁰⁵. So entsteht die paradoxe Figur des ‚Entziehens im Erscheinen‘²⁰⁶, die mit Medien meist verbunden wird. Erst die *Störung* dieses Vollzugs, die historisch meist als fehlerhafte Übertragung, also als Störung des Kanals modelliert wird, stellt die zur Betrachtung von Medien nötig scheinende Opazität her – um den Preis, dass gestörte Medien ihrer Aufgabe, Inhalte zu übermitteln, nicht mehr nachkommen. An dieser grundlegenden Konstellation ändert sich nichts, ob nun die Störung wie in der Informationstheorie als ‚noise‘²⁰⁷, also als ‚Rauschen‘ konzipiert, oder ob sie als produktive Unterbrechung verstanden wird, die Anlass zu (kommunikativen) Anschlusshandlungen bietet.²⁰⁸ Dabei ist doch die Normativität des Transparenzgedankens offensichtlich: Medien *funktionieren* nur dann so, wie sie es *sollen*, wenn sie *ungestört* übertragen. Daraus gewinnt Krämers Botenmetapher ihre Geltung, und auch die (etwas merkwürdig scheinende) Opposition von Kunst und Medien nährt sich aus dieser Prämisse.²⁰⁹ Stellt sich die Frage, was ‚Ungestörtheit‘ überhaupt heißen soll: Ist Picassos *Guernica* deswegen ein Beispiel für die grundsätzliche ‚Stör-Kraft‘ der Kunst, weil nur Gemälde, die sich der zentralperspektivischen, auf *einen* Zeitausschnitt beschränkten Darstellung

205 Mersch 2006, 24.

206 Rolf Parr und Matthias Thiele vermerken mit Blick auf die Parallele von Medien und Panoptismus: „Denn von den Medienwissenschaften her gedacht, wäre die Formel ‚sehen, ohne gesehen zu werden‘ auch als Definition von ‚Medium‘ zu sehen“ (Parr/Thiele 2007, 99 – der Text ist nahezu identisch auch erschienen in: dies. 2008).

207 Weaver 1964, 8; Hervorhebung i.O.

208 Wie etwa von Jäger im Zusammenhang mit Störungen der sprachlichen Kommunikation diskutiert. Vgl. dazu Jäger 2004e.

209 Mersch legt mit seiner ‚Negativen Medientheorie‘ einen Vorschlag vor, die sich prinzipiell der Beobachtung im Funktionieren entziehenden Medien anhand ihrer Reflexion durch die Künste beschreibbar zu machen, denn „[d]iese spalten das Medium, wenden es gegen sich selbst, verstricken sich in Widersprüche, um die medialen Dispositive, die Strukturen der Narrativität und Sichtbarmachung zu demaskieren, während jene sie bloß anwendet und fortsetzt“ (Mersch 2006, 227). Sie stellen also, wenn man so will, gesetzte Störungen dar. Deswegen sind Künste aber nicht a-medial vorstellbar – Gemälde, Fotografien, Inszenierungen theatraler oder musikalischer Natur, Performances usw., die nicht mediieren, also wahrnehmbar machen und dieses Wahrnehmbare damit zugleich de-lokalisieren und de-chronologisieren, existieren wohl nicht. Insofern weicht dieser Ansatz bloß auf einen (möglicherweise) im Vergleich zu ‚Alltagsmediengebrauch‘ anders gearteten *Inhalt* von Medien aus. Dass diese Inhalte aber als ‚anders‘ verhandelt werden, ist eine Frage ihrer kulturellen Geltung, und diese ist, wie deutlich wurde, ein *diskursiver Effekt*. (Wenn Mersch hier zudem von ‚medialen Dispositiven‘ spricht, ist klar, dass damit eher die Lyotardsche Auffassung des ‚Energie-Schaltplans‘ gemeint ist als die von Foucault geprägte Auffassung.)

bedienen, *transparent* sind? Ist die Multiperspektivität des Kubismus deswegen grundsätzlich nur im Modus der Störung verfügbar? – Man hat es im Falle von ‚Transparenz‘ wohl eher mit Normen zu tun, die im Falle des Medialen u.a. sich in Form von *konventionalisierten Verkörperungen* niederschlagen, als mit einer ‚ungestörten‘, und d.h. auch *richtigen* Darstellung. Hier zeigt sich also nicht die ‚Natur des Medialen‘, sondern im Gegenteil die Verbindung des Medialen mit den je geltenden historischen Aprioris. Dieser Zusammenhang ist es wohl, den Krämer meint, wenn sie Kulturtechniken und Kunst voneinander scheidet:

„Kunst‘ steht hier für das Unerhörte, für Überraschung, Ereignis, Phantasie, Einzigartigkeit, Komplexität, faszinierte Aufmerksamkeit, für den Bruch mit dem Vertrauten, kurz: für *Innovation*. ‚Kulturtechnik‘ meint dagegen Veralltäglichsung, Routinisierung, Ritualisierung, Gewohnheitsbildung, Dispensierung der Aufmerksamkeit, kurz: *Wiederholung*.“²¹⁰

Im Verhältnis von Kunst und Kulturtechnik zeigt sich sehr viel deutlicher die oben konstatierte Ambiguität der Produktivkraft von Medien als in der Annahme, Medien könnten ‚Aggregatzustände‘ wie Transparenz oder Opazität annehmen: Medien oszillieren vielmehr zwischen Innovation und Iteration, die je davon abhängen, welche medialen Praktiken (die durchaus auch, wie de Certeau verdeutlicht, ‚minoritärer‘ Natur sein können) die sedimentierten medialen Monumente iterieren. Konkreter formuliert: Halten sich beispielsweise Künstler an die Maßgabe der Zentralperspektive, hat man es mit einer Iteration zu tun, die gleichwohl stets *transformiert* – diskontinuierliche Effekte (= Innovation) produziert aber eher die (damals minoritäre Praktik der) Zersplitterung der Perspektiven, wie sie sich in Picassos Kubismus‘ findet.

Medien sind, davon muss 4) ausgegangen werden, Mittel oder Instrumente, die sich dadurch von Werkzeugen unterscheiden, dass sie nicht bloß etwas ‚besser‘ oder ‚leichter‘ zu tun erlauben, was ohnehin schon getan werden kann, sondern dass sie Formen des Handelns erlauben, die es außerhalb ihrer *nicht gibt*.²¹¹ Es sind dies *Praktiken der Vermittlung*: „Es gibt Medien, weil es Alterität gibt. Alterität meint ein ‚Anderes‘, das sich dem Zugriff zunächst verweigert, das eines Dritten bedarf, um seine Vermittlung, seine Symbolisierung, Aufbewahrung, Übertragung oder Kommunizierung zu garantieren“²¹². Damit ist Medialität mit einem Zweck verbunden, sie ist, wenn man so möchte, *nutzenorientiert*. Ähnlich wie Diskurse zur Bildung eines Wissens und Institutionen zur Ausübung von Macht, dienen Medien der Herstellung von Beziehungen, wobei diese Beziehungen sowohl kommunikativ-sozialer als auch ästhetischer oder epistemologischer Natur sein können. Dieser Nutzen ist – wiederum analog zu Diskursen und Institutionen – an *Monumente*, d.h. die je materiellen Sedimentierungen von Medien, und *Praktiken*, d.h. die Wahl

210 Krämer 2003, 86; Hervorhebung i.O.

211 Vgl. zu diesem Gedanken etwa Krämer 1998, 17; Wiesing 2012, 243f.; Tholen 2002, 169ff. u.a.

212 Mersch 2006, 9.

von Handlungsalternativen und die tatsächliche Ausführung der gewählten Handlungen²¹³, gebunden. Am Beispiel des Mediums Sprache kann deutlich werden, was damit gemeint ist: Sprache existiert, wo sie gesprochen wird (wie man sieht, wird hier keine kompetenztheoretische Auffassung von Sprache vertreten), aber es ist davon auszugehen, dass die historisch tatsächlich getätigten Äußerungen bewahrt werden: Sie sind der monumentale Anteil des Mediums. Nun sind diese Äußerungen aber gleichsam stillgestellt, wenn sie nicht iteriert – also gesprochen oder gehört – oder an ihrem Vorbild neue Äußerungen generiert werden: Medien – wie Diskurse und Institutionen – erlangen nur dann (historische und kulturelle) Geltung, wenn sie performiert werden. Ich schlage daher vor, *Medien als Konfigurationen von medialen Monumenten und medialen Praktiken zu fassen*. Die Performanz von Medien ist indes nicht vom Willen der sie performierenden Subjekte abhängig; ihre Natur und Geltung wird nicht von Subjekten (allein) verliehen, und das zeigt sich immer dann in besonderer Deutlichkeit, wenn aus dem Zusammenspiel von Monumenten und Praktiken Effekte resultieren, die weder vorgesehen waren noch vorherzusehen sind: *Diskontinuitäten* finden sich auch auf den Feldern des Medialen. Es lässt sich etwa die Nutzung und Nutzbarkeit der Schrift für das Rechnen als ein solch unvorhergesehener Effekt fassen, der sich insofern fortsetzt, als er die Grundlage für die komplexen Algorithmen der (gar nicht mehr so) ‚Neuen Medien‘ bildet. Sie wiederum waren nicht als (Kommunikations-)Medien ‚gedacht‘ und doch gilt ihr Erscheinen heute als *die* „Zäsur der Medien“²¹⁴ – die etwa Kittler inspirierte, die totale Berechenbarkeit der Welt, den Verlust aller ‚alten‘ Medien sowie schlussendlich den Tod des Menschen zu konstatieren.²¹⁵ All dies unterlag nicht der Intention Einzelner, und auch nicht, um es mit Foucaults Worten zu sagen, ‚einer allgemeinen Rationalität‘, sondern ergab sich als Effekt aus einer komplexen Konfiguration, zu der nicht nur Medien gehören.²¹⁶

Medien lassen sich 5) zusammenfassend selbst als *Konfigurationen* von medialen Monumenten und medialen Praktiken fassen, die sich nicht Wissen oder Macht, sondern *Medialität* oder *Vermittlung* verdanken. Als solche Konfigurationen stiften sie Wirklichkeit(en), weil sie Objekte hervorbringen, die den Menschen – mit McLuhan gesprochen – als *Umwelten* dienen. Sie stiften aber auch *Gemeinschaft*, weil sie ‚heterogene Felder‘, etwa Menschen, allererst befähigen, miteinander in Beziehung zu treten. Beide Effekte – Gemeinschaft und Umwelt – werden von Medien nur insofern hervorgebracht, als sie als Konfigurationen im oben genannten Sinne fungieren, ohne dass es sich dabei um Wirkungen handelte, die von den Handelnden (immer) intendiert

213 Ähnliches – wenn auch stärker einer Kommunikationsprämisse des Medialen verpflichtet – schlägt Johanna Dorer vor, indem sie mit Blick auf das Internet postuliert, man solle es als „Kommunikationstechnologie und als Kommunikationstechnik“ betrachten (Dorer 1999, 295; eigene Hervorhebung).

214 So der Titel von Tholen 2002.

215 Vgl. Kapitel 7.1.2.2.

216 Vgl. dazu die folgenden Ausführungen, v.a. Kapitel 8.2.

wären. Mediale Monumente – Medientechniken, -apparate, aber auch natürliche Medien wie Stimme oder Körper; all das also, was physikalisch konkret existiert am Medium – determinieren dabei die performativen Akte, die den handelnden Subjekten möglich sind.²¹⁷ Darüber hinaus zeigen sie aber auch in einem über den medialen Vollzug hinaus reichenden Sinne *Subjektwirkungen*: So wird, was Baudry als ideologischen Effekt markiert hat, was Hickethier meint, wenn er die Programmordnung des Fernsehens in eine Nähe zu den Demokratisierungsprozessen im Nachkriegsdeutschland rückt, was Distelmeyer als (neoliberale) Flexibilisierung beschreibt und was auch von vielen anderen (meist mit dem ‚Medien‘dispositiv beschäftigten) Autoren geschildert wird, in einer Terminologie fassbar, die die konstitutive Kraft des Medialen zu beschreiben erlaubt, ohne sie zugleich mit den Subjektwirkungen der institutionellen Machtmonumente und -praktiken in eins fallen zu lassen. Medien leisten Subjektivierung: Das wird etwa deutlich, wenn Menschen vom Verfügbarkeitsimperativ des Handys als stets erreichbare, also auch lokalisierbare (und letztlich kontrollierbare) Subjekte konstituiert werden.²¹⁸ Das Mobiltelefon wird

„in einem körperlichen Sinne Teil der Intimsphäre einer Person. Als portables Medium, das die Besitzer immer mit sich führen, verlässt das Handy häufig selbst beim Schlafen nicht mehr den Radius des peripersonalen Nahraums. Damit vollzieht sich einerseits eine orts- und zeitunabhängige Ausdehnung des personalen Kommunikationsraumes. Andererseits dringen die von außen kommenden Kommunikationsaufrufe nun unmittelbar in die körperliche Intimsphäre ein“²¹⁹.

Hier wird deutlich, dass man es zunächst einmal *nicht* mit einem dispositiven Gefüge zu tun hat, das diese Subjektivierungsleistungen oder -wirkungen erbringt. Die Konfiguration von Vermittlungs-Monument und -Praktik, die man als ‚Medium Handy‘ bezeichnet, konstituiert das Subjekt in der beschriebenen Weise, und sie lässt sich (zumindest analytisch) durchaus sauber von diskursiven und institutionellen Faktoren trennen. Sie bewirkt nicht bloß das stets erreichbare Subjekt, sondern bedingt auch den „Wunsch[] nach kontinuierlicher kommunikativer Verbindung“²²⁰. Zuletzt lässt sich daher festhalten, dass *Medien subjektivieren*:

„Medien zwingen also ihre Nutzer immer schon qua ihrer Anordnungsstruktur, sich auch leiblich in eine bestimmte Position zum Apparat zu begeben, die Wahrnehmung erst erlaubt (bei visuellen Medien ist es beispielsweise eine bestimmte Distanz, die zum Sehen nötig ist). Damit ist je nach Medium eine mehr oder weniger restriktive Choreographie ihrer Nutzung vorgegeben. [...] Das Akzeptieren dieser durch die dispositive Anordnung gesetzten Wahrnehmungsbedingungen [sic] ist die Grundvoraussetzung für das Gelingen medialer Kommunikation.“²²¹

217 Auch darauf verweist Dorer: „Hand in Hand mit der Ausdifferenzierung der Medientechnologie geht die Ausdifferenzierung der kommunikativen Techniken“ (Dorer 1999, 296).

218 Vgl. Linz 2008.

219 Ebd., 176.

220 Ebd., 174.

221 Lenk 1996, 11. Selbstverständlich ist bei der von Lenk beschriebenen medialen Konfiguration eben gerade nicht

Die strukturelle Parallele von Medien zu Diskursen und Institutionen ist, das fundieren die obigen Ausführungen, kaum zu übersehen. Aus ihr ergibt sich eine Reihe von Anschlussfragen:

- 1) Wenn Medien allererst Gemeinschaft(en) stiften, Umwelt(en) konstituieren, Subjektwirkungen evozieren: Muss dann nicht von einem medialen Apriori analog zu den oben konstatierten historischen und strategischen ausgegangen werden?
- 2) Wenn sich Diskurse (beispielsweise thematisch) zu diskursiven Formationen konfigurieren und Institutionen zu Diagrammen zusammenfassen lassen, ist dann auch eine Ordnungsebene ‚oberhalb‘ des (Einzel-)Mediums zu konstatieren?
- 3) Wenn Aussagen (als Monumente und Praktiken) in Archiven, Machtmonumente und -praktiken in Arsenalen ‚gespeichert‘, aufbewahrt, aus ihnen entnommen und überformend aktualisiert werden – muss dann nicht auch von einer analogen Instanz im Hinblick auf das Mediale ausgegangen werden?
- 4) Ist, analog zur Episteme und zur Strategeme, auch gleichsam von einer ‚Sphäre des Medialen‘ auszugehen? Lassen sich also alle existierenden und denkbaren Formen des Medialen zu einer Art ‚Mediosphäre‘ zusammenfassen?

7.2.2 Mediale(s) Apriori(s)

Medien entstehen, weil es ‚Alterität‘ gibt, d.h. es müssen Instanzen der Vermittlung angenommen werden, die zwischen zwei Feldern vermitteln, weil diese sich nicht ohne weiteres aufeinander beziehen, miteinander in Kontakt treten, einander etwas mit-teilen oder etwas vor-stellen können. Medien ermöglichen daher *Sozialität* im weitesten Sinne, also die Beziehung von Menschen zueinander, überhaupt erst. Sie stiften bzw. konstituieren aber auch in einem viel direkteren Sinne, denn erst Medien materialisieren, was es außerhalb ihrer gar nicht geben könnte: Sie generieren in diesem Sinne *Umwelten*. Zuletzt weisen sie *Subjektwirkungen* auf, die nicht auf Diskurse oder Institutionen zurückgeführt werden können. Nun gilt zudem, dass die Weisen der Vermittlung insofern „historisch-kulturell divergent“²²² sind, als die sie ermöglichenden Konfigurationen von Medienmonumenten und -praktiken historische Gegenstände darstellen, die sich in unterschiedlichen Kulturen in unterschiedlicher Weise ausbilden und unterschiedlich *genutzt* werden. Cornelia Epping-Jäger hat dies luzide am Beispiel der „*LautSprecher*“²²³-Verwendung

von einem Dispositiv, sondern von einem Medium (als eben historisch-kulturelle Konfiguration von Vermittlungs-Monumenten und -Praktiken) die Rede.

222 Karpenstein-Eßbach 2004, 11.

223 Epping-Jäger 2008a, 18 (Anmerkung): „Wenn im Folgenden von *LautSprecher* die Rede sein wird, dann sind der dispositive Zusammenhang von technischer Apparatur und Stimmen der Redner, deren rhetorisch-ideologische Aufrüstungen sowie die kommunikativen Szenarien ihrer performativen Prozessierung in Massenveranstaltungen einschließlich deren Distribution über den Rundfunk angesprochen.“ Inwiefern hier tatsächlich von

(also im Grunde der Nutzung eines Werkzeugs zum Transport der *Stimme*, das – nebenbei bemerkt – die Trennung von Werkzeug und (Medien-)Apparat durchaus in Frage stellt) im Dritten Reich bzw. im Nachkriegs-Deutschland gezeigt: Während die durch hunderte von Lautsprechern in Stadien übertragenen Reden Hitlers²²⁴ im NS die „synchrone[] Ubiquität der ‚Führerstimme‘“²²⁵ sicherstellte, die – durch eine Art „mediale[r] Konsolidierung als Hörergemeinschaft“ – gleichsam die „akustische Erlebnisform der ‚Volksgemeinschaft‘“²²⁶ herstellte und so einen wesentlichen Beitrag zur Konstitution des völkischen Nationalgefühls leistete, versuchte der Grenzschutz an der deutsch-deutschen Grenze an die so erzielte Überwältigung anzusetzen, ohne sich dabei allerdings an die DDR-Bürger als Teil eines gesamtdeutschen Volkes zu wenden: Die „Lautsprecherbatterien [...] adressierten keine Präsenzöffentlichkeiten mehr, sondern den politischen Gegner über Distanzen von bis zu fünf Kilometern“²²⁷. Dieser Übertragungsversuch zeitigte im Grunde keinerlei Wirkung. Verändern sich also innerhalb der medialen Konfiguration die medialen Praktiken, d.h. der Umgang mit den zur Verfügung stehenden Vermittlungsmonumenten, transformieren sie sich ihrerseits und es verändern sich zugleich die erzielten bzw. erzielbaren (Subjekt-)Wirkungen: Medien sind also einem historisch-kulturellen Wandel unterworfen vergleichbar dem, der für Diskurse und Institutionen zu beschreiben ist.

Wenn also Medien einerseits Sozialität und Umwelt immer schon stiften, diese Konstitution aber andererseits keineswegs historisch oder kulturell stabil ist, muss, ganz analog zu den je historisch und kulturell gültigen ‚Weisen des Wahr-Sagens‘ und ‚Weisen der Machtausübung‘, auch von einer je historisch und kulturell geltenden Weise der Vermittlung ausgegangen werden, mithin von einem *medialen Apriori*. Diese Folgerung stellt ausdrücklich *keinen* schlecht verhohlenen Versuch einer Rehabilitierung des Medien-Aprioris im Sinne eines Technik-Aprioris Kittlerscher Couleur dar. Gerade die Tatsachen, dass Medien nämlich 1) nicht als schlichte ‚Diskursgeneratoren‘ (miss-)verstanden werden dürfen, sondern gerade aufgrund ihrer Materialität Sinnüberschüsse erzeugen, die eben nicht diskursiver Natur, teils nicht einmal diskursivierbar sind²²⁸; dass

einem ‚Dispositiv‘ die Rede sein kann, wird sich zeigen (vgl. dazu Kapitel 8). Im aktuellen Zusammenhang ist von Interesse, wie bereits das Medium ‚vom Lautsprecher verstärkte Stimme‘ einerseits Subjektwirkungen hervorruft, andererseits historisch-kulturellem Wandel unterliegt.

224 Dieser machte sich das ‚nationalsozialistische Sprechen‘ zunutze; vgl. zu dieser Weise zu sprechen Epping-Jäger 2008b, 78: „Die NS-Stimmen identifizierte man v.a. über ihre Materialität, d.h. ihren phonozentrischen Stimmgestus und ihre affektive Aufladung.“

225 Epping-Jäger 2008a, 22.

226 Epping-Jäger 2003, 101. Darin bestand die eigentliche Subjektwirkung des Mediums: das Subjekt wurde als eines konstituiert, das eine völkische Identität besitzt.

227 Epping-Jäger 2008a, 38.

228 Vgl. im Zusammenhang damit etwa den Aura-Begriff, den Benjamin im Kunstwerk-Aufsatz entwickelt (Benjamin 1963 [1935]). Ohne dies hier näher ausführen zu können, scheint genau das Auratische (nicht bloß des Kunstwerks, sondern all dessen, was medial vorliegt) dasjenige zu sein, was gerade *nicht diskursivierbar*, d.h. nicht in Termini des (kulturellen) Wissens zu fassen ist.

sie 2) darüber hinaus Wirkungen zeitigen, die über die Wirkungen des Diskurses insofern hinausgehen, als sie als *Vermittler* auf eine Weise Sozialität stiften, die gewissermaßen auf einer ‚vorsemantischen‘ Ebene liegt; dass sie schließlich 3) beispielsweise Kulturtechniken hervorbringen können, die Leistungen aufweisen, die über die der Iteration von Wissen hinausgehen (und die etwa die Orientierung im Raum oder das Operieren mit komplexen Formeln erlauben); all diese Tatsachen also sprechen dafür, dass Medien gerade *nicht mit Diskursen ineinsfallen* oder dass erstere letztere gar zu ersetzen in der Lage wären und dass also auch kein historisches Apriori als Technik- oder Medienapriori zu modellieren ist. Vielmehr wird deutlich, dass

„das Mediale *überhaupt keinen* auf Technik oder Operationalität kaprizierbaren Begriff [bezeichnet], vielmehr sind wir mit einem Pluralismus konfrontiert, zu dem eine Vielzahl anderer Funktionen wie Erscheinenlassen, Darstellen, Kommunizieren, Lesen, Ordnen, Herstellen, Unterscheiden, Aufführen, Komponieren gehören. Wir haben es folglich gleichermaßen mit poetischen, symbolischen und ästhetischen Praktiken zu tun, die sich jeder Subsumtion unter ein einheitliches, insbesondere mathematisches Format verweigern.“²²⁹

Selbstverständlich sind Diskurse deshalb nicht von Medien unabhängig, und gerade Krämers Betonung der Übertragungsfunktion hat dies verdeutlicht: Schließlich ist etwas genau dann Medium, wenn es etwas (anderes!) prozessiert. Dieses Andere kann durchaus diskursiver Natur sein, und es ist daher relativ gesichert, dass Medialität eine notwendige Bedingung für Diskurse darstellt. Das heißt aber nicht, dass Diskurse durch ihre Medialisierung auch *hinreichend* bestimmt wären. Vielmehr weisen z.B. Diskurse Beziehungen zu anderen Diskursen auf, die von der Medialität, in der sie vorliegen, überhaupt nicht tangiert werden, weil sie sich auf einem anderen Niveau abspielen. Konkreter: Die in der *Ordnung der Dinge* beschriebene nahezu parallel verlaufende Entwicklung der „allgemeinen Grammatik zur Philologie, [der] Naturgeschichte zur Biologie und [der] Analyse der Reichtümer zur Politischen Ökonomie“²³⁰ ist genau deswegen miteinander zu korrelieren, weil diese diskursiven Formationen Begriffe auf ähnliche Weise nutzen, ähnliche Gegenstandsfelder konstituieren und weil ihnen ähnliche Wahlentscheidungen der Subjekte unterliegen, denen diese Diskurse eine Position zubilligen, von der aus sie ‚sprechen‘ (oder schreiben, zeichnen usw.) können. Sie ist also auf die von den Existenzfunktionen der jeweils getroffenen/iterierten Aussagen abhängig und nicht (nur) auf die Weise der Vermittlung zurückzuführen, die in den Diskursen (vornehmlich) zum Tragen kommt: Anders als für Medien gilt für Diskurse, dass sie „*epistemische Systeme* [sind], die einerseits das Wissen des Subjekts bestimmen und andererseits erst denken, was ein Subjekt ist“²³¹.

Wenn also von einem medialen Apriori die Rede ist, dann möchte ich es *komplementär* zu den

229 Mersch 2006, 220f.; eigene Hervorhebung.

230 OD, 309.

231 Pias 2003, 279; Hervorhebung i.O.

oben konstatierten historischen und strategischen Aprioris verstehen und keineswegs *substitutiv*. Es ist vielmehr als je historisch-kultureller *Raum von Existenzbedingungen für die Entstehung, den Bestand und die Entwicklung von Medien* zu begreifen, die auf unterschiedliche Weise Vermittlung leisten. Insofern man es dabei mit einem historisch und kulturell *spezifischen* chronotopischen Raum zu tun hat, gilt für das mediale dasselbe wie für historisches und strategisches Apriori: Es muss von mehreren *medialen Aprioris* (im Plural) die Rede sein, und es handelt sich dabei um zwar relativ stabile, aber doch *dynamische* Bedingungen, die von den Iterationen der mit, durch oder innerhalb der Medien-Monumente vollzogenen -Praktiken in ständiger Transformation begriffen sind. Es sind deswegen meist historisch und/oder kulturell *mehrere* Aprioris insofern anzunehmen, als von verschiedenen gleichzeitigen Medienkonfigurationen teils komplementäre, teils unvereinbare Subjektwirkungen erzielt werden, die aber dennoch innerhalb eines kulturellen Raumes nebeneinander existieren: Während also etwa die mediale Konfiguration von Twitter und das Medium Smartphone ähnliche Subjektwirkungen erzeugen, weil bei ihnen beiden sowohl Interaktivität als auch Verfügbarkeit gleichsam imperativisch gesetzt werden, d.h. Subjekte sowohl als (vermeintlich selbstständig und frei) agierende, als auch als erreichbare, flexible und miteinander vernetzte konstituiert werden, bestehen daneben Medienkonfigurationen wie Radio und Fernsehen, die Subjekte kraft ihrer Programmordnungen an bestimmte Zeiten und Orte binden, strukturell mehr oder weniger unbeeinflusst weiter.²³² Andererseits finden sich sehr langlebige und eine hohe Reichweite aufweisende mediale Aprioris wie etwa die den Apparatus-theoretikern so relevante *Zentralperspektive*, die ganze Epochen überdauern. Nun umfasst ein mediales Apriori aber nicht bloß tatsächlich (rezent) ausgebildete Medienkonfigurationen, die ähnliche Subjektwirkungen erzeugen, sondern auch die gerade *nicht* erschienenen, aber eben *vorstellbaren* Medienkonfigurationen, die sich gleichsam in einem Möglichkeitsraum *zwischen* diesen ‚Figuren des Dazwischen‘ bewegen, sowie die Medienkonfigurationen, die *nicht mehr* aktualiter realisiert werden, aber ähnliche ‚Regularitäten‘ der Vermittlung zugrundelegen, gleichwohl aber noch adressierbar sind. Diese *Potenz* wird immer gerade dann sichtbar, wenn sich etwa Hybridisierungen aus verschiedenen, bereits existenten (Einzel-)Medienkonfigurationen ergeben, die einerseits bereits bestehende Medienmonumente oder -praktiken amalgamieren, damit andererseits völlig neue Vermittlungsweisen und auch Subjektwirkungen emergieren. Beispiele

²³² Damit ist nicht gemeint, dass die Bemühungen der Radio und Fernsehen betreibenden *Institutionen* von den anderen Medien unbeeindruckt blieben – das zeigen die Zusatz-Angebote der großen Radio- und Fernsehsender im Internet schließlich deutlich. Auch inhaltlich schlägt sich die Konkurrenzsituation selbstverständlich nieder, wenn gleichsam ‚cross-medial‘ im TV auf diese Angebote hingewiesen wird. Es ändert sich aber strukturell deswegen nichts grundlegend an der Konfiguration aus Medienmonument und -praktik, die man Fernsehen oder Radio nennt. Dies ist als Evidenz dafür zu werten, dass es nicht sinnvoll ist, Medien als Dispositive zu modellieren.

dafür finden sich in der Mediengeschichte *en masse*: Ob man nun Comics als Hybride aus Text und Zeichnung, Filme als Hybride von Fotografie, Phonographie, Theater und Musik, den Computer/das Internet als das Hybridmedium *par excellence* ansehen möchte – sie alle verdanken sich medialen Aprioris ihrer jeweiligen Zeit und Kultur, die es erlauben, gewissermaßen bereits bestehende Medienkonfigurationen zu kombinieren, indem sie sie dekonstruieren und (iterierend) neu zusammensetzen, wobei stets andere, neue, unterschiedlich wirksame Konfigurationen entstehen.

Triebe man die strukturellen Parallelen zwischen historischen, strategischen und medialen Aprioris auf die Spitze, könnte man sagen: Ein mediales Apriori konstituiert nicht einen Willen zum Wissen oder einen Willen zur Macht, sondern einen *Willen zur Vermittlung*, der prädeterniert, welche Medien(konfigurationen) überhaupt historisch-kulturell zur Existenz kommen können. Christoph Tholen hat diesen Zusammenhang folgendermaßen pointiert:

„Medien sind indifferent gegenüber dem, was sie speichern, übertragen und verarbeiten. Aber eben diese Gleichgültigkeit oder Indifferenz ist eine nicht-neutrale Technik der Differenz selbst, ein In-Differenz-Setzen der uns trennenden und eben dadurch verbindenden Medien. In diesem Sinne sind Medien vorgängig und – wie die Sprache – das, was ‚*uns*‘ vorausgeht oder genauer: jedweden anthropologischen Fixpunkt eines *Uns* oder *Wir* dezentriert.“²³³

7.2.3 Mediale Formation

Die letzten Bemerkungen deuten bereits an, dass auch für das Feld des Medialen konstatiert werden kann, was Foucault für Diskurse als ‚diskursive Formationen‘ konstatiert und was ich auf dem Feld der Macht als ‚Diagramme‘ zu verstehen vorgeschlagen habe: Es finden sich Medienkonfigurationen, die aufgrund ähnlicher Subjektwirkungen und/oder aufgrund ähnlicher Vermittlungsweisen zu einer *medialen Formation* zusammengefasst werden können. *Diskursive Formationen* gelten als Konfigurationen von Einzeldiskursen, die aufgrund eines übereinstimmenden Willens zum Wissen/zur Wahrheit insofern gruppiert werden, als sich daraus auch ähnliche Diskursordnungen (unter ähnlicher Verwendung von Begriffen, ähnlichen Voraussetzungen, die von Subjekten gefordert werden, die sich am Diskurs beteiligen möchten, einer ähnlichen Formation von Gegenstandsfeldern, auf die solche Diskurse referieren bzw. die sie konstituieren) ergeben.²³⁴ Ein Beispiel für eine diskursive Formation wäre bspw. jede beliebige (etablierte) wissenschaftliche Disziplin, aber es fallen darunter auch andere Diskursgruppen, deren Konstituenten oben genannte ‚Ähnlichkeiten‘ aufweisen. *Diagramme* wurden hingegen als Gruppen von institutionellen Konfigurationen bestimmt, die eine ähnliche Weise der Machtausübung befördern, d.h. dem-

²³³ Tholen 2005, 166; Hervorhebung i.O.

²³⁴ Vgl. zum Konzept der diskursiven Formation v.a. Kapitel 2.6.1.

selben Willen zur Macht folgen und ihn zugleich iterativ konstituieren: Sie beinhalten Institutionen, also Machtpraktiken und Machtmonumente, die tatsächlich (substanziell) rezent existieren oder historisch existierten, die also zur Herstellung einer bestimmten Weise von Herrschaft, Zwang, Widerstand o.ä. genutzt wurden.²³⁵ Sowohl diskursive Formationen als auch Diagramme stellen in gewisser Hinsicht Regularitäten bereit, anhand derer andere Diskurse bzw. Institutionen sich als ihnen zugehörig formieren können und können daher als Möglichkeitsräume verstanden werden, die jeweils auch (noch) nicht erschienene, aber potenzielle Diskurse respektive Institutionen bedingen. Beide formen das entsprechende historische bzw. strategische Apriori, indem sie den darin wirkenden, je spezifischen Willen zum Wissen/zur Macht inkorporieren, inszenieren, transformieren, aber sie folgen ihm auch, insofern jener die Formierung neuer Diskurse/Institutionen bedingt.

Lässt sich auf dem Feld des Medialen nun eine ähnliche Figur finden? Muss davon ausgegangen werden, dass es auch die ‚Verkörperung eines bestimmten Willens zur Vermittlung‘ gibt, die in der Gruppierung einzelner medialer Konfigurationen sich persistiert und zugleich einen Raum bildet, der die Möglichkeit anderer, noch nicht oder auch nie sich ausbildender anderer Konfigurationen prädeterminiert? Aus der oben gegebenen Bestimmung²³⁶ dessen, was als Medium zu gelten hat, lassen sich wohl geeignete Kriterien extrahieren, die dazu genutzt werden können, solche medialen Formationen zu identifizieren: Nimmt man an, dass (Einzel-)Medien Konfigurationen von *Monumenten*, d.h. sedimentierter Materialitäten – so haben etwa ein bestimmter Film, ein gedruckter Text, ein geführtes Gespräch, ein ausgestellttes Gemälde, eine in einem Magazin abgedruckte Fotografie etc. als Monumente zu gelten –, und *Praktiken*, d.h. iterierender, transformierender, innovierender performativer Akte – so haben etwa Schreiben, Musizieren, Theater spielen, Malen, Tanzen etc. medial-performativen Charakter – sind, dann lassen sich mediale Formationen als *Gruppierungen von Medien fassen, die auf ähnliche oder dieselben Monumente und/oder Praktiken zurückgreifen, um zwischen Subjekten bzw. zwischen Subjekt(en) und Welt zu vermitteln*. Eine so verstandene mediale Formation umfasst beispielsweise Medienkonfigurationen wie Kino, Fernsehen, Video-Podcasts, -Installationen und DVD/Blu-ray, weil sie alle – wenn auch auf unterschiedliche Weise – auf der Basis des Monuments Film operieren und damit ihren Adressaten alle das perzeptive Verfahren des Suture²³⁷ eröffnen (so wird ersichtlich, dass mediale Praktiken sich nicht bloß auf die Produktion, sondern auch auf die Rezeption von Medien(inhalten) erstrecken). Im Zwischenraum dieser Mediengruppierung sind darüber hinaus andere me-

²³⁵ Vgl. dazu näher Kapitel 4.5.2.

²³⁶ In Kapitel 7.2.1.

²³⁷ Vgl. zum Begriff der Suture die Ausführungen in Kapitel 6.4.1.3.

diale Konfigurationen denkbar. Sie verdanken sich wiederum gerade der *Differenz* der oben genannten Medien: Medien*innovation* wird so als *Re-Konfiguration* (beispielsweise Hybridisierung) existierender medialer Monumente und Praktiken auf der Basis der Verknüpfung von Medien zu medialen Formationen begreiflich, wie etwa die Implementierung von Chat, Kamera, Aufnahmegerät, Internetbrowser, Telefon usw. in modernen Smartphones exemplarisch vorführt. Nun haben die obigen Überlegungen aber auch andere Kriterien des Medialen zutage befördert: Lassen sich also auch etwa die von bestimmten Medien erzielten Subjektwirkungen als Gruppierungsprinzip für mediale Formationen denken? Dem ist sicherlich so: So wurde im Zusammenhang mit dem Fernsehen und dem Kino bereits deutlich, dass beide Medienkonfigurationen Subjekte in einer bestimmten (räumlichen) Position (mehr oder weniger) fixieren und durch ihre Programmstruktur auch an bestimmte Zeiten binden. Damit werden gewissermaßen ‚disziplinierte‘ Subjekte generiert. Ähnliche Subjektivierungsleistungen werden zudem auch von anderen Medien vollbracht: Ein (zentralperspektivisches) Gemälde weist diese Wirkung auf, weil es nur von einem (Fix-)Punkt aus betrachtet werden kann; jede (klassische) Theateraufführung ordnet ihre Zuschauer räumlich an und findet nur zu einer bestimmten, programmierten Zeit statt etc. Der Hinweis auf die damit vollzogene Disziplinierung – die Tatsache also, dass, wer an der Kommunikation teilhaben, wer wahrnehmen möchte, sich zu einer bestimmten Zeit in bestimmter Weise verhalten muss – verweist auf die Verknüpfung medialer Konfigurationen mit diskursiven Formationen und Diagrammen, mithin auf die enge Verzahnung medialer mit historischen und strategischen Aprioris. Wie aber für letztere gilt auch für die Felder des Medialen, dass sie in ihrer Eigengesetzlichkeit ernst genommen werden sollten und ihre operativen Logiken, ihre Positivitäten und auch ihre Subjektwirkungen nicht vorschnell von den Feldern des Diskursiven oder der Macht vereinnahmt werden dürfen, sondern gesondert untersucht werden müssen.

7.2.4 Depot

Wenn Medien wie auf den vorangegangenen Seiten als Phänomene beschreibbar werden, die eigenständige Subjektwirkungen zeitigen, je kulturell-historisch gültige mediale Aprioris konstituieren, durch ihr Vorhandensein und ihre Formation die Entstehung anderer/neuer Medien präformieren, weil sie *eine persistente Existenz* aufweisen, d.h. Verkörperungen vorstellen, weil sie selbst materiell manifest sind – dann stellt sich die Frage, was die genuine Topologie des Medialen denn nun eigentlich ist. Wo, an welchem *Ort* sind die Medienmonumente und -praktiken, die in Einzelmedien zusammengefügt deren je ganz eigene (Operations-)Logik konstituieren, zu finden? Die Frage, die hier also eigentlich gestellt wird, ist die danach, ob für Medien eine Instanz vorzustellen ist, die Analogien zu der des Archivs bzw. des Arsenalts aufweist: Werden also kon-

krete Filme, Gespräche, Fernsehsendungen, Symphonieorchesterdarbietungen, Texte, Karten, Rezeptionsgewohnheiten (,von links nach rechts lesen‘ u.ä.), Darstellungskonventionen (,Zentralperspektive‘, ,Textsorte‘ etc.) irgendwo *aufbewahrt*? Wer diese Frage mit Ja beantwortet, wird sich – trotz der offensichtlichen Tatsache, dass Medienmonumente und -praktiken durchaus deiktisch referenzierbar sind – schwer tun, mit einem Fingerzeig auf sie alle zugleich zu weisen, denn Medien sind (kulturell) *verteilt*, und ähnliches gilt, so lässt sich an dieser Stelle nachtragen, natürlich auch für die Aussagemonumente und -praktiken im Archiv sowie die Machtmonumente und -praktiken des Arsenal, wenn man unter ersterem nicht einfach – wie manch Foucault-Exeget mit hämisch anmutendem Gestus konstatiert – die (National-)Bibliotheken verstehen möchte, sondern einen erweiterten Begriff von Aussage vertritt. Wenn hier also ein *Ort* beschrieben wird, an dem sich Medienkonstituenten auffinden lassen, dann kann damit bloß ein nicht-euklidischer Raum umrissen werden, der vielleicht eine Art ,Adressenordnung‘ des Medialen aufweist.

Ich möchte dafür plädieren, einen ebensolchen Raum auch auf dem Feld des Medialen anzunehmen und werde ihn in der Folge als *Depot* bezeichnen. Ähnlich wie Archiv und Arsenal ist auch das Depot als dynamischer Speicher aufzufassen, in dem die Manifestationen des Medienhandelns, also die je konkreten Medienvollzüge in Form ihrer, wenn man so möchte, manifesten *Produkte* bewahrt werden und in dem sich auch die möglichen Praktiken, die Weisen des Umgangs mit diesen Monumenten, ,befinden‘. Nun lässt sich leicht einwenden, dass doch wohl auch Aussagen im oben angenommenen Sinne Einzug ins Depot halten; schließlich existiert keine Aussage außerhalb von Medien. Dem lässt sich wenig entgegenhalten, außer: Ob etwas als Wissen oder als Medium adressiert wird, macht einen existenziellen Unterschied. Was nämlich im Archiv bewahrt (aus ihm herausgegriffen, transformierend wiederholt/transkribiert etc.) wird, ist bloß das, was kulturelle Geltung erlangt, mithin einen ,Wissensbaustein‘ darstellt oder ein Verfahren, Wissen zu verhandeln, umzuschreiben etc. Alles, was dies nicht tut – also etwa das (berühmte) Gespräch über den Gartenzaun hinweg, erste Zeichnungen des Enkelkindes, die am Kühlschrank der Großeltern hängen usf. –, erhält keinen Eingang ins Archiv, denn man hat es nicht mit kulturell-historisch gültigem Wissen (oder solchem, das gerade einen bestimmten Willen zum Wissen infragestellt) zu tun. Es wären dies aber Inhalte des Depots, denn es handelt sich dabei um Iterationen bestimmter Medientechniken, die kulturell-historisch durchaus bedeutsam für die Geltung der je rezenten oder historischen Vermittlungsmöglichkeiten sind. Das bedeutet: Es sind durchaus *Überschneidungen* in den materiell-manifesten Monumenten, die in Archiv und Depot aufbewahrt werden, denkbar, aber sie befinden sich aus völlig unterschiedlichen Gründen ,im‘ einen wie im anderen, und die Inhalte von Archiv und Depot sind mitnichten deckungs-

gleich oder auf dieselbe Weise organisiert. Daher sind diese besonderen Räume der Aufbewahrung auch nicht gegeneinander substituierbar (wie dies sinngemäß etwa in der Nachfolge Kittlers Ernst vorschlägt²³⁸). Nun weisen sie aber durchaus ähnliche Operationslogiken auf, will sagen: Die Weise, wie auf Archiv, Arsenal und Depot zugegriffen wird, sind analog zu modellieren. Jede (Neu-)Verwendung einer Medienpraktik bedient sich nämlich zwangsläufig bereits *deponierter Praktiken*, transformiert sie im Zuge der Performanz aber auch. Dadurch, dass die neue (alte) Praktik wiederum selbst ins Depot eingeht, verändert sie die Stellung (im doppelten Sinne von Geltung und Position) der iterierten Praktik und so die Struktur des gesamten Depots. Nun wird die Medienpraktik – ähnlich wie die Aussage- und Machtpraktiken – nicht nur als solche Eingang ins Depot finden, sondern es resultiert zugleich auch ein Medienmonument, ein materiell manifestiertes mediales ‚Produkt‘, aus diesem Vollzug. Es ist, das ist vor allem im Zuge der Digitalisierung (wieder) in den Fokus gerückt, gilt aber selbstverständlich auch für die meisten ‚natürlichen‘ Medien, nicht zwingend ein duratives Produkt: Medienmonumente können – und das gilt im selben Maße auch für Aussagen- und Machtmonumente – auch flüchtig, können transitorisch sein. Sie sind im Grunde also auf ihre Bewahrung in sogenannten ‚Speichermedien‘, vor allem aber auf ihre tradierende Re-Inszenierung angewiesen. Deshalb weisen sie aber weder eine geringere (chronotopische) Reichweite, noch eine marginalere kulturelle Bedeutung auf als durative Medien: Einzelsprachen wie das Deutsche, sogar seine dialektalen Varianten sind in hohem Maße historisch stabil, Stimmqualitäten wie das ‚nationalsozialistische Sprechen‘ bieten auch 70 Jahre nach Kriegsende noch Anlass zu ihrer (parodierenden) Performanz und selbst die Sandbilder bestimmter ostasiatischer und nordamerikanischer Kulturen behalten ihren monumentalen Charakter, weil sie rituell eingebunden verwendet und damit stetig iteriert werden. Sie alle sind damit Transformationsprozessen unterworfen, die im selben Maße aber auch für die historisch stabileren deponierten Medienpraktiken und -monumente zu konstatieren sind, und die das Depot als *fundamental dynamischen (Speicher-)Ort* konstituieren.

7.2.5 Medieme

Die vorangehenden Überlegungen zeigen, dass auch Medien sich mithilfe der von Foucault eingeführten Modelle beschreiben lassen, ohne dass sie mit einer solchen Beschreibung eine unzulässige Vereinnahmung durch diskursive oder institutionelle Logiken erfahren, die die Eigengesetzlichkeit des Medialen – von *Medium*, *medialer Formation*, *medialen Aprioris* und *Depot* – gleichsam überschreibe. Vielmehr ermöglicht der hier unterbreitete konzeptuelle Vorschlag zu verdeutlichen, dass sich historische Aprioris mitnichten durch ein Technik- oder ein Zeichen-/

238 Vgl. Ernst 2004, 251.

Sprachapriori ersetzen lassen, dass nicht einmal ein anzunehmendes mediales Apriori auf diese Weise zu substituieren wäre. Wenn sich also solcherart legitime Parallelen ziehen lassen, bleibt zuletzt die Frage offen, ob nicht auch analog zu Episteme und Strategeme eine dritte, *mediale* Sphäre zu modellieren bleibt, die die medialen Aprioris einer Kultur in einem bestimmten Zeitraum und so das umfasst, was sich nicht in Fragen des Wissens und der Macht erschöpft, sondern die Sphäre des Medialen, also der Vermittlungsweisen eines kulturellen Raums innerhalb einer bestimmten Zeit, betrifft. Ich werde sie im Folgenden als *Medieme* bezeichnen und meine damit einen *Grund, der die Gesamtheit aller existierenden medialen Aprioris eines Kulturraumes beinhaltet (und zugleich fundiert), der also konstituiert wird durch und zugleich konstitutiv ist für die Medien(konfigurationen) sowie deren Zusammenfassung zu medialen Formationen, die zu einer bestimmten Zeit in einem kulturellen Raum tatsächlich ausgebildet sind*. Die *Medieme* ist ebenso wie Episteme und Strategeme als *chronotopische* Sphäre zu verstehen. Darüber hinaus ist sie als Möglichkeitsgrund insofern aufzufassen, als sich auf den Grenzen der je bestehenden medialen Aprioris auch andere Formen eines Willens zur Vermittlung hätten ausbilden können, d.h. sie determiniert auch die nicht-entstandenen, aber *vorstellbaren* (kommunikativen) Beziehungen von Subjekten zueinander sowie von (wahrnehmenden) Beziehungen des Subjekts/der Subjekte zur Welt, die in einer Kultur von Medien getragen/konstituiert werden. Wenn also die Episteme determiniert, ‚was nicht anders gedacht‘ werden kann, die Strategeme, ‚was nicht anders (machtvoll) getan werden kann‘, dann determiniert die *Medieme*, *wie nicht anders in Beziehung getreten werden kann*. Damit präfiguriert sie in gewisser Weise auch die Inhalte des Depots: Nur, was insofern Eingang in die *Medieme* hält, als es als Vermittlungsmonument oder -praktik bzw. als deren Konfiguration einem bestimmten Willen zur Vermittlung genügt, wird auch im Depot aufbewahrt und kann insofern iteriert, re-konfiguriert etc. werden. Wenn also in einem totalitären Regime wie Nordkorea weite Teile des Internets dem Zugriff entzogen sind, dann nicht nur, weil damit ein (revolutionsträchtiges) Wissen vor der Bevölkerung verborgen bleiben soll, sondern auch, weil damit in Beziehung stehende Vermittlungsformen, die unerwünschte Subjektivierungseffekte zeitigen (könnten), unterbunden werden sollen: Interagierende, flexible Subjekte sind in einer Diktatur unerwünscht. So zeigt sich, dass nicht bloß Wissen und Macht, sondern auch Mediales und Macht eng miteinander verknüpft (und doch zumindest analytisch trennbar) sind. Die *Medieme* stellt damit einen (höchst relevanten) Teil des ‚kulturellen Unbewussten‘ dar, dem Foucault auf der Spur war, das er aber mit der Untersuchung von ‚Wissen‘ und ‚Macht‘ nicht in Gänze beschrieben hat.

Nun ist es durchaus denkbar (und nicht unwahrscheinlich), dass neben Diskursen, Institutionen

und Medien noch weitere Konfigurationen in Stellung zu bringen sind, die sich weder in Wissen, Macht, Vermittlung noch in historischen, strategischen oder medialen Aprioris erschöpfen, aber ebenso als Teil der prädeteminierenden historisch-kulturellen Gegebenheiten zu gelten haben. Der hier vorgelegte Vorschlag nimmt daher nicht in Anspruch, ein erschöpfendes (Kultur-)Modell zu formulieren. Den vorgetragenen Überlegungen lag vielmehr die Intuition zugrunde, dass das Phänomen der Medien/des Medialen auf andere, womöglich neue Weise in den Blick gerät, wenn man versucht, die Analogien zu den konstatierten diskursiven und strategischen Strukturen aufzudecken, um mit Hilfe dessen die *genuine Rolle des Medialen im dispositiven Zusammenhang* zu klären. Gerade die vermeintlichen Anschlüsse an Foucault, die im Zusammenhang mit der Mediendispositiv-Debatte anhand exemplarischer Positionen vorgeführt wurden, hatte nämlich eine Reihe von Fragen aufgeworfen.²³⁹ Einige davon lassen sich im Anschluss an die hier vorgelegte Medienkonzeption schon klären: So ist – mit Blick auf Baudry – etwa deutlich geworden, dass sich die mediale Konfiguration des Kinos ebenso sehr aus monumentalen Anteilen speist wie aus Praktiken. Filme, Projektoren und Leinwände sind Kino-Monumente, sie wirken also, ohne daher schon *lesbar* zu sein, und ebenso sehr lässt sich die Architektur des Kinosaals solchermaßen begreifen, wenn man sie als Bestandteil einer *spezifischen Vermittlungssituation* ansieht. Projektions- und Aufnahmetechnik, Darstellungs- und Rezeptionsgewohnheiten usf. sind ihrerseits mediale Praktiken, d.h. Praktiken der Vermittlung (von/mit Welt und/oder zwischen Subjekten), die zusammen mit den Monumenten die spezifische Konfiguration des Mediums Kino ausmachen. Dass im Kino *auch* Machteffekte entstehen (können), ändert nichts an der Tatsache, dass die Bestimmung medialer Monumente und Praktiken auch außerhalb der Beschreibung dispositiver Konfigurationen erfolgen kann. Anders formuliert: Das Kino schlechthin als eigenständiges Dispositiv zu beschreiben, impliziert *entweder*, dass Medienkonfigurationen immer schon Wissens- und Machtkonfigurationen *unterworfen* sind, und dass es etwa nicht denkbar ist, Medienkonfigurationen umgekehrt als Voraussetzungen der Entstehung bestimmter Machtkonfigurationen, von Institutionen im hier vorgeschlagenen Sinne also, zu verstehen, *oder*, dass im Gegenteil alle Macht- und Wissenseffekte sich letztlich auf Mediales zurückführen ließen. Die Wirkungen z.B. der Zentralperspektive werden dann nur noch als einseitig determinative Machteffekte beschreibbar, ohne auch ihre positive Kraft, ihre Vermittlungsleistung in den Blick zu nehmen. Distelmeyer hat gerade diese Kritik stark gemacht, wenn er die DVD/Blu-ray-Medien als Ermöglicher von Interaktion einerseits, als Ausdruck eines Flexibilitätsimperativs andererseits beschreibt. Im Hinblick auf den Code-Gedanken bei Heath, Comolli und Winkler ist darüber hinaus einschränkend zu vermerken: Filme lassen sich nicht (hinreichend) als Diskursträger

239 Vgl. dazu Kapitel 6.5.

in dem Sinne beschreiben, dass sie mithilfe fester Codierungen Aussagen, also ‚Wissensbestandteile‘ prozessieren. Die mit ihrer Herstellung und Rezeption verbundenen Praktiken sind vielmehr zunächst einmal Praktiken, die Vermittlung ermöglichen oder selbst Vermittlungsprozesse *sind*. Sie folgen nicht grundsätzlich Aussagepraktiken; Aussagepraktiken richten sich auf die Konstitution eines kulturellen Wissens, während Vermittlungspraktiken nicht (ausschließlich) auf die Generierung von Wissen ausgerichtet sind. Im Gegenteil, gerade die sinnlichen Überschüsse, die Medienkonfigurationen im Zuge ihrer Verkörperungsleistung zu erzeugen in der Lage sind, entziehen sich einem (begrifflichen oder kategorialen) Wissen, wie es von Foucault im Zusammenhang mit dem Diskurs konzipiert wird, ja gerade. Wenn zudem Paech postuliert, dass das, ‚was am Dispositiv medial ist‘, zu fokussieren sei, ist dem sicher zu folgen. Allerdings hinterlegt er der Forderung eine dualistische Perspektive von Medienausdrücken und -inhalten, die an die Logik des Code-Begriffs anzuschließen ist. Was aber eigentlich relevant ist, um ‚das Mediale‘ zu beschreiben, sind die medialen Monumente, die wirken, und die Praktiken, die sie sozusagen ‚zum Wirken bringen‘. Es geht nicht um die Inhalte, die Medien prozessieren, und die apparativen Grundlagen, mithilfe derer dies geschieht: Die an Foucault geschulte Perspektive macht vielmehr deutlich, dass das, was vermittelt, als wirkkräftiges Phänomen in den Blick genommen werden muss, das Subjektivierung leistet, indem es das, was es ‚überträgt‘, auf eine je spezifische Weise verkörpert, und dass diese Verkörperungsleistung auf unterschiedliche Weise das In-Beziehung-Treten von Subjekten miteinander und mit Welt präfiguriert, also schon in diesem Sinne ‚Umwelten‘ schafft. Zuletzt lässt sich mit Blick auf Hickethiers Mediendispositiv-Konzeption festhalten: Dass Medien wie das Fernsehen durchaus auch über (kulturelle) Grenzen hinweg als solche identifizierbar sind, ohne dass damit jedoch stets *dasselbe* gemeint sein kann, ergibt sich aus der Tatsache, dass sie durchaus ähnliche, aber nicht deckungsgleiche Konfigurationen von Medienmonumenten und -praktiken darstellen. Wie groß die jeweiligen Überschneidungen sein müssen, ob also jedes Medium, das als ‚Fernsehen‘ bezeichnet wird, auch eine Senderstruktur mit programmierten Inhalten, Live-Übertragungen etc. ausgebildet haben muss, ob gar die Apparatetechnik (der ‚Fernsehapparat‘) ausreicht, um es als Medium zu identifizieren, nötigt eine eingehendere Untersuchung. Eins steht jedoch fest: Die Identität eines Mediums im hier vorgeschlagenen Sinne ist nicht festzustellen, indem diskursive oder institutionelle Faktoren in den Blick genommen werden. Es geht nicht einfach in einer vor- oder übergeordneten Dispositivstruktur auf. Das heißt nicht, dass Medienkonfigurationen völlig losgelöst von Diskurs- oder Institutionskonfigurationen existierten: Wie ist also das Verhältnis von Medien und Dispositiv zu denken?

8. Dispositiv II: Diskurs, Institution, Medium

Um hier abschließend die Frage in den Blick zu nehmen, wie Medien, Diskurse und Institutionen als konstitutive Elemente von Dispositiven zu relatieren sind, lohnt eine erneute Auseinandersetzung mit Foucaults Überlegungen. Gibt es bei Foucault eine Kategorie des Medialen? Wird Medialität gedacht, und wenn ja, *wie* denkt Foucault Medialität? Die ersten dieser Fragen mit Ja zu beantworten, legen Editionen von Foucaultschen Aufsätzen und Interviews, die unter Titeln wie *Diskurs und Medien*¹ oder *Schriften zur Medientheorie*² erschienen sind, durchaus nahe. Deswegen lässt sich jedoch nicht pauschal behaupten, dass seine Auffassung von Medien besonders elaboriert wäre, dass es gar eine eigene ‚Theorie der Medien‘ bei Foucault gäbe, sondern verweist in Teilen wohl nur auf die medientheoretischen Positionen, die die jeweiligen Herausgeber verfolgen und die sich implizit aus der Auswahl und Ordnung der edierten Originaltexte und expliziter aus den jeweiligen Nachworten erschließen, die eine gewisse Nähe zur Kittler-Schule der Foucault-Rezeption nahelegen. Daher legen die folgenden Überlegungen den oben entwickelten Medienbegriff zugrunde, um neben den in den erwähnten Sammelbänden erschienenen Texten auch andere Stellen aus Foucaults Œuvre mit Blick auf Äußerungen zum Medialen zu untersuchen. Dabei wird sich zeigen, dass es in gewisser Hinsicht durchaus (Medien-)Lücken bei Foucault gibt, und dass sich auch ein ‚blinder Fleck‘ konstatieren lässt³, der Medialität/Vermittlung betrifft. Einschränkend bleibt zu beachten, dass Foucaults Bemerkungen durchaus eine Sensibilität für medientheoretische Fragestellungen aufweisen. Grundsätzlich besitzt die Frage der Vermittlung aber eine eher sekundäre Relevanz und gerät vor allem im Hinblick auf seine Verknüpfung mit Wissensprozessen in den Blick. Dennoch lassen sich aus den Texten an einigen Stellen Rückschlüsse darauf ziehen, welche Relationen zwischen Macht, Wissen und Medialität zu modellieren sind. An den Versuch, diese Fragen zu klären, schließt sich eine Reformulierung des Dispositivbegriffs an, die das Medium neben dem Diskurs und der Institution als essenziellen Bestandteil von Dispositiven versteht. Das Dispositiv wird so als integrative, konstitutive und transformative Gestalt des Kulturellen begreiflich, die überhaupt erst ermöglicht, Konfigurationen wie Medien, Diskurse und Institutionen buchstäblich *zur Welt zu bringen*.

8.1 Foucaults blinder Fleck: Mediales im Dispositiv

„Foucault war kein Medienwissenschaftler.“⁴ – mit diesem Satz beginnt das Nachwort, das Bernhard J. Dotzler zur von ihm herausgegebenen Anthologie *Schriften zur Medientheorie* verfasst

1 Foucault 1999a.

2 Foucault 2013a.

3 Dieses meinen ausgerechnet jene Kittlers Deutung nahestehenden Medienwissenschaftler; vgl. etwa Engelmann 1999, 219; Ernst 2004, 239).

4 Dotzler 2013, 319.

hat. Dieser recht pauschalen Aussage ließe sich – nicht minder allgemein – hinzufügen, dass Foucault auch kein Medientheoretiker oder gar ein Medienphilosoph war. Das heißt jedoch nicht, dass Foucaults Denken nicht an Medienwissenschaft, -theorie oder -philosophie anschließbar wäre – wie die Skizze in Kapitel 6.4 gezeigt hat, finden sich im Gegenteil sogar eine Fülle von Anschlüssen allein an das Dispositivkonzept⁵, und auch Kittlers Medienbegriff ist vornehmlich durch Foucaults Archäologie inspiriert. Vor allem Kittler und jene, die in einer gewissen Nähe zu seinem Konzept zu verorten sind⁶, verstehen zudem im Grunde alles, was Foucault zum *Diskurs* formuliert hat, als mehr oder weniger implizite Bezugnahme auf Medialität: „Was man ‚die Medien‘ nennt, spielt deshalb eine durchaus zentrale Rolle in – bei näherem Hinsehen – erstaunlich weiten Teilen dessen, was Foucault sagte (*Dits*) und schrieb (*et Ecrits*).“⁷ Nun ist im Verlauf der vorangegangenen Überlegungen zum Medienbegriff wohl deutlich geworden, dass Medien und Diskurse weder ineinsfallen – auch wenn Foucault betont, Archäologie bedeute u.a. „die *Materialität* in die Wurzel des Denkens einzulassen“⁸, ist damit doch nicht gemeint, beispielsweise medienspezifische Sinnlichkeitsüberschüsse ins Recht zu setzen –, noch, dass der Diskursbegriff durch den Medienbegriff oder das historische durch ein technisches Apriori, wie etwa von Kittler und in seiner Nachfolge auch von anderen⁹ postuliert, zu substituieren wäre. Dass allerdings die Nähe zwischen Diskursen und Medien durchaus gegeben ist, belegen Stellen wie die folgende aus der Einleitung der *Ordnung der Dinge*:

„Die fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen, fixieren gleich zu Anfang an für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird.“¹⁰

Wenn man aus den genannten Gründen also zwar ablehnt, Foucaults Diskurstheorie *als* Medientheorie (miss-) zu verstehen, so finden sich doch darüber hinaus eine Reihe von Stellen, an denen er – auch außerhalb von Diskursen – auf Medien rekurriert. Die Bezüge sind recht unterschiedlich, lassen sich aber annäherungsweise folgendermaßen gruppieren: 1) Zunächst finden sich Passagen, an denen Medien als Vergleichshorizonte herangezogen werden, um etwas anderes zu verdeutlichen/erläutern. Sie werden im Folgenden unter dem Titel *Medien als Modelle* vorge-

5 Parr/Thiele konstatieren gar, dass der „Dispositivbegriff zu dem in den Medienwissenschaften vielleicht am häufigsten rezipierten Theoriebaustein Foucaults“ gehört (Parr/Thiele 2007, 92).

6 Vgl. zu jenen, die auf Foucault Bezug nehmen und eine Kittler nahestehende Perspektive einnehmen, etwa Parr/Thiele 2007, 88.

7 Ebd.; Hervorhebung i.O.

8 ODis, 38.

9 Etwa von Engelmann 1999, 219: „Aber dieser Hinweis auf die technischen Einflussgrößen, die an unseren Gedanken, unserer Erkenntnis mitarbeiten, führte ihn nicht dazu, ein *technisches Apriori* in seine Wissensarchäologie einzuführen: Im Gegenteil, Foucault, der Datensammler, blendete diesen Punkt so hartnäckig aus, dass man fast von einem blinden Fleck zu sprechen geneigt ist.“

10 OD, 22.

führt. Weiterhin gibt es 2) vereinzelte Aussagen über Medien/Medialität, die entweder allgemein das Funktionieren/Fungieren, also etwa die Operativität von Sprachlichkeit oder Bildlichkeit, beschreiben, einzelne Vermittlungspraktiken beleuchten, Intermedialität in den Blick nehmen oder Wirkungen von (Massen-)Medien fokussieren. Sie werden im Folgenden als *Aussagen über Medien* behandelt. Zuletzt und 3) finden sich Hinweise auf die Beziehungen zwischen Macht, Wissen und Medialität, und zwar sowohl auf der Ebene der medialen, diskursiven und institutionellen Praktiken und Monumente untereinander, auf der Foucault sie eher als chiasmatisches Verhältnis konzipiert, als auch im Hinblick auf die Aus- bzw. Einwirkungen des historischen Aprioris oder auch der Macht auf mediale Praktiken/Monumente, ein Verhältnis, das in eher hierarchischer Weise organisiert zu sein scheint. Diese Relationen werden im Folgenden als *Überkreuzungen von Wissen, Macht und Medien* in den Blick genommen.

8.1.1 Medien als Modelle

Medien dienen Foucault an mehreren Stellen als Modelle, um zu verdeutlichen, wie bestimmte Kräfteverhältnisse, Ereignisse oder auch Wissensordnungen in seinem Sinne zu verstehen sind; besonders augenfällig ist diese Tatsache aber bei der Beschreibung des Panopticons. In einem Interview, dessen Titel *Die Bühne der Philosophie* schon genau mit der hier zu beschreibenden Metaphorik des Medialen in Foucaults Œuvre spielt, beschreibt er die Gründe für die weitreichende Adaption des Panopticons folgendermaßen:

„Man hat sich für Benthams Projekt interessiert, weil er die auf recht viele verschiedene Bereiche anwendbare Formel einer ‚Macht durch Transparenz‘, einer Unterwerfung durch ein ‚Ans-Licht-Bringen‘ ausgab. Das Panopticon ist ein wenig die Verwendung der Form ‚Schloss‘ (ein von Mauerwerk umgebener Wachturm), um paradoxerweise einen Raum detaillierter Lesbarkeit zu erschaffen.“¹¹

Foucault nutzt hier den – auch aus der Medientheorie bekannten – Topos der ‚Transparenz‘, der die ungestörte Sichtbarkeit *durch* etwas *auf* ein Dahinterliegendes meint und damit selbst eine *Wahrnehmungsmetapher* ist, insbesondere als Kritik am aufklärerischen Impetus (aus der Aufklärung stammt der Rekurs auf das Feld von ‚Sehen‘, ‚Erleuchtung‘, ‚Durchsichtigkeit‘) der reformatorischen Bemühungen im Strafvollzug, die *Überwachen und Strafen* zufolge im 19. Jahrhundert aufkommen¹². Nun ist an dieser Textstelle im Hinblick auf etwaige medientheoretische

11 DeE III, 259. Diese Stelle lässt sich sicher nicht so lesen, dass Foucault Benthams Panopticon *als Medium* versteht – auch wenn es nicht völlig abseitig wäre, das zu tun, denn schließlich phänomenalisiert ein panoptisches Gebäude eine Art von Kräfteverhältnis, das sich in ihm inkorporiert und zugleich allererst konstituiert, es stiftet ganz bestimmte Formen von Gemeinschaft, generiert eine Umwelt, besitzt die Potenz eines Sinn(lichkeits)überschusses (was Architektur, wie jeder bestätigen wird, der sich einmal in einer Kathedrale, einem engen Tunnel o.ä. befunden hat, eben tut) und ist andererseits an eine bestimmte Verwendung gebunden, kann auch – etwa in der Retrospektive – opak werden usf.

12 Vgl. dazu näher Kapitel 4.1.1.

Überlegungen Foucaults aber noch etwas anderes interessant: Er stellt hier nämlich explizit eine direkte Beziehung zur Praktik des ‚Lesens‘, mithin der ‚Lesbarkeit‘ her und verortet so seine Kritik in einem genuin *medialen* Zusammenhang. Die Wendung pointiert nämlich die Verken- nung der ‚eigentlichen‘ panoptischen Logik durch die Humanisten: als seien straffällig Geworde- ne immer schon offen sichtbare Zeichen ihrer Ab-Normität tragende und daher *lesbare* Entitäten und nicht eben allererst durch die Disziplinarmacht konstituierte Subjekte. Insofern lässt sich die hier zutage tretende Auffassung auch an die Diskurstheorie rückbinden: Es kann nicht von einem intersubjektiv immer schon gegebenen Bedeutungshorizont ausgegangen werden, auf den belie- big referiert wird, oder anders: Objekte sind nicht der Erkenntnis eines (autonomen) Subjekts ge- geben, weil sie ihr ‚Wesen‘ offen zur Schau stellen, sondern *Aussagen* konstituieren die Gegen- standsfelder, auf die sie zu referieren scheinen. Daran anschließen lässt sich eine Passage aus *Überwachen und Strafen* selbst. Hierin findet sich eine weitere medienbezogene Metapher im Resümee zu den Überlegungen zu Panopticon und Disziplinarmacht. „Unsere Gesellschaft ist nicht eine des Schauspiels, sondern eine Gesellschaft der Überwachung. Unter der Oberfläche der Bilder werden in der Tiefe die Körper eingeschlossen“¹³, schreibt Foucault. Die Formulie- rung leitet wiederum eine *Kritik* ein, die die gemeinten ‚Bilder‘ expliziert. Wenige Sätze später liest man nämlich: „Wir sind weit weniger Griechen, als wir glauben. Wir sind nicht auf der Büh- ne und nicht auf den Rängen. Sondern eingeschlossen in das Räderwerk einer panoptischen Ma- schine, das wir selber in Gang halten – jeder ein Rädchen.“¹⁴ Die Referenz auf Platons Höhlen- gleichnis, das immerhin die Befreiung der Gefesselten und ihren Gang ans Licht durchaus ins Kalkül zieht – und das ihnen daher potenziell eine Erkenntnisautonomie zugesteht, wenn sie sich erst einmal befreit haben –, und deren Ersetzung durch die mechanistische Metapher der Maschi- ne verortet den Raum, innerhalb dessen sich Kräfteverhältnisse entspannen, eben genau *nicht* in der Bedeutung, den auf der Leinwand präsentierten *Ideen*, sondern verschiebt ihn auf eine Ebe- ne, die sich *vor* jeder Vermittlung zu befinden scheint: den Körper. Insofern lässt sich diese Stelle als eine Stärkung der Materialität lesen: Die Disziplinarmacht produziert keine Vorstellungen, sie produziert Körper. Es geht, wenn man so möchte, nicht um die *Inszenierung*, sondern um die *Einschreibung*, die *Inkorporation* der Wahrheit des Wahrnehmens und Erkennens. Das Modell des Theaters – eine mediale Konfiguration – dient Foucault im oben eingeführten Gespräch mit M. Watanabe, einem Theaterexperten und dem japanischen Übersetzer von *Der Wille zum Wis- sen*, in diesem Sinne auch als *Illustration* seines Forschungsvorhabens:

„Ich würde gern eine Geschichte der *Bühne* schreiben, auf der man anschließend versucht hat, das Wahre

13 ÜS, 278.

14 Ebd., 279.

vom Falschen zu unterscheiden. Jedoch interessiert mich nicht diese Unterscheidung, sondern die Bühnenausstattung und die Ausstattung des Theaters. Ich würde gern das Theater der Wahrheit beschreiben. Wie sich das Abendland ein Theater der Wahrheit, eine Bühne der Wahrheit gebaut hat, eine Bühne für jene Rationalität¹⁵, „eine bestimmte Form der Wahrnehmung der Wahrheit und des Irrtums, ein bestimmtes Theater des Wahren und des Falschen“¹⁶.

Erneut wird der Blick auf den konstitutiven Einfluss institutioneller Konfigurationen auf Wahrnehmung und Erkennen von Wahrheit und Falschheit gelenkt: ‚Bühnen-‘ und ‚Theaterausstattung‘ sind es, die zu betrachten für eine Philosophie der Wahrheit relevant ist – es sind die Materialitäten, die die Wirkungen erzeugen, auf sie kommt es an. Fast könnte der Eindruck entstehen, als sei Baudry bei der Formulierung seines Kino-Dispositiv-Gedankens dem hier implizit formulierten Arbeitsauftrag nahezu wörtlich gefolgt. Doch der Verweis auf das Theater, und im speziellen auf die ‚Bühne‘, die Foucault hier hervorhebt, ist in erster Linie wohl als (erneute) Absage an die Idee einer sich aus den Erkenntnisobjekten selbst ergebenden, ihnen sozusagen ‚inwohnenden‘ objektiven Wahrheitsfähigkeit zu verstehen, und weniger als Beleg für seine Sensibilität für mediale Vermittlungsprozesse.

An obengenannten Stellen verwendet Foucault mediale Metaphern also vor allem als *negative Folie*, um gegen die Idee aufgeklärter, autonomer Erkenntnissubjekte, deren Fähigkeit, wahre Aussagen zu äußern, in der ‚natürlichen‘ Ordnung der Welt begründet ist, zu argumentieren. Nun findet sich darüber hinaus ein Text, in dem Foucault medientheoretisch relevante Überlegungen als *Modell* zur Erläuterung des ärztlichen Handelns bei der Diagnose von Krankheiten verwendet: Der Text *Botschaft oder Rauschen?* ist im hier verfolgten Zusammenhang insbesondere deswegen interessant, weil er von der medienwissenschaftlichen Foucault-Rezeption meist zum Angelpunkt für dessen vermeintliche Medientheorie hypostasiert wird. So attestiert Engelmann, darin erkenne „man die Umrisse einer übertragungswissenschaftlich fundierten Medientheorie“¹⁷, und bei Ernst lässt sich gar nachlesen, man habe es bei Foucault mit einer „implizite[n] Privilegierung des Rauschens“ zu tun, die zu „einem *re-entry* von Medialität auf der Ebene, die uns heute betrifft[, führe]: als Informationstheorie“¹⁸. Nun kann gerade dieser Text aber keinesfalls als Legitimation einer solchen Schlussfolgerung dienen. Foucault beschreibt in besagtem Aufsatz nämlich die Tätigkeit des Arztes zwar in informationstheoretischen Begriffen, wendet sich damit aber bloß gegen eine Auffassung, die das Diagnostizieren von Krankheiten (wiederum) als das

15 DeE III, 719; Hervorhebung i.O.

16 Ebd., 720.

17 Engelmann 1999, 222.

18 Ernst 2004, 258. Auf die Tatsache, dass diese Auffassungen Kittler sehr nahe stehen, und in dessen Tradition „mit den Medien-Bestsellern der 70er/80er Jahre, Marshall McLuhan und Claude Shannon gedacht [sind], also wiederum ein Verständnis von Medientheorie als Wissenschaft von den Prozessen der Speicherung und Übertragung“ zugrunde legen, weisen Rolf Parr und Matthias Thiele hin (Parr/Thiele 2007, 80).

voraussetzungslose *Lesen einer Botschaft* modelliert:

„Nun sendet aber die Krankheit keine ‚Botschaft‘ aus, denn Botschaften basieren auf einem ‚Code‘, der nach den oben beschriebenen Regeln geschaffen ist. In der Natur gibt es keine Codes, so denaturiert sie auch sein mag. Die Krankheit erzeugt allenfalls ein Rauschen, und das ist bereits viel. Alles Übrige tut die Medizin hinzu, und sie tut in Wirklichkeit sehr viel mehr, als sie selbst glaubt.“¹⁹

Die Argumentation erinnert an die oben angeführten Textstellen: Auch hier findet sich wieder die vertraute Wendung gegen die ursprüngliche, intersubjektiv zweifellos interpretierbare Bedeutsamkeit der Welt, nur dass sie diesmal eben im Gewande einer technischen Modellierung daherkommt.²⁰ So gibt auch Dotzler zu: „Zweck der ganzen Übung, elementar und skizzenhaft, wie sie blieb, war jedoch rein die Einsicht in die durch eine solche Begrifflichkeit hervortretende Historizität des oder der medizinischen Codes“²¹. Dass dieser Zusammenhang auch anders als mit dem Sender-Empfänger-Modell Shannonscher Façon erklärlich wird, belegt etwa folgende Formulierung Foucaults zum selben Zusammenhang:

„Die Krankheit, die Art und Weise, wie der Kranke sie erfährt und ausdrückt, das, was sie für ihn und die anderen von der Gesundheit trennt, die Zeichen, die man an ihr erkennt, die Verhaltensweisen, zu denen sie führt, verweisen in allen Gesellschaften auf kollektive Systeme, besser gesagt: Das Eingreifen des Arztes, die Form seines Handelns, bis hin zum Geheimnis um seine Heilmittel und zu ihrer Wirksamkeit stellen zumindest zum Teil eine von einer Gruppe formulierte Antwort auf jenes Ereignis der Krankheit dar, das stets mehr als ein individuelles Unglück oder Leiden ist. Die ‚private‘ Medizin ist eine kollektive Reaktionsweise auf die Krankheit. Es stellt sich also nicht die Frage, was am Anfang stand [‚private‘ oder ‚staatliche‘ Medizin; T.G.]; wichtig ist vielmehr die spezifische Weise, wie sich zu einem gegebenen Zeitpunkt und in einer bestimmten Gesellschaft die individuelle Interaktion zwischen Arzt und Krankem an die kollektive Intervention gegenüber der Krankheit im Allgemeinen oder gegenüber irgendeinem Kranken im Besonderen anschließt.“²²

Die ‚kollektive Reaktionsweise‘ beinhaltet, das wäre das Argument gegen die Vertreter der informationstheoretischen Lesart, eben nicht zwingend ein Verständnis von Krankheit als ‚Rauschen‘, aus dem ‚Botschaften‘ insofern extrahiert werden, als man den steten Strom der ‚Signale‘ in ‚Information‘ verwandelt, indem man sie isoliert und mit Bedeutung auflädt. Es bleiben vielmehr durchaus andere Formen des Umgangs mit Krankheiten, und, wichtiger, andere (diskursive) *Deutungen* dieser potenziell verschiedenen Umgänge, denkbar. Foucault bedient sich in *Botschaft oder Rauschen?* des ihm zeitgenössischen Diskurses der Informationstheorie als *Modell*,

19 Foucault 2013g [1966], 221f.

20 „Zugleich ist ersichtlich, dass es bei diesen zentralen Umgestaltungen des Wissens nicht um ein Subjekt der Erkenntnis geht, das von den Umwälzungen der Infrastruktur beeinflusst würde, sondern um Formen der Macht- und-des-Wissens, um Formen des Macht-Wissens, die auf der Ebene der ‚Infrastruktur‘ selbst funktionieren und Effekte zeitigen und die den Ort abgeben für das Verhältnis der Erkenntnis (Subjekt – Objekt) als Norm des Wissens, allerdings – und das darf nicht vergessen werden – eine Norm, die historisch einzigartig ist“ (Foucault 1999d [1975], 139).

21 Dotzler 2008, 104.

22 DeE III, 908f.

um die historische Kontingenz des medizinischen Wissens und Handelns zu verdeutlichen. Er gibt damit aber *keinen* Einblick in sein medientheoretisches Denken.

8.1.2 Aussagen über Medien

Anders stellt sich dies an den Stellen dar, an denen Foucault Medien(konstellationen) nicht als Modelle oder Metaphern benutzt, um auf etwas anderes zu referieren, sondern sie direkt avisiert und Aussagen über ihre Operativität, ihre Wirkungen und/oder Verbindungen mit anderen Medien trifft. Auch auf einer eher allgemeinen Ebene finden sich immer wieder Äußerungen, die beispielsweise Stellung zur zeitgenössischen *Medienkritik* beziehen:

„Immer wieder wird darüber geklagt, die Medien stopften die Köpfe der Leute voll. Darin liegt eine gewisse Misanthropie. Ich glaube dagegen, dass die Menschen reagieren. Je mehr man sie zu überzeugen versucht, desto mehr fragen sie. Der Geist ist kein weiches Wachs. Er ist eine reaktionsfähige Substanz. Und der Wunsch nach mehr, nach besserem, nach anderem Wissen wächst im selben Maß, wie die Köpfe vollgestopft werden.“²³

Foucault scheint also dem in den 1960er und 70er Jahren in Frankreich (und Deutschland) recht verbreiteten medienpessimistischen Gestus eher kritisch gegenüber zu stehen. Wie bereits die Äußerungen zum Panopticon zeigten, verortet er die kulturellen Subjektivierungsprozesse eben nicht (nur) auf der Inhalts-Ebene massenmedialer *Clichés* (wie etwa Horkheimer/Adorno), sondern auf der viel direkteren, materiellen Ebene von Monumenten, die Praktiken entspringen und Praktiken ermöglichen. Auch die grundsätzliche Widerständigkeit der Subjekte wird hier – mit einem Seitenhieb auf Freuds Wunderblock-Metapher – erneut betont. In diesem Zusammenhang ist Foucaults Diagnose, man brauche nicht weniger, sondern eigentlich *mehr* „Kanäle, Brücken, und Kommunikationsmittel“²⁴, schon beinahe als Aufruf zur medialen Demokratisierung zu verstehen – immerhin werden „die Medien, eine Materialität, die in den Formen der Presse, des Verlagswesens, dann des Kinos und des Fernsehens in den Mechanismen der Ökonomie und der Macht eingefangen ist“, an anderer Stelle als „die wirklichen Bedingungen der Meinung“²⁵ detektiert. (Massen-)Medien begründen in Foucaults Sinne deswegen Meinungen, weil sie „Informationskanäle“²⁶ sind, Aussagen übermitteln. Sie dienen (ganz archäologisch gedacht) der „Weitergabe von Wissen“²⁷: „Bücher, Universität und Fachzeitschriften sind ebenfalls Medien.“²⁸ Die enge Verknüpfung von Macht, Wissen und Medialität deutet sich in solchen Passagen an und

23 Foucault 2013h [1980], 302.

24 Ebd.

25 DeE III, 268.

26 Foucault 2013h [1980], 303.

27 Foucault 2013i [1973], 20.

28 Foucault 2013h [1980], 303.

zieht sich im Grunde durch alle Stellen, an denen Foucault über Medien(wirkungen) schreibt. Sie ist kein neues oder historisch kontingentes Phänomen, das erst mit dem Aufkommen der ‚technischen Analogmedien‘ aufträte, sondern lässt sich wohl für alle Epochen nachweisen. Foucault selbst zeigt die Verbindung etwa mit Blick auf die *lettres de cachet*: Die Wirkkraft dieser Denunziationsbriefe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich, so diagnostiziert er durchaus (massen-)mediensensibel, verliert sich nämlich, „sobald man aus diesen Dingen und aus diesen Menschen ‚Affären‘, vermischte Nachrichten oder Fälle macht“²⁹ – sobald sich also die Mediatisierung der Aussagen, wenn man es so diskursanalytisch formulieren möchte, verändert, ändert sich die Machtwirkung gleich mit.

Bei Foucaults konkreteren Aussagen zu Medien/Analysen medialer Monumente³⁰ steht zumeist die *Materialität* des Medialen im Vordergrund; sie interessiert ihn nicht bloß an der Malerei³¹, auch am Schreiben im Allgemeinen³² und speziellen schriftlichen Medienpraktiken wie dem Kalligramm³³ und natürlich an Theater und Kino³⁴. Manets Geltung verortet Foucault so beispielsweise in dessen Verdienst, „in die Darstellung die materiellen Grundelemente der Leinwand einbezogen“ und damit ermöglicht zu haben, „dass man sich eines Tages ganz von der Repräsentation löste und die Fläche lediglich mit ihren Eigenschaften, ihren materiellen Eigenschaften spielen ließ“³⁵. Es lässt sich aus dieser durchweg positiven Kritik Manets auch auf die Haltung Foucaults rückschließen: *Darstellen* im Sinne inkorporierender Aisthetisierung, nicht Repräsentieren im Sinne widerspiegelnder Referenz ist die Funktion, die dem Bild zukommt. Dabei gilt:

„Die Darstellung ist der Form weder äußerlich, noch ist sie ihr gegenüber gleichgültig. Sie ist durch eine Funktionsweise an die Form gebunden, die man beschreiben kann, sofern man die verschiedenen Ebenen beachtet und für jede dieser Ebenen die jeweils spezifische Form von Analyse bestimmt. Dann erscheint das Werk in seiner aus Teilen zusammengesetzten Struktur.“³⁶

Wie auch immer man die von Erwin Panofsky³⁷ entwickelte Weise der Bild-Analyse bewerten

29 DeE III, 329.

30 Nun muss dem Folgenden vorangestellt werden, dass Foucault selbst weder Bild noch Schrift wohl als ‚Medien‘ im eigentlichen Sinne betrachtet hat. Seine Äußerungen zu Malern oder einzelnen Gemälden, zur Photographie, zum Theater und teils auch zur Schrift verstehen sich eher als Formulierungen zur *Kunst*. Im hier vertretenen Medienverständnis aber sind künstlerische Monumente und Praktiken zunächst und vor allem *mediale* Monumente und Praktiken und werden daher auch in Foucaults Texten als solche behandelt. Diese Einschätzung teile ich – bei allen Differenzen – mit den Herausgebern von Foucault 2013a und ders. 1999a.

31 Vgl. Foucault 2013j [1975], 10: „Ich muss sagen, dass ich das Schreiben nie allzu sehr gemocht habe. An der Malerei fasziniert mich die Materialität.“

32 Foucault 1999b [1969]; 31.

33 Insbesondere prominent in seiner Reflexion von Magrittes *Ceci n'est pas une pipe* (Foucault 2013k [1967], 36ff.).

34 Vgl. etwa Foucault 1999c [1967], 153 bzw. Foucault 2013f [1966], 122.

35 Foucault 2013l [1989], 71.

36 Foucault 2013b [1967], 31f.

37 Vgl. Panofsky 1975.

möchte, auf die sich Foucault hier bezieht – letzterer verweist damit doch auf die Bindung der Darstellungsfunktion an die Materialität des Medialen, wie sie auch im vorliegenden Text in Kapitel 7.2.1 konstatiert wurde. Ähnliches fördert er zudem an der Praktik des Kalligramms zutage. Mit Blick auf René Magrittes Gemälde *Ceci n'est pas une pipe* verortet Foucault die Pointe des Gemäldes nämlich u.a. im Spiel mit Nähe und Differenz der Materialität von Schrift und Bild. Dieses von Krämer als „Schriftbildlichkeit“³⁸ bezeichnete Phänomen – die Tatsache also, dass Schrift, grob gesprochen, simultan präsentiert, aber linear gelesen wird – nutzt Magritte, um, so Foucaults Analyse, „die ältesten Gegensätze unserer alphabetischen Zivilisation spielerisch aufzuheben: Zeigen und Benennen; Darstellen und Sagen; Reproduzieren und Artikulieren; Nachahmen und Bedeuten; Anschauen und Lesen“³⁹. *En passant* entschleierte Foucault so die enge Verknüpfung von medialer Phänomenalisierung und diskursiver Wissensordnung und entlarvt die (vermeintliche) ‚Wahrheit‘ des (funktionalen) Dualismus‘ von Bild und Text als Effekt eines *historischen Aprioris*.⁴⁰ Im Zusammenhang mit der Wechselwirkung von Gemälden mit den neu aufgekommenen Photographien im 19. Jahrhundert verweist er an anderer Stelle – und gewissermaßen *avant la lettre* – weniger auf die Verbindung von historischem Apriori und medialen Konfigurationen, sondern auf den *innerhalb* des Feldes des Medialen lokalisierten Zusammenhang von medialen Praktiken und *medialem Apriori*. Im Vortrag *Die photogene Malerei* beschreibt er

„die neue Begeisterung für Bilder [...]; da war mit all den neu erworbenen Fähigkeiten die Freiheit der Übertragung, der Verschiebung, der Transformation, der Ähnlichkeiten und des Anscheins, der Reproduktion, der Verdoppelung und der Fälschung. Da war der noch ganz neuartige, aber geschickte, vergnügte und bedenkenlose Diebstahl von Bildern. Die Photographien stellten Pseudogemälde her; die Maler verwendeten Photos als Entwürfe.“⁴¹

Die neue Medientechnik der Photographie transformierte die mediale Praktik der Malerei, führte gar eine neue Vermittlungsweise in die Sphäre der Medialität ein: „Die Geburt des Realismus dürfte nicht von diesem großen Aufflug mannigfaltiger und sich ähnlicher Bilder zu trennen sein.“⁴² Nun beschränkt sich die Stilepoche des Realismus bekanntlich nicht auf Malerei und Photographie, sondern hat zur ähnlichen Zeit auch die Literatur infiziert und wirkt – etwa im Italienischen Neorealismus – auch im Film bis ins 20. Jahrhundert hinein und darüber hinaus: Insofern kann hierbei wohl mit einigem Recht von einer weitreichenden Transformation des Ver-

38 Krämer 2005b, 24; Hervorhebung i.O.

39 Foucault 2013k [1967], 37.

40 Vgl. zum Zusammenhang von Medien und historischem Apriori auch: „In der nun gut hundertjährigen Geschichte des Verhältnisses zwischen Malerei und Fotografie war es Tradition, von der Fotografie die lebendige Form der Wirklichkeit zu verlangen und von der Malerei den Gesang oder Glanz oder Traum, die sich dahinter verbergen mochten“ (Foucault 2013m [1982], 109).

41 Foucault 2013n [1975], hier: 95.

42 Ebd., 96.

mittlungsfeldes, genauer eines medialen Aprioris, die Rede sein.

Auch Foucaults Reflexionen zum Spiegel – sehr prominent in der Einleitung der *Ordnung der Dinge*, weniger beachtet in *Andere Räume* – deuten auf eine sehr wohl vorhandene Sensibilität für medientheoretische Fragestellungen hin. Konkret liest man etwa in der *Las Meninas*-Interpretation, dass der von Velázquez in das Bild gemalte Spiegel „eine Metathese der Sichtbarkeit, die gleichzeitig den im Bild repräsentierten Raum und dessen Wesen als Repräsentation berührt[, sichert]“⁴³. Aus Foucaults Sicht ist es insofern also offenbar auch (mit) Bildern möglich, eine reflexive Ebene einzunehmen, auf der beispielsweise ein bestimmtes ‚Wissen‘ über Darstellungskonvention oder gar -theorie ‚formuliert‘ wird. Was hier also implizit beschrieben wird, ist wohl eine ‚malerisch‘ formulierte *Aussage*. Die Frage der Aussage, die anders als schriftlich verfasst vorliegt, ist bereits in Kapitel 2.6.2 thematisiert worden – ich habe dort vorgeschlagen, Aussagen als Konstituenten eines kulturellen Wissens zu behandeln, wobei nicht eigentlich der Inhalt der Aussage, sondern deren kulturelle *Geltung* (bei Foucault als ‚Existenzfunktionen‘ beschrieben) als Identifikationskriterium angesehen werden muss. ‚Kulturelle Geltungen‘ können also offenbar potenziell recht unterschiedlich mediiert werden, wenn auch ein ‚Medienwechsel‘ in aller Regel Transformationen von Aussagen(geltungen) auslöst.⁴⁴ In *Wahnsinn und Gesellschaft* findet sich nun eine ganz Ähnliches formulierende Stelle:

„Zwischen Sprache und Bild, zwischen dem, was die Sprache abbildet und was die plastische Form aussagt, beginnt die schöne Einheit sich aufzulösen. Ihnen ist keine einzige und selbe Bedeutung unmittelbar gemeinsam. Und wenn das Bild auch die Funktion hat, etwas *auszusagen*, etwas der Sprache Konsubstanzielles zu übermitteln, muss man doch anerkennen, dass es bereits nicht mehr das gleiche sagt und dass die Malerei durch ihre plastischen Eigenheiten sich in Experimente einlässt, die sie immer weiter von der Sprache entfernt, wie groß die oberflächliche Identität des Themas auch sein mag.“⁴⁵

43 OD, 37.

44 Vgl. dazu beispielsweise die Überlegungen zu den „in den Volksfesten, bei Theateraufführungen, in Stichen und Holzschnitten“ sowie in Gemälden und Literatur verhandelten Motiven ‚Narrentanz‘ und ‚Narrenschiff‘ in *Wahnsinn und Gesellschaft* (WG, 36).

45 WG, 36; Hervorhebung i.O. Analog auch in OD, 38: „Aber die Beziehung der Sprache zur Malerei ist eine unendliche Beziehung: das heißt nicht, dass das Wort unvollkommen ist und angesichts des Sichtbaren sich in einem Defizit befindet, das es vergeblich auszuweiten versuchte. Sprache und Malerei verhalten sich zueinander irreduzibel: vergeblich spricht man das aus, was man sieht: das, was man sieht, liegt nie in dem, was man sagt; und vergeblich zeigt man durch Bilder, Metaphern, Vergleiche das, was man zu sagen im Begriff ist. Der Ort, an dem sie erglänzen, ist nicht der, den die Augen freilegen, sondern der den die syntaktische Abfolge definiert.“ Foucault entlarvt auch diese Zuordnungen als Resultate eines historisch kontingenten Willens zum Wissen. So ist die Rede von „[z]wei Prinzipien“, die „die abendländische Malerei vom 15. bis zum 20. Jahrhundert beherrscht“ haben: „Das erste trennt die plastische Darstellung (die Ähnlichkeit verlangt) von der sprachlichen Darstellung (die sie ausschließt). Diese Unterscheidung wird so eingesetzt, dass sie eine Unterordnung der einen oder anderen Art ermöglicht: Entweder wird der Text vom Bild reguliert [...] oder das Bild wird vom Text reguliert.“ Aber gleichgültig, in welche Richtung die Hierarchisierung verläuft, „entscheidend ist, dass weder das sprachliche Zeichen noch die visuelle Darstellung mit einem Schlage gegeben sind. Stets sorgt ein Plan für ihre Hierarchisierung“ (Foucault 2013k [1967], 42). „Das zweite Prinzip behauptet die Äquivalenz zwischen der Tatsache der Ähnlichkeit und der Behauptung einer Darstellungsbeziehung. Sobald eine Figur einer Sache (oder einer anderen Figur) ähnelt, sobald eine Analogiebeziehung zwischen ihnen besteht, schiebt sich in das Spiel der

Die grundsätzliche *Verschiedenheit* von Medienpraktiken und -monumenten, die hier konstatiert wird, ergibt sich – wie schon weiter oben angemerkt – stets aus einer sie fundierenden Materialität, und wenn das Gemälde sich aufgrund seiner Plastizität entwickelt, transformiert, dann gilt dies im selben Maße auch für das Schreiben, denn

„es identifiziert sich mit seiner eigenen entfalteten Äußerlichkeit. Dies besagt, dass das Schreiben ein Zeichenspiel ist, das sich weniger nach seinem bedeuteten Inhalt als nach dem Wesen des Bedeutenden richtet; dies besagt aber ebenso, dass man mit dieser Schreibregularität immer wieder von seinen Grenzen her experimentiert; immer übertritt und kehrt es diese Regularität um, die es anerkennt und mit der es spielt“⁴⁶.

Es ist das Spiel mit Ordnungen, das Foucault (auch am Medialen) interessiert; und so entbehrt es nicht einer gewissen Logik, dass auch das klassisch naturwissenschaftliche Experiment selbst als Ort der „Wahrheitsproduktion“ durch „Produktion von Phänomenen“⁴⁷ in den Blick gerät. Auch (vermeintlich streng objektive) Experimentalanordnungen unterliegen demzufolge einem Willen zum Wissen – sie machen nicht Wahrheit sichtbar, messen sie oder ähnliches, sie *produzieren* sie in einem diese Produktion prädestinierenden Existenzraum. Medientheoretisch interessant ist daran nun aber die Beschreibung dessen, *wie* eine solche Produktion vonstatten geht: Experimentieren ist nämlich (ereignishaftes) *Phänomenalisieren*, dabei entsteht stets etwas, das es vorher nicht gab, und dieses ‚Etwas‘ ist von deutlich anderer Natur als das, was es zeigen soll bzw. als das, wovon es hervorgebracht wurde etc. Wahrheitsproduktion ist im Umkehrschluss also bloß *medial* denkbar. So zeigt etwa der Rekurs auf die Scholastik, inwiefern die ‚Form‘ (die Medialität) der Darstellung ihren ‚Inhalt‘ (das Wissen) beeinflusst:

„Der scholastische Diskurs bricht im 12. Jahrhundert mit der langen Folge der Beweise und Erörterungen. Die ‚Summen‘ lassen eine logische Architektur erkennen und verräumlichen die Schrift ebenso wie das Denken: Unterteilung in Paragraphen, sichtbare Unterordnung der Teile; Homogenität der auf gleicher Ebene stehenden Elemente, also Sichtbarkeit der gesamten Argumentation. Zur selben Zeit macht der Spitzbogen das Rippengefüge des Bauwerks sichtbar, ersetzt die große Kontinuität des Tonnengewölbes durch die Abgrenzung der Gewölbefelder und verleiht allen Elementen mit derselben Funktion dieselbe Struktur. Hier wie dort finden wir dasselbe Prinzip des *Zutage-Tretens*.“⁴⁸

Foucault schließt daraus, dass der Diskurs „also nicht die gemeinsame Interpretationsgrundlage aller Erscheinungen einer Kultur“⁴⁹ sei – auch wenn er zugegebenermaßen ‚Diskurs‘ in vielen Texten synonym mit ‚Schrift‘ oder ‚Sprache‘ verwendet, kann diese Einsicht doch im hier vor-

Malerei eine auf der Hand liegende, banale, tausendmal wiederholte und dennoch fast immer unausgesprochene Aussage (wie ein endloses, zwanghaftes Gemurmel, das die schweigenden Figuren umgibt, dieses Schweigen auflädt, sich seiner bemächtigt, es aus sich selbst heraustreten lässt und es schließlich in den Bereich der Dinge verkehrt, die man benennen kann): ‚Was Sie das sehen, ist dies.‘“ (ebd., 43).

46 Foucault 1999b [1969], 31.

47 Foucault 1999d [1975], 139.

48 Foucault 2013b [1967], 30f.; Hervorhebung i.O.

49 Ebd., 31.

geschlagenen Sinne medientheoretisch gewendet werden, denn im Grunde hat man es sowohl bei der ‚neuen‘ Form der scholastischen Erörterungen wie bei den neuen architektonischen Figuren mit Medien im oben eingeführten Sinne zu tun, die zusammen eine mediale Formation bilden.

Das Interesse an Ordnungen zeigt sich auch, wenn Foucault die Anordnungsstrukturen von Daten in Computern beschreibt. Der folgende, 1967 (!) erstmals in einem Radiovortrag veröffentlichte Auszug kann wohl als Gegenindiz zur vielbeschworenen ‚Blindheit‘ Foucaults für zeitgenössische (Medien-)Technik⁵⁰ dienen:

„Heutzutage setzt sich die Lagerung an die Stelle der Ausdehnung, die die Ortschaften ersetzt hatte. Die Lagerung wird durch die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen Punkten oder Elementen definiert; formal kann man sie als Reihen, Bäume, Gitter beschreiben. Andererseits kennt man die Probleme der Lagerung in der zeitgenössischen Technik: Speicherung der Information oder der Rechnungsteilresultate im Gedächtnis einer Maschine, Zirkulation diskreter Elemente mit zufälligem Ausgang (wie etwa die Autos auf einer Straße oder auch die Töne auf einer Telefonleitung), Zuordnung von markierten oder codierten Elementen innerhalb einer Menge, die entweder zufällig verteilt oder univok oder plurivok klassiert ist, usw.“⁵¹

Allerdings zeigt sich auch hier, dass insbesondere die Verbindung von Techniken mit *Wissensordnungen* im Fokus des Interesses stehen – das Modell räumlicher Anordnungen wird auch hier als Element der Episteme klassifiziert. Insofern lässt sich konstatieren, dass Medien vor allem als Aussagen- bzw. Diskursproduzenten, d.h. in ihrer Verknüpfung mit Feldern des Wissens bzw. mit Feldern der Macht für Foucault von Interesse sind. Und doch finden sich immer wieder auch Formulierungen, die, wenn schon nicht auf ein tiefergehendes Interesse, so doch auf eine fundierte Kenntnis von Mediendiskursen hinweisen. Kommt man etwa noch einmal auf den Spiegel zurück, lässt sich beispielsweise Foucaults Bildanalyse der *Hoffräulein* durchaus als eine recht *allgemeine Medienreflexion* interpretieren: „Wie das Fenster ist der Spiegel ein Ort, der dem Bild und dem ihm Äußerlichen gemeinsam ist.“⁵² Der Spiegel wird hier nicht bloß als ein die Wirklichkeit eins-zu-eins abbildendes Artefakt, mithin als Werkzeug der Repräsentation verstanden, sondern vielmehr als *Ort einer Vermittlung*, als drittes, ästhetisierendes Phänomen in den Blick genommen. Der Bezug auf die in der Medientheorie häufig verhandelte Figur des *finestra aperta*, des offenen (transparenten) Fensters, als das Medien den unverstellten Blick auf die Welt zu eröffnen hätten, wird hier in ähnlicher Weise umgedeutet: Es wird, wie der Spiegel, als *anderer*

50 Das Auftreten von ‚technischen Analogmedien‘ ist von Kittler als Zäsur der (Medien-)Geschichte beschrieben worden. Diese Entwicklung sei von Foucault aber stets ignoriert worden, argumentieren (in Kittlers Nachfolge) etwa Ernst 2004, 239: „Wo aber dieses Heute in den Medien liegt, ist Foucault bemerkenswert blind gewesen“ oder Engelmann 1999, 217f.: „Foucault pflegte zeit seines Lebens einen äußerst selektiven Umgang mit den Medien, wobei er die technische Entwicklung nachgerade ignorierte. [...] Als Wissensarchäologe interessierte sich Foucault zuvorderst für ältere Texte, für Bücher oder Bilder, die das Laufen noch nicht gelernt hatten – die alten Speichermedien der darstellenden Künste“.

51 Foucault 1999c [1967], 146f.

52 Ebd., 38.

Ort konzipiert, der als Drittes den Blick auf etwas ihm Äußerliches allererst konstituiert. Noch deutlicher wird diese Lesart, wenn man eine Stelle aus den *Anderen Räumen* hinzuzieht:

„Der Spiegel ist nämlich eine Utopie, sofern er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich da, wo ich nicht bin: in einem unwirklichen Raum, der sich virtuell hinter der Oberfläche auftut; ich bin dort, wo ich nicht bin, eine Art Schatten, der mir meine eigene Sichtbarkeit gibt, der mich mich erblicken lässt, wo ich abwesend bin: Utopie des Spiegels. Aber der Spiegel ist auch eine Heterotopie, insofern er wirklich existiert und insofern er mich auf den Platz zurückschickt, den ich wirklich einnehme; vom Spiegel aus entdecke ich mich als abwesend auf dem Platz, wo ich bin, da ich mich dort sehe; von diesem Blick aus, der sich auf mich richtet, und aus der Tiefe dieses virtuellen Raumes hinter dem Glas kehre ich zu mir zurück und beginne meine Augen wieder auf mich zu richten und mich da wieder einzufinden, wo ich bin. Der Spiegel funktioniert als Heterotopie in dem Sinn, dass er den Platz, den ich einnehme, während ich mich im Glas erblicke, ganz wirklich macht und mit dem ganzen Umraum verbindet, und dass er ihn zugleich ganz unwirklich macht, da er nur über den virtuellen Punkt dort wahrzunehmen ist.“⁵³

Die Oszillation zwischen Utopie – Virtualität – und Heterotopie – (anderer) Materialität – ist demzufolge für Spiegel essenziell, insofern sie kraft ihrer Fähigkeit, zu ästhetisieren, *Orte ohne Ort zur Welt bringen*. Für Medienpraktiken und -monumente, oszillierend zwischen (transparenter) Iteration und (opaker) Innovation, darf wohl ähnliches konstatiert werden. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich mediale Praktiken und Monumente häufig zu Konfigurationen verbinden, die Merkmale des Heterotopischen aufweisen. Konkret wird dies am Beispiel von Kino und Theater, die Foucault als Heterotopien *par excellence* insofern vorführt, als sie das Auftauchen von Räumen in Räumen ermöglichen: „So lässt das Theater auf dem Viereck der Bühne eine ganze Reihe von einander fremden Orten aufeinander folgen; so ist das Kino ein merkwürdiger viereckiger Saal, in dessen Hintergrund man [auf] einen zweidimensionalen Schirm einen dreidimensionalen Raum sich projizieren sieht.“⁵⁴ Wenn Medien insofern heterotopische Anteile aufweisen, dann gilt für sie wie für alle Heterotopien, dass sie „stets ein System der Öffnung und Abschließung besitzen, welches sie von der Umgebung isoliert“⁵⁵ und das – ähnlich wie Diskurse und Institutionen – dadurch Subjektstatus ‚bereithält‘, die nur bestimmten Individuen zugänglich sind.

Zuletzt bleibt zu konstatieren, dass, wenn sich auch in Foucaults Schriften nur wenige Aussagen über Medienkonfigurationen wie etwa den Film⁵⁶ finden, doch gerade die intermedialen Zusammenspiele von medialen Monumenten und Praktiken durchaus immer wieder thematisiert werden. Gerade die Verbindung von schriftlichen und bildlichen Monumenten wie in Illustrationen,

53 Foucault 1999c [1967], 149f.

54 Foucault 1999c [1967], 152f.

55 Foucault 2013f [1966], 124. Zu Kino und Theater als Heterotopie vgl. ebd., 122. Die Nähe zu Lyotards Dispositivbegriff wie besprochen in Kapitel 6.2 wird hier besonderes spürbar.

56 Aber sie lassen sich finden, etwa zu Pier Paolo Pasolinis *Die 120 Tage von Sodom* in Foucault 2013o [1975].

Gemälden und deren Begleittafeln im Museum, Musik und Gedicht haben Foucault immer wieder zu teils detailreichen Analysen inspiriert.⁵⁷ Auch die Ausdifferenzierung des medialen Feldes ist ihm nicht entgangen: Neben der (politischen) Forderung nach mehr ‚Kanälen‘ finden sich hier aber auch (gegensätzliche) Bemerkungen, die gängige (Vor-)Urteile über die Massenmedien reproduzieren. In ihnen wird die ‚Entropie‘⁵⁸ des Wissens durch seine ‚Vulgarisierung‘ in Populärmedien moniert:

„Wenn man etwas schreiben will, wo schreibt man, kann man es schreiben? Letztlich kann einem nur in den Wochenschriften mit hoher Auflage oder den Zeitschriften von allgemeinem Interesse gelingen, etwas unterzubringen. Das ist ein sehr wichtiges Phänomen. Nun kommt es jedoch dazu, was in Situationen wie dieser fatal ist, dass ein etwas anspruchsvollerer Diskurs, statt durch eine zusätzliche Arbeit fortgesetzt zu werden, die ihn als Echo oder als Kritik vervollkommnet, diffiziler macht und verfeinert, im Gegenteil das Echo von unten hier erfährt; und Schritt für Schritt, vom Büchlein zum Artikel, vom Artikel auf Papier für die Zeitungen, und von den Zeitungen zum Fernsehen bringt man es fertig, ein Buch, eine Arbeit, ein Problem in Schlagworten zusammenzufassen.“⁵⁹

Wenn Foucault Medien also als ‚Medien‘ thematisiert, sind damit in erster Linie Massenmediensphänomene gemeint – die Tatsache, dass hier immer wieder auch Schrift, Musik und vor allem die bildende Kunst als Exempel angeführt wurden, fällt wohl eigentlich aus dem Foucaultschen Medienverständnis heraus und ist eher meiner bzw. der Setzung der Herausgeber der oben genannten Aufsatzsammlungen zu schulden. Andererseits verweisen gerade die Stellen zum Spiegel auf ein sensibles Wissen medientheoretisch verhandelter Themen, und Foucault positioniert sich in seinen diesbezüglichen Bemerkungen auch durchaus gegenüber (wenn auch vielleicht nicht in) dem dazugehörigen Diskurs. Dennoch bleibt – wie bereits angedeutet – insgesamt festzuhalten, dass Medien/Medialität insbesondere dann eine Rolle in Foucaults Œuvre spielen, wenn sie im Zusammenhang mit Wissen oder Macht in den Blick geraten.

8.1.3 Überkreuzungen von Wissen, Macht und Medien

Schon die hier als ‚Aussagen über Medien‘ klassifizierten Formulierungen Foucaults verwiesen implizit oder explizit auf die enge Verknüpfung von Diskursen, Medien und Institutionen. Wie in Kapitel 7.1.1.2 thematisiert, diente ebendiese Interdependenz Kittler wohl dazu, Diskurse *als* Medien zu behandeln. Dennoch ist es sinnvoll, sie gesondert in den Blick zu nehmen. Besonders in der *Archäologie des Wissens* werden Diskurse aber in einer Weise zum Thema gemacht, die der hier vertretenen Lesart diametral entgegengustehen scheint. Dort formuliert Foucault im Hinblick auf die Persistenz von Aussagen, sie könnten

57 Vgl. beispielsweise Foucault 2013p [1982].

58 Foucault 2013q [1983], 307.

59 Ebd.

„dank einer bestimmten Zahl von Trägern und materiellen Techniken (von denen das Buch selbstverständlich nur ein Beispiel ist), gemäß bestimmten institutionellen Typen (der Bibliothek unter anderem) bewahrt werden und dabei bestimmte Modalitäten (die nicht dieselben sind, wenn es sich um einen religiösen Text, um eine juristische Regelung oder um eine wissenschaftliche Wahrheit handelt) in ihrem Statut haben. Das bedeutet auch, dass sie in Techniken eingekleidet sind, die sie anwenden, in Praktiken, die sich daraus ableiten, in soziale Verhältnisse, die sich durch sie hindurch gebildet oder verändert haben“⁶⁰.

Gerade diese Stelle, die eindeutig auf ein mediales Monument (das Buch), eine Machtinstitution (die Bibliothek) und mediale Praktiken (die verschiedenen Textsorten, die mit religiösen, juristischen und wissenschaftlichen Texten assoziiert sind) verweist, scheint die Veranlassung/Legitimation zur Substitution des historischen durch ein technisches Apriori gegeben zu haben, die bei Kittler und seinen Nachfolgern nachzulesen ist. Nun schreibt Foucault dort aber auch, die Aussage sei ‚*eingekleidet*‘ in (Medien-)Techniken, sie ermögliche die *Ableitung* von ‚Praktiken‘ und die *Bildung* ‚sozialer Verhältnisse‘: Das alles heißt *nicht*, dass eine Aussage eine Technik oder eine abgeleitete Praxis, auch kein soziales Verhältnis *ist*. Es heißt zunächst einmal nicht mehr, als dass Aussagen in einer engen Verbindung zu medialen und institutionellen Praktiken und Monumenten stehen. Zudem ist eine Aussage nicht *nur* durch ihre Persistenz charakterisiert, sondern auch durch ihre Beziehung zu anderen Aussagen, ihre ‚*Rekurrenz*‘, diese ‚*Äußerungsvergangenheit*‘, die ‚als erworbene Wahrheit, als ein Ereignis, das sich vollzogen hat, als eine Form, die man modifizieren kann, als eine zu transformierende Materie oder auch als ein Objekt, von dem man sprechen kann‘⁶¹, fasslich wird. Was ist hier anderes verzeichnet als die schlichte Tatsache, dass Aussagen, die kulturelle Geltung insofern erlangen, als sie einen Raum kulturellen Wissens formieren, *immer schon mediiert* sind, und dass ihre Geltung auch, aber nicht nur von der Form ihres Erscheinens abhängt? Ein und dieselbe (medizinische) Aussage über den (gesunden) Cholesterinspiegel, die ein kulturelles Wissen konstituiert, kann schließlich sowohl in Form von chemisch farbig sichtbar gemachten Reaktionen auf einem Testpapier, als tabellarisch oder diagrammatisch aufgearbeitetes Testergebnis, schriftlich (etwa in einem wissenschaftlichen Paper) verfasst oder mündlich vorgetragen etc. auftreten, und sie kann stets als dieselbe Aussage erkannt werden – ohne, dass ihre Mediatisierung eine Auswirkung darauf hätte, dass sie als *dieser* Wissensbestandteil anerkannt wird, d.h. ohne, dass damit etwa zwingend andere Gegenstände, Subjektpositionen oder Wahlen verbunden wären. Dass sie als Aussage über einen *zu hohen* Cholesterinspiegel gewertet werden könnte, hängt dann ebenfalls nicht von ihrer Mediatisierung ab, sondern von der Tatsache, dass kulturelles Wissen eng mit institutionellen (Macht-)Verhältnissen verbunden ist, die sie *als* zu hoch bewerten. Dass die Aussage in Form eines ‚farbigen‘ Ergebnis-

60 AW, 180.

61 Ebd., 181.

ses vorliegt, kann über das damit verbundene Wissen hinaus aber beispielsweise auch einen ästhetischen oder assoziativen Wert haben, der an ihre spezifische Materialität gebunden ist, daran also, dass sie ein mediales Monument darstellt, und es ist etwa vorstellbar, dass ein solcher materieller Teststreifen sich zu einer (konventionalisierten) Ikone entwickelt, die für ‚Medizinartigkeit‘ o.ä. steht, ohne dass damit zwingend und nachgerade im selben Zuge ein Wissen verbunden wäre. Andererseits mag die Tatsache, dass dieselbe Aussage in einem medizinischen Journal erscheint, einen anderen Einfluss auf ihre Glaubwürdigkeit haben als die Tatsache, dass sie in der *Apothekenrundschau* gelesen wird – mediale Monumente stehen in einer engen Verbindung mit institutionellen Strukturen. Zuletzt ist es durchaus denkbar, dass die Aussage in ihrer Form als Testergebnis (ohne die zusätzliche Explikation durch einen Arzt) für einen Laien unverständlich wäre, wodurch die Verknüpfung von institutionellen, diskursiven und medialen Faktoren sichtbar wird. Es sind noch weitere Kombinationen vorstellbar; das Beispiel macht es deutlich: Wissen, Macht und Medialität mögen zwar schwer voneinander zu trennen sein, aber sie fallen nicht in eins.

Wenn sich auch immer wieder Stellen finden, die Foucaults grundlegenden Sprachpriorismus (jedenfalls in Angelegenheiten des Wissens) belegen, so existieren in seinem Werk doch auch Gegenstimmen, in denen die chiastischen Überkreuzungen von Wissen und (nicht-sprachlicher) Medialität sichtbar werden. So etwa, wenn er die Bildungspotenziale des Fernsehens beschreibt:

„Das kulturelle Durchschnittsniveau der Bevölkerung ist dennoch beträchtlich angehoben worden, und man mag dazu sagen, was man will, eine große Rolle spielt das Fernsehen: Die Leute lernen, dass es eine neue Geschichte gibt, usw. Nehmen wir noch all die politischen Phänomene, Gruppen und Bewegungen hinzu, die innerhalb und außerhalb der Universität sich darum kümmern. All das hat der universitären Arbeit ein Echo gegeben, das sehr weit über die universitäre Institution oder auch die Gruppe der spezialisierten, professionellen Intellektuellen hinausging.“⁶²

Auch wenn diese Äußerung durchaus medienoptimistisch daherkommt, ist in ihr die Distanz des Intellektuellen gegenüber den als profan geltenden Massenmedien noch spürbar. Diese Distanz hat Foucault indes an anderer Stelle selbst als Diskurseffekt markiert, und hier findet sich denn auch kein Chiasmus, sondern eher ein *hierarchisches* Verhältnis von Diskurs und (visuellen) Medien:

„Und griesgrämige Diskurse haben uns gelehrt, dass man dem Kreis der Ähnlichkeiten den Ausschnitt des Zeichens, dem Lauf der Simulacra die Ordnung der Syntagmen, der verrückten Flucht des Imaginären das graue Reich des Symbolischen vorzuziehen habe. Man hat versucht, uns davon zu überzeugen, dass Bild, Schauspiel, Schein und Anschein weder theoretisch noch ästhetisch gut seien. Und dass es würdelos wäre,

62 Foucault 2013q [1983], 306f.

nicht gar alle diese Flausen zu verachten.“⁶³

Ein Jahr zuvor allerdings geht Foucault dieser Auffassung selbst noch in die Falle: „Heute genügt die Trivalliteratur nicht mehr. Es gibt wirksamere Mittel, wie Fernsehen oder Kino. Und ich glaube, das ist eine Art und Weise, das populäre Gedächtnis, das existiert, aber keine Artikulationsmittel besitzt, *neu zu codieren*.“⁶⁴ Abgesehen also von der Tatsache, dass in Massenmedien verhandeltes Wissen (für Foucault selbst) offenbar nicht zu jener Sphäre gehört, die er Episteme nennt, wird hier doch klar, dass Fernsehen, Kino und auch Trivalliteratur durchaus ein Wissen hervorbringen, das – durch die ‚Neucodierung‘ eines ‚populären Gedächtnisses‘ – Subjektwirkungen aufzuweisen in der Lage ist. Hierbei kommt es auf die (soziale) Reichweite, die Form der Darstellung und auch die institutionelle Einbindung solcher medialer Konfigurationen an, aber nicht (nur) auf das Wissen, das sie vermitteln. Dass Medien ein kulturell eigenständiger Wert zukommt, ist Foucault nicht entgangen:

„Man glaubt gerne, eine Kultur hänge stärker an ihren Inhalten als an ihren Formen, so dass die Formen sich leichter verändern, aufgeben oder neuerlich aufnehmen ließen. Nur der Sinn sei tief verwurzelt. Wer das meint, verkennt aber, welches Erstaunen oder auch welchen Hass es auslösen kann, wenn Formen sich auflösen oder neue Formen entstehen. Er verkennt, dass man mehr an der Art des Sehens, Sagens, Tuns und Denkens hängt als an dem, was man sieht, denkt, sagt oder tut.“⁶⁵

Medien können insofern auch Anlass zu Verschiebungen von Kräfteverhältnissen geben, sie wirken diskontinuierlich und eigenlogisch und stellen so auch für Foucault eigenständige Variablen in den auf die Subjekte gerichteten Verhältnissen dar: „Der Kampf um das Formale war eines der großen Merkmale der Kultur im 20. Jahrhundert.“⁶⁶ Wenn sich dieser Kampf auch eher auf abstrakt-intellektueller bzw. -ästhetischer Ebene abspielte, so beobachtete Foucault doch durchaus auch die Rolle von Medien in tatsächlich *kriegerischen* Auseinandersetzungen wie der iranischen Revolution, in der nach der Wiedereinführung der Zensur beispielsweise Predigten mittels „Tonbandkassetten“⁶⁷ verbreitet wurden. Sie können, abgespielt von Terrassen von Privathäusern, so dass „[d]ie Passanten [...] noch nicht einmal stehen zu bleiben [brauchen], um die Predigten zu hören“⁶⁸, potenziell die Macht haben, den Schah zu stürzen, meint Foucault in den späten 1970er Jahren. Medien wohnt insofern ein revolutionäres Potenzial inne. Weniger im Sinne einer Widerständigkeit gegen bestehende Kräfteverhältnisse, sondern eher als Instrumente einer Machtausübung lassen sich Medien aber auch nutzen – „nicht nur die Staatsmacht, sondern diejenige, die

63 Foucault 2013n [1975], 99.

64 Foucault 2013c [1974], 130; Hervorhebung i.O.

65 Foucault 2013p [1982], 311.

66 Ebd., 312.

67 Foucault 2013r [1978], 279.

68 Ebd., 280.

im Inneren des Gesellschaftskörpers ausgeübt wird, über ganz unterschiedliche Kanäle, Formen und Institutionen⁶⁹, macht sich Medien – als „indirekte[] Einflüsse[]“⁷⁰ – zunutze. Andererseits findet sich an vielen Stellen die enge (eher hierarchische) Verkopplung von Medien und Macht: Es ist etwa vom „institutionelle[n] Rechteck des Gemäldes“⁷¹ die Rede, dessen sich Magritte bediente (oder bedienen musste, ohne sich dessen bewusst zu sein), also von einer in einem Medienmonument manifestierten Machtpraxis, die mit einer Medienpraxis in eins fällt – hieran wird deutlich, dass auch institutionelle und mediale Praktiken nicht zwingend ontisch unterscheidbare Sachverhalte sind, sondern dass ihre Untersuchung eine bestimmte Perspektivierung benötigt, die gleichwohl eingenommen werden kann (und muss), ebenso wie Aussagen beispielsweise durchaus mit Sprechakten zusammenfallen können, es aber nicht immer tun. Den Einfluss institutioneller Sedimentierungen auf mediale Praktiken beschreibt Foucault besonders eindrücklich mit Blick auf einen Film von René Féret (*Histoire de Paul*) und mit einem (impliziten) Hinweis auf seine Untersuchung der Naturgeschichte in der *Ordnung der Dinge*:

„Er hat professionelle Schauspieler in das leere Skelett einer Irrenanstalt versetzt [...]: In dem Gewächshaus, in das man sie gesteckt hatte, und ohne dass man ihnen eine andere Spielregel als die Form der psychiatrischen Macht gab, wurden sie spontan zu Flora und Fauna der Irrenanstalt.“⁷²

Es ist hier „die Kraft der Dinge und die Logik der Internierung“⁷³, die den sedimentierten institutionellen Monumenten und Praktiken inhärieren, die determinieren, welche medialen Praktiken von den Schauspielern iteriert werden und welches mediale Monument sie produzieren.

8.1.4 Foucault und die Medien(wissenschaft)

Der Gang durch die Passagen in Foucaults *Œuvre*, die Medien oder auch Medialität zum Thema haben, förderte eine Tendenz Foucaults zutage, Medien vor allem als *Massenmedien* zu identifizieren, denen er mit einer recht ambivalenten Haltung sowohl pessimistisch (im Sinne einer Vulgarisierung) als auch gedämpft optimistisch (im Sinne einer Demokratisierung) begegnet. Mit ihnen sind dann vornehmlich Fragen des *Wissens*, aber auch des (politischen) Widerstands verbunden. Andere, unter dem Eindruck des hier vertretenen Medienbegriffs ebenfalls als mediale Konfigurationen zu verstehende Phänomene wie Gemälde, Musik, Film oder Theater fasst Foucault mehr als ästhetisch-künstlerische Hervorbringungen und schreibt ihnen (meist) keine Rolle bei der Produktion, Akkumulation oder Distribution von Wissen zu. Vielmehr zeigt sich an eben diesen Stellen häufig der (mehr oder weniger) latente Sprachapriorismus Foucaults, der Diskurse

69 Foucault 2013s [1980], 282.

70 Ebd.

71 Foucault 2013k [1967], 42.

72 Foucault 2013t [1975], 156.

73 Ebd., 159.

nur als *schriftlich* verhandelte Wissensplattformen verstanden wissen möchte, die eine ganz eigenständige, anderen Formaten (latent) überlegene Logik aufweisen. Dennoch zeigten die Analysen, dass Dotzlers Diagnose, „Foucault [habe] zwar den Diskurs als Medium konzipiert, seinen Begriff von Medialität aber doch mehr oder minder auf den des Diskurses beschränkt“⁷⁴, zu kurz greift – gerade die Spiegelreflexionen verweisen auf Verständnis und auch Kenntnis etwa bildtheoretischer Fragestellungen. Im hier verfolgten Zusammenhang fällt jedoch auf, dass Foucaults Interesse am *medialen* Eigen-Anteil dispositiver Ordnungen über ihre Verknüpfung mit Macht oder Wissen hinaus eher marginal verbleibt; auch wenn er im Zusammenhang mit Bild, Schrift, Theater etc. stets deren fundierende *Materialität* in den Blick nimmt, bleibt die Tatsache, dass es sich dabei um Vermittlungsinstanzen handelt, die Sozialität allererst ermöglichen, deren Wert sich aber nicht in ihrer Kommunikationsfunktion erschöpft, unterbelichtet. Um also medientheoretisch an Foucault anzuschließen, lässt sich schwerlich auf einen in seinem Werk ausformulierten Medienbegriff zurückgreifen, und der vorsichtig formulierte Vorschlag Dotzlers, „auch medientheoretisch die Wissens- als die Kernfrage aufzugreifen“⁷⁵, reduziert Medienbetrachtung unzulässig auf eine „Medienarchäologie“⁷⁶, die der Komplexität des Gegenstands – auch und gerade im Zusammenhang mit Institutionen und Diskursen – nicht gerecht wird. Und doch bleibt ein Großteil der medientheoretischen Auseinandersetzung mit Foucault – neben den oben thematisierten Mediendispositiv-Ansätzen – genau in dieser durch seine Beschäftigung gefurchten Spur. Pias pointiert in diesem Zusammenhang etwa den (Erkenntnis-)Gewinn der Medien- durch die Diskurstheorie folgendermaßen: „Medien stellen das Wissen, das sie speichern, verarbeiten und vermitteln, jeweils unter die Bedingungen, die sie selbst schaffen und sind.“⁷⁷ Welche Gegenstände dann medienwissenschaftlich untersucht werden können, wird ebenfalls (im Anschluss an Joseph Vogl) formuliert: So sollen 1) die „Kulturtechniken als jenem Einsatz von Technologien (vom Alphabet bis zum Computer, von der Geometrie bis zu den *life sciences*), der die Konstitution und die Umschlagformen von Wissen beschreibt“, 2) „jene Institutionen [...], die die Sammlung und Distribution von Wissen organisieren“ sowie 3) die „Poetologien oder Präsentationsformen des Wissens“⁷⁸ in den Blick genommen werden. Die Verknüpfung von Macht- und Wissensstrukturen bleibt hier für die Untersuchung des Medialen essenziell und ihr tendenziell übergeordnet – es lässt sich ein gewisser ‚Überhang‘ des Diskurstheoretischen feststellen, der an Foucaults Priorisierung des Diskursiven erinnert, wie sie etwa an folgender Stelle symptomatisch zutage tritt:

74 Dotzler 2013, 322.

75 Dotzler 2008, 110.

76 Ernst 2004, 241.

77 Pias 2003, 287; Hervorhebung i.O.

78 Ebd.; Hervorhebung i.O. Vgl. dazu auch Vogl 2000, 487. Zur ‚Poetologie des Wissens‘ vgl. auch Vogl 1991.

„Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Bildung, die Zirkulation und Konsumtion des Wissens eine fundamentale Gegebenheit sind. [...] Nun sind aber die Anwendung, die Produktion, die Akkumulation des Wissens nicht zu trennen von den Mechanismen der Macht, mit denen sie komplexe Beziehungen unterhalten, die analysiert werden müssen.“⁷⁹

Medien hingegen als Diskursen und Institutionen *gleichberechtigte* Faktoren dispositiver Konfigurationen in den Blick zu nehmen, ist in Foucaults Denken originär nicht angelegt. Insofern lässt sich hier durchaus ein ‚blinder Fleck‘ konstatieren, eine Lücke, die weder die die Diskurs- auf die Medienbetrachtung adaptierende Medienwissenschaft noch die Mediendispositiv-Theoretiker, wie sie oben (Kapitel 6.4) vorgestellt wurden, zu schließen vermag. Sie bildet den Gegenstand der folgenden Ausführungen.

8.2 Im Dispositiv: Medien, Institutionen und Diskurse

Dispositive⁸⁰ sind, das haben die Überlegungen im Anschluss an Foucault und darüber hinaus ergeben, als Konfigurationen von Diskursen und Institutionen zu verstehen, d.h. als netzwerkartige, fluide Konstellationen von Aussage- und Machtpraktiken und -monumenten, die sich als ‚Antwort‘ auf eine (strategische) kulturelle Situation oder ‚Anforderung‘ formieren. Was in einer (Diskurs- oder Macht-)Analyse also als ‚Diskurs‘ bzw. als ‚Institution‘ in den Blick gerät, sind Dispositiven jeweils *nachträgliche* Konfigurationen solcher Praktiken und Monumente, die immer schon spezifischen historischen und strategischen Aprioris unterliegen, diese aber – kraft reproductiv-innovierender Iteration, d.h. kraft ihres Ereignischarakters – ihrerseits immer wieder neu konstituieren. Wenn daher – etwa bei Foucault – von ‚institutionellen‘, ‚diskursiven‘ u.a. spezifizierten Dispositiven die Rede ist, hat man es dabei eher mit argumentationsstrategischen denn mit heuristischen oder gar ontologischen Figuren zu tun. Aus Dispositiven gehen zudem stets Subjekte hervor, die von selbigen nicht bloß einseitig determiniert werden, sondern – aufgrund ihrer performativen Rolle im Zusammenhang mit Macht- und Aussagepraktiken – selbst als produktive Faktoren des Dispositivs verstanden werden müssen, deren Handeln dispositive Umbrüche verursachen oder zu ihnen beitragen kann. Wenn nun aber neben historischen und strategischen auch von *medialen Aprioris* insofern ausgegangen werden muss, als Sozialität allererst durch eine Vermittlungsfigur hergestellt werden kann, weil also die Beziehung zweier oder mehrerer Subjekte stets nur durch ein Anderes, Drittes, durch Medien also möglich ist, *und* auch die (wahrnehmende) Beziehung zur ‚Ordnung der Dinge‘ nur medial vermittelt vorstellbar ist – dann stellt sich die Frage, welcherart deren Beziehung zu Institutionen und Diskursen ist. Anders formuliert: Wenn Macht und Wissen in Foucaults Nachfolge als sozial- bzw. kulturan-

79 Foucault 2013s [1980], 290.

80 Vgl. insbesondere Kapitel 5.2.

thropologische Universalien begriffen werden können und müssen, die sich in der Figur des Dispositivs konkretisieren, und andererseits Sozialität und Kulturalität ohne Vermittlung undenkbar sind, dann müssen auch Medien, verstanden als dynamische Konfigurationen aus medialen Praktiken und Monumenten, *als Elemente des Dispositivs* modelliert werden.

Für eine solche Perspektive sprechen nicht zuletzt Foucaults eigene Beschreibungen: Das Panopticon etwa folgt einer Logik des *Blicks* bzw. der *Sichtbarkeit* der internierten Personen, ob es sich dabei nun um Häftlinge, Schüler, Soldaten, Kranke oder Arbeiter handelt. Die von Bentham beschriebene Architektur erlaubt es, Verhaltensweisen zu beobachten, zu beschreiben und zu kontrollieren, die außerhalb dieser Sichtbarkeitsanordnung gar nicht erst auftreten würden. Es lässt sich daher konstatieren, dass das Panopticon *phänomenalisiert*, also etwas originär sichtbar macht, was außerhalb seiner nicht existierte – es ist insofern nicht ein einfaches ‚Werkzeug‘, sondern eignet Existenzfunktionen. Die Nähe zum Medienbegriff ist augenfällig. Sie verstärkt sich, wenn man beachtet, dass die in es hineingestellten Beobachter „sehen, ohne gesehen zu werden“⁸¹: Die Phänomenalisierungsleistung der Institution bedient sich einer Logik der Transparenz. Zuletzt könnte man das Panopticon gewissermaßen als performatives *perpetuum mobile* verstehen, denn seine Wirkung – die selbstaffirmative Beobachtung – verstärkt sich ständig selbst, weil seine Insassen sich dauernd beobachtet fühlen und insofern in einer stetigen (Selbst-) Interpretationsbewegung befinden. Nun wäre es aber sicher ein Kurzschluss, es aus diesen Gründen selbst als *mediale* Konfiguration zu verstehen. Schließlich wird das, was in einer solcherart gestalteten Institution wahrnehmbar gemacht wird, nicht von der Architektur *verkörpert*, d.h. es wird nicht ein Drittes in dem Sinne konstituiert, dass dabei ein dem von Wiesing beschriebenen ‚Bildobjekt‘ Vergleichbares entstünde, dessen Materialität der des Verkörpernden entspräche: Das normierte Verhalten der panoptisch Disziplinierten kann nicht – allerhöchstens metaphorisch – als ‚Botschaft‘ eines ‚Mediums‘ Panopticon aufgefasst werden. Dennoch finden sich in panoptischen Dispositiven, wie Foucault sie für das 19. Jahrhundert beschrieben hat, durchaus *mediale Anteile*. So ist etwa die Prüfung trivialerweise ohne sprachliche und/oder schriftliche Erfassungsmethoden, die (weniger trivial) in Ergebnislisten münden (mediale Monumente!), nicht denkbar, und erst die Aufstellung von Gefangenendaten in Tabellen und Tableaus macht die vergleichende Bewertung des solcherart notierten, gespeicherten und weiterverarbeiteten Verhaltens – seine *Transformation in ein Macht-Wissen* – überhaupt möglich. Die daraus sich ergebenden Hierarchien werden ihrerseits diagrammatisch niedergelegt und ‚topologisieren‘ die (sozialen) Kräfteverhältnisse in den panoptischen Institutionen. Schon an diesem Beispiel wird deutlich, dass ein

81 So beschreiben Parr/Thiele die Logik des Panopticons und fügen hinzu, „die Formel“ wäre in gewisser Hinsicht „auch als Definition von ‚Medium‘ zu sehen“ (Parr/Thiele 2007, 99).

enger Zusammenhang zwischen Macht- und Vermittlungspraktiken besteht: Die fundamentalste Machttechnik des Panoptismus, die Prüfung, die der Kategorisierung und Subjektivierung der Individuen dient, ist *auf mediale Praktiken angewiesen*; die Machtausübung in panoptischen Dispositiven ist nicht denkbar, ohne dass die an den Insassen gesammelten Beobachtungen (medial) erhoben, gespeichert und verarbeitet und so gewissermaßen in Daten transformiert werden, die dann wiederum als Basis von Aussagen dienen, welche ihrerseits zu Diskursen gruppiert werden und schließlich in der Formulierung eines dann normierend verwendbaren Wissens münden. Funktion und Wirkung medialer Praktiken und Monumente im Panopticon erschöpfen sich aber nicht darin, dass sie Macht und Wissen unverändert transportierten oder in anderer Form reproduzierten. Vielmehr ist es die *Form* der Vermittlung, die bestimmte Machtwirkungen allererst möglich macht: Erst die Iteration des medialen Monuments ‚Tabelle‘ erlaubt es, Beobachtungen zu quali- und quantifizierbaren, mithin vergleichbaren (und damit potenziell normierbaren) Daten zu *machen*. Lägen die Beobachtungen also beispielsweise bloß in Form von Erzählungen der ‚Wärter‘ oder, moderner, in Form von Videoaufnahmen vor, wäre an deren Quantifizier- und vor allem Vergleichbarkeit kaum zu denken. Mediale Praktiken schaffen daher auch in panoptischen Institutionen insofern Sozialität, als sie in Form der Prüfung ein Verhältnis zwischen den (panoptischen) Subjekten schaffen, das seinerseits nicht ‚unbeeindruckt‘ von der medialen Materialität, mithilfe derer es konstituiert wird, bleibt. Es wäre andererseits aber auch nicht ohne Diskurse und Institutionen denkbar: Gäbe es keinen Willen zur Macht, der Subjekte nicht bloß räumlich fixieren, sondern auch zu nützlichen Individuen umformen ‚wollte‘, hätte die Medienpraktik ‚Prüfung‘ keinen solchen Aufstieg erleben können. Beinhaltete die Episteme kein damit verbundenes Wissen, keine diskursive Formation ‚Ökonomie‘, die u.a. den Entwurf Benthams ermöglichte, wären die panoptischen institutionellen *und* die damit verbundenen medialen Monumente ihrerseits unmöglich (jedenfalls in dieser Konstellation). Andererseits ist vorstellbar, dass die *mediale Machttechnik* der Prüfung einen genealogischen ‚Vorläufer‘ heutiger *Big-Data*-Bewegungen darstellt, und daher nicht bloß eine Masse an Aussagen, sondern auch Institutionen präfiguriert. Institutionelle, diskursive und mediale Praktiken und Monumente stehen in vielfältigen Wechselbeziehungen, und sie werden in ihrem historisch kontingenten, konfigurierten Auftreten je nicht verständlich, wenn man sie (ausschließlich) isoliert betrachtet oder gar ihr Verhältnis hierarchisiert (etwa Diskurse oder Medien priorisiert).

In Foucaults Beschreibung der Übergangszeit vom ‚Zeitalter der Martern‘ zum ‚Kerkernetz‘ finden sich darüber hinaus Hinweise auf (massen-)mediale Konfigurationen schon vor dem Entstehen des Panoptismus, die eng mit Macht (wenn auch im ‚Aggregatzustand‘ des Widerstands und

nicht in dem der Herrschaft) verknüpft und nicht unabhängig von einem Wissen sind: Das reformatorische Strafen wurde nämlich von einer ganzen Flut von *Flugblättern*⁸² begleitet, mithilfe derer, so Foucault, die Justiz ‚rechtfertigt‘ und die Verbrecher ‚verherrlicht‘ wurden. Man hat es dabei mit einer ganz besonderen medialen Konfiguration zu tun, weil das einseitige Format des *Monuments* Flugblatt einen schnellen rezeptiven Zugriff erlaubt und, dank seiner Verknüpfung von bildlicher und schriftlicher Darstellung, 1) potenziell auch von nicht-alphabetisierten Personen verstanden werden kann und 2) insbesondere komplexe oder abstrakte Sachverhalte zu konkretisieren vermag. Die solcherart vorliegende *Verkörperung* ermöglichte mediale *Praktiken* wie die erwähnte schnelle Rezeption und damit verbunden die Adressierung vieler Personen in kurzer Zeit, also das massenhafte Verteilen und Weitergeben (inklusive der bekannten Adressierungsprobleme von Massenmedien), und begünstigte so die Anonymität der ‚Autoren‘ und der Distributoren, die sich folglich vor dem potenziellen Zugriff der Justiz schützen konnten. Man hat es also mit einer Konstellation medialer Praktiken und medialer Monumente zu tun, die sich, nicht neu, aber durchaus historisch veränderlich, in der strategischen Situation der Reformation des Strafens zum Fliegenden Blatt (re-)konfigurierte und schließlich den Zusammenbruch der ‚kodifizierenden Strafe‘ wenn schon nicht begründete, so doch sicherlich fundamental unterstützte. Im hier verhandelten Zusammenhang ist insbesondere die *Reziprozität* von zeitgenössischer strategischer Situation, herrschendem historischem Apriori und medialer Konfiguration interessant: Ohne dass von einer Absicht einer Gruppe von Subjekten ausgegangen werden kann, die die Praktik des reformativen Strafens ablehnte, finden sich Zugriffe auf das Depot, um aus den dort vorfindlichen medialen Monumenten und Praktiken Fliegende Blätter zu konfigurieren, die in einem bestehenden, aber fragil gewordenen Kräfteverhältnis, in dem nicht länger das Strafen oder Rehabilitieren, sondern das ‚Zurichten‘ produktiver Subjekte sinnvoll war, möglichst anonym, mit hoher Reichweite und niedriger Zugriffsschwelle ‚Stimmung‘ gegen die kodifizierende Strafe zu machen, wobei die solcherart iterierten Aussagen durch ihre Reduzierung auf nur eine Blatt-Seite (und nicht etwa eine ausführliche Argumentation) die bestehenden Diskurse rekonfigurierte. Man hat es also beim Übergang zum Panoptismus mit einem Dispositiv-Umbau zu tun, der von einem *wechselseitigen Bedingungsverhältnis* von institutionellen, diskursiven und medialen Praktiken und Monumenten getragen wurde.

Ähnlich wie beim Panoptismus und seiner zentralen Machttechnik, der Prüfung, zeigt sich schließlich auch beim Sexualitätsdispositiv und der darin vorherrschenden *Geständnis*technik ein fundamentaler Zusammenhang von medialer und institutioneller Praktik. Was ist ein (mündlich abgelegtes) *Geständnis* schließlich anderes als ein *Gespräch*, das zugegebenermaßen besonderen

82 Vgl. zur Funktionalität des Flugblatts und den weiteren Ausführungen etwa Adam 1999.

Regularitäten folgt? Genauer kann man es – in den oben vorgeschlagenen Begriffen – als eine spezifische mediale Praktik fassen, die auf einem Monument fußt – dem Monument der gesprochenen Sprache, die in Form eines Zwiegesprächs, bzw. all den Gesprächen, die sich im Laufe der Zeit im Depot ‚kristallisiert‘ haben, vorliegt (und nicht in Form einer immateriellen *langue*), und das nach Maßgabe eines medialen Aprioris mit medialen Praktiken, etwa der Verteilung von Redeanteilen auf die beteiligten Subjekte, die mit spezifischen Rollen ausgestattet sind, rituellen Sprachverwendungen, damit verbundenen präferierten Sprechhandlungstypen etc., sich zu einem Typus medialer Konfiguration verknüpft.⁸³ Die Tatsache, dass man es dabei mit einer Form von Sozialität zu tun hat, die, anders als die Prüfung im buchstäblich *gesichtslosen* Panopticon, *von Angesicht zu Angesicht* konstituiert wird, fundiert in gewisser Hinsicht auch die Differenz von Disziplin und Kontrolle: Fordert erstere eher uniforme Verhaltensweisen – die Unterworfenen sollen zu ‚Rädchen in der Maschine‘ werden –, subjektiviert letztere, indem sie individualisiert, also die Sexualität des Einzelnen auch jeweils individuell, im (vermeintlich) geschützten Raum, zum Thema macht. Nun hat man es bei einem Geständnis natürlich notwendig mit einer medialen Praktik zu tun, die auf die Formulierung einer (über-individuellen) *Wahrheit* ausgerichtet ist: *Was* gestanden wird, auf welche Aussagen aus dem Archiv also zurückgegriffen wird, muss – sonst ist das Geständnis wertlos – sich innerhalb eines spezifischen Willens zur Wahrheit bewegen. Falls das nicht der Fall ist, kommt es zu Ausschließungsbewegungen: So wird beispielsweise das Geständnis, Unzucht mit einem Außerirdischen getrieben zu haben, zu einer ganz anderen institutionellen Subjektivierung führen – wahrscheinlich wird der Gestehende als ‚geisteskrank‘ kategorisiert und entsprechend behandelt – als das Geständnis, regelmäßig zu masturbieren. Auch hier findet sich also eine enge Verknüpfung von Wissen, Macht und Medialität insofern, als die mediale Praktik die Aussagenpraktik und ihre (institutionellen) Konsequenzen sozusagen ‚trägt‘. Allerdings lässt sich die Wahrheit des Geständnisses nicht bloß auf der Ebene des Ausgesagten erkennen. Seine Multimodalität – seine körperliche Performanz, para- und nonverbale Spuren wie Mimik, Gestik, Prosodie, Stimmlichkeit usf. – in seiner räumlichen Eingebundenheit in beispielsweise eine psychoanalytischen Praxis birgt einen Sinnlichkeitsüberschuss, der eine Wahrheit nicht bloß des Ausgesagten, sondern des solcherart buchstäblich *Verkörperten* (der

83 Denkbar und an Foucault anschließbar wäre es auch, die *Beichte* als ‚Ausgangs‘-Monument im Depot anzusehen: Foucault selbst bezeichnet sie in *Der Wille zum Wissen* als ‚Vorgänger‘ des Geständnisses; allerdings stellt er die Verbindung auf Basis ihres ‚Inhalts‘ (sexuelle Verfehlungen) bzw. ihrer Verbindung mit Machtpraktiken und nicht aufgrund ihrer medialen Analogien (Zwiegespräch, Redeordnung, rituelle Sprache, Wahrheitsimperativ etc.) her. Hier lässt sich also durchaus wenn schon kein blinder Fleck, so doch eine gewisse Ignoranz gegenüber medialen Phänomenen konstatieren. Der mediale Zusammenhang von Beichte und Geständnis lässt überdies den Schluss zu, dass sie zusammen mit weiteren Medien eine mediale Formation bilden, die man als ‚Gespräch‘ bezeichnen könnte.

Körper ist das eigentliche Ziel der Machttechnik Geständnis⁸⁴) präsentiert. Ohne ein solcherart *assoziatives* Setting (ohne also den „sichersten und diskretesten Raum zwischen Couch und Diskurs“⁸⁵), das von der *face-to-face*-Situation des Geständnisses allererst ermöglicht wird und auch psychoanalytisch essenzielle Phänomene wie Übertragung und Gegenübertragung erlaubt, wäre das Aufkommen (und der Siegeszug) der Psychoanalyse wohl kaum vorstellbar gewesen. Solcherart wird begreiflich, was Lorenz Engell und Joseph Vogl für Medien konstatieren:

„Wie immer man sich jedoch der Bestimmung dessen, was Kultur sei, annähert, eines ist in den Entwicklungen der Moderne deutlich zutage getreten: Wesen, Gepräge, Zustand, Funktion und Funktionsweise einer Kultur bilden sich stets in engem Zusammenhang mit den Medien heraus, in denen kulturelles Geschehen sich vollzieht.“⁸⁶

Im Hinblick auf die Dispositivbeschreibungen Foucaults lässt sich daher konstatieren, dass dort zentrale Machttechniken (eigentlich) als mediale Konfigurationen zu identifizieren sind, die – neben und über ihre Funktion als Diskursprozessoren hinaus – aufgrund der spezifischen Materialität ihrer konstitutiven monumentalen Anteile und deren konkret vermittelnder Verwendung/ Performanz (sowohl produktiv als auch rezeptiv) allererst Möglichkeitsräume für daran anschließende Machtpraktiken schaffen, die ihrerseits mit spezifischen institutionellen Monumenten verbunden sind. Andererseits ist das konkrete ‚Existenzwerden‘ dieser medialen Konfigurationen – der spezifischen Medien – aber auch von ihrer institutionellen Einbindung (also etwa das Geständnis von Institutionen wie der Psychoanalyse) abhängig. *Die Konfiguration von medialen Praktiken und Monumenten zu Medien und institutionellen Praktiken und Monumenten zu Institutionen bedingt sich im Dispositiv also gegenseitig.* Insofern in allen Foucaultschen Dispositiven auch die Konstitution eines diskursiven Wissens zentral ist, lässt sich darüber hinaus festhalten, dass auch Aussagepraktiken und -monumente – als Konfiguratoren eines (potenziellen) Macht-Wissens – mit diesen Konfigurationen verknüpft sind: Erst die Tatsache, dass sich die mediale Konfiguration ‚Geständnis‘ formiert, erlaubt die Entstehung von Aussagen (also ‚Wissensbestandteilen‘), die sich wiederum zu Diskursen formieren können. Andererseits wird die Iteration und Re-Konfiguration medialer Praktiken und Monumente auch von einem (historisch apriorischen) Wissen determiniert, weil nur bestimmte Konstellationen überhaupt erlauben, Aussagen auf eine bestimmte, im Dispositiv ‚erwünschte‘ Weise zu produzieren (ohne dass mediale Überschüsse wirklich vorhergesehen werden könnten). Die Diagnose lässt sich also erweitern: Nicht bloß die Konfiguration von Medien und Institutionen, *auch die Konfiguration von Diskursen und Medien im Dispositiv ist reziprok.* Für die von Foucault analysierten Dispositive gilt da-

84 Vgl. dazu etwa Kapitel 4.1.2.

85 WW, 12.

86 Engell/Vogl 2008, 8.

her wie für alle Dispositive, dass sie stets *sowohl* Diskurse *als auch* Medien *und* Institutionen inhärieren. Die Überlegungen zum Panopticon machen deutlich, dass die damit erzielten disziplinierenden Subjektivierungen keine Diskurs-, Institutions- oder Medieneffekte darstellen, sondern nur aus dem *Zusammenspiel* dieser drei Faktoren, die Konkretisierungen *und* Konstituenten von historischen, strategischen und medialen Aprioris darstellen, resultieren. Foucaults Beschreibung der genealogischen Methode als „Analyse eines ‚Regimes von Praktiken‘ [...] – wobei die Praktiken als Ort der Verknüpfung betrachtet werden können zwischen dem, was man sagt und dem, was man tut, den Regeln, die man sich auferlegt und den Gründen, die man gibt, den Projekten und den Evidenzen“⁸⁷ – ist daher um die Sphäre der Vermittlungspraktiken, die ‚mit-regieren‘, zu ergänzen.

Nun findet sich nicht bloß in Foucaults Schilderungen Evidenz für diese Perspektive. ‚Übersetzt‘ man etwa in Lyotards Überlegungen zu Kino und Theater die recht indifferente Verwendung des Dispositivbegriffs in die hier vorgeschlagenen Termini, zeigt sich ebenfalls, dass er eigentlich die Beziehungen zwischen medialen, diskursiven und institutionellen Faktoren innerhalb eines Dispositivs beschreibt⁸⁸: Das sogenannte ‚Sprachdispositiv‘ des marxistischen Materialismus, das eine Logik von Ent- und Verfremdung kolportiert, lässt sich dann als *diskursive Formation* verstehen, innerhalb derer sich ein bestimmter Wille zum Wissen offenbart, der seinerseits wiederum in die *mediale Praktik* der ‚Verfremdung‘ im Brechtschen Theater transformiert wird. Es findet sich hier also gewissermaßen die *Diffundierung* von Wissensinhalten in die Vermittlungsperformanzen des Theaters. Die darin enthaltene Logik von Ein- und Ausschließung zeigt sich zudem sowohl auf medialer als auch auf institutioneller Ebene in den Praktiken der In- und Exszenierung, die analog in den Heterotopien von Theater- und Kinosaal als Machtmonumenten zum Ausdruck kommen. Es lässt sich hier also eine dispositive Logik feststellen, die sich aus dem Wechselspiel, der Interdependenz von diskursiven, institutionellen und medialen Elementen ergibt, und die ihrerseits die Formierung etwa des Theaters als *Medium* ebenso bedingt wie die *Institution* Theater bzw. als Fortschreibung eines marxistischen *Diskurses* auch dessen Konfiguration transformiert. Dabei wird deutlich, dass *diskursive* Monumente das Erscheinen/die Reaktualisierung *medialer* Praktiken ‚anregen‘ können, dass institutionelle und mediale Praktiken einander ergänzen, spiegeln können usw.

Gerade der Hinweis auf die diskursive Formation des marxistischen Materialismus macht aber deutlich, dass man es sowohl beim Kino als auch beim Theater nur mit einem Teil eines (oder mehrerer) Dispositive zu tun hat, mithin mit einem *Dispositivausschnitt*. Insofern man nämlich

87 DeE IV, 28.

88 Vgl. dazu auch oben Kapitel 6.2.

beispielsweise das zugrunde liegende historische Apriori durch ein anderes ersetzt, werden sich andere Diffundierungseffekte finden lassen, und auch die Ausdifferenzierung medialer Praktiken und Monumente, die (vermeintlich) nicht mit dem Theater assoziiert sind, kann Eingang in die als Theater bezeichnete mediale Konfiguration finden und diese (mehr oder weniger) grundlegend transformieren, wie es etwa im Postdramatischen Theater der Fall ist. Ähnliches lässt sich für Baudrys Kino-Beschreibung konstatieren – subtrahiert man die psychologistischen Erklärungsansätze, die bereits Lyotard angelegt hatte, lässt sich auch dessen ‚Basisapparat‘ (also das Projektions-,dispositiv‘ plus mediales Monument Film plus Produktionsbedingungen) als Detailaufnahme des Wirkens eines Dispositivausschnitts verstehen. Dreh- und Angelpunkt von Baudrys Argumentation ist das perspektivische Paradigma, das im Ausgang von Kapitel 6.3 als Teil eines historischen Aprioris zu verstehen vorgeschlagen wurde. Unter dem Eindruck der hier vorgeschlagenen, erweiterten Dispositivfassung lässt sich diese Lesart insofern korrigieren, als die Zentralperspektive zwar immer wieder zum diskursiven *Gegenstand* gemacht wurde (und es noch wird), sie aber eigentlich eine in verschiedenste, im Depot ‚abgelegte‘ mediale Monumente sedimentierte *mediale Praktik*, mithin Teil eines *medialen Aprioris*, ist. Sie beeinflusst die Raumgestaltung des Kinosaals, denn sie fordert eine bestimmte (Rezeptions-) Praktik, die u.a. darin besteht, dass die medialen Verkörperungen bloß von einem genau spezifizierten Punkt aus betrachtet werden (können). Insofern findet sich hier also eine Determination institutioneller Elemente durch eine Medienpraktik, die, weil sie diskursiv ‚verarbeitet‘ wird, auch Transformationen von Diskursen auszulösen vermag. So lässt sich auch für das Kino die Durchflechtung von Monumenten und Praktiken der für das Dispositiv relevanten Felder von Macht, Wissen und Medialität konstatieren, deren Zusammenwirken einen Teil des eigentlichen Dispositivs, das weit über Baudrys Basisapparat hinausgeht, bildet. Kino und Theater ließen sich beispielsweise angelehnt an einen Vorschlag von Johanna Dorer als Teile eines „Informationsdispositivs“⁸⁹ verstehen. Dieses zeichnet sich als Vorgänger eines „Kommunikationsdispositivs“⁹⁰, das Dorer für die Gegenwart und jüngere Vergangenheit beschreibt, vor allem durch seine einschränkende, passivierende, in einem Wort: *disziplinierende* Funktionalität im Bereich „der öffentlichen Rede“⁹¹ aus.

In Hickethiers Überlegungen zum Medien-Dispositiv findet sich ein (etwas anders gearteter) Anhaltspunkt dafür, in welches Dispositiv das Geflecht aus Medien-, Diskurs- und Institutionselementen, das als ‚Fernsehen‘ bezeichnet wird, einzuordnen ist. Während es in Dorers Kategorisie-

89 Dorer 1999, 297.

90 Ebd.

91 Ebd.

rung wohl als Teil des Kommunikationsdispositivs zu gelten hätte, weil schon im Fernsehen weniger die Zensur (ein Merkmal der medialen Manifestationen der Disziplinarmacht), sondern vielmehr das öffentliche Sprechen im Vordergrund steht (Auswirkungen des „Geständniszwang[s]“⁹², ein Merkmal der Kontrollmacht), betont Hickethier eher die Freisetzung des Zuschauers, der aufgrund seines Wunschs nach gesellschaftlicher Teilhabe (in Form von Information und Meinungsbildung) am 24-Stunden-Programm partizipiere. Ob daher ein ‚Demokratisierungsdispositiv‘ angenommen werden kann oder nicht: Welche (übergeordnete) Subjektivierungsfunktionalität – die sich eben nicht auf die Regulierungen von Apparat und Programm beschränken lässt – ‚hinter‘ dieser vermeintlichen Demokratisierungsleistung des Fernsehens steht, bleibt bei Hickethier notorisch unterbelichtet. Allerdings macht Hickethier beispielsweise die Verflechtung diskursiver, institutioneller und medialer Elemente deutlich, wenn er das Programm u.a. als ‚Umsetzung‘ medienlegaler Bestimmungen und ‚Reaktion‘ auf veränderte Zeiteinteilungen (die aus der anders institutionalisierten Arbeitswelt stammen) beschreibt. In Anlehnung an Distelmeyers Überlegungen zu DVD und Blu-ray lässt sich das Fernsehen zudem als Vorläufer dessen beschreiben, was man ein ‚Flexibilitäts-Dispositiv‘ nennen könnte, welches eng mit den Anforderungen eines globalen, neoliberalen Kapitalismus verbunden ist. Der von McLuhan noch als Rückkehr zur Stammeskultur verstandene Effekt eines sich so konstituierenden *global village* erwiese sich unter den Vorzeichen einer Dispositivanalyse auf Basis der hier vorgelegten Modellierung dann wahrscheinlich weniger als ‚Zusammenrücken‘ der Welt-Gemeinschaft unter den Vorzeichen des Humanismus‘, denn vielmehr als das Wirken einer ökonomistischen Kontrollmacht, die mithilfe eines immerwährenden Erreichbarkeits- respektive Kommunikationsimperativs, der von der Digitalisierung getragen wird, globale Kräfteverhältnisse zu instantiieren versucht.

Wenn also auch Medien als konstitutive Elemente von Dispositiven in den Blick genommen werden müssen, um letztere als variable, Kultur und Sozialität allererst *stiftende* Geflechte hinreichend beschreiben zu können, kann doch von eigenständigen *Medien-Dispositiven* keine Rede sein. Vielmehr hat man es bei Dispositiven *stets* mit Konfigurationen von diskursiven, institutionellen und medialen Elementen zu tun, die erst unter der Maßgabe einer kulturellen Anforderung – die gleichwohl relativ stabil sein kann, wie die Reichweite von Straf- und Sexualitätsdispositiv zeigt – sich zu je spezifischen Institutionen, Diskursen und Medien konstituieren. Erst eine so-

92 Vgl. ebd., 299: „Nicht erst im Internet sind Raum- und Zeitgrenzen aufgehoben, nicht erst im Internet ist der Geständniszwang ein allumfassender geworden. Im Bereich der Kommunikationstechnologien sei hier die Ausdifferenzierung und grenzenlos scheinende Expansion im Printmedien- und Rundfunkbereich genannt: Magazine, Special Interest Medien und Fachzeitschriften einerseits sowie die Ausweitung von Hörfunk- und Fernsehkanälen andererseits.“

ziokulturelle *urgence* führt also dazu, dass Elemente von Archiv, Arsenal und Depot solcherart ‚aktualisiert‘ werden, dass sich überhaupt relativ stabile Konfigurationen von Aussage-, Macht- bzw. Vermittlungspraktiken und -monumenten *bilden*. Innerhalb dieses aber tendenziell unabschließbaren Prozesses, in dessen Verlauf fortlaufend transformierte Monumente Eingang in die jeweiligen ‚Speicher‘ finden, wiederaufgegriffen, konfiguriert und eingespeist werden, kann keine Rede davon sein, dass eines der Felder Macht, Wissen oder Vermittlung ein anderes Feld *dominierte* oder einseitig determinierte. Vielmehr zeigen gerade die Untersuchungen der Medien-dispositiv-Theoretiker und auch Foucaults eigene Studien, dass wenigstens von der *Interdependenz* institutioneller, diskursiver und medialer Elemente ausgegangen werden muss: Eine der möglichen Formen dieser gegenseitigen Bedingtheit wurde oben als ‚Diffundierung‘ bezeichnet; es bleibt als wichtiges Desiderat, andere Formen dieser Beziehungen zu beschreiben. Ihr enger Konstitutions- und Wirkungszusammenhang dynamisiert die sich im Dispositiv ausbildenden Konfigurationen zusätzlich. *Zusammen* zeitigen sie Subjektwirkungen, und diese werden – wie schon früher konstatiert – insbesondere dann erleb- und beschreibbar, wenn sie sich als Normen kristallisieren. Exemplarisch dafür lässt sich etwa die in den vergangenen Jahrzehnten feststellbare Hypostasierung von ‚Jugend‘ heranziehen. Ein einmal heuristisch angenommenes ‚Jugend-Dispositiv‘ beinhaltet dann auszugsweise institutionelle Elemente wie Kosmetik- und Fitnessstudios, Kleidung(ss)stile, die bevorzugte Einstellung/Beschäftigung junger Menschen auf dem Arbeitsmarkt, immer kürzere Ausbildungszeiten etc.; diskursive Elemente wie die Diskussion um den Zusammenhang von Lebensalter und Leistungsfähigkeit, junge Gesichter auf Werbeplakaten und in Anzeigen, die Thematisierung mit Jugend assoziierter Themen wie Schönheit, Sportlichkeit, Gesundheit usw.; mediale Elemente wie eine Reihe von Videospiele für ‚jung gebliebene‘ Erwachsene, das verbreitete Auftreten von Jugendsprache, die Verwendung ‚frischer‘ Farben, ‚moderner‘ Architekturen, das Auftreten überdurchschnittlich vieler Fernsehshows, die mit Jugendlichen operieren bzw. die als ‚jugendorientiert‘ geltenden Tätigkeiten vorführen usf. Das Zusammenspiel dieser Elemente ruft Individuen als Jugendliche an, und es führt zu einer Reihe von Effekten, die teils ‚erwünscht‘ sind – wie etwa die Sorge um die Gesundheit, die Steigerung der Produktivität auch von Älteren, um mit den als leistungsfähiger halluzinierten Jüngeren noch ‚mithalten‘ zu können, die Ausweitung der Adoleszenz, die zu einer zeitlichen Verschiebung der Fortpflanzung führt, so dass Frauen nicht so schnell (und vielleicht gar nicht) aus dem Berufsleben ausfallen u.v.m. –; wie in jedem Dispositiv treten aber auch unvorhergesehene und ‚kontraproduktive‘ Auswirkungen auf, also z.B. der Anstieg der *Burn-Out-Rate*, die steigende Arbeitslosigkeit von Menschen über 50, deren Erfahrung und Produktivität nicht mehr nutzbar gemacht werden können u.ä. Erst die *Kon*-Figuration der genannten Elemente – so stehen etwa

die diskursive Konstitution ‚jugendlicher Merkmale‘, die institutionelle ‚Herstellung‘ dieser Merkmale in Fitnessstudios und die mediale Praxis der Präsentation vom gestählten Körper in sogenannten *Social Networks* in einem sich gegenseitig verstärkenden Transformationszusammenhang – ermöglichen die Existenz und Fortschreibung der Norm.⁹³ Insofern lässt sich schwerlich legitim von *Dispositiven* sprechen, wenn etwa einzelne Institutionen (wie ‚das‘ Gefängnis), einzelne Diskurse (wie ‚das‘ Strafen) oder einzelne Medien (wie ‚die‘ (Überwachungs-)Kamera) in den Blick genommen werden. Insofern sie jeweils als Konfigurationen von Praktiken und Monumenten begriffen werden müssen, ist der Ort ihrer iterativ-transformativen Existenz *immer schon* und ausschließlich innerhalb eines dispositiven Gefüges zu verorten, dem sie selbst konstitutiv angehören⁹⁴, an das sie gleichwohl aber nicht gebunden bleiben: So sind etwa Suchmaschinen eben nicht ausschließlich digitale Datenakkumulations- und -auswertungsinstrumente, die zur Subjektivierung ihrer Nutzer in einem mit der Kontrollmacht assoziierten ‚Kommunikationsdispositiv‘ genutzt werden, sondern lassen sich durchaus auch als ‚Tore zum Wissen‘ verstehen, die dessen Demokratisierung ermöglichen und damit einen Widerstand gegenüber bestehenden Kräfteverhältnissen erlauben, wie die sich in den sogenannten ‚Internetsperren‘ äußernde Besorgnis totalitärer Staaten wie China oder Iran demonstriert. Daher weisen die immer schon aktiv am dispositiven Gefüge beteiligten Subjekte durch ihre letztlich nicht absolut durch historische, strategische und mediale Aprioris zu determinierenden (diskursiven, medialen und/oder institutionellen) *Praktiken* die Möglichkeit auf, die Konfiguration von Dispositiven zu unterlaufen, zu destabilisieren und sie (auch grundlegend) zu transformieren, die gleichwohl an die Potenziale der historisch bereits erschienenen und gleichsam ‚aufbewahrten‘ Monumente gebunden bleiben, welche sich in Archiv, Arsenal und Depot finden lassen. Widerstand, heißt das, kann sich auf der Grenze zwischen dispositiven Gefügen, die einige Monumente teilen, andere nicht, sie also ganz unterschiedlich (und mit anderen Praktiken) konfigurieren, bilden. Der sich so ergebende *Zwischenraum* bietet nämlich den Raum, mediale Sinnlichkeitsüberschüsse *anders* zu deuten, institutionelle Raumordnungen *anders* zu nutzen, diskursives Wissen *anders* zu verstehen.

93 Nun ließe sich gegen dieses Beispiel nicht ganz zu unrecht ins Feld führen, dass die Selektion von ‚Jugend‘ als Dispositiv (mehr oder weniger) beliebig verbleibt und etwa durchaus auch beispielsweise einem neoliberalistischen Dispositiv zu- bzw. untergeordnet werden könnte. Man hätte es in diesem Fall wohl mit einem Schichtungsproblem zu tun: Sicherlich lassen sich Teile eines Jugend-Dispositivs als Teil einer größeren (d.h. eine höhere chronotopische Reichweite aufweisende) Konfiguration zu tun, aber es geht nicht zwingend *vollständig* in einem solchen auf, sondern zeitigt durchaus auch Effekte, die dem entgegen stehen können. Frei nach Foucault lässt sich dem daher entgegenhalten, dass die Dispositivanalyse ihre eigenen Grenzen ergeben wird, dass sich ihr Gegenstand ihr im Zuge der Analyse eröffnen wird.

94 Soll daher beispielsweise ein Wissen als *Macht*-Wissen oder als *vermitteltes* Wissen in den Blick geraten, verbleiben reine Diskursanalysen notwendig fragmentarisch und auf gleich zwei Augen, dem institutionellen und dem medialen Auge, blind.

9. Fazit

Die vorliegende Untersuchung begann mit einer Intuition: der Hypothese, dass Foucaults Œuvre ein kulturwissenschaftliches Potenzial aufweist, das bisher nicht hinreichend erschlossen wurde, weil die Foucault-Rezeption a) seine Überlegungen disziplinar vereinnahmend verkürzt, indem sie Begriffe und Konzepte dekontextualisiert, so dass teils bloß schlagwortartige Begriffshülsen, die unter Berufung auf den Werkzeugcharakter nahezu beliebig ‚wiederaufgefüllt‘ werden, bleiben, oder indem sie sich nur auf kurze Passagen bezieht, die der Einbettung in größere Theoriehorizonte entbehren, bzw. weil b) Transformationen, Verwerfungen oder Verschiebungen von einzelnen Konzepten, die zwar ‚wortgetreu‘ übernommen, aber gewissermaßen ‚dehistorisiert‘ werden, nicht wahrgenommen werden. Die gründliche Lektüre diskurstheoretischer Schlüsseltexte, ihre Ausdeutung und teilweise Präzisierung bzw. Erweiterung zu Beginn des Textes hatte genau diese ‚Fallstricke‘ zu umgehen gesucht. Dabei zeigte sich, dass Foucaults Diskursbegriff, der die *Existenz* von Aussagen in den Fokus der Untersuchungen stellt, in seiner *Positivität* zwischen zwei Momenten changiert, die auch in der Machtanalytik eine zentrale Stellung einnehmen: Das *Wissen* einer Kultur existiert, ‚überdauert‘ und kann adressiert/reformuliert werden in Form von *Praktiken* des Aussagens, d.h. von Formulierungen konkreter Redebeiträge, indem diese sich zurückbiegen auf Aussagen, die bereits getroffen wurden, *qua kultureller Geltung* in *Monumente* kristallisiert/sedimentiert sind und solcherart im Element des *Archivs* vorliegen. Der Prozess ist als transformierende *Iteration* dieser Monumente vorzustellen, als Wiederholen eines immer schon Anderen, insofern die raum-zeitlichen Umstände, Adressaten, institutionellen Rahmungen usf., denen die Äußerung unterliegt und die ihr einen Status als ‚Objekt‘ verleihen, niemals mit sich selbst identisch sind und daher eine ‚Aktualisierung‘ von als *gleich* vorgestellten Aussagen unmöglich ist. Mit Jäger konnte retrospektiv die Operativität von Aussagepraktiken (also etwa die Formulierung einer wissenschaftlichen, literarischen, juristischen o.a. Aussage, Elemente des Archivs), also die Tatsache, dass sie sich auf Aussagemonumente (tatsächlich getroffene Aussagen in ihrer positiven Materialität, Elemente des Archivs) beziehen, als *transkriptive Logik* verständlich gemacht werden, die die Re-Adressierung, Re-Kontextualisierung und insgesamt neue *Lesbarkeit* der sedimentierten Monumente ermöglicht, wobei mit ‚Lesbarkeit‘ in diesem Zusammenhang ‚kulturelle Geltung‘ bzw. ‚Anerkennbarkeit‘ gemeint ist. Aussagenmonumente sind also ebenso *singulär* wie die Anwendung einer (Aussagen-)Praktik letztere im Gebrauch ständig verschiebt. Diskurse können nun als Konfigurationen von Aussagepraktiken und -monumente begriffen werden und sind daher diesen Transformationsprozessen ebenso unterworfen, wie sie sie – als Regularitäten bereitstellende Determinanten von Aussagen – auch mitkonstituieren. Sie bilden wiederum das zusammenhängende (wenn auch nicht zwingend ho-

mogene) Feld des kulturellen Wissens, das sich insofern historisch kontingent ausbildet. Diese Dynamisierung des Wissensbegriffs ist es wohl, die Foucault von *Diskontinuität* sprechen lässt; Transformation ist das, was sich als historische ‚Konstante‘ in der Konzeptualisierung kulturellen Wissens durchhält. Die Annahme der Stabilität von Gegenständen, die in Diskursen kursieren, oder von Begriffen, auf die rekurriert wird, und die als Identitätsgaranten für Diskurse gelten könnten, wird dadurch als systematische (intradiskursive) Verschleierungsprozedur entlarvt. Und auch das *Subjekt* dynamischer diskursiver Ordnungen hat einen prekären Status inne. Seine Autorschaft kann bestritten werden; es erscheint als *entmächtigtes*, durch die Positionen, die in einem diskursiven Feld eröffnet werden, immer schon präfiguriertes, determiniertes Element des Diskurses, der es *als* Subjekt allererst konstituiert, indem er Zugangsschwellen für potenzielle ‚Sprecher‘ setzt, die nur von den Subjekten überwunden werden können, die sich in einen *Existenzraum* hineinversetzen, der ganz außerhalb ihrer (Kompetenz, *langue* o.ä.) selbst liegt. Subjektidentität ist dann bloß die Summe der ‚Masken, die wir tragen‘: Foucault ist kein Vertreter eines ‚Zwei-Welten-Modells‘ – der zu berücksichtigende *Grund*, der Platz, von dem aus gesprochen werden kann, ist ein *historisches* Apriori. Auch dieser Grund, oder vielmehr diese Gründe – die Überlegungen hatten gezeigt, dass von mehreren, teils konfligierenden historischen Aprioris ausgegangen werden muss –, stellen keine anthropologischen Transzendentalien dar, sie sind ebenso dynamisch und historisch kontingent wie die Diskurse, die sie zu bilden erlauben und von denen sie ihrerseits (mit-)konstituiert und transformiert werden, aber sie gehen dem Einzelnen je voraus. Das Subjekt allerdings ist auch *ermächtigtes*, es nimmt, so Foucault, im Rahmen der Diskurse eine *theoretische Wahl* vor und stiftet deren Transformationen so *mit*, weil seine Praktiken sich (auch) in den Zwischenräumen, auf den Grenzen oder Schwellen *zwischen* den bereits erschienenen, archivierten Elementen formieren können, weil also im Vergleich zu den sedimentierten Aussagen *alternative* Aussagepraktiken aufscheinen bzw. aus neuartigen Konfigurationen archivierter Monumente mit archivierten Praktiken innovative Diskurse emergieren können, die ihrerseits immer wieder andersartige Subjektivierungsprozesse initiieren. Diese Aussagen im *Dazwischen*, die diskontinuierlichen Diskurse konstituieren sich allerdings – ebenso wie alle anderen – im Rahmen einer je chronotopisch spezifischen *Episteme*. Mit diesem Begriff bezeichnet Foucault die Integrationsfigur von Archiv(inhalten), Diskursen, diskursiven Formationen und historischen Aprioris; die Episteme umreißt das Feld eines *Willens zum Wissen* einer Kultur.

Auf dem Hintergrund der solcherart rekonstruierten Foucaultschen Diskurstheorie schienen mehrere Probleme auf: Zunächst der mehr oder weniger latente Sprachapriorismus Foucaults, der sich nicht bloß in der Rede von ‚Begriffen‘ (statt etwa ‚Motiven‘), sondern auch darin äußert,

dass zwar zur archäologischen Beschreibung diskursiver Transformationen immer wieder auch nicht-sprachliche Elemente herangezogen – etwa Naturgattungen klassifizierende Tableaus in der *Ordnung der Dinge* –, aber nicht systematisch eingebunden werden. Ihnen wird kein Aussagenstatus zugebilligt; Bilder, Diagramme, Filme, Fernsehen usw. sind nicht, ja können keine ‚Bausteine eines Wissens‘ sein; sie sind höchstens Wege, ein ‚populäres Gedächtnis‘ zu ‚codieren‘. Dass sich in ihnen aber durchaus Motive finden, die auch (schriftlich) diskursiv verhandelt werden – beispielsweise der Wahnsinn, der in Form des Narrenschiffs sowohl ‚malerisch‘ als auch lyrisch figuriert wird –: das hat der Foucault von *Wahnsinn und Gesellschaft* zwar beschrieben, der Autor der *Archäologie des Wissens* aber blendet es systematisch aus. Nun ist der Grund dafür wohl vor allem eine intellektualistische Verkürzung des Wissensbegriffs, der Foucault zufolge zwar nicht auf Wissenschaft zu begrenzen sein *soll*, in der *Ordnung der Dinge*¹ und (implizit) in der *Archäologie*² aber durchaus solcherart verkürzt *wird*. Diese Einschränkung ist nicht recht einsichtig, ja wirkt beinahe anachronistisch: Gerade die ausdifferenzierte rezente Medienlandschaft, in der etwa aktuell Migrationsphänomene sowohl fotografisch, filmisch, dialogisch als auch schriftlich (gedruckt, digitalisiert etc.) u.a. verhandelt werden, liefert gegenteilige Evidenz. Es ist durchaus möglich, in deren ‚Produkten‘ sich durchhaltende, relativ stabile Aussagen auszumachen, die den Willen zum Wissen einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt mit konstituieren. Allerdings lässt sich dem kaum mit den Instrumentarien konventioneller Diskursanalysen beikommen, wie sie vor allem in der Linguistik³ oder auch den Sozialwissenschaften⁴ in mehr oder weniger loser Anlehnung an Foucault entwickelt wurden, und auch die Untersuchung sogenannter ‚Mediendiskurse‘⁵ schließt diese Lücke insofern nicht, als darin nicht-schriftlich (‚schriftlich‘ heißt für moderne Diskursanalytiker meist: gedruckt) verfasste Aussagen einen *Sonderstatus* eingeräumt bekommen, sie also eigentlich nicht als Aussagen (unter anderen Aussagen) behandelt werden. Daher stellt die Konzeption einer diskursanalytischen Methodik, die dazu befähigt, auch bildlich, filmisch oder etwa musikalisch u.a. vorliegende Aussagen in ihrer diskurskonstitutiven Kraft in den Blick zu nehmen, ein Desiderat dar, das sich aus den hier angestellten Überlegungen ergibt.

Nun war Foucaults Denken im Ausgang der *Archäologie des Wissens* aber nicht wegen dieser

1 Darin zeigt die Verkürzung sich in der Wahl der Untersuchungsgegenstände: Allgemeine Grammatik, Naturgeschichte und Analyse der Reichtümer sind diskursive Formationen, die die Schwelle zur Wissenschaftlichkeit überschritten haben (wissenschaftliche Disziplinen).

2 In der darin entfalteten Theorie des Diskurses/der Archäologie ist die Reduktion aus den ‚Existenzfunktionen‘ der Aussagen insofern zu ersehen, als von Begriffen, Trans- und Inskriptionen etc. die Rede ist.

3 Vgl. etwa S. Jäger 2001 [1993]; Warnke 2007; ders./Spitzmüller 2008; Busse/Teubert 2013; interdisziplinäre Beiträge in: Viehöfer/Keller/Schneider 2013.

4 Vgl. beispielsweise Keller 2011; ders./Hirsland/Schneider/Viehöfer 2006; dies. 2004 u.v.a.

5 Vgl. etwa Fraas/Klemm 2005.

(für ihn selbst gar nicht relevanten) Schwierigkeit in eine ‚Sackgasse‘ geraten. Vielmehr erwies sich die Theorie des Diskurses als unabgeschlossen, wenn nicht auch die Einbettung von Diskursen in die sogenannten ‚wirklichen Beziehungen‘ in den Blick genommen wurde: Ohne also die Felder zu untersuchen, in die der Diskurs eingreift, die er reguliert, von denen er determiniert wird, die er allererst sichtbar werden lässt, konfiguriert oder gar konstituiert, bleiben Aussagen darüber, was außerhalb seiner existiert, bloß mehr oder weniger spekulative Hypothesen – mit einer Diskursanalyse allein lassen sich die (Inter-)Dependenzen der *Genese* von Aussagenkonfigurationen und dem Feld des Nicht-Diskursiven nicht detektieren. Um daher Wissen als *Macht-Wissen* beschreiben zu können, um die strategische Funktion von Diskursen, ihre Entstehung aus und ihre Wirkung innerhalb kultureller Kräfteverhältnisse zu analysieren, wurde ein Perspektivwechsel nötig: Foucault wandte sich von der Archäologie zur Genealogie, von der Untersuchung von Diskursen zur Untersuchung von Macht. Dass es sich bei dieser Orientierung, anders als meist behauptet, *nicht* um einen *Bruch* in seinem Œuvre handelt, zeigte die Untersuchung der machtanalytischen Schriften: Der Diskurs zieht sich, auch in den genealogischen Analysen, als eines der zentralsten Konzepte durch Foucaults gesamtes Werk. Und auch Fragen der Macht sind, so lässt sich im Hinblick auf die früher vorgelegten Archäologien konstatieren⁶, für Foucault kein wirklich *neuer* Gegenstand. Allerdings werden sie noch viel mehr als die diskursanalytischen Gegenstände *empirisch* in den Blick genommen: Der Formulierung einer kohärenten *Machttheorie* inklusive systematischer Terminologie hatte sich Foucault stets verweigert. Allerdings geht er, wie schon im Fall des Wissens, auch im Falle der Macht davon aus, dass sie eine kulturell-/sozioanthropologische *Universalie* ist, ein *Verhältnis* von Kräften, das immer dann entsteht, wenn zwei Individuen aufeinandertreffen, und das zum Gegenstand von Kämpfen, Auseinandersetzungen und strategischem Handeln wird. Vor diesem Hintergrund ließen sich einige zentrale Aspekte von Macht isolieren: Zunächst erwies u.a. Foucaults Beschreibung des Panopticons die grundlegende *Materialität* von Machtausübungen, die sich dort in Form von Mauern, Raum- und Zeiteinteilungen, Funktionszuweisungen an Räume etc. manifestieren. Ihr bevorzugtes Zugriffsziel ist aber der *Körper*: In der Zu- und Abrichtung der dem Panoptismus innewohnenden *Disziplinarmacht* konstituiert sich der ‚Körper als Maschine‘, im der *Kontrollmacht* unterliegenden (und sie zugleich generierenden) Sexualitätsdispositiv werden ihm Sexualitäten ‚eingekörpert‘, er wird zum ‚Gattungskörper‘. Auch Diskurse werden von Machtprozessen angeregt, sie sind Produkte von *Machttechniken* oder *-praktiken* wie der Überwachung, der Sanktion und der Prüfung oder dem Geständnis und der Beichte. Hier wird die oben angedeutete Parallele von

6 Macht-Wissen-Analysen sind – wenn auch nicht in aller methodischen Strenge – angelegt in *Die Geburt der Klinik*, *Wahnsinn und Gesellschaft* und *Die Ordnung der Dinge*.

Foucaults Wissens- und Machtdenken offenbar: Es lassen sich Macht-*Monumente* (etwa die panoptische Architektur, die abgelegten Geständnisse, die (mehr oder weniger ritualisierte) Praxis der Überwachung etc.) von Macht-*Praktiken* (Machttechniken) unterscheiden, wobei erstere von letzteren iterierend ‚aktualisiert‘, also letztlich transformiert werden. Manifestationen von Kräfteverhältnissen weisen insofern eine Janusköpfigkeit auf: Sie sind Effekte und Effektoren von Macht zugleich, insofern sie – etwa in Gestalt panoptischer Institutionen – Kräfteverhältnisse herstellen und/oder transformieren, die dann wiederum auf ihre Konstitution zurückwirken, die also beispielsweise zu einer Neujustierung der Konstellationen aus Monumenten und Praktiken führen. Pointierter formuliert: Machtmonumente und -praktiken bedingen Kräfteverhältnisse und werden von Kräfteverhältnissen bedingt. Nun handelt es sich bei diesen den Diskursen strukturell so analogen Konfigurationen, die ich als *Institutionen* zu bezeichnen vorgeschlagen habe, nicht eigentlich um repressive Instanzen. Im Gegenteil, Foucault betont zurecht die Produktivität von Macht: Insofern es sich bei Machttechniken, wie gezeigt wurde, teils um *mediale* Prozeduren handelt, die gewissermaßen in Machtpraktiken ‚umgewidmet‘ wurden, geht ihre Anwendung *auch* mit der Entstehung einer ‚Masse von Diskursen‘ einher; disziplinierende Prüfungen generieren ein neues (Norm-)Wissen darüber, wie die panoptischen Subjekte sein *sollten*, kontrollierende Geständnisse konstituieren ein Wissen darüber, wie die sexuellen Subjekte *sind*. Weil also im Zuge dieser Wissensproduktion mithilfe ‚objektivierender Vergegenständlichung‘ und ‚subjektivierender Unterwerfung‘ *Subjekte* konstituiert werden, steht die Genese von Wissen in einem Verhältnis der ‚Gleichursprünglichkeit‘⁷ zur Genese des Subjekts. Da Subjekte sich nur innerhalb von Macht-Wissen-Verhältnissen formieren, ist es schwerlich vorstellbar, dass bzw. wie dann noch *Widerstand* denkbar sein könnte. Schließlich stellen sie, wenn sie die Anerkennbarkeit beispielsweise von Normkriterien, anhand derer sie subjektiviert werden, anzweifeln, ihre *eigene* Anerkennbarkeit als Subjekte (oder gar Individuen) gleichermaßen infrage. In Foucaults physikalistisch anmutender Auffassung von Macht als Kampf stellt Widerstand aber den nahezu ‚natürlichen‘ Gegenpart zu *Herrschaft* dar; *Strategien* von Macht lassen sich immer schon auf dem (Schlacht-)Feld denken, das sich zwischen diesen Polen entspannt. Foucault hatte mit dem Modell der ‚Selbsttechniken‘ in der *Ethik* genau jene Frage in den Mittelpunkt gestellt: Die Anwendung von Machttechniken auf sich selbst sollte der Weg sein, sich von ihrer Determination zu befreien. Damit bleiben erstere dennoch der *Grund* ‚autonomer‘ Subjekte. Fasst man also auch Subjektivierung als performatives Phänomen, als eine Frage der *Praxis*, dann ergeben sich die Freiheitspotenziale am ehesten aus den Zwischenräumen der Macht und des Wissens, die bei-

7 Dies konstatieren Martin Nonhoff und Jennifer Gronau im Hinblick auf die vom Diskurs eröffneten Subjektpositionen (Nonhoff/Gronau 2012, 123).

de – wie die Grenzen von Disziplinarprozeduren und Sexualitäten, die den Individuen ‚eingekörpert‘ werden können, zeigen – nur dann Subjektivierungswirkungen aufweisen können, wenn sie auf ‚natürliche‘ Potenziale des Körpers zugreifen: Keine Macht wird einen Menschen dazu bringen können, mit *seinen* Flügeln zu schlagen oder *seinen* Kiemen zu atmen.

Es lassen sich also eine Reihe recht allgemeiner Aussagen über Macht aus Foucaults Denken herauspräparieren: Macht manifestiert sich materiell, sie produziert ‚Wirkliches‘, sie kann in den Formen von Herrschaft und Widerstand erscheinen und: Sie ist weder Besitz noch Privileg einer ‚herrschenden Klasse‘. Vielmehr hat man es mit einem *relationalen* Phänomen zu tun; Macht liegt in *Kräfteverhältnissen* vor. Foucault geht nicht von deren Homöostase-Neigung aus: Sie sind im Gegenteil notorisch prekär, und daher emergieren *Strategien* der Etablierung und/oder Stabilisierung von *Kräfteverhältnissen*, die allerdings nicht auf ‚Pläne‘ Einzelner zurückzuführen sind. Man hat es vielmehr mit ‚Strategien ohne Strategie‘ zu tun, d.h. mit einem Effekt der Anwendung, Iteration und Transformation von Machtpraktiken, die nicht von zentralen Machtapparaten ausgehen müssen. Es handelt sich vielmehr um einen *bottom-up*-Prozess; Strategien sind auf die ‚Kapillarität‘ von Macht angewiesen. Allerdings zeigen die Beschreibungen von Gefängnis und psychoanalytischer Praxis, dass sich durchaus *Institutionen* bilden, in denen solche Machtstrategien zur Existenz/Anwendung kommen. Sie sind, so hatte ich vorgeschlagen, als relativ stabile Konfigurationen aus Machtpraktiken und Machtmonumenten zu modellieren, und sie wirken auf die Strategien zurück, die sich in ihnen entfalten. In Foucaults Machtbeschreibungen ist von einer solchen Zwischenebene allerdings keine Rede: Er spricht im Zusammenhang mit der Macht immer schon von *Dispositiven*. Es handelt sich dabei um *Mischfiguren*: Einerseits formieren sich in ihnen die Auswirkungen von Machtpraktiken und -monumenten, sie sollen einer *strategischen* Anforderung (*urgence*) folgen, andererseits beinhalten Dispositive immer schon diskursive Anteile. Es fehlt Foucaults Beschreibung also an der Möglichkeit, das Vorkommen von Macht außerhalb des Diskursiven (begrifflich) zu fassen. Diese Unschärfe hat zur Belieblichkeit der Dispositiv-Rezeption sicher entscheidend beigetragen. Sie verunmöglicht aber auch die Untersuchung von kulturellen Machtprozessen ohne die gleichzeitige Inblicknahme diskursiver Elemente. Subjektivierungseffekte lassen sich so nicht einem Machtzugriff zuordnen, der nicht zugleich – und vor allem – ein Wissenszugriff ist. Insofern ist es lohnenswert, das Feld der Macht in einer ähnlichen Weise begrifflich zu erschließen, wie Foucault es für das Feld des Wissens bereits geleistet hatte. Die Analogie dessen, was sich vor dem Hintergrund der obigen Ergebnisse als Institution bezeichnen ließ, zum Diskursbegriff ist transparent. Wenn also von einer Konfiguration bereits existenter, aber iterativ zur Anwendung kommender Machtmonu-

mente und -praktiken ausgegangen werden kann, stellte sich die Frage, in welchem Element dies der Fall ist. Es muss daher eine dem Archiv analoge Figur angenommen werden: das *Arsenal*. Es kann als eine Art ‚Speicher‘ für die institutionellen Elemente gelten, der sich aus diesen je existent gewordenen Konfigurationen der Machtausübung speist und dessen ‚Inhalte‘ von deren Iteration jeweils transformiert werden. Ebenso wie für das Archiv gilt daher auch für das Arsenal, dass es dynamisch und historisch variabel ist *und* verhältnismäßig stabil. Foucaults Rede von den ‚Machtformen‘ ließ darauf schließen, dass darüber hinaus auch größere Konstellationen oder ‚Gruppierungen‘ von Institutionen anzunehmen sind. Was etwa als ‚Kerkernetz‘ oder ‚Kontrollmacht‘ in den Blick gerät, geht über Einzelinstitutionen hinaus, es verknüpft sie auf der Basis eines ‚Subjektivierungsmusters‘, das ihnen nicht vorgängig ist, sondern sich beispielsweise aus der Anwendung *einer* Machttechnik in *mehreren* Institutionen ergibt, auf diese einwirkt, von den Transformationen erneut beeinflusst wird *ad infinitum*. Ich habe vorgeschlagen, diese Gruppen von Institutionen, die einer ähnlichen Strategie folgen, als *Diagramme* zu bezeichnen, ohne damit Deleuzes Begriffsverwendung aufnehmen zu wollen, der damit Abstraktionen fasst, als deren Konkretisierungen Dispositive zu verstehen seien. Diagramme sind, wenn man sich denn dieser Begriffslogik bedienen möchte, viel eher als *Konkretisierungen strategischer Aprioris* zu begreifen. Letztere bezeichnen die in einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt ‚gewollten‘, ‚gewohnten‘ oder ‚möglichen‘ Strategien um Kräfteverhältnisse, d.h. sie werden von real existierenden Praktiken und Monumenten ebenso formiert, wie sie die Zwischenräume, die denkbaren, aber eben gerade *nicht* existent gewordenen institutionellen Elemente ‚beinhalten‘. In strategischen Aprioris wirkt demzufolge ein *Wille zur Macht*, und er wird von ihnen transformiert. Alle in den strategischen Aprioris enthaltenen Facetten dieses Willens, alle existenten und denkbaren Diagramme, Institutionen, Machtpraktiken und -monumente bilden dann – analog zur Episteme – die *Strategeme* einer Kultur, ihren *chronotopischen Machthorizont*. Mithilfe dieser Konzepte lassen sich Machtprozesse, -manifestationen, -praktiken und daraus resultierende Subjektivierungsweisen zunächst unabhängig von einem flankierenden, verstärkenden oder opponierenden Wissen beschreiben. Ein sich daraus ergebendes Desiderat ist, analog zu den Aussagen auch die ‚Existenzfunktionen‘ institutioneller Praktiken und Monumente herauszuarbeiten, die über die Subjektpositionen, die Institutionen generieren, und die Strategien, die in ihnen wirken und die sie zugleich konstituieren, hinausgehen. Lassen sich auf den Feldern der Macht Analoga zu ‚Begriffen‘ oder ‚Gegenständen‘ finden?

Die Untersuchung von Foucaults Diskurstheorie und Machtanalytik hat insofern ergeben, dass der Dispositivbegriff, wie er bei Foucault und auch Deleuze verwendet wird, Unschärfen auf-

weist, die die analytische Trennung von Macht und Wissen erschweren. Foucault selbst hat dieses Problem ebenfalls moniert, aber keine befriedigende Lösung dafür angeboten, wie er auch eigentlich in nur einem, gleichwohl vielzitierten Interview überhaupt eine Definition des Begriffs formuliert hat. Demzufolge ist ein Dispositiv als Verknüpfungs- oder Formationsprinzip eines Netzes diskursiver und nicht-diskursiver Elemente zu verstehen, das einem strategischen Ziel, einer *urgence* zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Kultur unterliegt. Beispiele dafür ergeben sich aus Foucaults Werk, so wird etwa von einem panoptischen Dispositiv ebenso wie vom Allianzdispositiv, vom Sexualitätsdispositiv oder einem Dispositiv rund um die *lettres de cachet* gesprochen. Sie weisen, das ergab die Untersuchung, teils erhebliche Unterschiede hinsichtlich ihrer zeitlichen und räumlichen Reichweite auf, und lassen sich anhand dessen in Mikro-, Meso- und Makrodispositive kategorisieren. Ihnen zugrunde liegende Identifikationskriterien lassen sich nicht vereinheitlichen: Findet sich beim Sexualitätsdispositiv ein Gegenstandsbezug, weist das panoptische Dispositiv als Verknüpfungsprinzip und Namensgeber eine Machttechnik auf. Beide lassen sich aber auch jeweils mit anderen Machtformen (*Diagrammen*) identifizieren; so unterliegt dem und konstituiert das Sexualitätsdispositiv eine Kontroll- oder Biomacht, im Panoptismus ist die Disziplinarmacht zentral. Sie gerieren damit gewissermaßen als Paradigmen dieser Machtformen. Nun gilt selbiges aber nicht für das Allianzdispositiv. Es ist eines der stabilsten Dispositive überhaupt, die Foucault beschrieben hat, und ließe sich sicherlich durch Jahrhunderte hindurch und über Kulturgrenzen hinaus nachverfolgen. Die Identität von Dispositiven bei Foucault bleibt also fragil; sie sind das, was der Genealoge beschreibt. Die oben vorgeschlagene Dispositivkonzeption löst dieses Problem insofern, als vorgeschlagen wurde, Subjektivierungsprozesse als Identitätskriterien für Dispositive anzunehmen. Sie kristallisieren sich vor allem in der Figur der *Norm*. Die Norm stellt aber auch den Punkt dar, an dem Wissen und Macht, Diskurse und Institutionen zusammenwirken, in ihr berühren sie sich, hier kommt ihr reziprokes Verhältnis zum Ausdruck. Wenn nämlich auch Wissens- und Machtphänomene durch diskurstheoretisches und machtanalytisches Vokabular analytisch voneinander getrennt werden können, so ergibt sich doch aus der Beschreibung des Dispositivs, dass die Genese von Aussagekonfigurationen (Diskursen) und von Machtkonfigurationen (Institutionen), dass also Zugriffe auf Archiv und Arsenal eigentlich nur im Element des Dispositivs vorstellbar sind; sie sind in einem Maße interdependent und reziprok, dass keine Institutionen existieren können, die nicht immer schon von einem Wissen kontaminiert sind, ebenso wie keine Diskurse außerhalb von Institutionen denkbar sind. Die doppelte Dynamik von Aussagen- und Machtpraktiken führt zudem dazu, dass Dispositive ständig einem iterativen Wandel ausgesetzt sind, es handelt sich dabei um *dynamische Ontologien*, die ebenso wohl einen Willen zum Wissen als auch einen Willen zur

Macht konkretisieren, wie sie ihn bilden. Die Tatsache, dass Dispositive Subjekte adressierend konstituieren, selbst aber auf das konstitutive Handeln von Subjekten angewiesen sind, verdeutlicht, dass ihre Transformabilität und partielle Diskontinuität durch deren performative Akte verursacht werden. Mit Deleuze ließen sich Subjektivierungslinien insofern als potenzielle Bruchstellen von Dispositiven detektieren.

Die Betonung von Subjektivierungsprozessen dient auch *Agamben* als Ansatzpunkt zu einer Reformulierung des (vermeintlich) Foucaultschen Dispositivbegriffs. Es zeigte sich jedoch, dass seine Verwendung die Indifferenz des Begriffs, die ohnehin in der Forschungslandschaft verbreitet ist, noch weiter verstärkt und zudem eine viel größere inhaltliche Nähe zum Dispositiv-Verständnis Lyotards als zu dem Foucaults aufweist. In *Lyotards* Überlegungen zur Ästhetik ist der Begriff nämlich zum ersten Mal zur Beschreibung ‚medialer‘ Dispositive aufgetreten. Die Lektüre seiner dahingehend einschlägigen Texte vor dem Hintergrund der oben entwickelten Begriffe machte die Phänomene, die dort als ‚Dispositive‘ bezeichnet wurden, aber viel mehr als diskursive Formationen (‚Sprachdispositiv des Marxismus‘), diskursive Praktiken (‚Verfremdung‘) und als institutionelle Monumente (Theatersäle) denn als Dispositive begreiflich. Insofern liegt bei Lyotard kein integratives Dispositivkonzept vor. Anders als Foucault geht er zudem von einer (psychoanalytisch begründeten) *Homöostaseneigung* als Grund für die Dispositivbildung, die als Genese von ‚Energieschaltplänen‘ verstanden wird, aus. Allerdings ließ sich eine Nähe zu Foucaults Heterotopie-Konzept ausmachen, insofern die *Verschaltungen von Libidoenergie* stets Ein- und Ausschließungsprozeduren beinhalten, die sich auch auf der Ebene der Praktiken (In- und Exszenerierung) niederschlagen. Als *Gründungsvater* des Diskurses, dessen Vertreter Medien(technologien) mithilfe des Dispositivbegriffs beschreiben, gilt allerdings nicht Lyotard, sondern *Baudry*. Dessen detaillierte Analyse des Kinogeschehens konzipiert die darin angewendete Projektionstechnik als mimetische Verdopplung des von Freud und Lacan beschriebenen psychischen Apparates, die von einer flankierenden Architektur ermöglicht und unterstützt wird. Dreh- und Angelpunkt der Argumentation stellt die das Auge substituierende Kamera dar, die den Kino-Subjekten den Eindruck vermittelt, dass die auf der Leinwand dargestellten Bilder Eindrücke einer von ihnen selbst synthetisierten Realität seien. Der so entstehende *ideologische* wird von einem eigentümlichen *Realitäts-Effekt* ergänzt, der die Realitätsillusion des Kinos mit einer Regression der Subjekte erklärt, die die Bilder auf der Leinwand nicht bloß als Reales, sondern als ‚Mehr-als-Reales‘, als unvermittelte Wahrnehmungsspuren, rezipieren. Interessant an Baudrys Konzeption ist vor allem die Einschränkung des Dispositivbegriffs, der nur die Projektionssituation und das in sie hineingestellte Subjekt, nicht aber alle anderen das Kino betreffenden Opera-

tionen und Monumente umfassen soll. Für dieses Dispositiv sind Ein- und Ausschliessungsprozeduren – von Innen und Außen, von filmischer und außerfilmischer Wahrnehmung, von Bewusstsein und Unbewusstsein – von zentraler Bedeutung. Lyotards Verknüpfung marxistisch-ideologiekritischer und psychoanalytischer Erkenntnisse und nicht Foucaults Machtanalytik muss daher – anders als dies in einem Großteil der Forschungsliteratur behauptet wird – als die Folie gelten, vor der Baudry seine Überlegungen zu *Basisapparat und Dispositiv des Kinos* entwickelte. Obwohl Baudrys Konzeption nicht annähernd die potenzielle Reichweite des Dispositivbegriffs entfaltete, entspann sich in ihrer Nachfolge ein als *Apparatusdebatte* firmierender Disput um die Vorgänge im Kino. Sowohl Comollis als auch Heaths sowie die viel später entstandenen, in die Logik der Debatte aber durchaus integrierbaren Überlegungen Winklers betonen die Einbettung des Kinos in gesellschaftliche Prozesse, stellen aber vor allem das eigentlich *Mediale* des Kinos in den Vordergrund: den Film. Für Comolli ist das Dispositiv insofern ein ‚Arrangement, das dem Apparat und den Techniken sozialen Stellenwert und Funktion zukommen lässt‘, und deswegen ist die Auseinandersetzung mit den jeweiligen ‚Codes‘, die in solchen *gesellschaftlichen Maschinen* je medienspezifisch prozessiert werden, von Interesse. Kinosubjekte sind ihm nicht entmündigt, sondern entscheiden sich ganz bewusst für den dort präsentierten Schwindel. Winkler sucht die *langue* des Films zu beschreiben, geht also gewissermaßen davon aus, dass dessen Codes sich als je eigene Zeichensysteme begreifen lassen, die einer strukturalistischen Logik folgen. Die damit einhergehende Gefahr, die Idee distinkter Einheiten auf ein kontinuierlich präsentierendes Medium wie den Film bloß *aufzupropfen* und dessen Eigenlogiken damit zu verschleiern, wird nicht thematisiert. Heaths Konzept der *suture*, das die Differenzlogik von filmischen Bildern betont, die den Zuschauer dadurch an die Leinwand binden, dass letzterer die Sprünge, Diskontinuitäten und Risse selbständig ‚vernähen‘ muss, um der filmischen Narration folgen zu können, scheint dieser Eigenlogik schon eher gerecht zu werden. Subjekte sind für Heath aktiv rezipierende Zuschauer, die ins Kino gehen, um sich sich selbst erzählen zu lassen. Die Apparatustheoretiker restituieren insofern das, was – frei nach Paech – ‚am Kino Medium ist‘: den Film. Damit wird aber die Frage aufgeworfen, wie Filme dispositivtheoretisch überhaupt beschrieben werden können. Handelt es sich dabei um Diskurse? Von filmischen ‚Aussagen‘ ist weder bei Lyotard, noch bei Baudry oder den Apparatustheoretikern die Rede. Meint dann ‚Codes‘ ein Konstitutionsprinzip, sind damit Regularitäten, wie sie sich etwa in den diskursiven Formationen finden lassen, gemeint? Comolli untersucht konkret die ‚codes of analogy‘, also die *Darstellungskonventionen* (in ihrem historischen Wandel), die filmische Präsentation ‚realistisch‘ wirken lassen. Es geht dabei aber nicht um die Tatsache, dass sie ein Wissen konstituieren, und so ist auch ausgeschlossen, dass sich Codes auf der Ebene historischer Aprioris be-

wegen. Vielmehr stehen je spezifische Weisen der Aisthetisierung, also Modi von *Medialität*, im Mittelpunkt. Schon in der Apparatusdebatte, so ließ sich aus diesen Beobachtungen schließen, wird daher thematisch, was am Dispositiv eigentlich *medial* ist.

Anschlüsse an die Apparatusdebatte stammen demgemäß vor allem aus der Medienwissenschaft. Paech ist wohl einer der ersten, der – basierend auf einer Auseinandersetzung mit Heaths Suture-Konzept, an dessen Vorbild Paech die Verankerung des Subjekts in der Kinosituation als ‚Ein-BILDung‘ konzipiert – den Dispositiv-Begriff in die deutschsprachige Debatte einbrachte. Zwar steht in seinem Ansatz der Film im Vordergrund – allerdings wird er als eine unter vielen anderen Dispositionen in Anschlag gebracht, die vom Kino-Dispositiv konfiguriert werden. Die Nähe zu Foucaults Konzept ist unbestreitbar, tritt darüber hinaus aber vor allem in der Tatsache zutage, dass Paech den Film *als Diskurs* versteht. Sein Ansatz rückt damit in die Nähe der Kittlerschen Foucault-Lesart; Macht-Analysen nehmen darin einen marginalen Stellenwert ein, und sein Konzept tritt gewissermaßen hinter das Potenzial einer Foucaultschen Auffassung zurück. Hickethier, der als prominentester Mediendispositiv-Vertreter im deutschsprachigen Raum gelten kann, widmet sich mit seiner Übertragung des Dispositivbegriffs auf das *Fernsehen* durchaus Fragen der Macht. Er moniert aber vor allem die in der Apparatusdebatte entstandene Marginalisierung der *Kommunikationsperspektive*, die darauf zurückzuführen sei, dass nur noch die ‚Mensch-Maschine-Anordnung‘ in den Blick gerate. In seinem Konzept spielen daher neben direkt das Medium betreffenden Elementen wie die neue *Befreiung des Zuschauers* auch vermeintlich periphere Determinanten des Fernsehens eine Rolle, wie etwa Mediengesetzgebungen, veränderte Zeitverfügungen der arbeitenden Personen usf. Wenn oben die *Norm* als Kulminationspunkt der von Foucault analysierten Dispositive beschrieben wurde, ist in Hickethiers Entwurf das *Programm* die zentrale Integrationsfigur der medialen Dispositionen. Dessen Bestimmung verbleibt allerdings gewissermaßen auf diskursiver Ebene. Daher bleibt offen, ob das eigentümlich *Mediale* des Fernsehens als Summe der es betreffenden Determinanten zu verstehen ist, oder ob zu dessen Identifikation andere Kriterien in die Pflicht genommen werden können. Zuletzt wendet Distelmeyer den Dispositivbegriff *ästhetisch*, indem er die Prozessualität des Erscheinens als zentrales Merkmal von Medien – und damit die Vorstellung, dass man es im Falle von Filmen mit homogenen Phänomenen zu tun hätte, als Täuschung entlarvt. Am Beispiel von DVD und Blu-ray macht er stattdessen die These stark, dass Inhalte und die Umgangspotenziale, die Medien damit eröffnen, als deren Identifikationskriterium zu gelten hätten. Dadurch ergeben sich für die Subjekte Ermächtigungspotenziale, die zugleich eine Entmachtung bedingen, weil sie sich nur dann eröffnen, wenn ‚vorprogrammierte‘ Freiheitsräume genutzt werden. Die vornehmliche Subjektiv-

vierungsleistung von DVD/Blu-ray liegt dann darin, die (inter)aktiven Zuschauer einem Flexibilitätsimperativ zu unterwerfen. Distelmeyers Anwendung ist wohl der am konsequentesten an Foucault orientierte unter allen hier untersuchten Ansätzen. Allerdings krankt er damit auch an ähnlichen Schwierigkeiten: Die Determinationen von Macht und Wissen lassen sich kaum trennen, die Ebene, auf der sich die ästhetische Dimension der Medien bewegt, bleibt unklar. Die Frage, wie/was als das *spezifisch Mediale* der verhandelten Medien-Dispositive zu modellieren ist, klärt keiner der referierten Ansätze. Im Gegenteil werden die medialen Anteile meist pauschal als ‚Diskursives‘ behandelt. Dabei stehen hier Fragen zur Disposition, die sich häufig auf vorbegrifflicher Ebene – etwa die Einbindung von Subjekten in spezifische Anordnungen – bewegen, und daher nicht mit einem kulturellen Wissen in eins gesetzt werden können. Um diese Leerstelle zu füllen war es daher nötig, den Begriff des Medialen/des Mediums/der Medien in den Fokus der Untersuchung zu stellen. Was also ist mit der Rede vom ‚spezifisch Medialen‘ überhaupt gemeint?

Zur Formulierung eines eigenen Medienbegriffs, der seine Anschlussfähigkeit an die Felder des Wissens und die Felder der Macht erweisen konnte, wurden zunächst gängige Medienkonzepte in den Blick genommen. In der Fülle klassischer und zeitgenössischer Ansätze ließen sich drei Diskursstränge isolieren: Informations- und/oder kommunikationstheoretische Ansätze, die Medien als neutrale Kanäle einer von ihnen unabhängigen Botschaft konzipieren, wurden mit Krämer als *medienmarginalistisch* klassifiziert. Sie mussten jedoch als ungeeignet verworfen werden, weil sie es nicht ermöglichen, *Vermittlungsunterschiede* zwischen Kino und Fernsehen dahingehend zu erklären, dass damit die Entstehung anderer Diskurse, die Formierung anderer Institutionen oder eine andere Form von Subjektivierung verbunden ist. Unter dem wiederum Krämer entlehnten Titel *Mediengenerativismus* wurden in einem zweiten Schritt exemplarisch zwei (klassische) Ansätze in den Blick genommen, die demgegenüber gerade die *konstitutive Kraft* von Medien betonen. Die Reflexion von McLuhans Ansatz stellte sein prominentes Diktum *Das Medium ist die Botschaft* in den Mittelpunkt. Damit pointiert McLuhan zwei Beobachtungen: So zeigt sich erstens, dass Medien stets andere Medien zum Inhalt haben – Mediengeschichte wird als Genealogie (be-)schreibbar, insofern auch Aussagen immer schon existente Aussagen, institutionelle Praktiken immer schon existente Machtmonumente iterieren. Zweitens wird damit der Blick von den Medieninhalten auf ihre *Wirkungen* gerichtet: McLuhan versteht Medien als Artefakte, die persönliche und soziale Auswirkungen insofern schaffen, als sie beispielsweise Raum- und Zeitwahrnehmungen fundamental transformieren. Sie schaffen so einerseits *Umwelten*, zeitigen aber auch konkrete *Subjektwirkungen*, die sich etwa im Buchdruck als Individualisierung

und Homogenisierung beschreiben lassen. Die Anbindung an Subjekte wird ganz ähnlich konzipiert wie in Baudrys Kinodispositiv: Medien betreiben Mimesis und können so als *Erweiterungen des Menschen* begriffen werden. Allerdings handelt es sich dabei eher um eine Form von ‚Anthropomorphismus‘ denn um ‚Psychologisierung‘. Ersterer und die Tatsache, dass McLuhan Technik, Technologie, Artefakt und Medium weitgehend synonym verwendet und so Differenzen, die etwa zwischen einem Stuhl und einer Fotografie zu konstatieren sind, nivelliert, sind ihm zurecht vorgeworfen worden und machen seinen Ansatz zumindest teilweise unbrauchbar. Allerdings deuteten die Betonung der *kulturstiftenden* Rolle von Medien und die Idee, dass Medien(artefakte) die mit ihnen umgehenden Praktiken bedingen, darauf hin, dass strukturelle Analogien zwischen Medien, Wissen und Macht bestehen. Kittlers *Medienarchäologie* zeigte sich als ein an Foucault orientierter Ansatz, der die Diskursanalyse noch strenger *materialistisch*, und d.h. für Kittler: *medientechnisch* zu fundieren sucht. Die Bewegung gipfelt in der Marginalisierung des Diskursiven durch Hypostasierung des Medientechnischen, in der Substitution des historischen durch *mediale Aprioris*. Das schlägt sich bereits in den in seiner Habilitationsschrift untersuchten ‚Aufschreibesystemen‘ nieder: Sie gelten ihm als Dispositive, die ‚Netzwerke von Techniken und Institutionen‘ darstellen, ‚die in einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben‘. Medien werden damit auf Rechenstrukturen reduziert, die gleichwohl die (von Lacan beschriebenen) ichbildnerischen Funktionen der Verknüpfung des Subjekts mit dem Realen, dem Symbolischen und dem Imaginären erfüllen. Im Verlauf der Digitalisierung, die *alle* Medien inkorporiert, wird aber der Mensch buchstäblich ‚weggekürzt‘. Diese Denkfigur ist insofern nicht nachvollziehbar – und zeigte sich für den hier verfolgten Ansatz nicht anschlussfähig –, weil ohne das Subjekt weder Wissen noch Macht oder auch die Rede vom Apriori noch Sinn ergeben. Die Substitution des historischen durch ein Medien- bzw. Technikapriori modelliert zudem Medien als reine Diskursgeneratoren und kann darüber hinaus den Eigenlogiken des Wissens nicht gerecht werden. Vielversprechender erschien der dritte Diskursstrang der Mediendebatte, der sich eher der *Medialität* widmet. Mit den Ansätzen von Jäger und Krämer wurden exemplarisch zwei Theoreme ausgewählt, die einerseits die Verfahren der Medien, andererseits eine Konzeptualisierung medialer Modi fokussieren. Jägers Transkriptionstheorie, die Medien als Kommunikationsmedien, Sprache als deren ‚Archimedium‘ und die Funktionen ‚Übertragung‘ und ‚Vermittlung‘ als sekundär versteht, beschreibt die grundlegenden Operationen des Medialen als einen Prozess der *Lesbarmachung* kulturellen Sinns, der durch die wechselseitige Bezugnahme von Medien auf Medien bestimmt ist. Sinn ergibt sich darin als Folge eines transformativen Prozesses, der sich u.a. die Materialitätsunterschiede von Einzelmedien wie Bild und Sprache zunutze macht. Die Untersuchung ergab, dass

Jägers Ansatz mit seiner Priorisierung von *Sinngenerierungsverfahren*, also der Herstellung kulturell anerkannten und lesbaren *Wissens*, vielmehr als (durchaus fruchtbare) Explikation *diskursiver Verfahren* der Bezugnahme von Aussagen aufeinander denn als *Medientheorie* zu verstehen ist. Krämer schließlich konzipiert Medien als *verkörpernde* Phänomene, deren je unterschiedliche Materialität am Verkörperten eine *Spur* hinterlässt, die inkommensurabel, aber durchaus wirkmächtig ist. Es handelt sich dabei um den ‚unbewussten Mehrwert‘ des Medialen, der das ‚Andere als Entzug‘ sichtbar macht. Insofern gehen Medien deutlich über die Funktion, als Diskursprozessoren zu dienen, hinaus. Andererseits stärkt sie mit dem Begriff des *Boten* die zentrale *Übertragungsfunktion* von Medien, die allererst zwischen ‚heterogenen Feldern‘ zu vermitteln erlauben. Insofern sind ihr Medien *Voraussetzungen für Sozialität und Wahrnehmung*.

Aus dieser Diagnose Krämers und der medienhistorischen Beobachtung von medialem Wandel und funktionaler Ausdifferenzierung lässt sich daher schließen, dass neben einem historischen und einem strategischen auch ein *mediales Apriori* angenommen werden kann (und muss), das prädeterniert, *wie Subjekte miteinander und mit Welt in Beziehung treten können*. Man hat es dabei aber auch mit einem Möglichkeitsraum von Existenzbedingungen für die Entstehung, den Bestand und die Entwicklung von Medien zu tun. Wenn ein solches Apriori, oder vielmehr solche *Aprioris* existieren, dann folgt, dass sie 1) einen eigenständigen Anteil an Dispositiven haben müssen und 2), dass sich der Medienbegriff strukturell analog zum Diskurs- und zum Institutionsbegriff beschreiben lässt. Medien wurden daher in Anlehnung an McLuhan, Jäger, Krämer u.a. folgendermaßen konzipiert: a) Ihre Grundfunktion besteht darin, zu *phänomenalisieren*, also etwas wahrnehmbar zu machen (und damit auch, eingedenk des Persistenz-Begriffs Foucaults, *existieren* zu lassen), was außerhalb ihrer nicht existiert. Sie stiften so *Wirklichkeiten*. b) Medien produzieren *qua* ihrer Materialität zudem *Sinnlichkeitsüberschüsse*, die einerseits (gegenüber ihren Botschaften) Voraussetzungen von Sinnüberschüssen sein können, aber auch *inkommensurable Wirkungen*, etwa ästhetischer Natur, beinhalten. c) Es lassen sich Medien*monumente*, d.i. tatsächlich existente/gewesene („positive“) Produkte eines Medienhandelns, wie konkrete Spielfilme, Gemälde, Gespräche, aber auch (technische) Geräte wie Fernsehapparate, Kinoleinwände, Bücher etc., von Medien*praktiken*, d.h. dem je konkreten Umgang mit diesen Monumenten, der sie einerseits transformierend konstituiert, andererseits von ihnen insofern determiniert wird, als die Monumente⁸ nur bestimmte Formen des Umgangs zulassen, unterscheiden. Auch Medienpraktiken entstehen nicht spontan, sondern werden iteriert. Medien sind dann je unterschiedliche

8 Insofern haben Monumente immer schon – egal ob sie diskursiver, institutioneller oder medialer Natur sind – eine *Agency* inne, die Foucault beispielsweise mit Blick auf den Film *Histoire de Paul* die ‚Internierungslogik‘, des ‚Irrenhauses‘ nannte.

Konfigurationen aus diesen Monumenten und Praktiken und daher keineswegs *stabil*, sondern – ähnlich wie Diskurse und Institutionen – einem ständigen Wandel unterworfen. Dabei oszillieren sie zwischen Innovation und Iteration (und nicht zwischen Transparenz und Opazität, die als *normative* Wertungen begreiflich gemacht wurden). d) Medienkonfigurationen sind funktional orientiert, d.h. sie sind auf einen Nutzen ausgerichtet, den man als *Vermittlung* bezeichnen kann. e) Indem sie diesem Nutzen nachkommen, *stiften* Medien *Gemeinschaften* und *Umwelten*. Dabei subjektivieren sie ihre Nutzer insofern, als sie – *qua* ihrer je spezifischen Konfiguration – nur bestimmte Weisen von Vermittlung zulassen, also ihre Nutzer etwa in bestimmter Weise anordnen, Welt und Andere mithilfe bestimmter Schematisierungen wahrnehmbar machen usw. Nun lassen sich solche medialen Konfigurationen auch zu größeren Einheiten gruppieren, ähnlich wie etwa Diskurse diskursive Formationen bilden oder Institutionen zu Diagrammen zusammengefasst werden können. Ich habe vorgeschlagen, sie *mediale Formationen* zu nennen und darunter Gruppierungen von Medien, die auf ähnliche oder dieselben Monumente und/oder Praktiken zurückgreifen, um zwischen Subjekten bzw. zwischen Subjekt(en) und Welt zu vermitteln, zu verstehen. Damit lassen sich etwa Kino, Theater und Rundfunk zu einem bestimmten Zeitpunkt als mediale Formation beschreiben, die mithilfe einer ähnlichen Operationsweise Subjekte *stillstellen* und so einem Rezeptionsdruck unterwerfen, der wenig responsiv ist und Information daher eher *verteilt* als sie partizipativ zugänglich zu machen. Wenn von Medienmonumenten und -praktiken die Rede ist, auf die transformativ zugegriffen wird, dann muss auch davon ausgegangen werden, dass sie kulturell *gespeichert* werden. Diesen (verteilten) Existenzraum nenne ich, analog zu Archiv und Arsenal, *Depot*. Man hat es dabei mit einem nicht-euklidischen Raum zu tun, der, um ein Diktum Foucaults aufzugreifen, *ideal und real zugleich* ist, und einen prozessualen Charakter aufweist, also grundsätzlich *dynamisch* ist. Da Medialität damit als *kulturell-anthropologische Universalie* neben den Universalien von Wissen und Macht angenommen werden muss, kann auch von einem *Willen zur Vermittlung* ausgegangen werden. Dessen existierende Ausprägungen, also die Inhalte des Depots, tatsächlich konfigurierte Medien, Medienformationen und mediale Aprioris sind Teil der *Medieme*. Sie umfasst aber auch die Zwischenräume dieser Kristallisationen, also all die Monumente und Praktiken, die nicht erschienen sind, aber *hätten erscheinen können*. Vor dem Hintergrund dieser Diagnose musste zuletzt das vorgeschlagene Dispositivkonzept noch einmal reformuliert werden – die Rede von ‚Medien-Dispositiven‘ ergibt nämlich genau dann keinen Sinn mehr, wenn Medien ebenfalls als konstitutive Elemente von Dispositiven verstanden werden.

Für Foucault selbst, so ergab die dieser Reformulierung vorangestellte Analyse seiner ‚medien-

theoretischen‘ Texte, nehmen Medien aber kaum den Stellenwert ein, der ihnen hier eingeräumt wird. Es ließen sich allerdings durchaus Bezugnahmen ausmachen, die folgendermaßen gruppiert werden können: So referiert er 1) auf Medien, indem er sie als *Modelle* zur Verdeutlichung diskurs- oder machtanalytischer Argumentation verwendet, indem etwa die Idee der *Lesbarkeit* der Welt unterminiert wird, von der Philosophie gefordert wird, sie solle materialistisch werden und die *Bühnenausstattung* des ‚Theaters der Wahrheit‘ erkunden, oder *Rauschen* und *Information* als Modell für ärztliche Diagnosen angeführt werden. Zudem ließen sich 2) *Aussagen über Medien* finden, die Massenmedien in ihrer Dialektik von Demokratisierung und Vulgarisierung in den Blick nehmen und sie als *Informationskanäle* verstehen. Andererseits verweisen insbesondere Foucaults Bildanalysen auf die intime Kenntnis medientheoretischer Topoi, wenn er etwa mit Blick auf Manets Malerei deren *Materialität* betont oder die Spiegelmetapher in eine dreistellige Relation umformuliert und dabei eher *Alteritäts-* als *Identitätskonzepte* ins Recht setzt. Das Konzept der *Heterotopie* kann medientheoretisch insofern fruchtbar gemacht werden, als Medien damit als wirkliche Orte, die aber grundlegend anders sind als andere Orte und Systeme von Ein- und Ausschließung installieren, begriffen werden können. Vor allem interessieren Foucault im Zusammenhang mit Medien allerdings c) ihre *Überkreuzungen mit Wissen und Macht*. Das Fernsehen wird insofern als Ort der Verknüpfung von Wissen und Medialität sichtbar, der Wissen an eine breite Masse transportieren und so das ‚populäre Gedächtnis‘ neu codieren kann. Medien können aber auch, so konstatiert er mit Blick auf die iranische Revolution, als Machttechniken in Anschlag gebracht werden, in denen sich Widerstandspotenziale formieren. Daraus ließ sich schließen, dass mediale Monumente (in diesem Fall Tonbandkassetten) Anlass zu institutionellen Praktiken geben können. Mediale, institutionelle oder diskursive Konfigurationen sind somit mitnichten hermetisch, sondern interdependent, sie existieren *chiastisch*. Allen Überlegungen Foucaults hinterliegt allerdings ein fundamentaler Diskurs- und das heißt: *Sprachapriorismus*, der aufgrund der hier vorgelegten Untersuchung nicht zu halten ist, aber als ursächlich für seine durchaus zu konstatierende *Medienvergessenheit* angesehen werden muss.

Wenn Medialität in der oben beschriebenen Weise eine Universalie darstellt, die je historisch kontingent zur Existenz gelangt, stellt sich zuletzt die Frage, ob dies im Element des Dispositivs geschieht. Um diese Frage zu beantworten, wurden die von Foucault beschriebenen Dispositive auf ihre medialen Anteile hin überprüft. Dabei zeigte sich, dass sowohl das panoptische Dispositiv als auch das Dispositiv der souveränen Macht sowie das Sexualitätsdispositiv an zentralen Stellen Medien inhärieren: Die Prüfung, als ausgezeichnete Machttechnik der Disziplinarmacht, lässt sich als eine Konfiguration aus dem medialen Monument ‚(Zwie-)Gespräch‘, der Praktik

„Befragung“ sowie den Subjektpositionen „Prüfer“ und „Prüfling“ verstehen. Die zum Protest gegen die Marter eingesetzten Flugblätter konnten als Medienmonumente, die als Mittel zum Widerstand (ähnlich den Tonbandkassetten Irans) genutzt werden, begreiflich gemacht werden, deren spezifische (material-mediale) Eigenschaften diesen Widerstand in seiner Form überhaupt erst ermöglichten. Das Geständnis als zentrale Technik der Kontrollmacht schließlich ist ebenfalls als Medienkonfiguration zu verstehen, die die Entstehung diskursiver und institutioneller Konfigurationen mit-bedingt. *Mediale Elemente sind essenzielle Bestandteile in allen von Foucault beschriebenen Dispositiven*. Umgekehrt konnten aber auch in den Beschreibungen der mediendispositiv-theoretischen Ansätze Hinweise auf die Interdependenzen von Wissen, Macht und Medialität gefunden werden: So verweist etwa Lyotard mit Blick auf das Brechtsche Theater zentral auf die Diffundierung von (marxistischen) Diskursen in mediale Praktiken („Entfremdung“). In Baudry's Entwurf findet sich die Interdependenz von Institutionen, Diskursen und Medien in der Beschreibung des Basisapparats, zu dem die (diskursiv geprägte, aber eigentlich *mediale*) Praktik der Filmherstellung, die institutionelle Architektur und die Positionierung des Kino-Subjekts gehört. Hackett's Betonung des Programms verweist darauf, dass mediale Konfigurationen *immer schon* von diskursiven und institutionellen Monumenten und Praktiken „kontaminiert“ sind. In Distelmeyer's Ansatz schließlich findet sich ein Hinweis darauf, welcherart ein solches Dispositiv sein kann, wenn er vom „Flexibilitätsdispositiv“ spricht.

Dispositive müssen unter diesen Vorzeichen neu gedacht werden. Sie stellen den *Existenzraum* dar, innerhalb dessen sich immer schon sowohl mediale, als auch institutionelle und diskursive Konfigurationen unter der Maßgabe eines Nutzens interdependent und reziprok formieren bzw. ständig transformieren. Dieser Nutzen, die von Foucault sogenannte *urgence*, ist auf die Konstitution von *Subjekten* gerichtet, ohne dass dabei von einer zugrunde liegenden Rationalität, einem „Plan“ genau begrenzbarer Interessensgruppen oder überhaupt von „Interessen“, ausgegangen werden kann. Vielmehr handelt es sich um historisch kontingente Gebilde, die (auch) Emergenzeffekte erzeugen und in denen – weil sie gleichwohl auf das Handeln, die Praktiken von Subjekten angewiesen sind – Widerständigkeiten, Umbauten und Diskontinuitäten entstehen können. Dispositive sind insofern die Orte, an denen und in denen *sich Kultur und Subjektivität stiftet*. In ihrem Element formieren sich nicht bloß Wissen, Macht und Vermittlung, sondern sie präfigurieren die Weisen, was und wie über die Welt, sich selbst und andere gewusst, gedacht und wie damit umgegangen werden kann. Die hier vorgeschlagene Modellierung erlaubt insofern einerseits, ihre Sedimentierungen Diskurs, Institution und Medium gesondert in den Blick zu nehmen. Andererseits werden solche Analysen stets die Reziprozität der Felder von Macht, Wissen und

Medialem zutage fördern. In deren Zuge werden sich möglicherweise weitere soziokulturelle Universalien zeigen, und je nachdem, welches Niveau angelegt wird, werden dadurch Verknüpfungen von Dispositiven mit anderen Dispositiven sichtbar werden oder auch detaillierte Beschreibungen dispositiver Subjektivierungspraktiken auf einer Mikroebene resultieren können. Sie stellen ein wichtiges Desiderat dieser Arbeit dar, denn sie durchzuführen ist als *Kartographie einer Kultur* zu begreifen.

10. Literaturverzeichnis

Abkürzungen

- AW Archäologie des Wissens. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1981 [1969]
- DeE I Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I: 1954-1969. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek und Hermann Kocyba. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001
- DeE II Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II: 1970-1975. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Reiner Ansén, Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba und Jürgen Schröder. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002
- DeE III Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II: 1976-1979. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba und Jürgen Schröder. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003
- DeE IV Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II: 1980-1988. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Ulrike Bokelmann, Horst Brühmann, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba und Jürgen Schröder. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005
- GG I Geschichte der Gouvernmentalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977/78. Hrg. von Michel Sennelart. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004
- GG II Geschichte der Gouvernmentalität II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978/79. Hrg. von Michel Sennelart. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004
- GK Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Aus dem Französischen von Walter Seitter. 9. Auflage. Frankfurt/Main: Fischer 2011 [1963]
- GL Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit II. Aus dem Französischen von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1989 [1984]
- OD Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. 22. Auflage, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2012 [1966]
- ODis Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. 10. Auflage. Frankfurt/Main: Fischer 2007 [1971]
- RS Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2009
- SuS Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. 11. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2012 [1984]
- ÜS Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Aus dem Französischen

- übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994 [1975]
- WG Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1973 [1961]
- WW Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. 19. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2012 [1976]

Quellen

- Agamben, Giorgio 2008: Was ist ein Dispositiv? Zürich, Berlin: diaphanes
- Adam, Wolfgang 1999: Theorien des Flugblatts und der Flugschrift. In: Leonhard, Joachim Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich/Straßner, Erich (Hrg.): Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 15/1), 132-142
- Althusser, Louis 1977 [1970]: Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung). In: ders.: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Westberlin: VSA, 108-153
- Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Reisigl, Martin/Ziem, Alexander (Hrg.) 2014: DiskursNetz. Wörterbuch interdisziplinäre Diskursforschung. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Arnheim, Rudolf 1974 [1932]: Film als Kunst. Mit einem Vorwort zur Neuauflage. München: Hanser
- Assmann, Aleida 1999: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: Beck
- Assmann, Jan 1999: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck
- Bartz, Christina/Jäger, Ludwig/Krause, Marcus/Linz, Erika 2012: Einleitung – Signaturen des Medialen. In: dies. 2012: Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen. München: Fink, 7-15
- Baudrillard, Jean 1978a: Agonie des Realen. Aus dem Französischen übersetzt von Lothar Kurzawa und Volker Schaefer. Berlin: Merve
- Baudrillard, Jean 1978b: Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen. Berlin: Merve
- Baudrillard, Jean 1978c: Politik und Simulation. In: ders. 1978b, 39-48
- Baudrillard, Jean 1978d: Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen. In: ders. 1978b, 19-38
- Baudrillard, Jean 1978e: Die Präzession der Simulakra. In: ders. 1978a, 7-69
- Baudry, Jean-Louis 2003 [1970]: Ideologische Effekte erzeugt vom Basisapparat. In: Riesinger 2003, 27-39
- Baudry, Jean-Louis 2003 [1975]: Das Dispositiv. Metapsychologische Betrachtungen des Realitätseindrucks. In: Riesinger 2003, 41-62
- Benjamin, Walter 1963 [1935]: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7-44
- Bentham, Jeremy 2013: Das Panoptikum. Berlin: Matthes & Seitz

- Bogdal, Klaus-Michael 2008: Louis Althusser. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 184-187
- Bolter, Jay David/Grusin, Richard 1999: Remediation. Understanding New Media. Cambridge, London: MIT press
- Brauns, Jörg 2007: Schauplätze. Zur Architektur visueller Medien. Berlin: Kadmos
- Bröckling, Ulrich 2003: Das demokratisierte Panopticon. Subjektivierung und Kontrolle im 360°-Feedback. In: Honneth/Saar 2003, 77-93
- Bührmann, Andrea D. 2004: Der Kampf um weibliche Individualität. Zur Transformation moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Bührmann, Andrea D./Schneider, Werner 2008: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript
- Bührmann, Andrea D./Schneider, Werner 2013: Vom ‚discursive turn‘ zum ‚dispositive turn‘? Folgerungen, Herausforderungen und Perspektiven für die Forschungspraxis. In: Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega 2013a, 21-35
- Bürger, Peter 1991: Denken als Geste. Versuch über den Philosophen Michel Foucault. In: Ewald/Waldenfels 1991, 89-105
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (Hrg.) 2013: Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS
- Butler, Judith 2003: Noch einmal: Körper und Macht. In: Honneth/Saar 2003, 52-67
- Caborn Wengler, Joannah/Hoffarth, Britta/Kumiega, Lukasz (Hrg.) 2013a: Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden: Springer VS
- Caborn Wengler, Joannah/Hoffarth, Britta/Kumiega, Lukasz 2013b: Einführung: Zum Potenzial des Foucaultschen Dispositivkonzepts. In: dies. (Hrg.) 2013a, 7-17
- Certeau, Michel de 1988: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié. Berlin: Merve
- Chlada, Marvin/Dembowski, Gerd (Hrg.) 2002: Das Foucaultsche Labyrinth. Eine Einführung. Aschaffenburg: Alibri
- Comolli, Jean-Louis 1986 [1971]: Technique and Ideology. In: Rosen, Philip (Hrg.): Narrative, Apparatus, Ideology. A Film Theory Reader. New York: Columbia University Press, 422-443
- Comolli, Jean-Louis 2003 [1980]: Maschinen des Sichtbaren. In: Riesinger 2003, 63-81
- Dane, Gesa/Eßbach, Wolfgang/Karpenstein-Eßbach, Christa/Markopoulos, Michael (Hrg.) 1985: Anschlüsse. Versuche nach Foucault. Tübingen: edition diskord
- Dammann, Günter 2002: ‚Le dispositif‘ als ‚das Dispositiv‘. Bemerkungen zum Fall einer Nicht-Übersetzung. In: tiefenschärfe WS 2002/03: Medien-Dispositive, 4-6
- Daston, Lorraine 2003: Gedankensysteme. Kommentar zu Arnold Davidsons ‚Über Epistemologie und Archäologie. Von Canguilhem zu Foucault‘. In: Honneth/Saar 2003, 212-229
- Daston, Lorraine/Galison, Peter 2007: Objektivität. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Davidson, Arnold I. 2003: Über Epistemologie und Archäologie. Von Canguilhem zu Foucault. In: Honneth/Saar 2003, 192-211
- Debray, Régis 2003: Einführung in die Mediologie. Bern u.a.: Haupt
- Deleuze, Gilles 1991: Was ist ein Dispositiv? In: Ewald/Waldenfels 1991, 153-162
- Deleuze, Gilles 1996: Lust und Begehren. Berlin: Merve

- Deleuze, Gilles 2013 [1986]: Foucault. 13. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Derrida, Jacques 1983: Grammatologie. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Derrida, Jacques 2001: Limited Inc. Wien: Passagen
- Detel, Wolfgang 1998/2006: Foucault und die klassische Antike. Macht, Moral, Wissen. Mit einem neuen Vorwort. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Detel, Wolfgang 2003: Einleitung: Ordnungen des Wissens. In: Honneth/Saar 2003, 181-191
- Diekmannshenke, Hajo/Klemm, Michael/Stöckl, Hartmut (Hrg.) 2011: Bildlinguistik. Theorien - Methoden - Fallbeispiele. Berlin: Erich Schmidt
- Distelmeyer, Jan 2012: Das flexible Kino. Ästhetik und Dispositiv der DVD & Blu-ray. Berlin: Bertz + Fischer
- Doane, Mary Ann 1991: Femmes Fatale. Feminism, Film Theory, Psychoanalysis. New York: Routledge
- Dorer, Johanna 1999: Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositivs: Ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 295-305
- Dotzler, Bernhard J. 2008: Foucault, der Diskurs, die Medien. In: Roesler, Alexander/Stiegler, Bernd (Hrg.): Philosophie in der Medientheorie. Von Adorno bis Žižek. München: Fink, 101-116
- Dotzler, Bernhard J. 2013: Nachwort. In: Foucault 2013a, 319-330
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul 1987: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/Main: Athenäum
- Ebeling, Knut 2008: Archäologie. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 219-221
- Eisenstein, Sergej M. 2006 [1929]: Jenseits der Einstellung. In: ders.: Jenseits der Einstellung. Schriften zur Filmtheorie. Hg. v. Felix Lenz und Helmut H. Diederichs. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 58-74
- Engelmann, Jan 1999: Aktenzeichen Foucault. In: Foucault 1999a, 215-226
- Engell, Lorenz/Vogl, Joseph 2008: Vorwort. In: Pias, Claus/dies./Fahle, Oliver/Neitzel, Britta (Hrg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. 6. Auflage. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 8-11
- Epping-Jäger, Cornelia 2003: „Eine einzige jubelnde Stimme“. Zur Etablierung des Dispositivs Laut/Sprecher in der politischen Kommunikation des Nationalsozialismus. In: dies./Linz, Erika (Hrg.): Medien/Stimmen. Köln: DuMont, 100-123
- Epping-Jäger, Cornelia 2008a: *LautSprecher*-Passagen. Zu den Umbauten eines Dispositivs der Massenkommunikation vor und nach 1945. In: Schneider, Irmela/dies. (Hrg.): Formationen der Mediennutzung III. Dispositive Ordnungen im Umbau. Bielefeld: transcript, 17-41
- Epping-Jäger, Cornelia 2008b: Der ‚unerlässlich ruhige Ton‘. Umbauten der Stimmkultur zwischen 1945 und 1952. In: Schneider, Irmela/dies. (Hrg.): Formationen der Mediennutzung III. Dispositive Ordnungen im Umbau. Bielefeld: transcript, 77-96
- Ernst, Wolfgang 2002: Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung. Berlin: Merve
- Ernst, Wolfgang 2004: Das Gesetz des Sagbaren. Foucault und die Medien. In: Gente, Peter

- (Hrg.): Foucault und die Künste. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 238-259
- Ewald, François 1978: Foucault – ein vagabundierendes Denken. In: Foucault 1978a, 7-20
- Ewald, François 1991: Eine Macht ohne Draußen. In: ders./Waldenfels 1991, 163-170
- Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hrg.) 1991: Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Faulstich, Werner 1991: Medientheorien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Faulstich, Werner 1998: Grundwissen Medien. 5. Auflage. Paderborn: UTB
- Faulstich, Werner 2002: Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme – Methoden – Domänen. München: UTB
- Faulstich, Werner 2004: Medienwissenschaft. Paderborn: UTB
- Faulstich, Werner 2006a: Mediengeschichte von den Anfängen bis 1700. Stuttgart: UTB
- Faulstich, Werner 2006b: Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Stuttgart: UTB
- Faulstich, Werner 2012: Die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts. München: Fink
- Fehrmann, Gisela/Jäger, Ludwig 2004a: Sprachraum - Raumsprache. Raumstrategien in Gebärdensprachen und ihre Bedeutung für die kognitive Strukturierung. In: Linz/Jäger (Hrg.) 2004a, 177-191
- Fehrmann, Gisela/Jäger, Ludwig 2004b: Sprachbewegung und Raumerinnerung. Zur topographischen Medialität der Gebärdensprache. In: Lechtermann, Christina/Morsch, Carsten/Wenzel, Horst (Hg.): Kunst der Bewegung. Kinästhetische Wahrnehmung und Probedandeln in virtuellen Welten. Bern: Verlag Peter Lang, 311-341
- Fink-Eitel, Hinrich 1980: Michel Foucaults Analytik der Macht. In: Kittler, Friedrich (Hrg.): Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus. Paderborn u.a.: Schöningh., 38-78
- Foucault, Michel 1975: Surveiller et punir. Naissance de la Prison. Paris: Editions Gallimard
- Foucault, Michel 1978a: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve
- Foucault, Michel 1978b: Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes. In: ders. 1978a, 118-175
- Foucault, Michel 1999a: Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien. Hrg. v. Jan Engelmann. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt
- Foucault, Michel 1999b [1969]: Was ist ein Autor? In: ders. 1999a, 30-48
- Foucault, Michel 1999c [1967]: Andere Räume. In: ders. 1999, 145-157
- Foucault, Michel 1999d [1975]: Technologien der Wahrheit. In: ders. 1999a, 133-139
- Foucault, Michel 2001 [1961]: Vorwort (zu Wahnsinn und Gesellschaft). In: DeE I, 223-237
- Foucault, Michel 2001 [1966]: Die Prosa der Welt. In: DeE I, 622-644
- Foucault, Michel 2001 [1966]: Die Ordnung der Dinge. In: DeE I, 644-652
- Foucault, Michel 2001 [1967]: Über verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben. In: DeE I, 750-769
- Foucault, Michel 2001 [1967]: Wer sind Sie, Professor Foucault? In: DeE I, 770-793
- Foucault, Michel 2001 [1968]: Antwort auf eine Frage. In: DeE I, 859-886

- Foucault, Michel 2001 [1968]: Über die Archäologie der Wissenschaften. In: DeE I, 887-931
- Foucault, Michel 2001 [1969]: Michel Foucault erklärt sein jüngstes Buch. In: DeE I, 980-991
- Foucault, Michel 2001 [1969]: Die Geburt einer Welt. In: DeE I, 999-1003
- Foucault, Michel 2002 [1970]: Vorwort zur englischen Ausgabe (der Ordnung der Dinge). In: DeE II, 9-16
- Foucault, Michel 2002 [1970]: Die Situation Cuviers in der Geschichte der Biologie (Vortrag). In: DeE II, 37-82
- Foucault, Michel 2002 [1971]: Gespräch mit Michel Foucault. In: DeE II, 191-211
- Foucault, Michel 2002 [1972]: Theorien und Institutionen des Strafvollzugs. In: DeE II, 486-490
- Foucault, Michel 2002 [1975]: Von den Martern zu den Zellen. In: DeE II, 882-888
- Foucault, Michel 2002 [1975]: Macht und Körper. In: DeE II, 932-941
- Foucault, Michel 2002 [1975]: Eine Durchleuchtung von Michel Foucault. In: DeE II, 970-997
- Foucault, Michel 2002 [1975]: Die Anormalen. In: DeE II, 1024-1031
- Foucault, Michel 2003 [1976]: Die Gesundheitspolitik im 18. Jahrhundert. In: DeE III, 19-37
- Foucault, Michel 2003 [1976]: Die gesellschaftliche Ausweitung der Norm. In: DeE III, 99-105
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Vorwort (zu G. Deleuzes und F. Guattaris Anti-Oedipus). In: DeE III, 176-180
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Das Auge der Macht. In: DeE III, 250-271
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Die Machtverhältnisse gehen in das Innere der Körper über. In: DeE III, 298-309
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Das Leben der infamen Menschen. In: DeE III, 309-332
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Nein zum König Sex. In: DeE III, 336-356
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Das Spiel des Michel Foucault. In: DeE III, 391-429
- Foucault, Michel 2003 [1977]: Mächte und Strategien. In: DeE III, 538-550
- Foucault, Michel 2003 [1978]: Gespräch über die Macht. In: DeE III, 594-608
- Foucault, Michel 2003 [1978]: Sexualität und Macht. In: DeE III, 695-718
- Foucault, Michel 2003 [1978]: Die Bühne der Philosophie. In: DeE III, 718-747
- Foucault, Michel 2003 [1978]: Die Gesundheitspolitik im 18. Jahrhundert. In: DeE III, 908-929
- Foucault, Michel 2003 [1978]: Das Sexualstrafrecht. In: DeE III, 954-970
- Foucault, Michel 2005 [1980]: Der Staub und die Wolke. In: DeE IV, 12-25
- Foucault, Michel 2005 [1980]: Diskussion vom 20. Mai 1978. In: DeE IV, 25-44
- Foucault, Michel 2005 [1981]: ‚Omnes et singulatim‘: zu einer Kritik der politischen Vernunft. In: DeE IV, 165-223
- Foucault, Michel 2005 [1982]: Subjekt und Macht. In: DeE IV, 269-294
- Foucault, Michel 2005 [1984]: Interview mit Michel Foucault. In: DeE IV, 807-823
- Foucault, Michel 2005 [1984]: Die Sorge um die Wahrheit. In: DeE IV, 823-836
- Foucault, Michel 2005: Analytik der Macht. Hrg. von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt/Main: Suhrkamp

- Foucault, Michel 2013a: Schriften zur Medientheorie. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Bernhard J. Dotzler. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel 2013b [1967]: Worte und Bilder. In: ders. 2013a, 29-32
- Foucault, Michel 2013c [1974]: Anti-Retro. In: ders. 2013a, 128-144
- Foucault, Michel 2013d [1976]: Die Rückkehr des Pierre Rivière. In: ders. 2013, 181-191
- Foucault, Michel 2013e [1976]: Der Diskurs darf nicht gehalten werden für... In: ders. 2013a, 192-193
- Foucault, Michel 2013f [1966]: Die Heterotopien. In: ders. 2013a, 119-127
- Foucault, Michel 2013g [1966]: Botschaft oder Rauschen? In: ders. 2013a, 221-224
- Foucault, Michel 2013h [1980]: Der maskierte Philosoph. In: ders. 2013a, 297-305
- Foucault, Michel 2013i [1973]: Von der Archäologie zur Dynastik In: ders. 2013a, 13-26
- Foucault, Michel 2013j [1975]: [Statt eines Vorworts:] Worüber denken die Philosophen nach? In: ders. 2013a, 7-10
- Foucault, Michel 2013k [1967]: Dies ist keine Pfeife. In: ders. 2013a, 33-51
- Foucault, Michel 2013l [1989]: Die Malerei von Manet. In: ders. 2013a, 53-85
- Foucault, Michel 2013m [1982]: Denken, Fühlen. In: ders. 2013a, 108-116
- Foucault, Michel 2013n [1975]: Die photogene Malerei (Präsentation). In: ders. 2013a, 95-105
- Foucault, Michel 2013o [1975]: Sade, Offizier des Geschlechts. In: ders. 2013a, 167-171
- Foucault, Michel 2013p [1982]: Pierre Boulez, der durchstoßene Schirm. In: ders. 2013a, 311-315
- Foucault, Michel 2013q [1983]: Strukturalismus und Poststrukturalismus [Auszug]. In: ders. 2013a, 306-308
- Foucault, Michel 2013r [1978]: Die iranische Revolution breitet sich mittels Tonbandkassetten aus. In: ders. 2013a, 275-280
- Foucault, Michel 2013s [1980]: Gespräch mit Ducio Trombardi [Auszug]. In: ders. 2013a, 281-296
- Foucault, Michel 2013t [1975]: Die Verrückten spielen. In: ders. 2013a, 156-159
- Fraas, Claudia/Klemm, Michael (Hrg.) 2005: Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt/Main u.a.: Lang
- Freud, Sigmund 1963 [1940]: Jenseits des Lustprinzips. In: ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Bd. XIII. Vierte Auflage. Frankfurt/Main: Fischer, 9-63
- Freud, Sigmund 1968 [1925]: Notiz über den „Wunderblock“. In: ders.: Gesammelte Werke. Bd. XIV. Hrg. von Anna Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, O. Isakower, unter Mitwirkung von Marie Bonaparte, Prinzessin Georg von Griechenland. 6. Auflage, Frankfurt/Main: Fischer, 3-8
- Freud, Sigmund 2010 [1925]: Die Traumdeutung. Hamburg: Nikol
- Gehlen, Arnold 1966: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. 8. Auflage, unveränderter Nachdruck der 7., durchgesehenen Auflage. Frankfurt/Main: Athenäum-Verlag
- Gehring, Petra 1992: Paradigma einer Methode. Der Begriff des Diagramms im Strukturdenken von M. Foucault und M. Serres. In: dies./Keutner, Thomas/Maas, Jörg F./Uerding, Wolfgang

- Maria (Hrg.): Diagrammatik und Philosophie. Akten des 1. Interdisziplinären Kolloquiums der Forschungsgruppe Philosophische Diagrammatik an der FernUniversität/Gesamthochschule Hagen, 15./16.12.1988. Amsterdam, Atlanta: Rodopi, 89-105
- Gehring, Petra 2004a: Foucault – Die Philosophie im Archiv. Frankfurt/Main, New York: Campus
- Gehring, Petra 2004b: Sind Foucaults Widerstandspunkte Ereignisse oder sind sie es nicht? Versuch der Beantwortung einer Frage. In: Rölli, Marc (Hrg.): Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze. München: Fink, 275-284
- Goodman, Nelson 1997 [1968]: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Günzel, Stephan 2006: Einleitung zu Teil II: Phänomenologie der Räumlichkeit. In: Günzel, Stephan/Dünne, Jörg (Hrg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 105-128
- Habermas, Jürgen 2001 [1981]: Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationality und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Heath, Stephen: 1977/78: Notes on Suture. In: Screen, 18/4, 48-76
- Heath, Stephen 1985 [1977/78]: Bemerkungen zur Suture (Auszüge). In: Paech, Joachim/Borchers, Detlef/Donnerberg, Gabi u.a. (Hrg.): Screen-Theory. Zehn Jahre Filmtheorie in England von 1971-1981. Osnabrück: Selbstverlag Universität Osnabrück, 131-146
- Heath, Stephen 1986 [1976]: Narrative Space. In: Rosen 1986a, 384-420
- Heath, Stephen 2003 [1980]: Der kinematographische Apparat. Technologie als historische und kulturelle Form. In: Riesinger 2003, 85-96
- Hickethier, Knut 1991: Apparat – Dispositiv – Programm. Skizze einer Programmtheorie am Beispiel des Fernsehens. In: ders./Zielinski, Siegfried (Hrg.) 1991: Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Knilli zum Sechzigsten. Unter Mitarbeit von Gabriele Bock, Gabriele Fuhrich, Reiner Matzker und Peter Vorderer. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess, 421-447
- Hickethier, Knut 1992: Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. In: Medien & Zeit 2, 26-28
- Hickethier, Knut 1993: Dispositiv Fernsehen, Programm und Programmstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland. In: ders. (Hrg.): Institution, Technik und Programm: Rahmenaspekte der Programmgeschichte des Fernsehens. München: Fink, 171-243
- Hickethier, Knut 1995: Dispositiv Fernsehen. Skizze eines Modells. In: Montage AV, 1/4, 63-84
- Hickethier, Knut 1998: Rezeptionsgeschichte des Fernsehens – ein Überblick. In: Klingler, Walter/Roters, Gunnar/Gerhards, Maria (Hrg.): Medienrezeption seit 1945. Forschungsbilanz und Forschungsperspektiven. Baden-Baden: Nomos, 125-137
- Hickethier, Knut 2003: Mediendispositiv. In: ders.: Einführung in die Medienwissenschaft. Stuttgart, Weimar: Metzler, 186-201
- Hickethier, Knut 2010: Einführung in die Medienwissenschaft. 2., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler
- Honneth, Axel/Saar, Martin (Hrg.) 2003: Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault Konferenz 2001. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. 2003 [1947/1969]: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/

Main: Fischer

- Husserl, Edmund 1950: Cartesianische Meditationen. In: ders.: Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. Hg. und eingeleitet von Prof. Dr. S. Strasser. Haag: Martinus Nijhoff (Husserliana I), 43-183
- Jäger, Ludwig 2000: Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache. In: Kallmeyer, Werner (Hrg.): Sprache und neue Medien. Berlin, New York: de Gruyter, 9-30
- Jäger, Ludwig 2001: Sprache als Medium. Über die Sprache als audio-visuelles Dispositiv des Medialen. In: Wenzel, Horst/Seipel, Wilfried/Wunberg, Gotthart (Hrg.): Audiovisualität vor und nach Gutenberg - Zur Kulturgeschichte der medialen Umbrüche. Wien: Kunsthistorisches Museum, 19-49
- Jäger, Ludwig 2002a: Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: ders./Stanitzek, Georg: Transkribieren. Medien/Lektüre. München: Fink, 19-41
- Jäger, Ludwig 2002b: Transkriptionen: Inframedial. In: Liebrand, Claudia/Schneider, Irmela (Hrg.): Medien in Medien. Köln: DuMont, 123-128
- Jäger, Ludwig 2002c: Semantik der Medien. Anmerkungen zum Themenschwerpunkt des Heftes (Editorial). In: Sprache und Literatur (SuL) 90, 3-6
- Jäger, Ludwig 2004a: Sprache als Medium politischer Kommunikation. Anmerkungen zur Transkriptivität kultureller und politischer Semantik. In: Frevert, Ute/Braungart, Wolfgang (Hrg.): Sprachen den Politischen. Medien und Medialität in der Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 332-355
- Jäger, Ludwig 2004b: Die Verfahren der Medien: Transkribieren – Adressieren – Lokalisieren. In: Fohrmann, Jürgen/Schüttpelz, Erhard (Hrg.): Die Kommunikation der Medien. Tübingen: Niemeyer, 69-79
- Jäger, Ludwig 2004c: Transkription – zu einem medialen Verfahren an den Schnittstellen des kulturellen Gedächtnisses. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 15
- Jäger, Ludwig 2004d: Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen. In: Linz/ders. 2004a, 15-42
- Jäger, Ludwig 2004e: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen. In: Krämer, Sybille (Hrg.): Performativität und Medialität. München: Fink, 35-74
- Jäger, Ludwig 2008: Transkriptive Verhältnisse. Zur Logik intra- und intermedialer Bezugnahmen in ästhetischen Diskursen. In: Buschmeier, Gabriele/Konrad, Ulrich/Riethmüller, Albrecht (Hrg.): Transkription und Fassung in der Musik des 20. Jahrhunderts. Beiträge des Kolloquiums in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, vom 5. bis 6. März 2004. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 103-134
- Jäger, Ludwig 2012: Transkription. In: Bartz, Christina/ders./Krause, Marcus/Linz, Erika: Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen. München: Fink, 306-315
- Jäger, Ludwig/Louis-Nouvel, Ulla (Hrg.) 2001: Gebärdensprache. Themenheft der Zeitschrift „Sprache und Literatur“ 88
- Jäger, Siegfried 2001 [1993]: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 3., gegenüber der 2., überarbeiteten und erweiterten, unveränderte Auflage. Duisburg: DISS
- Kafka, Franz 2002 [1919]: Die Strafkolonie. In: ders.: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Band 1: Ein Landarzt und andere Drucke zu Lebzeiten. Nach der Kritischen Ausgabe hrg. von Hans-Gerd Koch, 4. Auflage. Frankfurt/Main: Fischer, 160-195

- Kammler, Clemens 1986: Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks. Bonn: Bouvier.
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hrg.) 2007: Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme. Heidelberg: Synchron
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hrg.) 2008: Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar: Metzler
- Karpenstein-Eßbach, Christa 2004: Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien. München: UTB
- Keller, Reiner 2011: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöfer, Willy (Hrg.) 2004: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 2: Forschungspraxis. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöfer, Willy (Hrg.) 2006: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Kittler, Friedrich 1986: Grammophon, Film, Typewriter. Berlin: Brinkmann und Brose
- Kittler, Friedrich A. 1993: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften. Leipzig: Reclam
- Kittler, Friedrich A. 2003 [1985]: Aufschreibesysteme 1800/1900. 4., vollständig überarbeitete Neuauflage. München: Fink
- Kloock, Daniela/Spahr, Angela 2012: Medientheorien. Eine Einführung. 4., aktualisierte Auflage. München: Fink
- Kocyba, Hermann 2003: Einleitung: Soziale Kontrolle und Subjektivierung. In: Honneth/Saar 2003, 71-76
- Krämer, Sybille 1998: Das Medium als Spur und als Apparat. In: dies. (Hrg.) 1998a: Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 73-94
- Krämer, Sybille 2002: Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In: Wirth, Uwe (Hrg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 323-346
- Krämer, Sybille 2003: Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander/Sandbothe, Mike (Hrg.) 2003: Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt/Main: Fischer, 78-90
- Krämer, Sybille 2004a: Die Heteronomie der Medien. Versuch einer Metaphysik der Medialität im Ausgang einer Reflexion des Boten. In: Journal Phänomenologie 22, 18-38
- Krämer, Sybille 2004b: Was haben 'Performativität' und 'Medialität' miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der 'Asthetisierung' gründende Konzeption des Performativen. Zur Einleitung in diesen Band. In: dies. (Hrg.) 2004: Performativität und Medialität. München: Fink, 13-32
- Krämer, Sybille 2004c: Friedrich Kittler – Kulturtechniken der Zeitachsenmanipulation. In: LaGaay/Lauer 2004a, 201-224
- Krämer, Sybille 2005a: Das Medium zwischen Zeichen und Spur. In: Fehrmann, Gisela/Linz, Erika/Epping-Jäger, Cornelia: Spuren/Lektüren. Praktiken des Symbolischen. München: Fink, 153-166

- Krämer, Sybille 2005b: ‚Operationsraum Schrift‘: Über einen Perspektivwechsel in der Betrachtung der Schrift. In: Grube, Gernot/Kogge, Werner/dies. (Hrg.): Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. München: Fink, 23-57
- Krämer, Sybille 2008: Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Krämer, Sybille 2010: Medien zwischen Transparenz und Opazität. Reflexionen über eine medienkritische Epistemologie im Ausgang von der Karte. In: Markus Rautzenberg, Andreas Wolfsteiner (Hrg.): Hide and Seek. Das Spiel von Transparenz und Opazität. München: Fink, 215-225
- Krämer, Sybille 2011: Der Bote als Topos oder: Übertragung als eine medientheoretische Grundkonstellation. In: Heilmann, Till A./Heiden, Anne von der/Tuschling, Anna (Hrg.): medias in res. Medienkulturwissenschaftliche Positionen. Bielefeld: transcript, 53-67
- Krämer, Sybille 2012: Medien, Boten, Spuren. Wenig mehr als ein Literaturbericht. In: Munker/Roesler 2012, 65-90
- Krämer, Sybille/Bredenkamp, Horst 2009: Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur. In: dies.: Bild, Schrift, Zahl. München: Fink, 11-22
- Lacan, Jacques 1973 [1949]: Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In: ders.: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas. Band I, Olten, Freiburg i. Br.: Walter, 61-70
- Lacan, Jacques 1978: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Hrg. von Norbert Haas, Reihe „Das Seminar von Jacques Lacan“, Buch XI, Olten, Freiburg i. Br.: Walter
- Lagaay, Alice/Lauer, David 2004a: Medientheorien. Eine philosophische Einführung. Frankfurt/Main: Campus
- Lagaay, Alice/Lauer, David 2004b: Einleitung – Medientheorien aus philosophischer Sicht. In: dies. 2004a, 7-29
- Lauretis, Teresa de 1987: Technologies of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction. Bloomington: Indiana University Press
- Lauretis, Teresa de/Heath, Stephen (Hrg.) 1980: The Cinematic Apparatus. London, Basingstoke: MacMillan
- Leitner, Florian 2015: Dispositiv und Disposition. In: Othmer/Weich 2015, 59-70
- Lemke, Thomas 2005: Geschichte und Erfahrung. Michel Foucault und die Spuren der Macht. Nachwort. In: Foucault 2005, 319-347
- Lemke, Thomas 2008: Gouvernmentalität. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 260-263
- Lenk, Carsten 1996: Das Dispositiv als theoretisches Paradigma der Medienforschung. Überlegungen zu einer integrativen Nutzungsgeschichte des Rundfunks. In: Rundfunk und Geschichte 22/1, 5-17
- Leonhard, Joachim Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich/Straßner, Erich (Hrg.) 1999: Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Berlin, New York: de Gruyter (HSK 15/1), 132-142
- Leschke, Rainer 2003: Einführung in die Medientheorie. München: UTB
- Lewin, Bertram D. 1946: Sleep, the Mouth, and the Dream Screen. In: The Psychoanalytic Quarterly 15, 419-434

- Link, Jürgen 2008: Dispositiv. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 237-242
- Linz, Erika 2008: Konvergenzen. Umbauten des Dispositivs Handy. In: Schneider, Irmela/Ep-ping-Jäger, Cornelia (Hrg.): Formationen der Mediennutzung III. Dispositive Ordnungen im Umbau. Bielefeld: transcript, 169-188
- Linz, Erika/Jäger, Ludwig 2004: Einleitung. In: dies. (Hrg.): Medialität und Mentalität. Theore-tische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München: Fink, 9-14
- Lyotard, Jean-François 1982a: Essays zu einer affirmativen Ästhetik. Aus dem Französischen übersetzt von Eberhard Kienle und Jutta Kranz. Berlin: Merve
- Lyotard, Jean-François 1982b [1973]: Der Zahn, die Hand. In: ders. 1982a, 11-23
- Lyotard, Jean-François 1982c [1973]: Die Malerei als Libido-Dispositiv. In: ders. 1982a, 45-93
- Lyotard, Jean-François 1982d [1973]: L'acinéma. In: ders. 1982a, 25-43
- Luhmann, Niklas 2000: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Macherey, Pierre 1991: Für eine Naturgeschichte der Normen. In: Ewald/Waldenfels 1991, 171-192
- McLuhan, Marshall 1994 [1964]: Die magischen Kanäle. Understanding Media. Basel: Verlag der Kunst Dresden
- McLuhan, Marshall 1996 [1951]: Die mechanische Braut. Volkskultur des industriellen Men-schen. Aus dem Amerikanischen, mit Anmerkungen und einem Essay von Rainer Hölschl, Jürgen Reuß, Fritz Böhler und Martin Baltes. Amsterdam: Verlag der Kunst
- McLuhan 2011a [1962]: Die Gutenberg-Galaxis. Die Entstehung des typographischen Men-schen. Mit einem Vorwort von Richard Cavell. Hamburg, Berkeley: Gingko Press
- McLuhan, Marshall 2011b [1969]: Geschlechtsorgan der Maschinen. *Playboy*-Interview mit Eric Norden. In: Baltes, Martin/Hölschl, Rainer: absolute Marshall McLuhan. Freiburg: orange-press, 7-55
- McLuhan, Marshall 2011c [1989]: Das resonierende Intervall. In: Baltes, Martin/Hölschl, Rai-ner: absolute Marshall McLuhan. Freiburg: orange-press, 207-215
- McLuhan 2011d [1967]: Das Medium ist Massage. In: Martin Baltes, Rainer Hölschl: absolute Marshall McLuhan. Freiburg: orange-press, 186-189
- Mersch, Dieter 1999: Anderes Denken. Michel Foucaults „performativer“ Diskurs. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrg.) 1999: Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt/Main, New York: Cam-pus, 162-176
- Mersch, Dieter 2002: Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München: Fink
- Mersch, Dieter 2006: Medientheorien zur Einführung. Hamburg: Junius
- Mersch, Dieter 2010: Medium. In: Bermes, Christian/Dierse, Ulrich (Hrg.) 2010: Schlüsselbe-griffe der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Hamburg: Meiner, 235-248
- Mersch, Dieter 2012: Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie. In: Münker/Roesler 2012, 304-321
- Metten, Thomas 2014: Kulturwissenschaftliche Linguistik. Entwurf einer Medientheorie der Verständigung. Berlin, New York: de Gruyter
- Metz, Christian 1984: Semiologie des Films. München: Fink

- Miller, Jacques-Alain 1977/78: Suture. Elements of the Logic of the Signifier. In: Screen, 18/4, 37-49
- Mitchell, William J.T. 2008: Das Leben der Bilder. Eine Theorie der visuellen Kultur. München: Beck
- Mosel, Michael 2009: Gefangen im Flow? Ästhetik und dispositive Strukturen von Computerspielen. Boizenburg: Verlag Werner Hülsbusch
- Mulvey, Laura 1994 [1985]: Visuelle Lust und narratives Kino. In: Weissberg, Liliane (Hrg.): Weiblichkeit als Maskerade. Frankfurt/Main: Fischer, 48-65
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrg.) 2012a: Was ist ein Medium? 2. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander 2012b: Vorwort. In: dies. 2012a, 7-12
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander/Sandbothe, Mike (Hrg.) 2003: Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt/Main: Fischer
- Nonhoff, Martin/Gronau, Jennifer 2012: Die Freiheit des Subjekts im Diskurs. Anmerkung zu einem Verhältnis der Gleichursprünglichkeit. In: Keller, Reiner/Schneider, Werner/Viehöfer, Willy (Hrg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS, 109-130
- Nowicka, Magdalena 2013: Ist Dispositiv nur ein Modebegriff? Zur Poetik des ‚dispositif turns‘? In: Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega 2013a, 37-54
- Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hrg.) 2015: Medien – Bildung – Dispositive. Medienbildung und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS
- Paech, Joachim 1985: Einleitung in die Semiotik 1 & 2 – von der linguistischen zur psychoanalytischen Semiotik. In: Paech, Joachim/Borchers, Detlef/Donnerberg, Gabi u.a. (Hrg.): Screen-Theory. Zehn Jahre Filmtheorie in England von 1971-1981. Osnabrück: Selbstverlag Universität Osnabrück, 99-119
- Paech, Joachim 1991: Die Dame verschwindet. Zur dispositiven Struktur apparativen Erscheinens. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 773-790
- Paech, Joachim 2003 [1997]: Überlegungen zum Dispositiv als Theorie medialer Topik. In: Riesinger 2003, 175-194
- Paech, Joachim 2008: Warum Medien? Konstanz: UVK (Konstanzer Universitätsreden 232)
- Pagel, Gerda 1989: Jacques Lacan zur Einführung. Hamburg: Junius
- Panofsky, Erwin 1975: Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. Köln: DuMont
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias 2007: Foucault in den Medienwissenschaften. In: Kammler/Parr 2007, 83-112
- Parr, Rolf/Thiele, Matthias 2008: Medienwissenschaften. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 346-358
- Pelleter, Malte 2015: Grammophon-Erziehung und Beat-Bildung. Szenen medien/musikalischer Bildungs-Phantasmen. In: Othmer/Weich 2015, 141-155
- Pias, Claus 2003: Poststrukturalistische Medientheorien. In: Weber, Stefan (Hrg.): Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus. Konstanz: UVK, 277-293

- Pias, Claus/Vogl, Joseph/Engell, Lorenz/Fahle, Oliver/Neitzel, Britta (Hrg.) 2000: Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. 2. Auflage. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt
- Platon 2009: Das Höhlengleichnis. In: ders.: Das Höhlengleichnis. Sämtliche Mythen und Gleichnisse. Hrg. v. Bernhard Kytzler. Frankfurt/Main: Insel, 183-187
- Pleynet, Marcelin/Thibaudeau, Jean 2003 [1969]: Ökonomisches, Ideologisches, Formales... In: Riesinger 2003, 11-25
- Plumpe, Gerhard/Kammler, Rolf 1980: Wissen ist Macht. Über die theoretische Arbeit Michel Foucaults. In: Philosophische Rundschau 27, 3/4, 185-218
- Pundt, Christian 2008: Medien und Diskurs. Zur Skandalisierung von Privatheit in der Geschichte des Fernsehens. Bielefeld: transcript
- Riesinger, Robert F. (Hrg.) 2003: Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte. Unter Mitwirkung von Guntram Geser. Münster: Nodus
- Rölli, Marc 2004: Einleitung: Ereignis auf Französisch. In: ders. (Hrg.): Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze. München: Fink. 7-40
- Rosen, Philip 1986a: Narrative, Apparatus, Ideology. A Film Theory Reader. New York: Columbia University Press
- Rosen, Philip 1986b: Textuality as Ideology. Introduction. In: ders. 1986a, 373-378
- Ruoff, Michael 2009: Foucault-Lexikon. 2., durchgesehene Auflage. München: Fink
- Saar, Martin 2003: Genealogie und Subjektivität. In: Honneth/ders. 2003, 157-177
- Saar, Martin 2007: Genealogie als Kritik: Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault. Frankfurt/Main: Campus
- Sachs-Hombach, Klaus/Rehkämper, Klaus (Hrg.) 1999: Bildgrammatik. Interdisziplinäre Forschungen zur Syntax bildhafter Darstellungsformen. Magdeburg: Scriptorum
- Saussure, Ferdinand de 2001 [1916/1931]: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hrg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Übersetzt von Herman Lommel. 3. Auflage, mit einem Nachwort von Peter Ernst. Berlin, New York: de Gruyter
- Saxer, Ulrich 2012: Mediengesellschaft. Eine kommunikationssoziologische Perspektive. Wiesbaden: Springer VS
- Schneider, Werner 2015: Dispositive... – überall (und nirgendwo)? Anmerkungen zur Theorie und methodischen Praxis der Dispositivforschung. In: Othmer/Weich 2015, 21-40
- Schultz, Oliver Lerone: Marshall McLuhan – Medien als Infrastrukturen und Archetypen. In: LaGaay/Lauer 2004a, 31-68
- Shannon, Claude E./Weaver, Warren (Hrg.) 1964: The Mathematical Theory of Communication. Urbana: The University of Illinois Press
- Siebenpfeiffer, Hania 2008: Körper. In: Kammler/Parr/Schneider 2008, 266-272
- Sieber, Samuel 2014: Macht und Medien. Zur Diskursanalyse des Politischen. Bielefeld: transcript
- Tholen, Georg Christoph 2002: Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Tholen, Georg Christoph 2005: Medium/Medien. In: Roesler, Alexander/Stiegler, Bernd (Hrg.):

- Grundbegriffe der Medientheorie. Paderborn: UTB, 150-172
- Veyne, Paul 1991: Foucault und die Überwindung (oder Vollendung) des Nihilismus. In: Ewald/Waldenfels 1991, 334-340
- Veyne, Paul 2003: Michel Foucaults Denken. In: Honneth/Saar 2003, 27-51
- Viehöfer, Willy/Keller, Reiner/Schneider, Werner (Hrg.) 2013: Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS
- Vogel, Matthias 2003: Medien als Voraussetzungen von Gedanken. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander/Sandbothe, Mike (Hrg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt/Main: Fischer, 107-134
- Vogl, Joseph 1991: Mimesis und Verdacht. Skizze zu einer Poetologie des Wissens nach Foucault. In: Ewald/Waldenfels 1991, 193-204
- Vogl, Joseph 2000: Formationen des Wissens. Zur Einführung. In: In: Pias, Claus/ders./Engell, Lorenz/Fahle, Oliver/Neitzel, Britta (Hrg.): Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. 2. Auflage. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 485-488
- Waldenfels, Bernhard 1991a: Michel Foucault: Ordnung in Diskursen. In: Ewald/ders. 1991, 277-297
- Waldenfels, Bernhard 1991b: Vorwort. In: Ewald/ders. 1991, 7-11
- Waldenfels, Bernhard 2005 [1985]: In den Netzen der Lebenswelt. 3. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Warnke, Ingo H. (Hrg.) 2007a: Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin, New York: de Gruyter
- Warnke, Ingo H. 2007b: Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: ders. (Hrg.) 2007a: Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin, New York: de Gruyter, 3-23
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hrg.) 2008: Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin, New York: de Gruyter
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen 2011: Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin, Boston: de Gruyter
- Weaver, Warren 1964: Recent Contributions to the Mathematical Theory of Communication. In: Shannon, Claude E./ders. 1964, 1-28
- Weber, Stefan (Hrg.) 2003: Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus. Konstanz: UVK
- Welsch, Wolfgang 1991: Präzision und Suggestion. Bemerkungen zu Stil und Wirkung eines Autors. In: Ewald/Waldenfels 1991, 136-149
- Wiesing, Lambert 2012: Was sind Medien? In: Münker/Roesler 2012, 235-248
- Winkler, Hartmut 1992: Der filmische Raum und der Zuschauer. ‚Apparatus‘ – Semantik – ‚Ideology‘. Heidelberg: Carl Winter
- Zielinski, Siegfried 1986: Zur Geschichte des Videorecorders. Berlin: Spiess
- Zielinski, Siegfried 1992: Audiovisuelle Zeitmaschine. Thesen zur Kulturtechnik des Videorecorders. In: ders. (Hrg.): Video – Apparat/Medium, Kunst, Kultur. Ein internationaler Reader. Frankfurt/Main: Beck, 91-114

- Zielinski, Siegfried: 2003: Einige historische Modi des audiovisuellen Apparats. In: Riesinger 2003, 159-174
- Ziemann, Andreas 2006: Medien, Kultur, Gesellschaft – ein Problemaufriss. In: ders.: Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien. Konstanz: UVK, 7-17
- Zimmerli, Walther Ch. 1985: Archäologie statt Philosophiegeschichte? Was die Philosophiegeschichte von Foucault lernen kann. In: Dane/Eßbach/Karpenstein-Eßbach/Markopoulos 1985, 197-206

Lebenslauf

Ausbildung

2009

Erwerb des Grades Magistra Artium an der RWTH Aachen mit einer Magisterarbeit mit dem Titel „Assoziation und Parasemie. Über transkriptive Verfahren in der Psychoanalyse“; Betreuer: Prof. Dr. Ludwig Jäger

1999-2009

Studium der Kommunikationswissenschaft (Hauptfach), Betriebspädagogik und Psychologie (Nebenfächer) an der RWTH Aachen

1999

Studienfachwechsel: Soziologie (Hauptfach), Deutsche Philologie, Psychologie (Nebenfächer) an der RWTH Aachen

1998-1999

Aufnahme des Studiums mit den Fächern Deutsch und Chemie (Lehramt Sekundarstufe 2) an der RWTH Aachen

1998

Allgemeine Hochschulreife

Wissenschaftliche Berufserfahrung

2011-heute

Projektleiterin im Schwerpunkt Ausbildung des EU-geförderten Ada-Lovelace-Projekts

2010-2015

Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz

2009-2010

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, RWTH Aachen

Sonstige Berufserfahrung

2009-2011

nebenberufliche Selbständigkeit als Gesellschafterin der [querdenker.kommunikation gbr](http://querdenker.kommunikation.gbr)

Auszeichnungen

2009

Springorum-Denkmünze der RWTH Aachen

Mitgliedschaften

seit 2015

Gründungsmitglied der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft; Mitarbeit bei der Sektionsgründung der Sektion „Kulturmedien | Medienkulturen“

seit 2014

Gründungsmitglied der Gesellschaft für Dialogforschung

seit 2012

Mitglied der Gesellschaft für Medienwissenschaft